



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



KLINGER
IN DER
STURM- u. DRANGPERIODE.
DARGESTELLT
VON
MAX RIEGER.

UNS 21 c. 12



REP. G. 11,426 (1)
E1 728 A. 1



K1d

124

10/6

372

KLINGER

IN DER

STURM- UND DRANGPERIODE



1880

1881

1882

1883

1884

1885



KLINGER

IN DER

STURM- UND DRANGPERIODE

DARGESTELLT

VON

M. RIEGER

MIT VIELEN BRIEFEN



DARMSTADT

VERLAG VON ARNOLD BERGSTRÄSSER

1880

Alle Rechte vorbehalten.



HERRN

J. G. HALLIER

IN HAMBURG

IN HERZLICHER VEREHRUNG

ZUGEEIGNET



VORWORT.

Der Beruf zur vorliegenden Arbeit lag für mich in meiner verwantschaftlichen Beziehung zu dem Manne, der ihr Gegenstand ist, und in dem dadurch früh geweckten Interesse für dessen Persönlichkeit und Schriften. Ich entschloß mich diesem Berufe zu folgen, als mir die Benutzung der Briefe an Schleiermacher, die an meinem Wonort verwart lagen, gütig gewärt wurde. Sie bildeten einen solchen Grundstock biographischen Materiales, daß ich damit allein für die Zeit bis 1780 jedem Sammler überlegen war. Auf die Kunde davon verzichtete Professor WEINHOLD, der seinem Boie eine Arbeit über Klinger wolte folgen lassen, auf dieses Vorhaben, und überließ mir großmütig was er dafür gesammelt hatte zur Benutzung.

Ich übernam hiemit eine Verantwortlichkeit, der ich fürchten muß nicht zu genügen. Ich habe gerechte

Erwartungen bereits getäuscht, indem ich ungebührlich lange auf diesen Band warten ließ. Ich mußte mit manchem erst aufräumen; Arbeiten, die mir durch Wilhelm Wackernagels Hintritt zur Pflicht wurden, schoben sich ein; und Geschäfte, die mit der Wissenschaft nichts zu tun hatten, raubten mir die Sammlung, die zur Förderung eines solchen Werkes gehört. Rüstigere Kräfte, deren Ungeduld ich auf die Probe stellte, haben mir unter diesen Umständen manches Stück Arbeit vorweg genommen; sie werden auch nach mir noch viel zu tun finden. Ich bekenne gern daß ich von ihren Leistungen manchen Nutzen gezogen habe, und daß meiner Arbeit vieles fehlen würde, wenn sie früher zu Stande gekommen wäre.

Dem Manne, dem ich dieses Buch als einen Gegenstand seiner langjährigen Erwartung und als eine ware Angelegenheit seines Herzens zueigne, danke ich zugleich die erheblichste Förderung desselben, indem er mir wichtige Briefe gesteuert hat und mit den Seltenheiten seiner Bibliothek zu Hilfe gekommen ist. Unter denen, die mir sonst bereitwillige und zum Teil zuvorkommende Handreichung taten, hebe ich die Herren ERICH SCHMIDT in Straßburg, SEUFFERT in Würzburg, VISCHER in Basel, R. M. WERNER in Graz hervor, und bitte andre, die ich nicht nenne, dennoch meines Dankes versichert zu sein. Zwei Männer, die sich meiner Arbeit besonders freundlich angenommen hatten und zu denen sie mich in die angenehmste persönliche Be-

ziehung brachte, vermisse ich, indem ich dies schreibe, schmerzlich unter den Lebenden: THEODOR CREIZENACH und JEGOR VON SIVERS.

Wenn es mir zu Teil wird, einen zweiten Band über «Klinger in der Reife des Lebens» zu liefern, so werde ich neue Dankesplichten abzutragen haben, unter welchen ich jetzt nur die an Herrn Professor NICOLOVIUS in Bonn erwähe, da ich ohne seine Hilfeleistung überhaupt nicht an die Vollendung dieses Lebensbildes denken dürfte.

Man kann von Klinger, wenigstens von dem jungen, nicht sagen, daß sein Charakterbild in der Geschichte schwanke. Es gehört vielmehr zu denen, die fest ausgeprägt worden sind, ohne daß man vom Leben des Mannes etwas rechtes wußte und von seinen Schriften eingehend und zusammenhängend Kenntnis nahm. Der Name Klinger bezeichnet in der herkömmlichen literargeschichtlichen Ansicht wenig mehr als einen conventionellen Popanz, und erst die neueren Studien über ihn haben begonnen dieser abschreckenden Figur menschliche Züge abzugewinnen. Ich hoffe so viel geleistet zu haben, daß sie nun psychologisch belebt und verständlich vor uns steht, ohne doch zu sehr ins helle gemalt zu sein. Ein sorgfältiges Zusammenhalten der Schriften mit den biographischen Urkunden war dazu nötig; aber vielleicht bin ich in der Analytierung der Schriften zu breit geworden. Dies wäre indes nur bei denen ein Schade, die durch neuere Drucke zu-

gänglicher find. Leider ist die Lebensgeschichte auch jetzt noch dürftig und voll breiter Lücken, in denen die vermutende Phantasie ihr Spiel hat, und schwerlich gibt es noch irgendwo verborgene Quellen, die sich durch das steigende Interesse hervorlocken lassen. Eine ganze Schachtel voll Briefe, theils von Freunden an Klinger nach Gießen, theils von ihm an seine Angehörigen geschrieben, ließ seine Schwester Agnes, nach ängstlicher Frauenart, auf dem Sterbebette durch eine ihrer Töchter, die jung genug war um den Befehl leichten Herzens zu vollziehen, den Flammen übergeben, und nur durch einen Zufall der Aufbewahrung wurden die wenigen aus jenem Vorrat hier mitgetheilten gerettet.

ALSBACH a. d. Bergstr.

im Juni 1880.

M. R.

Überficht des Inhaltes.

Erstes Capitel. Kindheit und Jugend in Frankfurt. Herkunft S. 1. Frühes Unglück 3. Eintritt ins Gymnasium 4. Schulleben 5. Beziehungen zu Goethe 9. H. L. Wagner 13. Schumann 14. Ph. Chr. Kayfer 14. Andre Bekante 17. Ursprung der Beziehung zu Goethe 18. Goethe über Klinger 22. Dessen Kenntnisse 23.

Zweites Capitel. Gießen. Beziehung zu Höpfner 25. Klinger von Goethe mit dem Puppentheater unterstützt 26. Leben in Gießen 27. Albertine von Grün 29. E. Schleiermacher 33. Merck 34. Andre Verbindungen 35. Boie 36. Das Erstlingsdrama Otto 37. Das Leidende Weib 47. Anzeigen, Kritiken und kritische Äußerungen über beide Stücke 61. Das Pasquill «Die frohe Frau» 66. F. H. Jakobi 72. Die Brüder Stolberg 72. Das Offenbacher Mädchen 73. Lyrische Dichtungen 75. Jenny 80. J. M. Miller 81. Das Drama Donna Viola 85. Die Zwillinge 86. Bürger über die Zwillinge 97. 101. Desgl. K. Lessing 99. Desgl. Schloffer und Moritz 101. Desgl. O. Ludwig 102. Recensionen 104. Aufführungen 104. Ferienleben 106. Pyrrhus 106. Beschäftigung mit Petrarca 110. Die Neue Arria 110. Gleim über die N. A. 124. K. Lessings Recension 125. Äußerungen Lessings, Boies, Wielands 127. Simfone Grifaldo 129. Dessen subjective Bedeutung 140. Lenz auf der Durchreise nach Weimar 143. Misverhältnis zwischen Klinger und Höpfner 144. Klingers Hoffnung auf Goethe 145.

Drittes Capitel. Weimar. Aufnahme bei Goethe und Wieland 147. Berührung mit Lenz 148. Misserfolg mit dem Grifaldo 150. Bekantschaften, Hofleben 151. Ausichten auf Kriegsdienste durch Verwendung der Herzogin Amalie 153. Ungunst bei Goethe und Reflex derselben bei Wieland 156. Zeitvertreib, Verkehr in Gotha 158. Der «Wirrwarr» 159. Chr. Kaufmann 160. Entschluß Weimar zu verlassen 163. Das Verhältniß zu Goethe verschlimmert 164. Ursache 166. Bruch durch Kaufmann herbeigeführt 171. Dessen Beweggrund 173. Sein Erfolg in Weimar 175. Klinger engagiert sich bey Seyler 177. Kaufmanns Darstellung des Herganges 178.

Viertes Capitel. Bei Seyler. Beweggrund des Engagements 180. Seyler und seine Gefellschaft 181. Sturm und Drang 189. Aufführungen dieses Stückes 198. Grifaldo und Sturm und Drang vor der Kritik 200. Das Lied

«Mir iſt als müßt' ich dir was ſagen» 204. Umarbeitung des Leidenden Weibs 206. Stilpo und ſeine Kinder 207. Klingers Verhältniß zu Seyler 217. Leben in Dresden 218. Psyche 219. Spannung mit Kayſer 220. Klingers Uſurpation der «Soldaten» 221. Seyler zalt nicht 223. Seylers Geſellſchaft in Mannheim engagiert 224. Reiſe zu Leſſing 226. Vereitelung des Engagements trotz Leſſings Eintreten für Seyler 227. Die Geſellſchaft ſpielt in Frankfurt 228. Der Maler Müller 229. Die Geſellſchaft geht nach Mainz und Cöln 230. Klinger bei Jakobi in Düſſeldorf 231. Heinſe 232. Der verbannte Götterſohn 234. Beil und Bahrdt 238. Fataler Humor 239. Neue Verſuchung Kaufmanns, Bewerbung in Frankfurt 240. Der Neue Orpheus 241. Das franzöſiſche Feenmärchen und Crebillon 243. Orpheus 1. und 2. Teil 246. Molitor, Dalberg 253. Trennung 254.

Fünftes Capitel. Bei Schloffer und im Kriege. Schloffer Beſchützer der mit Goethe verfeindeten 257. Klinger als Irrenarzt bei Lenz 258. Deſſen Umtriebe gegen Klinger 259. Bewerbung um amerikaniſchen Kriegsdienst 262. Klinger und Pfeffer 263. Klinger in kaiſerl. Kriegsdienſten, Feldzeugmeiſter von Ried ſein Gönner 267. Zuſammentreffen mit Miller in Ulm 268. Der baieriſche Erbfolgekrieg 269. Orpheus 3. Teil 271. Vorrede zum 4. Teil 276. Der vierte Teil 281.

Sechſtes Capitel. Nach dem Kriege. Zürich, Emmendingen und Baſel. Klinger verabſchiedet, in Zürich 288. Wird Freimaurer 289. Der Derwiſch 290. Deſſen ſubjectiver Gehalt 300. Kaufmann erkant 302. Klinger in Emmendingen 303. Orpheus 5.—7. Teil 304. Schlettwein und Schloffer 305. Prinz Seidenwurm 309. Orpheus 5. Teil 321. Formoſo 323. Verachtung der Schriftſtellerei 331, der Kritik 334. Tod des Barons von Ried, Bewerbung um die Fürſprache des Erbprinzen von Darmſtadt 336. Charakteriſtiſche Auslaſſung gegen Schleiermacher 338. Wird vom Herzog von Montbeliard nach Petersburg empfohlen 339. Geht nach Baſel und Pratteln 340. Jakob Sarafin 342. Lavater auf Beſuch bei ihm 343. Der Spaziergang in Pratteln 344. Der Turban des großen Vizirs 347. Plim-plamplasko 347. Begegnungen in Baſel 361. Berufung nach Petersburg 361. Klinger und Schloffer 362. Begegnungen auf der Reiſe 366. Einſchiffung in Lübeck 367.



ERSTES CAPITEL.

Kindheit und Jugend in Frankfurt.

Im Odenwald, südöstlich von dem sagenberühmten Rodenstein, liegen in breitem Wiesental, zu beiden Seiten der dem Main zufließenden Gersprenz, zwei ehemals pfälzische Dörfer des Namens Beerfurt, unterschieden als Kirchbeerfurt und Pfaffenbeerfurt. Aus dem letzteren gieng 1740 oder bald nachher ein Bauernsohn JOHANNES KLINGER in die Fremde um sein Glück zu suchen. Er hatte das Schneiderhandwerk gelernt, kam aber nicht als Gefelle, sondern als Jäger im Dienst eines adellichen Herren nach Frankfurt. Hier ließ er sich als Constabel bei der städtischen Artillerie anwerben. Die Ursache dieses Schrittes war der Wunsch, einen Hausstand zu gründen: dazu konte der mittellose Fremdling so am ersten gelangen. Dies ist was ich aus der Klingerischen Familientradition, insbesondre den Erzählungen meiner Mutter* hievon weiß; der

* Ich werde noch öfter aus dieser Quelle zu schöpfen haben, und ich benutze diese erste Gelegenheit, um der teuren verewigten ein bescheidenes Denkmal zu setzen. JOHANNA CHARLOTTE AUTHÄUS war die zweite von vier Töchtern, welche KLINGERS Schwester AGNES überlebten. Sie blieb, nachdem ihre Mutter 1815 gestorben war, die Stütze des alten Vaters und vertrat Mutterstelle an den jungen Schwestern. Der Vater, Stifts-Dechant zu Lich in der Wetterau, starb 1822, und erst drei bis vier Jare nachher reichte Charlotte, spät und zögernd, dem jüngeren Freunde, der ihr längst sein Herz geschenkt hatte, die Hand. Von zwei Kindern blieb ihr nur eines. Von vielen Körperleiden heimgefucht war sie dazwischen durch geistige Spannkraft großer Anstrengungen fähig und leistete am späten Lebensabend das unglaubliche in der Pflege des langsam hinsterbenden

Geburtsort und die Profession wird in den Musterbüchern des ehemaligen Frankfurterischen Kriegszeugamtes urkundlich bestätigt*.

Johannes Klinger war jedoch bereits verheiratet gewesen, als er am Osterdienstag den 31. März 1750 mit Jungfer Cornelia Margareta Dorothea Fuchsin, nachgelassener Tochter des Sergeanten bei den Constabeln Georg Eberhard Fuchs, getraut wurde: denn als Witwer ward er nach den Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten am Sonntag Judica aufgeboten**. Ich habe die nähern Umstände dieser ersten Ehe nie erzählen hören; sie hatte jedenfalls keine Nachkommenschaft hinterlassen. Cornelia war Kammerjungfer gewesen; ihre Mutter trat in die junge Haushaltung mit ein. Klinger ward nachmals vom Militär beurlaubt und als Ordonnanz des jüngeren Bürgermeisters bedienstet. Seine Ehe ward mit vier Kindern gesegnet. Nach den Kirchenbucheinträgen ward am 19. Januar 1751 eine Tochter geboren, die nach der Großmutter Fuchsin den Namen Anna Katharina erhielt; am 18. Februar 1752 ein Sohn getauft (am Tag vorher

Gatten. Vor seinem Bette habe ich ihr im April 1866 das oft vernommene noch einmal, die Feder in der Hand, möglichst vollständig abgefragt. Im selben Sommer, mitten unter dem Jammer des damaligen Krieges, ward sie Witwe; im October 67 folgte sie dem Gatten nach einer Wallfahrt von 80 Jahren. Noch in diesem letzten Sommer ihres Lebens beschäftigte sie das Andenken ihres Oheims lebhaft: Hettners Aufsatz in der Westermannischen Monatschrift ward gründlich vorgenommen, darauf wieder einmal die von Wagner herausgegebenen Briefsammlungen durchgesehen und mit besonderem Interesse Albertine von Grün verfolgt. Ihr Geist hatte die Ausbildung nicht gefunden, die seine Fähigkeiten verdient hätten und nach der er schmachtete; aber sie war eine idealisch gestimmte und poetisch angelegte Natur. Immer wieder las sie vor allem andern Klingers Werke, mit besonderer Vorliebe Damokles, Giafar und die «Geschichte eines Deutschen», verfolgte was die Tagesliteratur über ihn brachte und schrieb aus Zeitschriften ab was ihr besonders anstand. Mit ihm selbst hatte sie vom Tode ihrer Mutter an bis zu seinem Tode Briefe gewechselt, ihn nie gesehen zu haben gehörte zu den Schmerzen ihres Lebens. Mit dem was sie, die Klingers Mutter bis in ihr vierzehntes, seine Schwestern bis in ihr acht- und neun- undzwanzigstes Jar gekant hatte, zu erzählen wußte, stimmten die Erzählungen ihrer Schwestern, deren jüngste noch lebt, bis auf Kleinigkeiten überein. Solch eine feste Familienüberlieferung wird sicher mangelhaft sein und in Zeitbestimmungen irren, sie kann fogar mythifizieren, aber sie ist willkommen wo die Urkunden im Stiche lassen.

* Berichte des Fr. d. Hochstiftes zu Frankfurt 1865, S. 55.

** M. BELLI, Leben in Frankfurt 3, 119.

also wol geboren), den Junker Friedrich Maximilian hub, «s. t. des Herrn Friedrich Maximilian von Lersners, Kaif. Maj. wirklichen Raths, wie auch älteren Schöffn und des Raths hieselbst, 1735 am 28. August geborner ehelicher Son»; am 1. December 1754 wieder ein Son, Johann Friedrich, der schon im September des folgenden Jares starb; und am 16. September 1757 eine Tochter Agnes. Für die anwachsende Familie ein entsprechenderes Auskommen zu finden konte dem Vater bei seiner dienstlichen Verwendung und der durch jene Patenschaft angedeuteten Beziehung zu einer patricischen Familie nicht wol mislingen. In der Tat war ihm die einträgliche Stelle eines Verwalters oder Beschließers im städtischen Leinwandhaufe schon zugesagt, als ihn der Tod in der Blüte der Jare ereilte. Er hatte bei dem Paten seines Sones als Krankenwärter zu wachen; in der Nacht fülte er sich selbst unwohl, verließ das Zimmer und tat im dunkeln einen todbringenden Fall: so die Familienüberlieferung. Die Frankfurter Nachrichten merken an als verstorben: In Frankfurt Donnerstags, den 14. Februarii 1760. Johannes Klinger, Constabler allhier, alt 37 Jahre*.

Die zweiunddreißigjährige Witwe, die nun für drei unerzogene Kinder und eine alternde Mutter allein zu sorgen hatte, und während eines Krankenlagers auch noch die Ersparnis aus besserer Zeit durch Diebstal verlor, rang tapfer mit ihrem Schickfal. Sie schuf sich einen Verdienst als Wäscherin, aber sie gieng ihm, wie meine Mutter versicherte, nicht im Taglon und nicht außer dem Haufe nach. Auch den Handel mit Feuersteinen und Glückern, den sie bis in ihre alten Tage während jeder Messe betrieb, fieng sie schon bald nach dem Verlust ihres Mannes an: denn die Tochter Agnes erinnerte sich, als kleines Mädchen den Weg von der Rittergasse nach dem Fartor, wo der Laden war, auf dem Rücken ihres Bruders Max zurückgelegt zu haben. Die bisherige Wohnung, im Palmaum an der Allerheiligengasse, war nämlich mit einer noch bescheidneren in einem engen Seitengäßchen der letzteren vertauscht worden, die der Frankfurter Tradition wol bekant geblieben ist. So knapp es ihr gieng, brachte es die Klingerin doch fertig, auch noch an einem Waisenkinde, Cornelia Humbrecht, das ihre Gote war,

* BELLI a. a. O. 4, 171.

Christenpflicht zu üben: sie nam es bei sich auf und erzog es mit ihren Kindern. «Ich habe eine gute, redliche, verständige Mutter gehabt», schrieb Klinger am 2. April 1818 an die Tarnow.

Die Hilfe guter Menschen wird der armen nicht gefehlt haben. Ein Ergebnis wolwollenden Beistandes war auf alle Fälle der Anfang zu einer wissenschaftlichen Ausbildung des jungen Max. Von einem längst in hohem Alter verstorbenen würdigen Frankfurter, dem Dr. med. HOFFMANN, ist hierüber eine Erzählung ausgegangen, die zuerst in dem Frankfurter Gedenkbuch zur Jubelfeier der Buchdruckerkunst (1840) S. 111, dann mit etwas novellenhafter Ausföhrung in dem Beiblatt des Frankfurter Journals «Didaskalia» vom 12. September 1840 literarisch fixiert wurde. Danach hätte der Knabe, da er mit seinem Vater im Augsburger Hof beim Holzhacken und Sägen beschäftigt war, durch seine Schönheit und sein blitzendes Auge die Aufmerksamkeit des vorübergehenden Rectors ZINK vom Gymnasium erregt. «Er redete mit dem Kleinen und fragte ihn, ob er außer dieser Beschäftigung auch etwas in der Schule gelernt hätte? Der Knabe antwortete, daß seine Eltern zu arm wären, um ihn zur Schule zu senden; er selbst wünsche freilich alles lernen zu können, wozu er jedoch keine Hoffnung habe.» Zink hätte hierauf Vater und Son zu sich kommen lassen und sich selbst angeboten, den Knaben zu unterrichten, worauf dieser denn nach einiger Zeit ins Gymnasium konnte aufgenommen werden. Diese Erzählung richtet sich selbst, indem sie einen großen Jungen voraussetzt, der seinem Vater bei schwerer Arbeit hilft, da doch bei dessen Tode dem Son noch vier Tage zum achten Lebensjare fehlten. Wie sollte auch ein Gymnasiallehrer — denn das war Zink, nicht Rector* — darauf verfallen, einem so kleinen Knaben Elementarunterricht zu geben, statt seinen Eintritt in eine geeignete Schule zu vermitteln? Endlich kann von einer drückenden Armut, die auch den gewöhnlichsten Schulunterricht der Kinder ausgeschlossen hätte, am wenigsten bei Lebzeiten des Vaters Klinger die Rede sein. Das Verdienst, das sich Zink um Klingers Ausbildung wirklich erworben, hat die Ueberlieferung sagenhaft aufgeputzt. Eine andere sehr viel wahrscheinlichere Erzählung derselben Begebenheit, deren Quelle aber nicht angegeben wird,

* Er starb 1786 als *quartae classis collega emeritus*.

findet sich bei v. HEYDEN, Gallerie berühmter Frankfurter S. 64. Danach wurde Max im Alter von elf bis zwölf Jaren in der Nähe des Augsburger Hofes, wo er in Gesellschaft eines Nachbarjungen zufällig vorbeikam, von einer Magd aufgefordert, einen Haufen gespaltenen Holzes, der vor einem Hause lag, drei Stiegen hinauf tragen zu helfen. Als die Knaben dann von der Hausfrau, der Gattin des Professors Zink, den verdienten Lon empfingen, fiel dieser der eine durch Schönheit und lebhaftes, anständiges Wesen auf, sie fragte ihn aus und beauftragte ihn, baldigt seine Mutter zu ihr zu schicken, der sie etwas wichtiges zu sagen habe. Darauf habe denn Zink die Sorge für Schulgeld und Bücher übernommen und sich auch zur Privatunterweisung erboten. Meine Mutter wußte indes auch von dieser Geschichte nichts. Nach ihrem Berichte gieng Max mit der älteren Schwester Katharine zu einem Schulmeister Hüttner in der Rittergasse in die Schule, und auf Anraten dieses Lehrers suchte die Mutter den Professor Zink auf, um mit ihm über die Möglichkeit einer Aufnahme ins Gymnasium zu sprechen. Man sieht, daß diese Angabe, mit der Hoffmannischen Erzählung unverträglich, sich mit der bei Heyden ganz wol vereinigt. Die Aufforderung der Frau Zinkin kann vorausgegangen, dann der Schulmeister um seine Meinung befragt und der Gang gewagt worden sein. Die Güte, mit der Zink sich des armen Knaben jedenfalls angenommen hat, scheint ein dauerndes Verhältnis zwischen beiden Familien begründet zu haben; wenigstens war Agnes nachmals mit einer Tochter Zinks, die einen Kaufmann in Hanau heiratete, befreundet.

Der Knabe machte im Gymnasium die Erfahrung, daß man noch weit schlimmer daran sein kann, als er es war. Selbst ein später, hinter den Altersgenossen zurückgebliebener Schüler, fand er in der Classe, in die er eintrat, einen vier bis fünf Jare älteren Jungen aus Windecken bei Hanau, letzten Sprößling einer alten und angesehenen frankfurtischen Familie, Son eines Arztes, der mit elf Jahren vater- und mutterlos, durch Kriegsläufe und ungetreue Vormünder verarmt, im Alter von vierzehn Jaren sich der Bestimmung zum Handwerk hartnäckig entzogen und, ich weiß nicht wie, den Weg ins Frankfurter Gymnasium gefunden hatte. Er hieß Johann Georg AUTHÄUS. Max Klinger, selbst Gegenstand fremden Erbarmens, erbarmte sich seiner, gegen dem er reich

und glücklich war, erzählte von ihm zu Hauße und ward von Mutter und Großmutter aufgefordert ihn mitzubringen, so oft es ihm gefiele. Ein gemeinfames Schulerlebnis scheint beide enger verbunden zu haben. Ein gewisser Schüler, der aus Bergen stammte, wurde von einem gewissen Lehrer — ich habe auch beider Namen nennen hören — begünstigt, weil seine Mutter den letzteren fleißig mit Zufendung ländlicher Erzeugnisse verehrte. Als nun der Schüler ein Vergehen begieng, gelang es die Schuld auf Authäus und Klinger, die zwei schutzlofsten seiner Genossen, zu wälzen, und sie litten die Strafe, der jener entgieng. Der glückliche war frech genug, auf Authäus eigner Stube ihn darob zu verhöhnen, und Authäus warf ihn im Zorn die Treppe hinunter in eine Waschbütte. Die Sache war so ernst, daß der Täter dem verzweifelten Gedanken Raum geben konte, sich bei den Preußen anwerben zu lassen, doch kam es zu keinem verhängnisvollen Schritte, natürlich aber zu neuer, schwerer Strafe. Die Schulgeschichte, die im 3. Capitel des Weltmanns und Dichters erzählt wird, hat mit dieser erlebten die äußere Aenlichkeit, daß ein armer schutzloser Knabe an eines andern Stelle schwer gezüchtigt wird, während die Motivierung abweicht. Dennoch hatte wol meine Mutter Recht, wenn sie behauptete, das berichtete Erlebnis läge hier zu Grunde. Nach ihm jedesfalls und vielleicht in seiner Folge geschah es, daß Authäus in die arme Wohnung in der Rittergasse und in das Bette seines Freundes aufgenommen wurde, one mehr als eine Entschädigung für die ihm reichende Kost zalen zu müssen.

Beide Knaben benützten jede Gelegenheit zu einem anständigen Verdienste. Sie fanden Aufnahme in den Chor der Currendschüler, die von einem Präfecten geleitet an gewissen Wochentagen vor den Häusern frommer Bürger, und vor solchen, worin ein Totes lag, geistliche Lieder fangen und bei feierlichen Begräbnissen singend vor dem Leichenwagen herzogen. Diese an Luthers Knabenjare gemanende Tatsache beruht bezüglich Klingers auf der Erzählung des Dr. Hoffmann; meine Mutter wußte nur, daß Authäus auf diese Art einen Verdienst gehabt habe und fand es bei ihrem Oheim nicht warscheinlich: denn dieser, dem die Tarnow nachmals einen «erschütternden hollen Brustton» beilegte, habe keine gute Singstimme gehabt, sondern nach Authäus, der sich eines trefflichen Tenors bewußt war, «geblökt». Doch kann

mehr als eine unschöne Stimme, der ein kleiner Verdienst zu gönnen war, wenn sie nicht zu sehr detonierte, zur Verstärkung des Chors gedient haben. Eine nicht zu verachtende Aufbesserung war es auch und zugleich eine Anerkennung seines zuverlässigen Charakters, daß Klinger die Stelle eines *Calefactor's* im Gymnasium bekam. Schüler, die sie inne hatten, mußten das Vertrauen der Lehrer besitzen und waren leicht versucht, sich dessen auf Kosten des Mutwillens und der Unarten ihrer Mitschüler würdig zu beweisen, daher man noch jezt, da die Ofenheizung längst nicht mehr Schülerarbeit ist, einen bedientenhaft sich anschmeichelnden Menschen einen Kalfakter nennt und davon das Zeitwort kalfaktern bildet. Eine Ehre in Schüleraugen war das Amt gewiss auch zu Klingers Zeiten nicht, aber womit mußte nicht die Not verfühnen! Eine Dienstwohnung im Gymnasium war mit ihm verbunden und ein Diener wurde seinem Inhaber gehalten. Die wichtigste Einkommensquelle war natürlich, sobald man in die höheren Classen aufrückte, der Privatunterricht bei jüngeren Schülern, dem beide Freunde mit Aufbietung aller Kräfte und unter reichlicher Nachfrage oblagen. Er sollte das Capital beschaffen, das später auf der Universität verbraucht werden sollte. Und doch giengen daneben noch Privatstunden her, die man am späten Abend bei dem nachmaligen Pfarrer Minner zu Frankfurt selber nam. Ich besitze ein Exemplar von Rambachs heilsamen Wahrheiten des Evangelii, einer Predigtsammlung von 1546 Quartseiten, auf dessen Deckel, dem Titelblatt gegenüber, in sorgfältigen Zügen geschrieben steht: *Referor ad libros Friderici Maximiliani Klingeri Francofurti ad Mœnum 11. Junii Anno 1768. Symbolum meum est*

*Ah! Deus omnipotens animam cum corpore serva,
Ut possim studiis semper adesse meis.*

Welche rühende Bedeutung gewinnt dieses wolgebaute Distichon, wenn man jener strengen Bemühungen in so zartem Alter gedenkt!

Das Programm des Rectors PURMANN auf die am 24. September 1772 zu haltende sogenannte Progression entwirft den Hergang dieser Feierlichkeit wie folgt: «Zuerst werde ich in einer lateinischen Rede die Ursache anführen: Warum die Menschen so gern an den traurigen Schicksalen andrer Theil nehmen. Hierauf wird der Exemt und Präfect des großen Chors, Johannes Kissner von Frankfurt,

der sich durch Fleiß und gutes Betragen allgemeines Lob erworben hat, von dem Nutzen, den die Liebhaber der schönen Wissenschaften aus der Rechenkunst haben, lateinisch reden. Alsdann wird die sogenannte Progression gehalten werden, da aus allen Classen einige wohlgerathene und gefittete Schüler im Namen der übrigen ihre Dankbarkeit gegen die Beschützer und Erhalter dieses Gymnasii in kurzen Reden an den Tag legen werden. Ihre Namen sind folgende: Aus der ersten Classe Johann Georg Authäus von Windecken, Friedrich Maximilian Klinger von Frankfurt. Aus der zweiten» u. s. w. Hiemit erfahren wir, wann Klinger vom Gymnasium abgegangen ist, denn man hat one Zweifel die Repräsentanten der Prima aus ihren Abiturienten gewält. Von Authäus weiß ich, daß er 1761 eingetreten war; und länger als elf Jare wird es wol nicht möglich gewesen sein, sich in den vier Classen herum zu treiben.

Es ist von Wert, aus diesem Programm zu erfsehen, welcher Geist in der Frankfurter Gelehrtenschule damals herrschte. Offenbar hatte sie der utilitarischen und belletristischen Zeitrichtung ihre Tore weit genug aufgetan. «Beides», sagt Purmann, «sowohl die neueste Historie als auch Geographie zu erleichtern, ist die Veranstaltung getroffen worden, daß die Schüler der drei obersten Classen des Samstags in der letzten Stunde von 10—11 zusammen kommen, wo sie zur Lesung einer politischen Zeitung angehalten und ihnen von dem Lehrer der dritten Classe die nöthige Erklärung darin gegeben wird. Hier zeigt sich Gelegenheit, den Schülern außer den vorhin gemeldeten Puncten auch einige Nachricht von den Werken der Kunst, neuen Erfindungen und dergl. mehr zu geben». Ferner: «Denjenigen, die natürliche Anlage zur Dichtkunst haben, wird Gelegenheit zu eigenen Ausarbeitungen gegeben. Besonders aber werden ihnen bei Erklärung der Poeten die Schönheiten gezeigt und zugleich Anleitung gegeben, über die Vorzüge eines Gedichtes mit Geschmack zu urtheilen und mit der Lectüre eine gesunde Kritik zu verbinden». Hier ist freilich nur von lateinischen und griechischen Poeten die Rede, aber man sieht, daß sie in belletristischem Sinne behandelt wurden und der Unterricht dazu angetan war, schöne Geister zu erwecken.

Auf Klingers Abgang vom Gymnasium folgte aber nicht alsbald sein Uebergang zum akademischen Studium. Aus dem In-

scriptionsbuch der Universität Gießen hat man ermittelt, daß er den 16. April 1774 unter dem Rectorate des Dr. Joh. Wilh. Baumer daselbst immatriculiert worden ist. Was er in den zwischenliegenden anderthalb Jaren getrieben, darüber verlautet nichts. Aber was wird es anders gewesen sein als durch Unterricht Geld verdienen! Er hatte auf dem Gymnasium schwerlich so viel ersparen können als man für nötig hielt um das Universitätsstudium zu beginnen: vielleicht waren sogar Schulden abzuverdienen, und galt es jetzt erst mit mehr Zeit und Kraft als bisher eine Weile ums Brot zu arbeiten.

Die Sorge und Mühe um die Notdurft des Lebens, die auf Klingers Jugend fort und fort lastete und ihre Entwicklung einzwängte, hinderte nicht, daß diese letzte Zeit in Frankfurt wol die glücklichste in seinem Leben war. Das Alter von zwanzig Jaren braucht nicht viel um sein selber froh zu werden; diesem armen Jungen aber ward ein Gut zu Teil, um das ihn Könige beneiden durften: ein traulicher Verkehr mit dem genialsten und lebenswürdigsten Menschen seines Jahrhunderts. Sein Glück hatte gewolt, daß GÖTTE sein Landsmann und nur wenig Jare älter war als er: gerade hinreichend, um ein Verhältnis bewundernder Unterordnung naturgemäß zu machen, und doch nicht zu viel, um ihm den kameradschaftlichen Charakter zu rauben.

Wir müssen hier, um dieses Verhältnis des leidenschaftlichen, von äußerem Druck gepeinigten Jünglings zu dem reiferen, im Sonnenschein wandelnden Freunde gleich zu charakterisieren, vorausnehmen, was jener im Sommer 1776 an Schleiermacher schrieb: «drück dich und andre nicht und schieß am Ende alle Pfeil auf mich, weil du weißt, daß ichs allein und gut aufnehme. Wüthe und fluche gegen mich — werf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müßte der Mensch was haben, wohin er gösse und schütte. Das hatt ich all an Goethe». Man kann sich vorstellen, wie viel Geduld und Gütmütigkeit solche Freundschaftsdienste von Goethe gefordert haben; und wenn wir mehr davon wüßten, würde ein neues schönes Licht auf sein jugendliches Charakterbild fallen.

Goethe war im August 1771 von Straßburg zurückgekehrt und gedenkt von da an in seiner Lebensbeschreibung öfter, wie-

wol meist nur in feiner andeutenden verallgemeinernden Weise eines Kreißes befreundeter Jünglinge, mit dem er in Frankfurt lebte und in dem sein Wesen, Denken und Dichten einen begeisterten Wiederhall fand. «Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heitern Gefellschafter; mit Riefe ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er, durch anhaltenden Widerspruch, einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte. Andere traten nach und nach zu diesem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schloffer allerdings oben an» (Ausg. in 40 Bänden, 22, 68 ff.). Die Anderen, deren er später wirklich gedenkt, sind Heinrich Leopold WAGNER, der Dichter der Kindesmörderin, und Klinger; so zu sagen als auswärtiges Mitglied erscheint der von Straßburg her mit ihm verbundene LENZ. An einer andern Stelle wird dann die literarische Revolution der Siebenziger Jare, aus der Goethe selbst als Herscher hervorgieng, auf seinen ermunternden Wechselverkehr mit einer größern Anzal begabter Jünglinge zurückgeführt. «Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eigenen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Leben lassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literar-epoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jareszeit eigen sein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten (87 f.).

Die kleine Frankfurter Gesellschaft, die den Dichter des Götz

und Werther umgab und in der doch nur Wagner und Klinger selbst poetisch productiv waren, erscheint hier gewissermaßen als der feste Kern der Sturm- und Drangperiode, der allerlei andre Elemente wie zu einem Kometenschweif an- und hinter sich herzieht. Von ganz besondrer Bedeutung aber war jene Gesellschaft für den Ursprung der kleineren Werke burlesken Stils, in welchen Goethe sich gerne ausließ. «Mehr als alle Zerstreuungen des Tags hielt den Verfasser von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Luft ab, die über jene Gesellschaft gekommen, alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging zu dramatisieren. — — Durch ein geistreiches Zusammensein an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles Dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hatte, um größere Compositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Misverständnis, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen». Dr. Bahrdrdt besuchte den Autor des Prologs zu seinen neuesten Offenbarungen und wolte ihn durch gutmütige Aufnahme des Spottes beschämen: «wir jungen Leute aber fuhren fort kein gefelliges Fest zu begehen, ohne mit stiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten» (179 f.). Und einmal wenigstens erhalten wir einen wirklichen, vom Nebel allgemeiner Ausdrücke nicht verschleierten Einblick in das Treiben der Gesellschaft: wir dürfen zuhören, wie Goethe im December 1774 den Prinzen von Weimar und ihrem Begleiter Knebel die Entstehung der (im März erschienenen) Farce Götter, Helden und Wieland erzält. «Und so konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugestehen, daß wir, als wahrhaft oberrheinische Gefellen, sowohl der Neigung als der Abneigung keine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakspereas ging bei uns bis zur Anbetung». Wieland aber hatte sich an Shakspere durch die Anmerkungen zu seiner Uebersetzung vergangen. «Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen

Willen gegen ihn noch schärfte»: es geschah in den Briefen, die er über seine Oper *Alceste* in den *Merkur* einrückte. «Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth alles zu dramatisiren mich eines Sonntag Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders das ganze Stück, wie es jetzt da liegt, in Einer Sitzung niederfchrieb. Es war nicht so bald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. — — Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät diesen arglosen Ursprung des Stücks, so gut wie ich ihn selbst wußte, vorzählt, um sie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns unter einander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend jemand auf seinen Lorbeeren einschlafen. Man verglich eine solche Gesellschaft jenen Flibustiern, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weshalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtfisch eine Pistole loschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge». Es gibt auch heute noch oberrheinische — man sagt jezt mittelhheinische — Gefellen, die sich durch eine solche Schilderung erinnert fühlen, wie sie als junge Leute zusammen den Shakspere lasen, in der Unbedingtheit seiner Bewunderung wetteiferten, seine Redensarten beim Wein einander an den Kopf warfen und in Wort, Vers und Bild so vielen und so guten Hon trieben, als ihnen der Geist gab. Goethe hat so vielerlei von bedeutenden Einwirkungen, die er empfing, zu erzählen, daß dieses Treiben, bei dem er weit weniger empfing als gab, in seinem Berichte wenig hervortritt; aber im Leben selbst mag es leicht einen breiteren Raum eingenommen und neben dem Verkehr in Darmstadt, der durch die Teilname edler Frauen einen ganz andern Charakter trug, zum Hervorlocken seiner Schöpferkraft nicht wenig mitgewirkt haben.

Der Ort, wo jene Farce geschrieben, vorgelesen und bejubelt

ward, war, wie meine Mutter hatte erzählen hören, Klingers Stube. «Das arme Zimmer im Rittergäßchen», so berichtet Creizenach (im Frkf. Mus. 1856) auf Grund der Frankfurter Ueberlieferung, «vereinigte damals jeden Sonnabend» — Goethe gibt aber den Sonntag Nachmittag an — «die ersten Namen der neuen Schule zu Besprechungen, in welchen eine leidenschaftliche Offenheit vorherrschte. — — Noch lange, nachdem die rasche Woge der 70er Jahre verrauscht war, sah man an der niedrigen Lehmwand der armen Frau Klinger die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinse, Füssli u. A.». Auch auswärtige Freunde und Bewunderer, die Goethen zu besuchen kamen, betraten wol diese Wohnung, und Mutter und Schwester mochten ihr Teil Unterhaltung bei dieser angeregten Gefelligkeit finden. Die ältere Schwester Katharine, eine Natur von ernster Tüchtigkeit, der es aber an äußeren Reizen und glücklichem Temperament gebrach, wurde hiebei weniger beachtet, aber die noch sehr junge Agnes, nach Goethes Ausdruck ebenso schön und wacker wie ihr Bruder, von diesem selbst (an die Tarnow) eine «treffliche, so gute, schöne als geistreiche Schwester» genant, scheint von den genialen Gästen gerne gesehen worden zu sein. Sie konnte nachmals ihren Kindern erzählen, daß sie die Stolberge und Miller — den viel gelesenen — kennen gelernt habe. Goethe konnte sich bei Klinger erkundigen, ob er dieser Schwester das Manuscript der Stella gegeben habe (Br. 9), und ihm in Weimar Grüße an die Seinen auftragen. Gotter, Goethes Freund von Wetzlar her, der im Herbst 74 durch Frankfurt gekommen war, wechselte sogar Briefe mit Agnes, wie die Nachschrift unter dem Briefe Klingers an ihn vom 5. September 1777 beweist.

WAGNER war Ende Mai 1774 von Saarbrücken nach Gießen gezogen, gewiss nicht ohne sich auf der Reise in Frankfurt aufzuhalten und jetzt schon Goethes Bekantschaft zu suchen; in Gießen wird ihm Klingers feine nicht entgangen sein. Seit der Herbstmesse desselben Jahres kam er in Frankfurt seinen Aufenthalt, wo indes sein gutes Verhältniß zu Goethe nicht länger als ein halbes Jahr dauern sollte, da er es durch die vielberufene Prometheus-Farce selbst untergrub. In Klingers Briefen wird seiner nur einmal gedacht, und wie man beide kennt, fehlte es an der tieferen Uebereinstimmung der Sinnesart, um sie sehr eng zu verbinden. Nicht

aber an der leicht geschlossenen vertraulichen Kameradschaft, die in jener Zeit so wolfeil war, und sie reichte hin um Wagner auch mit Klingers Familie in eine freundliche Beziehung zu bringen. In den Briefen der Frauen, die mir vorliegen, ist von «unserm Freund Wagner» zum öfteren die Rede. Ihn und Goethe als die interessantesten Hausfreunde neben einander stellend, schreibt die Mutter Klinger den 9. November 1775 an Schumann in Mainz: «gestern Abend war Wagner der Promedeiß bey uns insgeheim, oder wissen Sie noch nicht, daß Wagner in Höchst ist schon lang. Unser Goethe der heilig Mann ist schon 5 Wochen von hier weg gereist mit dem Herzog von Weimar. Man sagt er wäre Hofrath worden. Der Promedeiß Wagner läßt Sie grüßen.» Eine Schwester, die dieser bei sich hatte, schloß sich sehr innig an die Klingerischen und besonders an Agnes an, so daß, wenn er verreist war, die Mädchen abwechselnd bei der «Wagnern» schliefen und ihr Gesellschaft leisteten; und an Wagners frühem Sterbebette stand ihr die Mutter Klinger tröstlich zur Seite.

Daniel SCHUMANN, ein dem kaufmännischen Berufe gewidmeter Bürgersohn, nachmals Inhaber einer Tabaksfabrik in Frankfurt, war Klingers frühester Jugendgespieler; er trat ein halbes Jahr nach dessen Abgang zur Universität in einem Geschäfte zu Mainz ein. Er war ein hübscher Junge von gutem Benehmen, und auch er hatte einen Anflug von Geniewesen, der später einem pietistischen Zuge wich. Daß ihn Wagner grüßen läßt, beweist, daß er sich mit den Genies bei Klinger wenigstens freundlich begegnete, wenn er auch nicht zu der «Societät» gehörte. Mehr wird ihnen Authaus ausgewichen sein; in seiner Natur lagen keine Berührungspunkte mit ihnen. Er gieng mit seinem Freunde Kißner oder hinter diesem her zum Studium nach Halle; er wurde ein Theologe Gellertischer Observanz, und ein höchst würdiger, seinem Berufe ganz hingeegebener Geistlicher.

Anders war es mit einem dritten Jugendfreunde, Philipp Christoph KAYSER. Er war drei Jahre jünger als Klinger, Sohn des Organisten an der Katharinenkirche, und ergriff die Musik als angestammten Lebensberuf. Zugleich ergieng er sich in lyrischen Gedichten und in einem sich selbst beschauenden Gemütsleben nach dem Genieftil, und er stand Goethe nahe genug, daß sich nach der frühen örtlichen Trennung eine dauernde Beziehung zwischen beiden erhalten konnte.

Wie Goethe ihm seine Singspiele zur Composition anvertraute, wie viel Freude er 1781 in Weimar am Verkehr mit ihm fand, wie er ihn zu sich nach Rom zog und ihm zu anderem gutem behilfflich war, ist bekant genug. Kayfer muß ein Mensch von gewinnender Liebenswürdigkeit, aber auch, wie das bei begabten Musikern leicht eintrifft, eine schwierige und absonderliche, eine melancholische und selbstquälerische Natur gewesen sein: auf beides lassen die an ihn gerichteten Briefe, die uns in ziemlicher Anzahl vorliegen, schließen; um so höher dürfen wir von den inneren Reichtümern dieser Natur denken, die nicht nur Klingers Freundschaft für immer, sondern auch Goethens seine so lange zu fesseln vermochte. Freilich hatte er Goethen etwas zu geben, was dieser in sich selbst nicht fand: Musik zu seinen Versen und Aufklärung über die Kunstprincipien der Musik; und als er nachmals mit Reichardt in Verbindung kam, ließ er Kayfern fallen, wovon die Folge war, daß er sich seiner in Wahrheit und Dichtung mit keinem Wort erinnerte*. Aus der frühen Beziehung zu Goethe stammte offenbar Kayfers Vertraulichkeit und brieflicher Verkehr mit Lenz, den er auf der Reise nach Zürich in Straßburg aufsuchte und von da an neben Röderer zum Freunde gewonnen hatte. Denn in jene schweizerische Stadt, wo sich ihm Lavaters Kreis öffnete, verschlug ihn das Schicksal früh und für immer. Er hatte sich, nach der Klingerischen Familientradition, in ein vorzeitiges und noch dazu unstandesmäßiges Liebesverhältnis mit einer Jugendgepielin, der Tochter des Türmers an der Katharinenkirche begeben; sein musikalischer Sinn war dabei nicht unbeteiligt, da, wie ich aus einem der mir handschriftlich vorliegenden Gedichte sehe, Sannchen ihn neben andern Reizen auch durch eine schöne Singstimme entzückte. Seine Eltern wünschten dieses Verhältnis zu trennen, und man darf annehmen, daß durch Goethens und Lavaters Vermittelung die Wahl eines künftigen Aufenthaltes für ihn auf Zürich fiel, wohin er zu Anfang des Jahres 1775 abgegangen sein muß. Neben dieser Erschütterung seines weichen und leidenschaftlichen Herzens gab die Auflehnung eines stolzen Sinnes gegen den Druck des Lebens und dessen kümmerliche Verhältnisse seinen

* Ueber Kayfer haben gehandelt: DÜNTZER, Frauenb. aus Goethes Jugendz. 170 ff., STÖBER, J. G. Röderer 36 ff. BURCKHARDT, Goethe u. Kayfer.

Stimmungen den Ton, und sie war es zugleich, die ihn sympathisch mit Klinger verband. Denn dieser war sein eigentlicher Freund, während er zu Goëthen aus einer gewissen Ferne empor und dieser als Gönner zu ihm herab sah. Die Verbindung umfaßte beiderseits die Angehörigen; auch Agnes war seine Freundin, wechselte Briefe mit ihm und liebte ihn wie ihren Max (s. die 2, 462. 498 von Burckhardt in den Grenzboten XIX, veröffentlichten Briefe), und mit seiner trefflichen Schwester Dorothea blieb sie lebenslang aufs innigste verbunden. Wie Goëthens Verhältnis zu Klinger pädagogischer Natur war, so das seinige zu Kayfer. Seine früh errungene und unter Sturm und Drang sich schließlich behauptende Lebensweisheit, nicht mit dem Schicksal zu hadern, aber sich keinem Drucke zu beugen, den Sinn frei und offen zu erhalten und keine Gunst des Augenblickes zu verscherzen, gewann dem jüngern Freunde eine freiwillige und lange dauernde Unterwerfung unter seinen Einfluß ab. Kayfers Briefe an Schleiermacher, die man im Anhang dieses Buches findet, geben manigfaches, mitunter rührendes Zeugnis davon, in keinem Ausdrücke stärker als wo er einmal sagt «ich aus Klingers Geschlecht und Samen». Hier möge ein Gedicht zeugen, das er aus Zürich schickte, das aber nach der vergleichsweise ungeübten Form zu schließen wol noch aus Frankfurt stammt:

An Klinger.

Um Mitternacht.

Dich denk' ich — Ha! mein Geist beginnt
Hinan! Das Blut in Adern rinnt;
Mein Herz klopft tausendfach in Schlägen
Dem Bild, das meine Phantasie
Sich jizzo malt, — und Himmel wie? —
In Götter Wonn' entgegen.

Dich denk' ich — ha! da stehst du schon
Vor mir — und lächelst stillen Hohn
Dem Volk, das nur in feinen Leiden
Die Ruthe fühlt, das nicht wie ich
Und du, dem Schicksal willig dich
Ergiebt — und fühlt doch Freuden.

Da stehst du! hold von Angesicht
Blickst du mich an, und süße spricht

Dein Mund die öftern Lehren wieder:
 Sey stark und männlich! halt dich auf!
 Sey ruhig! laß der Dinge Lauf!
 Und beug dich nur nicht nieder!

— — — — —

Ich folge; Ja! reich mir die Hand
 Noch ferner hin! Ins Götterland
 Selbst, solst du mich dir folgen sehen.
 Du bist mein Vater, Lehrer, Freund,
 Du bist mir alles! ganz vereint
 Mit dir will ich nur gehen

Die Bahne durch, die dornenvoll
 Zwar ist — doch endlich auch noch soll
 Uns bald zur Rosenlaube führen.
 Geh muthig vor! Ich seh das Ziel!
 Ich seh den Kranz! — der Kränze viel! —
 Thät mich auch einer zieren!!!

Auf zwei Niederschriften, die mir vorliegen, hat das Gedicht die Nachschrift: «an einem der elendsten Abenden meines Lebens, den ich nun auch nicht detailliren will, entstand dies und brachte mir Trost. In dieser Situation muß man mich und das Gedicht ansehen». Auf dem einen Blatte folgen noch die an Schleiermacher gerichteten Worte: «sprich nochmals mit mir Amen dazu!»

Neben Wagner und Kayser erkennen wir dann auch KEHR (f. Loeper z. Währh. u. D. Anm. 180) und RIESE als Freunde, die Goethe mit Klinger geteilt hat. Beiden werden in des letztern Auftrag Exemplare des Grifaldo zugeschickt (Br. 27); Riefe hatte ihm nebst einem andern Bekanten DIEHL, der auch als Heinse's Freund begegnet*, zu seiner Reise nach Weimar Geld geliehen, dessen Wiedererstattung einen stehenden Punct in seinen Briefen an Schleiermacher bildet. Am 18. September 1804 schrieb er an Goethes Mutter: «sollten Sie den alten Freund Riefe sehen und Willemer**, so bitt ich, sie im alten Sinn zu grüßen. Von Riefe hab ich nie wieder gehört, und hätte so gern von ihm gehört» (Keil, Fr. Rath 356). Endlich wird eine persönliche und freund-

* Briefw. zw. Gleim, Heinse u. Müller 1, 213.

** Dieser war 1760 geboren, kann also wol erst 1777, als Klinger mit der Seilerischen Gesellschaft wieder nach Frankfurt kam, ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit geworden sein. Willemer's Begeisterung für das Theater wird die Gelegenheit dazu herbeigeführt haben.

schaftliche Beziehung zu GEORG SCHLOSSER vor dessen Abgang von Frankfurt durch die Gaßfreundschaft, die Klinger später bei ihm in Emmendingen genoß, vorausgesetzt.

Im Mittelpunkt aller dieser Beziehungen stand Goethe. Es reizt die Neugierde unwiderstehlich zu erraten, durch welche Mittelglieder Klingers Verbindung mit dem berühmteren Landsmanne, den ein so weiter gesellschaftlicher Abstand von ihm trennte, geknüpft worden ist. Goethe sagt in seiner Lebensbeschreibung (22, 191): «man liebt an dem Mädchen was es ist, und an dem Jüngling, was er ankündigt, und so war ich Klingers Freund, sobald ich ihn kennen lernte». Mit Beziehung auf diese und die sich daran schließenden Worte einer liebevollen Charakteristik schreibt ihm Klinger 1814: «wie angenehm mußte es mir seyn, mich von Ihnen im 18. Jahre so erkannt und in meinem Innern erforscht zu sehen». Ist hier die Erinnerung genau — und warum sollte man sie in einem so wichtigen Punkte bezweifeln — so hat die Bekantschaft, die gleich zur Freundschaft wurde, zwischen dem Februar 1769 und Februar 1770 begonnen, also in jenem Lebensabschnitte Goethes, von dem er uns so unvollständig zu unterrichten für gut fand, daß in seiner Darstellung zwischen der Rückkehr von Leipzig (Anfang September 1768) und dem Abgange nach Straßburg (Ende März 1770) statt neunzehn Monate nur sieben zu liegen scheinen. Was aber konnte in aller Welt damals den Son des Herrn Rates und Enkel des Stadtschultheißen mit dem Son der Witwe in der Rittergasse, was den Leipziger Studenten, der in drei Jaren viel von der Welt erkant und schon zu viel von ihr genossen hatte und der nun zur Abwechselung mit der Klettenberg mystisch und alchymistisch dilettierte, was konnte ihn mit einem unerfahrenen, im Dunkel lebenden, mühselig emporstrebenden Schüler zusammenführen? Und nun taucht ein neues Rätsel vor uns auf, wenn wir in Klingers schon oben angeführtem Brief an Kayser vom 2. Pfingsttag 1776 über Goethes Mutter lesen: «du glaubst nicht, was das für ein Weib ist und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde hab ich vertraut bey ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen gehört». Märchen bekommt man doch nur erzählt, wenn man ein Kind ist, und daß man fest auf dem Stule sitzt, scheint auch nur bei einem unruhigen spielsüchtigen Kind erwänenswert. Da kommt uns der Gedanke, daß jene

Erkennung des inneren Wesens im achzehnten Jare, die Goethe als ein Kennenlernen bezeichnet, nur die Erneuerung einer früheren oberflächlicheren Bekantschaft gewesen sein müsse, bei der man, selbst kaum sechzehn Jahre alt, den Keim eines Charakters in dem dreizehnjährigen Knaben noch nicht erkant hatte, noch nicht erkennen konnte. Ich halte dazu noch eine Tatsache aus den Erinnerungen meiner Mutter. Sie hatte von der ihrigen gehört, daß diese als Kind von Goethe manchmal Märchen erzählt bekam, sich aber dabei auszuhalten pflegte, daß es richtige Märchen und keine von feinen erfundenen sein müßten. Die Chronologie war keine starke Seite meiner Mutter und es fiel ihr nicht auf, daß was sie da berichtete in das achzehnte Lebensjar Klingers, geschweige in ein späteres, nicht recht passte, weil Agnes damals schon zwölf bis dreizehn Jare alt war, ein Alter wo gewitzte, früh reisende Mädchen sich schon weit lieber kunderbunte Erfindungen als ehrliche Ueberlieferungen vortragen lassen; von einer noch früheren Beziehung aber wußte sie nichts anzugeben, die es möglich machen würde sich vorzustellen, wie der heranwachsende neue Paris vor dem sechs- oder achtjährigen Kinde seine Kunst versuchte. Uebrigens giengen die Klingerischen bei der Frau Rat aus und ein, wie die Grüße und Aufträge an dieselbe aus Weimar beweisen (Br. 16. 24). Agnes kam später, nachdem Goethe längst aus ihrem Gesichtskreise verschwunden war, nicht leicht nach Frankfurt one jene alte Gönnerin zu besuchen; sie brachte auch ihre Kinder mit, und meine Mutter erinnerte sich der stattlichen Frau und der Spielsachen, die sie ihr schenkte, gar wol.

Mit alle dem ist das Rätsel nur zurückgeschoben, und man fragt wiederum, wie denn Goethe und seine Mutter dazu gekommen sein mögen, den Klingerischen Kindern solche Freuden zu gewären. Da füle ich mich am Ende zu der von Creizenach (Preuß. Jarb. XXV) angefochtenen Meinung Volgers hingedrängt, daß die Verse, mit welchen Goethe die Abbildung seines väterlichen Hofraumes 1826 an Klinger begleitet hat, allerdings wörtlich zu nehmen seien und daß die Klingerische Familie ihre erste Wohnung, vor der im Palmbaum, in dem Nebenbau gehabt habe, den der Rat Goethe 1755 abbrechen ließ*. Zu einer aufmerksamen Prüfung sei das kleine Gedicht (Ausg. in 40 Bd. 6, 108) hier wieder gegeben.

* S. Goethes Vaterhaus, 2. Aufl. Frkf. 1863. Flugbl. d. Fr. d. Hochst. 1864, S. 104.

An Klinger.

An diesem Brunnen hast auch du gespielt,
 Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
 Den Wanderstab ins fernste Lebensland
 Nimmst du getrost aus frommer Mutter Hand,
 Und magst nun gern verloschnes Bild erneun,
 Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben
 Uns verschiedne Wege gehn;
 War es doch zu edlem Streben,
 Drum auf frohes Wiederfehn.

Auf den ersten Blick muß, dünkte ich, der Beweis aus diesen Versen, nachdem die Kunde von jenem Nebenbau durch Volgers Nachforschung gewonnen ist, jedem schlagend erscheinen. Was daran wieder irre macht ist erstlich der Umstand, daß Goethe das Bild im selben Jare mit denselben Versen auch der Herzogin Friderike von Cumberland und ihrem Bruder, dem Großherzog Georg von Meklenburg-Strelitz, geschickt hat, die doch nur kurze Zeit als Kinder in seinem Vaterhause beherbergt worden waren; sodann der andere, daß in der Erinnerung der Klingerischen Verwandten, die sonst alle Beziehungen zu Goethe in eifrigem Gedächtnisse bewarten, jene so merkwürdige Gemeinschaft des Geburtshauses spurlos erloschen ist. Aber man bedenke, daß Klinger immerhin der erste der Adressaten war (30. Januar): ich meine, bei dieser ersten Verwendung, für welche die Verse frisch geschaffen waren, darf und muß man von dem Dichter einen wirklichen Wortsinne erkennen, und Volger bezeichnet sie nicht mit Unrecht als blühenden Unsinn, wenn Klinger nicht wirklich früheste Lebensjare hinter der Schwelle jenes Hoftores zugebracht hat. Die meklenburgischen Geschwister, die in Wahrheit nur die erste und fünfte Zeile von sich verstehen konnten, mochten zusehen, wie sich dem Rest für sie etwas Bedeutsames abgewinnen ließe; die unbedingte Verehrung für den Dichterkürsten bürgte dafür, daß sie es fertig brachten, und diesem selbst mochten die schönen Verse von dem Bilde, zu dem sie geprägt waren, untrennbar vorkommen. Man bedenke zweitens, daß gerade durch die spätere Beziehung zu Goethe und die dauernde zu seiner Mutter, daß durch die bedeutenden Erinnerungen, welche die Klingerischen zu pflegen hatten, jenes frühe Zusammenwonnen als ein vergleichsweise gering-

fügiger Umstand in den Schatten treten mochte. Erinnern konnte sich seiner ja doch nur die Mutter; was sie aber aus so früher Zeit mitteilte, das war sichtlich erst von der großen Katastrophe ihres Lebens, dem frühen Tode des Gatten an mit Einzelheiten ausgestattet. An diesem Ereignis hieng die Erwähnung des Palmbaumes als der damaligen Wohnung; daß man noch früher eine andere gehabt, ist dadurch gewiß nicht ausgeschlossen. Das Zeugnis, das man in dieser Sache bei Bulgarin zu finden geglaubt hat, ist freilich nicht der Rede wert: denn als dieser Schriftsteller seine »Erinnerungen« 1844—49 herausgab, lagen ihm Goethes Verse gedruckt vor, und seine Angabe, daß Klinger mit jenem in einem Hause geboren sei, sollte höchstens als Beispiel angeführt werden, was ein fernstehender Unbefangener sich bei den Versen one weiteres denken wird*.

Hatte es wirklich seine Richtigkeit mit jener Wohnungsgemeinschaft, so darf man sich auch vorstellen, daß die gutmütige, werktätige Frau Rat in einer Welt, die zwar aristokratischer, aber weniger exclusiv als die unsere dachte und fühlte, mit ihren bescheidenen Mietsleuten einen gewissen Verkehr hatte, sie auch nach ihrem Auszug nicht aus den Augen verlor, an ihrem Unglück herzlichen Anteil nam, sie in ihrer Not unterstützte und die Kinder freundlich zu sich heranzog, was denn ihren jungen Son, nach seiner Bereitwilligkeit zu allem Guten, veranlassen konnte, sich in seiner Weise um sie zu bekümmern. Es mag wiederum befremden, daß die vorausgesetzte Unterstützung in der Klingerischen Familientradition verschollen ist, und es kann wie Undankbarkeit aussehen; aber man hatte den Stolz der Ehrbarkeit, der durch solche Erinnerungen in jener Zeit mehr als jetzt verwundet wurde, und man hatte nachmals die Frau Stiftspfarrerin, deren Mutter und Schwester zu repräsentieren: da mag es verziehen werden, daß man den Kindern Dinge der Art nicht mitteilte.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Persönlichkeit des jungen

* Volger hat die Nachbarschaft des Lersnerischen Hauses, in welchem der Vater Klinger um die Zeit der Geburt des Sones bedienstet war, als Grund der Wohnung im Goethischen Hinterhause geltend gemacht; aber das Haus, das die Lersner in der Goethischen Nachbarschaft besaßen, wurde von ihnen zu jener Zeit nicht bewohnt: s. KRIEGK, die Brüder Senkenberg S. 349.

Klingers, wie sie der Erinnerung des Verfassers von Wahrheit und Dichtung (22, 191 fg.) vorschwebte: «Klingers Aeußeres war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben, er hielt auf seine Person, trug sich nett, und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. — — Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen. — — Alles was an ihm war hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, welche allen wolbegabten Menschen gemein sind, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten.»

Gleich erfahren wir auch von Goethe, welches Literaturwerk in so früher Zeit auf den vom Schicksal eigens dazu vorbereiteten einen für immer bestimmenden Einfluß geübt hat. «Einem solchen Jüngling mußten Rousseaus Werke vorzüglich zufagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gefinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen sollten, hatte er nie befeßen, Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Natur-Evangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernstlichen Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachsatz: alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieser

Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat.»

So einleuchtend dieser Pragmatismus bedünken mag, man wird doch, je näher man Klinger tritt, desto weniger finden, daß er zur Genüge erklärt, was er erklären möchte. Warum ein Mensch so ward wie er ward, bleibt, nach Erwägung aller einwirkenden Umstände, immer ein Geheimnis, und es muß schließlich bei Klingers Motto: «mag auch angeborener Sinn sich verbergen?» sein Bewenden haben. Zu einer frohen und freudigen Ausbildung in Goethes Sinne würde Klinger auch in den glücklichsten Lebensverhältnissen nicht gelangt sein, weil ihm die feinsinnige Empfänglichkeit und die Geduld des inneren Verarbeitens fehlte; und der bittere Zug würde sich immer in sein Wesen geschlichen haben, weil er mit dem empfindlichsten Wahrnehmungsorgan für die sittliche Disharmonie der Welt begabt war, die sich ihm nicht, wie seinem Freund, in der ewig heitern Sphäre des Schönen, sondern entweder sittlich-religiös, oder gar nicht lösen konnte. Doch es war sein früher Bildungsgang, nicht die Enträtselung seines Wesens, weshalb ich Goethes Worte angezogen habe.

Wie früh in der That die Einwirkung Rousseaus begonnen, gibt Morgenstern*, one Zweifel aus Klingers Munde, an: «Rousseaus Emil machte auf den Jüngling den unauslöschlichsten Eindruck: zumal dieses Werk das erste war, das er im Original zu lesen strebte, ohne noch eine Silbe Französisch zu verstehen. Er schlug also Wort für Wort im Dictionnaire auf». Moderne Sprachen schlugen in die damalige Gymnasialbildung nicht ein, aber der Trieb, sich mit ihnen vertraut zu machen, war weit lebhafter als in der heutigen Jugend: denn die englische und französische Literatur, die wir längst sehr gleichmüthig ansehen und deren neueste Leistungen nicht zu kennen unter Gebildeten keine Schande ist, hatten damals den prickelnden Reiz unerreichter Vorbilder und das Ansehen von Führerinnen in

* Bruchstücke über die Werke eines deutschen Dichters in den Dörptischen Beiträgen III, 180—205.

der Bewegung der Geister. Finden wir nun bereits im Leidenden Weib eine italienische Arie eingeflochten und hören wir von Kayfer (an Lenz, 3. März 76), daß Klinger «diesen Winter an Petrarch sein ganzes Labfal gefunden» und eine Canzonette von ihm übersetzt habe, so dürfen wir von der Kenntnis des Italienischen, das wesentlich durch seine alte Literatur reizte, um so mehr auf die der Sprache Fieldings und Sternes zurückschließen; und sie war ja auch die des abgöttisch verehrten Shakspeare, den man sich unmöglich begnügen konnte aus Wielands Uebersetzung zu kennen. Klinger schaffte sich denn in der Tat bereits in Gießen das zweite englische Lexicon an (Br. 28). Die von Goethe gerühmten Gaben halfen bei beschränkter Zeit so vieles bewältigen, aber an methodischer Gründlichkeit mußte es allen diesen Sprachkentnissen bei einer hastigen Art und der Ungeduld, zum literarischen Genuß zu kommen, natürlich fehlen. Griechisch hatte Klinger genug gelernt, um den Homer, Hesiod, Theokrit, Anakreon, Lucian zu lesen (Br. 28. 29); aber den Plato las er später in Uebersetzungen und war so unsicher in der Sprache, daß er den Helden eines seiner Trauerspiele beharrlich Aristodymos statt Aristodemos schrieb. Das Lateinische hielt noch in späten Jaren zum Verständnis des Tacitus vor. Die Freude an Büchern, die noch jezt seine in Dorpat aufgestellte Bibliothek bezeugt, hatte er schon frühe und gab ihr wol über seine Verhältnisse nach: neben den classischen Autoren, die nur zum Teil von seinem Schulapparat herkommen konnten, ließ er bei seiner Abreise nach Weimar in Gießen französische, englische und italienische Bücher zurück, in denen ein schönes Stück Geld gesteckt haben muß (Br. 29), abgesehen von den «vielen unbedeutenden», wozu er vor allen die juristischen rechnete (Br. 28). Die Auswal, die er traf, als er bei dem Abgang von Weimar auf alles übrige glaubte verzichten zu müssen, bestand aus Petrarch, Homer und Lucian (Br. 25).





ZWEITES CAPITEL.

Gießen.

Als Klinger im April 1774 nach Gießen kam um Jurisprudenz zu studieren, hatte er das Glück, von einer liebenswürdigen und feingebildeten Familie zum Hausgenossen aufgenommen zu werden. Er wonte, so lange er dort war, bei dem Professor HÖPFNER*, in dem Haus am Ecke der Neuen Bäume, wo jezt die Rickerische Buchhandlung ist. Höpfner war ein seiner Zeit hoch angesehener Lehrer des römischen Rechtes, der mit dieser Eigenschaft dem Sprüchworte zum Trotz die eines frommen Christen vereinte. Dieser Mann verehrte Klopstock und las den Messias als Andachtsbuch, stand aber, obgleich damals nicht älter als einunddreißig Jare, dem Geniewesen im Leben wie in der Literatur sehr kühl gegenüber. Er war mit Merck innig befreundet und mit Nicolai als Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Bibliothek verbunden. An ihm fand Klinger wenig Verständnis seines Wesens und Trachtens, aber persönliches Wolwollen und Teilname an seinem Schicksal, die sich durch die Tat bewährte.

Den Urheber einer so glücklichen Fügung kann ich nur in Goethe vermuten, der im Sommer 1772 aus Anlaß des gemeinsamen Interesses für die Frankfurter gelehrten Anzeigen auf die bekante lustige Weise sich bei Höpfner eingeführt hatte. Er wird

* S. über ihn WAGNER, Br. a. d. Freundeskreise v. Goethe u. f. w. VIII ff. ZIMMERMANN, J. H. Merck S. 129 ff.

diesen trefflichen Mann ohne Mühe dazu bestimmt haben, einem talentvollen aber mittellofen Frankfurter Studenten, den er seiner Freundschaft würdigte, eine Stube in seiner Wohnung einzuräumen. Wir sehen alsbald noch in anderer Weise Goethe und Höpfner zu Klingers Unterstützung zusammenwirken. Bei dessen angeborenem Stolze konnte es nur der Freundschaft und der reinsten Menschlichkeit gelingen, ihm etwas zuzuwenden. Die Erinnerung des Dr. Hoffmann in Frankfurt hat die bezeichnende Anekdote aufbewahrt, daß er bei dem Abschiedsbefuche, den er seinem Paten, dem damaligen Schöffen von Lersner* machte, von diesem zwei eingewickelte Ducaten erhielt, dieselben aber dem Bedienten an der Haustüre zum Trinkgeld gab. Ein anderes Ding war es Goethe gegenüber. Wagner (Briefe an und von Merck S. 244) gibt aus mündlicher Mitteilung Schleiermachers die Notiz, daß Goethe dem bedürftigen Freunde das Manuscript seiner Fasnachtspiele geschenkt habe, «möge er es zerreißen, hinlegen oder verkaufen wollen». Waren doch diese Sachen aus jenen heitern Zusammenkünften mit den Frankfurter Freunden hervorgewachsen, und also, in einem weitern Sinne, Klinger an ihrer Erzeugung beteiligt; so konnten sie, als eine Art gemeinen Eigentumes, leichter angenommen werden, und Goethe konnte, um dem Freunde zu Hilfe zu kommen, keine schicklichere Weise wählen. Die Worte, die Wagner berichtet, geben die Vorstellung, wie er den ablehnenden bestürmt, wie er zufrieden ist, nur einstweilen die Annahme des Geschenkes zu erlangen, den Gebrauch, den er meint, der Zukunft und dem Drang der Umstände anheim gebend. Im Laufe des Sommers entschloß sich denn auch Klinger es zu verwerten, und zwar erbat er dazu Höpfners Vermittelung. Dieser schreibt an Nicolai (ohne Datum): «wollten Sie wol Possenspiele von Goethe verlegen. Es sind keine persönlichen Satiren darin. Goethens Name ist statt alles Lobes. Ein Freund von G. der bey uns studirt besitzt das Mspt. als ein Geschenk des Verfassers. Seine Umstände nöthigen ihn so gut er kann damit zu wuchern. Schreiben Sie mir also nächstens ob Sie den Verlag übernehmen wollen, und das äußerste was Sie für den Bogen in klein 8. (wie z. B. Lessings Lustspiele) geben können. Das ganze wird 5—6 Bogen stark». Und wiederum am 14. Juli

* Nicht G., d. i. Günderode, wie Hoffmann angab.

1774: «die Goethischen Mspte. wachsen wie ein Schneeball. Ich habe wieder ein kleines Drama und einen Prolog, zusammen 3 Bogen, von ihm erhalten. Schreiben Sie mir doch mit nächster Post, ob Sie Verleger seyn wollen, und wie viel Sie für den Bogen bezahlen. Aber bieten Sie sogleich das äußerste. Der Eigenthümer des Mspts, ein guter Kopf, ohne alles Vermögen, muß damit Wucher treiben; und kann das Geld nicht lange mehr entbehren». Die Antwort auf diese Briefe findet sich bei Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise etc. S. 101: Nicolai lehnt ab aus Misbilligung der persönlichen Satiren, Höpfners Versicherung, daß keine darin seien, ignorierend. Entweder Höpfner oder noch eher Goethe selbst muß darauf an Weygand in Leipzig, der den Werther bereits übernommen hatte, geschrieben haben, und bei diesem erschien wirklich im selben Jare das «Neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel», enthaltend Prolog, Künstlers Erdenwallen, Jarmarktsfest zu Plundersweilern, Pater Brey; das erste und zweite Stück hatte Goethe, wie man aus Höpfners zweitem Briefe sieht, nachträglich geschickt. Klinger erhielt dafür, wie Schleiermacher erzählte, «ein schönes Honorar».

Daß es schon jezt, in der Mitte des ersten Semesters, heißt der Eigentümer könne das Geld nicht lange mehr entberen, stimmt unsren Begriff von den Ersparnissen, auf deren Grund derselbe seine Studien begann, stark herab. Gewiss war in Frankfurt ein verhältnismäßiger Teil seines Verdienstes der mütterlichen Haushaltung, die ihn mit erhielt, zugeflossen; aber der geniale Umgang und der Trieb, als das «hübscheste Mitglied der kleinen Gesellschaft sich nett zu halten», hinderte wol nicht zum wenigsten, daß die Früchte seines Fleißes sich anhäuften. Der bescheidne Schulfreund Authäus hatte den ganzen Geldbedarf für ein dreijähriges Studium aus Ersparnissen seines Privatunterrichtes nach Halle mitnehmen können.

Klinger hatte übrigens, one seine Natur dazu zwingen zu müssen, die mäßigsten Gewonheiten. Jene Organisation der Renommée, die man Studentenleben nennt, die der Deutsche noch jezt in einem poetischen Glorienschein erblickt und für eine berechtigte Eigentümlichkeit seiner Jugend ansieht, hatte für diesen Menschen, der Sturm und Drang nicht nur dichtete, sondern in sich lebte, keinen Reiz. In diesem Punkte empfand er ganz wie der

ihm sonst so unverwante Merck, nach Goethe «ein Todfeind aller akademischen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Roheit gefielen — ihm verdarb ihr Anblick bei Tage und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor» (22, S. 129). Klinger schrieb an Boie den 5. December 1775: «mein Leben ist immer noch das vorige, einsam und gut», den 13. Januar 1776: «mir ist alles akademische Leben verhaßt»; und nach langer Zeit, am 18. Mai 1812, läßt er sich gegen Morgenstern aus: «so (wie Fichte) sah ich das Studentenleben an, als ich selbst Student war, und den entschiedensten Abscheu gegen ihre Maximen und Führung empfand». Es war nicht nur die in seiner Brust wogende Welt von Idealen, was ihm den Geschmack an diesen Dingen vertrieb, es war eben so der geborene Soldat, der in ihm steckte, dieser für immer unverfönlliche Gegensatz des Studenten. Ob noch jetzt zum Bewußtsein zu kommen, trieb ihn das Gefühl dieses Berufes, seine akademischen Jahre zur Ausbildung in den ritterlichen Fertigkeiten zu benutzen, wie das der schon citierte Brief an Kayser (Nr. 10) dartut; die Frankfurter Tradition aber, aus der Creizenach (im Frkf. Mus.) berichtet, er habe sich mehrmals mit Glück geschlagen, muß man beanstanden. Meine Mutter wußte nur von einem Ehrenhandel mit einem kaiserlichen Werbofficier zu erzählen, der durch einen zugelaufenen Pudel veranlaßt war, aber wegen Abreise des Officiers nicht zum Austrag kam.

Gießen, als kleine Landstadt und Universität untergeordneten Ranges, hatte einem Studenten, dessen Sinn auf höhere Freuden als die des Saufens und Raufens gerichtet war, wenig zu bieten. «Stellen Sie sich vor», schrieb Höpfner an Boie den 29. Juni 1771, «daß ich an einem Orte lebe, wo kaum zwey Leute von Geschmack sind und kein einziges *Divertissement* möglich ist, das ich genießen möchte» (Weinhold, Boie S. 65). Wenn von diesen zwei Leuten der eine, wie man annehmen darf, der mit Höpfner gleichzeitig berufene *Professor eloquentiae* CHR. H. SCHMIDT war, so konnte dieser wenigstens für Klinger nicht viel sein, da er mit der literarischen Partei, die sich um Herder und Goethe sammelte, als Aesthetiker und Kritiker in offener Fehde lebte. Es war aber schlimm, daß es für Klinger in Gießen nichts bedeutendes zu lernen und sich anzueignen gab, als die Rechtswissenschaft, die für ihn nur die Bedeutung eines Brotstudiums hatte. Seiner gärenden

Innerlichkeit fehlte es dadurch an Nahrung und Erfüllung, seinem wilden Productionstrieb am heilsamen Gegengewichte. Um so begieriger nahm er die sanften beschwichtigenden Eindrücke der Natur auf, die ihm über die Wälle und schlammigen Festungsgräben des engen Städtchens zuwinkten; der erste Brief an Schumann, ein Brief an Schleiermacher vom 29. August 1789 zeugen davon. Mit den herrlichen Scenerien um Marburg und Wetzlar nicht vergleichbar, ist das weiter ausgebreitete, von sanfteren Höhen eingeschlossene Lahntal bei Gießen doch voll Reizes: es locken reiche, schön umramte Fernsichten wie landschaftliche Idyllen an Flusses Ufer und Baches Rand, Waldung schmückt die Höhen und Wiefengrün die Tiefe, und nach dem schönen Wetzlar ist nur ein tüchtiger Spaziergang. Eine Gegend zu jugendlichem Trachten und Träumen ganz geschaffen; und dazu wenigstens ermangelte Klinger auch nicht der Menschen, die es mit ihm treiben konnten.

Das aufgeklärte Jahrhundert hatte mit seiner Entfesselung der Subjectivität und seinem Cultus der Empfindung eine Freiheit im gefühlten Verkehr beider Geschlechter und besonders eine Rückhaltlosigkeit der weiblichen Liebesgefühle hervorgerufen, darüber wir jetzt nicht genug erstaunen können; einem vielfagenden Beispiele davon begegnet man in Nr. 13 der Briefe. Klingers schöne Männlichkeit verbunden mit einer natürlichen Vornehmheit der Haltung machte seine Gegenwart für die aufgeregten Frauenherzen jener Zeit gefährlich und umgab seinen eignen Weg mit Gefahren, denen die anerzogenen religiös-sittlichen Grundsätze auf die Dauer nicht gewachsen waren. In dieser Zeit scheint er sich indess nur in Eroberungen unschuldiger Art ergangen zu haben. Eine solche fiel ihm im Höpferischen Familienkreise bald und ohne Mühe in den Schoß. Ihr Gegenstand war, wie bei Goethes frühesten Liebesverhältnissen, ein um mehrere Jahre älteres Mädchen, jene ALBERTINE VON GRÜN, deren Briefe, ein reizendes Gemisch von Geist, Empfindsamkeit und kindlichem Humor, aus Wagners Sammlungen, um einige bis dahin ungedruckte vermehrt, besonders herausgegeben worden sind*. Ihrem empfindsamen Hang gegenüber behandelte Klinger wol mit einiger Rauheit das Thema des Leidenden Weibes,

* Albertine von Grün u. ihre Freunde. V. Dr. K. SCHWARTZ. Leipzig 1872.

die Verderblichkeit des modischen Lefestoffes für das weibliche Gemüthsleben. Sie schreibt am 11. Juni 1774*, wo sie also nicht in Gießen war, an Höpfners Frau, welche Not sie sich mit der Pflege einer vom Nesträuber beschädigten jungen Nachtigall gemacht habe, und bemerkt dazwischen: «daraus sieht man wahrlich, daß Hr. Klinger Recht hat, daß das Lesen alle Herzen verdirbt und Einem manchmal über eine Kleinigkeit alle Ruhe raubt»; eine Nachschrift lautet: «demüthige Bitte an den Hund Barbon, daß er doch seinen Herrn in die Füße möchte beißen, weil er mich durch Worte am Samstag so sehr gebissen». Barbon ist der oben erwänte zugelaufene k. k. Officiers-Pudel. Später war das Mädchen, das in Hachenburg im Westerwald zu Hause war, aufs neue bei Höpfners zu Besuch und fieng ein solches Feuer, daß Höpfner, an eine unbekannte Adresse, -den 29. October folgendes schreiben konte: «daß mein vorletzter Brief, theuerste Freundin, Ihnen so sehr unangenehm sein würde, habe ich wahrlich nicht geglaubt, sonst hätte ich ihn gewiß nicht weggeschickt. Meine Seele ist in einer sonderbaren Stimmung seit einigen Tagen. Daß Sie mich so sehr bitten, Ihren letzten Brief unsrer Albertine nicht sehen zu lassen, thut mir sehr leid. Wer müßte ich seyn, wenn ich einen solchen Brief dieser sanften empfindsamen Seele zeigen könnte? Ich glaube, das könnte für ihre Gefundheit die schlimmsten Folgen haben. Die Geschichte muß Ihnen freylich Verdruß genug gemacht haben. Aber wie sie eigentlich Ihren letzten sogenannten ernsthaften Brief veranlassen konnte, wann ich seinen ganzen Inhalt bedenke, weiß ich noch nicht recht. Doch das sey wie es will, die Sache ist uns äußerst empfindlich. Neulich kam jemand zu uns und fragte ganz treuherzig, ob es denn wahr sey, daß Fräulein v. Grün so sehr in Klinger verliebt wäre. Wir wurden so betroffen, als Sie. Denn wir glaubten, keine lebendige Seele als Sie, Marianne, und ich wüßten von der Sache. Wir leugneten also, schmäheten auf die Médifance u. s. w. Das unterdrückt aber freylich das Gespräch nicht. Gott, wenn das vortreffliche Mädchen Nachricht von der Sache bekäme, was würde sie leiden? und wann es ihre Schwestern erfahren sollten!

* Die Jarzal ist nicht angegeben, ergibt sich aber aus der Erwänung von Klopstocks bevorstehender Ueberfiedelung nach Karlsruhe.

Wissen Sie denn kein Mittel, das beste Herz von der Leidenschaft zu heilen, die noch immer darin kocht? Heute bekam ich einen Brief — wir schreiben uns alle Woche ganze Episteln — darin steht eine Stelle, die mich in Bewunderung und Betrübniß gesetzt hatte. Hier ist sie:

«Ob ich gleich keine Freundin von der Casuistik bin: so kann ich doch gewiß versichern, daß wenn Du und Klinger in gleicher Lebensgefahr wäret, und ich könnte nur einen von euch retten: so würde ich gewiß keinen Augenblick anstehen, Dich zu retten und ihn umkommen zu lassen. Aber alsdann würde ich mich ihm auch ohne Bedenken nachstürzen.»

Wahrhaftig des Mädchens Talent, Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit hat wenig seines gleichen. Daß mich eine solche Person so sehr liebt und daß sie zugleich meine Marianne so liebt, das ist eine meiner größten Glückseligkeiten. Leben Sie wohl, geliebte Freundin, und bleiben Sie uns gewogen in dem Maße, als wir's nach Ihrem Urtheil verdienen. Höpfner.»*

Albertine soll schön gewesen sein, aber sie hinkte; lebenswürdig und interessant war sie ohne Zweifel. Wie sich Klinger gegen sie verhielt geht aus zwei Stellen späterer Briefe von ihr hervor. Höpfner scheint ihr die Silhouette eines andern jungen Mannes, der in seinem Hause wonte, angeboten zu haben, aber mit dem neckenden Zweifel, ob ihr das Bild «auch nutzen und frommen würde». Darauf schreibt sie: «wäre ich nicht der größte Kindskopf auf Gottes Erdboden, wenn mich Schleiermachers Bildniß in der Ruhe störte? Er hat ja niemals einen Schritt noch Tritt mir zu gefallen gethan. Mit Klinger war es ganz was anders. Er war einstens, zwar nur kurze Zeit, mein gehorsamer Diener.»

* Der Brief hat durch Wagners irrige Zeitbestimmung Anlaß gegeben, ihn als Beweis zu betrachten, daß Klinger schon zu Ostern 1772 nach Gießen müße gekommen sein, woraus sich weiterhin die Folgerung ergab, daß er mit Goethen erst bei einem Ferienbesuch in Frankfurt könne zusammen gekommen sein. Wagner nam bei den Worten «als Sie, Marianne, und ich» Marianne für den Vocativ und glaubte daher, der Brief, so wenig sein Ton der eines Bräutigams ist und so sehr das «wir» und «uns» den Gatten verrät, der in seinem und seiner Gattin Namen spricht, sei an Höpfners Braut, Marianne Thom, gerichtet, die er erst 1773 heimführte. Daraus ergab sich natürlich, daß er 1772 geschrieben sei. Alles rückt sich sehr einfach zurecht, sobald man Marianne an jener Stelle als Nominativ versteht.

Sodann im October 1780, nachdem ihr Höpfner von Klingers Durchreise auf dem Weg nach Rußland berichtet hatte: «er hat Ihnen ja selbst gesagt, sein Betragen gegen mich sei nur ein wenig Liebelei gewesen». Neben dieser Liebelei loderte in der Tat eine Frankfurter Flamme fort. Sie galt der schönen Sängerin, die unter dem Namen Julie im Leidenden Weib erscheint und die Tochter eines Kaufmanns Herzog am Fartor war. Klinger ritt einmal, wie meine Mutter erzählte, eigens nach Frankfurt, um am nächtlich stillen Mainufer unter ihrem Fenster zu schmachten, und kehrte am andern Morgen nach Gießen zurück, ohne sich in der Rittergasse gezeigt zu haben; woran er nicht liebevoll aber weislich tat: denn die Vorwürfe über solche fantastische Geldverschwendung, die so nur brieflich nachhinken konnten, wären nicht schlecht geworden.

Zimmermann versteigt sich in seinem Buche «Merck, seine Umgebung und Zeit» zu der Behauptung, Klinger habe Albertinen «tief unglücklich gemacht»; er spricht von einer «tieftragischen Liebe» auf ihrer Seite. Dem widersprechen ihre Briefe und ihr Charakter, wie er sich darin zeigt, durchaus. Ihr guter Humor und ihr regsfamer Anteil an allen möglichen Personen und Sachen leidet nicht im mindesten. Die Liebe zu Klinger, über die sie allerlei, wenn auch nur in gutem, hatte leiden müssen, hält sie mit einem gewissen Trotz aufrecht, bildet sie aber zu einer harm- und wunschlosen Schwärmerei aus, die das Herz noch in gelegentliche Schwingungen zu setzen vermag, der aber ein gesunder Anflug von Selbstironie nicht fehlt. Sie hat sich nie vermählt und ist vierzigjährig an der Auszehrung gestorben; aber Klinger war an keinem von beiden schuldig. Beachtung verdient dieses vorübergehende Verhältnis, weil es frühe schon die Reaction seines Charakters gegen die Empfindsamkeit des Zeitalters offenbart, die doch in seinen eignen Erzeugnissen für jetzt noch einen breiten Raum einnimmt. Bezeichnend fragte er Höpfnern, als er ihn im Herbst 1780 durchreisend besuchte, ob Albertine noch so sentimental wäre.

Der erste Brief an Schumann zeigt, wie Klinger seine einsame Klaufe in Gießen neben Frankfurt und der Menge persönlicher Beziehungen, in die es ihn verflocht, als ein Asyl des Friedens empfand. Mit der Einsamkeit aber sollte es nicht lange währen,

und nicht lange durfte er ihren Verlust beklagen. In einem Stubengenossen, den er erhielt, fand er einen Freund, und wenn er die Geliebte, die ihm das Höpfnerische Haus darbot, verschmähte, diesen erfaßte er desto inniger und fester. Es war Ernst SCHLEIERMACHER von Darmstadt, der im Herbst 1774 zum Studium der Jurisprudenz nach Gießen kam und, wol durch Mercks Vermittelung, ebenfalls bei Höpfner Wohnung suchte. Er war beinahe drei Jare jünger als Klinger; sein Vater war fürstlicher Leibarzt. Dieser mit Gaben des Geistes wie des Gemütes geschmückte Jüngling hatte damals schon die Liebhaberei zu pflegen begonnen, die ihn zu seinem nachmaligen wichtigsten Lebenswerke, der Gründung und Entwicklung der Kunst- und Naturaliensammlungen in Darmstadt, befähigen sollte. Merck schrieb ihm am 31. März 1775: «ich nehme mir hier die Freyheit, Ihnen einige Doubletten meiner Swanefelds zu überschicken, und hoffe, daß sie Ihnen bey Logik, Infitutionen und Metaphysik herrliche Dienste leisten werden. Die fogenannten Kenner können sich über die lächerliche Staffage herzlich satt plaudern, wir aber als Arbeiter im Weinberge wollen nicht kritisiren, sondern den braven Mann bedauern, der ohne das Kindlein Oechselein und Efelein vielleicht treffliche Blätter nicht verkauft hätte. Ich hoffe, daß Sie bey Ihrem Studiren noch immer einige Stunden finden werden, wo Sie sich an dem Anblick der Natur unter Gottes Himmel weyden, und davon das empfundene als Reminiscenz in Ihr Portefeuille auftragen können. Man nennt dieß im gemeinen Leben zeichnen, oder sich die Zeit vertreiben» (Wagner II, S. 48). Schleiermacher hatte demnach als Schüler bereits Kunstblätter gesammelt und nach der Natur gezeichnet, beides offenbar unter Mercks Anregung. Eine gesteigerte Vertraulichkeit zwischen beiden bekundet ein Brieffragment aus dem folgenden Jare, worin sich Merck äußerst rückhaltlos über Claudius ausläßt, der damals vom Minister Moser nach Darmstadt gezogen worden war*¹; und seine

* Weil die Abkürzung Cl. von Wagner und andern für Klinger genommen worden ist, mag die Stelle hier einen Platz finden: «Mit Cl. und mir wird wol nicht in seinem Leben was gescheutes daraus. Er beträgt sich ganz und gar wie ein Mensch aus einer andern Welt, und zwar mit jedermann. Der Teufel hole die ganze Poesie, die die Menschen von ander abzieht und sie inwendig mit der Betteltapezerey ihrer eignen Würde und Hoheit ausmeublirt. Wir sind doch nur in so fern etwas, als wir was für andere sind.» Vom wem hier die Rede sei, hat Koberstein richtig erkannt (5. Aufl. 4, 54 fg.).

RIEGER, Klinger.

gute Meinung von dem Jüngling, sein Wolwollen für ihn bekundet ein Brief an Höpfner vom 3. Juni 1775: «grüßen Sie Schleiermacher von meinerseits. Er ist ein trefflicher Junge. Halten Sie ihn hübsch in der Höhe!» Nach Vollendung seiner Studien wählte ihn der Erbprinz von Darmstadt 1779 zu seinem Cabinetssecretär. In dieser Stellung, die zu dem allerinnigsten und zu einem völlig musterhaften Verhältnisse zwischen Fürst und Diener führte, nach der Thronbesteigung des ersten 1790 eine erhöhte Bedeutung gewann und erst mit dessen Tode 1830 endete, lante Schleiermacher dem unglücklichen Merck in seinen Verlegenheiten mit treuer Freundschaft* und übernahm nach dessen traurigem Ausgang wie ein Erbe die Pflege seiner wissenschaftlichen Interessen. Die artistischen wie die osteologischen und mineralogischen Sammlungen Mercks wurden für den Fürsten angekauft, in dessen wolgeordnetem Museum, der Schöpfung Schleiermachers, Goethe manche dieser Gegenstände mit Rührung nachmals wieder erkannte.

Es ist merkwürdig, wie dieser Zögling und Freund des darmstädtischen Mephistopheles gleichzeitig der innigsten Berührung, der überlegenen Einwirkung Klingers, die in dessen Briefen sich kund gibt, offen stand; denn Klinger mußte von MERCK, mit dem ihn Schleiermacher ohne Zweifel bei dem ersten gemeinschaftlichen Besuche in Darmstadt bekannt machte**, noch nachsichtsloser perhorresciert werden als die Stolberge, da er sie in Goethens Gesellschaft kennen lernte. Ihm war eben das studentenhafte, auch wie es in einer idealgestimmten Jugend zum Vorschein kommt und mit dem Sturm- und Drangmäßigen im Grund auf eins herauskommt, unerträglich: die chaotischen Gefühle, die wilden und hohen Worte, die excentrischen Handlungen; und er suchte diese Seite des Wesens in seinem Goethe aufs geblühendste abzutöten. Schleiermacher, dem sie keineswegs fehlte, verstand sie ihm unter fachlichen Interessen zu verbergen; aber gegen Klingern schloß er sein jugendlich wogendes Herz auf und ließ sich seine wilden, wirren Stimmungen von ihm curieren — nicht ohne daß sein «Starrkopf» einzeln Zusammenstöße mit dem ältern Freund herbeiführte. Je wilder ein Drama von Klinger ausfiel, desto sicherer konnte es auf

* «Der Erbprinz und Schleiermacher haben sich wie Engel gegen mich aufgeführt» schreibt Merck an Goethe 1788 (Wagner III, 279).

** Klinger läßt ihn am 14. Juni 1789 von Petersburg aus «recht sehr» grüßen.

Schleiermachers Beifall rechnen (Nr. 28 der Briefe); ihn selbst drängte Klinger sich in dramatischen Schöpfungen zu entladen (Nr. 29. 30). Sie schlossen feierlich im Schiftenberger Wald bei Gießen einen ewigen Bund; ja sie hielten ihn sogar. Wir verdanken dieser Freundschaft eine Zeit hindurch Aufschlüsse über Klingers Leben, die er so reichhaltig und genau keinem andern Freunde gab; und es ist herzerquickend, wie sie späterhin über weite Ferne hinaus mit alter Wärme erneuert und bis ins hohe Greifenalter gepflegt wird. Schleiermachers Söhne wurden Zierden der Wissenschaft und des heftigen Statsdienstes; er selbst erreichte ungeschwächten Geistes, als verehrter Zeuge einer römischen Epoche seines States das neunzigste Lebensjahr*.

Ganz beschränkt auf Schleiermachers Umgang war indess Klinger in Gießen doch nicht. Beide kannten einen Studenten Reid oder Rayd, der nachmals mit Schleiermacher nach Göttingen übergieng oder ihm dahin vorausgegangen war; Klinger ermahnte diesen, sich jenes dort anzunehmen (Br. 33), und trägt ihm mehrmals Grüße an ihn auf. Ein andrer gemeinschaftlicher Bekannter hieß Scheppler, der dem nach Weimar enteilen Klinger durch sein «Geschwätz» Verdruß machte (Br. 15); ob auch er Student war erhellt nicht, jedenfalls war er nicht mehr in Gießen, als Klinger Schleiermachern im Frühjahr 1777 (Br. 30) beauftragte ihm zu schreiben, daß er mit Seyler nach Mannheim kommen würde; und es scheint, daß er in Mannheim selbst war, wenn es im 33. Briefe heißt «bereite Scheppler etc. auf meine Ankunft vor». Dies «und so weiter», sowie der Ausdruck «an Scheppler und die Menschenkinder» in Nr. 30, deutet zugleich auf noch andere Bekannte hin, die mit diesem zusammenhiengen. Und auch mit dem Professor Schmid fand doch ein persönliches und gesellschaftliches, wenn auch nur äußerliches Verhältniß statt, wie man aus Nr. 5 der Briefe zur Genüge ersieht.

Ein erfreulicher Vorteil aus Goethes Freundschaft war die Einführung im Deutschen Hause zu Wetzlar. Die Pfingstwallfahrt mit Schleiermacher, von der Klinger den 29. Mai 1776 an Kayser schreibt, war offenbar nicht die erste; die Familie, in der sich Goethe so wol gefühlt hatte, gab auch für unfere beiden

* Vergl. WAGNER im Nekrol. d. Deutschen XXII, 378 ff.

Freunde dem schönen Wetzlar einen höheren Reiz, und das reine Behagen, das in ihr waltete, wirkte reinigend und mildernd, wie die Natur selbst, auf Klingers drangvolles Gemüt. «Ich wollte Du hetteft das Bild dieser Gegenden mitgenommen und so unter Lottens Vater, Geschwistern und Freunde — es ist gut da, und ich bin gut»: welche bezeichnenden Worte! Man glaubt etwas von diesen Eindrücken in den Familienscenen seiner frühesten Dramen zu spüren. Im Juli 1775 brachte Klinger, wie man aus einem später mitzuteilenden Briefe Joh. Martin Millers sieht, in Folge eines schmerzlichen Erlebnisses einige Tage in Wetzlar zu. Ein Freund war ihm an der Seite ertrunken, als er mit ihm in der Lahn badete, und er gieng dem Begräbnis aus dem Wege*. In diesen Tagen wird das deutsche Haus seine Herberge gewesen sein; denn bei dem andern Bekanten, den er in Wetzlar noch hatte, war sie, wie der Brief beweist, nicht. Dies war Dietrich Miller, Johann Martins Vetter, der in Göttingen ebenfalls zum Hain gehört hatte und jezt im Dienste der Reichsstadt Ulm bei der Visitation des Reichskammergerichtes verwendet war. Seine Bekantschaft mit Klinger wird durch Boie, der dieselbe schon im ersten Gießener Sommer machte, vermittelt worden sein.

BOIE, der feingebildete, würdige Mentor des Göttinger Hains, war durch den nun fünfmal herausgegebenen Mufenalmanach eine Person von nicht geringer Bedeutung auf dem deutschen Parnass. Eben jezt hatte der Jargang 74 mit Beiträgen von Bürger und Goethe eine ware Epoche für die deutsche Lyrik bewirkt, und der ehemalige Nebenbuler Chr. H. Schmid sich eine frostige, aber unbedingte Anerkennung in dem tief verdunkelten Almanach der deutschen Mufen abgerungen; da fürten Boien seine Reisewege nach Gießen. Er hatte einen englischen Zögling dessen Eltern nach Spaa zuzuführen und hielt an, um seinen alten Freund Höpfner wieder zu sehen. Bei ihm lernte er — so erzählt sein Reisetagebuch — einen Freund Goethes kennen, «der viel verspricht» und

* Heutzutage hätte er sich innerlich und äußerlich gedrunken gefühlt, ihm beizuwonen, damals wäre eine solche Scene mit so starken Gefülsausbrüchen verbunden gewesen, daß es ratfam und anständig erscheinen konte, ihr auszuweichen. Wer der verunglückte Freund war, weiß ich nicht zu sagen. Es ist offenbar derselbe, den Kayser (Br. 59) mit «unserm lieben toden Jungen» meint; und dann war es ein Frankfurter.

hörte «drei Farcen von diesem eigenen Kopfe vorlesen, die er herausgeben will, und die mich sehr lachen gemacht. Zwey sind in Knüttelversen, und das lächerliche, das sie treffen, ist die Empfindsamkeit unsrer Zeiten»*. Er meint das Jarmarktsfest zu Plundersweilern und den Pater Brey; Künstlers Erdenwallen, das auch in Knüttelversen ist, muß ihm weniger Eindruck gemacht haben. Kein Zweifel aber, daß der vielversprechende Freund Goethes, der in Höpfners Hause und in Verbindung mit drei Goethischen ungedruckten Farcen auftritt, Klinger war. Der briefliche Verkehr zwischen ihm und Boien, der in Klingers Schreiben vom 5. December 75 bereits in altem, vertraulichem Gang erscheint, wurde durch jene Begegnung begründet.

Von den beiden Erstlingsdramen, womit Klinger im Laufe des folgenden Winters vor die Oeffentlichkeit trat, hätte er, wenn Wagners (II, 287) aus mündlicher Ueberlieferung geschöpfte Angabe richtig ist, das Leidende Weib, «veranlaßt durch eine wirkliche Begebenheit, schon als Pädagogschüler geschrieben»; aber es wird sich zeigen, daß sein eignes Zeugnis dem widerspricht. Im ersten Gießler Sommer beschäftigte ihn der Otto; Höpfner pflegte zu erzählen, daß Klinger damals auf Spaziergängen mit ihm öfters bemerkt habe, diesen oder jenen Gedanken, dieses oder jenes Ereignis könne er für seinen Otto benutzen (Wagner a. a. O.). Meine Mutter verlegte auch die Entstehung des Otto noch in die Frankfurter Zeit, und dort mag er wol entworfen und begonnen sein. Klingers dramatische Schöpferkraft erhielt durch Goethes Götz, neben dem auf beide wirkenden Shakspere, den ersten Anstoß; und der wird nicht erst im Sommer 1774 gewirkt haben.

Der rechte Weg wäre nun gewesen, wenn er wie Goethe einen geschichtlichen Stoff gründlich durchgearbeitet hätte, um ihn dann zwar in frei schaltender Dichtung, aber mit möglichst viel historischem Colorit zu reproducieren. Ein ernsthaftes, realistisch behandeltes Drama muß, um volles Leben zu gewinnen, irgendwie in der objectiven Wirklichkeit beruhen. Ist die Fabel erfunden, so muß sie in der Gegenwart oder erinnerlichen Vergangenheit handeln; handelt sie in entlegener Vorzeit, so muß sie auf Ge-

* WEINHOLD, Boie S. 65.

schichte oder Sage beruhen. Erfundenen Personen oder Ereignissen der Vorzeit verfaßt das Theater mindestens dann Glauben und Teilname, wenn ihnen nicht einmal ein bestimmter historischer und geographischer Horizont gegeben ist; eine erfundene Historie mit verhältnismäßig großartigen Ereignissen, für die, eben weil sie erfunden ist, der historisch-geographische Horizont unbestimmt bleiben muß, kann nicht wol glücken. Das hatte sich Klinger nicht klar gemacht, als er, der erste einer Reihe von Autoren, die diese Ban beschritten, ein Ritterstück nach Art des Götz zu schreiben unternahm; und man muß zu seiner Entschuldigung sich vergegenwärtigen, wie fern der damaligen Jugend die vaterländischen Geschichtsstudien lagen, die Goethe auf Anregung seines Vaters getrieben hatte; wie wenig sie Mittel besaß, ihre Kenntnisse über das dürftigste Gerippe der Begebenheiten hinaus zu erweitern.

Schließlich war es die einseitig subjective Stimmung und Richtung der Genieperiode, die solche Erfindungen möglich machte und sogar bei geschichtlichen Stoffen die geschichtliche Bestimmtheit verflüchtigte. Alle Schöpfungen des jungen Klinger, und mehr oder minder auch die des gereiften, waren nicht Kunstwerke von der Luft an der Sache eingegeben, sondern Acte der Befreiung von inneren Gärungstoffen; eine pathologische Poesie, die immer historisch interessieren und verwante Gemüther ergreifen wird, der aber die ruhig siegende Kraft des objectiv vollendeten und gemeingiltigen verfaßt war. Klinger war sich auch in jungen Jaren jener Art seines Schaffens sehr wol bewußt. «Die Poesie ist wahrlich eine Wohlthat für mich und große Entschädigung, daß ich all das hinschmeißen kann»: so schreibt er noch von Gießen an Kayser (Br. 10); und dem entspricht sein Rat an Schleiermacher: «hauche alle Enspörungen deines Herzens und deines Geistes durch den Crayon oder durch Darstellung in Worten aus» (Br. 28). Es war Goethes eigne Art, die Poesie zum Selbstbekenntnis und zur Herzens-erleichterung zu verwerten; nur daß die wunderbare Organisation seines Geistes ihm die plastische Kraft, die Zucht und das Maß verlieh, um dies schon als Jüngling in Schöpfungen von ewiger Schönheit zu tun.

Die erfundene Fabel des Otto setzt nur ganz im allgemeinen das mittelalterliche Deutschland als Schauplatz voraus. Die einzigen Ortsnamen, die vorkommen, sind die rein poetischen Rothenburg

und Sonnenburg, jene des Herzogs, diese des aufrührischen Prinzen Residenz; nur der Name eines Ritters von Hungen ist einem wetteraufrischen Städtchen aufs geratewohl entlehnt. Herzog Friedrich, «ein unbeständiger, hitziger, stolzer Mann», ist mit Karl, dem geliebteren seiner beiden Söhne, zerfallen, weil dieser einen ihm unliebsamen Ehebund geschlossen hat, und im Begriff, ihn zu bekriegen. Sein schwächerer, feindlich gefinnter Nachbar, Bischof Adelbert, wünscht sich irgendwie einzumischen und hat dem Sohn seine Hilfe angeboten, aber von ihm und seinem Freunde, dem Ritter Otto, eine derbe Zurückweisung davongetragen; nun macht er den gleichen Versuch bei dem Vater. Im Einverständnisse mit ihm handelt Graf Normann, ein durch den Herzog von gefährlich werdender Höhe herabgedrückter Vasall, der es aber verstanden hat, sich bei dem zweiten Prinzen Konrad, einem frömmelnden Schwächling, wieder notwendig zu machen. Auch Herzog Friedrich verschmäht zuerst die Hilfe des Bischofs, so sehr Konrad ihm einredet; als aber Normann ihm berichtet, daß seine meisten und besten Ritter ihn in vergangener Nacht verlassen und sich zu Karl gewandt hätten, als er ihm schließlich die Lüge beibringt, Karl habe zum Bischof um Hilfe geschickt, nimmt er in wilder, tobender Leidenschaft das Erbieten an. In der Schlussscene des ersten Actes lernen wir sein drittes Kind, die schöne und empfindsame Gisella kennen, die sich in einer Laube mit Liebesgeschichten aus Bardenliedern unterhält, den Streit mit Karl beklagt und mit ihrem Kammermädchen zu Rate geht, ob sie ihre Hand dem heldenhaften, aber rauhen Otto geben solle? Ihr Herz gehört dem sanften Ritter Ludwig, aber dieser selbst hat in einem Brief an sie für Otto gesprochen. Normann, der sie belauscht hat, begründet auf das gehörte einen Anschlag, um Otto von der Sache Karls zu trennen.

Im zweiten Acte sucht Konrad, von einem Unwetter auf der Jagd überfallen, Herberge bei einem Einsiedler und wird von diesem in dem wankend gewordenen Entschlusse bestärkt, die Thronfolge, die Karl verwirkt hat, wegen des Seelenheiles der Untertanen zu übernehmen. Otto, der ihn auf dieser Jagd hatte abfangen wollen, ist daran gehindert, weil sein Ross ein Eisen verloren hat, und ergeht sich darob in wilden Reden; eine alte Hexe begegnet ihm, sieht prophetisch Blut an ihm, gibt ihm die Warnung auf den Weg: «trau Menschen nicht honigfüß, behäng dich nicht mit

Weibern». Zwischen diesen beiden Szenen wird uns der Herzog vorgeführt, aufs neue schwankend zwischen seiner Liebe zu Karl und den Einflüsterungen Normanns, diesen jedoch nachgebend. Nun folgt seine Zusammenkunft und warme Verfönuung mit dem heuchelnden Bischof; aber noch wird vor dem Aufbruche gegen Sonnenburg Normann mit einem Ultimatum an Karl geschickt. Er kommt in deffen Abwesenheit an, findet Otto im Verdruß darüber, daß Karl ihm die Bewachung seines Weibes und der Burg übertragen und ihn somit vom Kampf ausgeschlossen hat, deutet ein Einverständniß zwischen Gisella und Ludwig an, gibt letzterem in Ottos Gegenwart die Antwort der Prinzessin, die er dem Boten abgenommen hat, und gibt vor zu wissen, daß jene von Karl heute zum Kampfpriß ausgesetzt sei. Otto erinnert sich nun der Worte, die ihm die Hexe gesagt, kann nicht umhin zu argwönen, daß er zum Schloßwächter bestimmt worden sei, damit er um diesen Priß mit Ludwig nicht concurriren könne, und reitet, gebrochenen Herzens ob der vermeintlichen Falschheit seiner Freunde, zum Herzog, deßert Niederlage er jedoch nicht mehr abwenden kann. In den Schlachtszenen tritt auf Seiten Karls der Reiterjunge Gebhard hervor, deßert Bekantschaft wir schon vorher auf einem Kundschafterposten gemacht haben. Er kann es nicht erwarten an den Feind zu kommen und übt seinen Arm einstweilen an Baumästen, nicht wie Georg im Götz hinter, sondern auf der Scene. Er ist ein leidenschaftlicher Bewunderer Ottos, während sein Kamerad Rudolf mehr auf Essen und Trinken hält; er wolte von der Burg, wo er bei Otto bleiben solte, heimlich ausbrechen, um an der Schlacht Teil zu nehmen, wird als Ausreißer zurückgebracht, erhält aber von Karl Verzeihung und Erfüllung seiner Wünsche.

Im dritten Act finden wir Otto bei dem Herzog, von Scham über seinen Treubruch, Zorn über Karls Falschheit, Eiferfucht auf Ludwig verzehrt, von Gisella nicht aus Liebe zu Ludwig, sondern aus Abscheu über seinen Treubruch zurückgestoßen. Der alte Herzog hat inzwischen beschloßen, sich mit dem noch immer ungebeugten Karl zu verönen und ihm die Regierung abzutreten. Der Bischof und Normann verschwören sich darauf hin mit Konrad, den Herzog ins Kloster zu stecken und ihn, Konrad, auf den Thron zu setzen, der ihnen dafür Vorteile zusichert, dem Normann unter anderm die Hand Gisellas; dieser hat aber die Absicht, später auch

Konrad zu verderben und als Gemal der Prinzessin das Herzogtum einzunehmen. Der Herzog wird von einem Unbekanten gewarnt und entflieht in der Nacht, eh er überfallen werden soll, mit nur einem Knechte. Wir begegnen beiden bei Nacht im Walde, der Herzog in wildem Schmerze fordert von dem Knecht, daß er ihn wie den Saul sein Waffenträger erschlage, will dem Weigernden das Schwert entreißen, stürzt ihn beim Ringen in ein Wasser, rettet ihn wieder und vergißt sich selbst über der Sorge um ihn.

Im Beginn des vierten Actes haben die Verschwornen Rothenburg durch Ueberfall in Besitz genommen, aber zu ihrem Verdruß weder den Herzog noch Gifella vorgefunden; die letztere ist zu Karl geflohen. Otto hierüber aufs äußerste gebracht ist fest an Konrads Sache gekettet; er weiß natürlich nicht, daß Gifella dem Normann zugesichert ist, der vor Leidenschaft für sie glüht. Von der italienischen Courtisane des Bischofs, die ihn im ersten Act umstrickte, will er nichts mehr wissen; sie tut jetzt ihre Dienste an dem frommen Konrad. Hat Otto die seinigen im Kriege gegen Karl getan, so soll er auf Seite geschafft werden. Wir finden dann Gifella bei Karl auf Sonnenburg; seine Zärtlichkeit für den ver ratnen Vater spricht sich rührend aus. Otto ist von ihm wie von seiner Schwester aufgegeben; er hat auf keinen der Briefe geantwortet, worin Karl ihm seine Unschuld dartat, sie waren natürlich aufgefangen; den letzten an Gifella beigeflossenen hatte diese bei der eiligen Flucht in ihrem Zimmer liegen lassen und Normann ihn da gefunden. Der Reiterjunge Gebhard aber, der noch immer schwärmerisch an Otto hängt, setzt es durch, daß er entlassen wird, um ihn aufzufuchen und aufzuklären. Dasselbe unternimmt auch Ludwig, der auch jetzt der Liebe Gifellas widersteht, weil er nur Otto ihrer wert achtet. Von ihm erfährt sie wie Normann es aufgefangen, Otto auf die falsche Ban zu bringen, sie willigt abermals in Ludwigs Entfugung ein und entläßt ihn segnend. Den Herzog finden wir hierauf mit seinem treuen Veit noch immer im Walde irrend. Sie kommen mit einem Wansinnigen zusammen, der seinen Bruder, wiewol ungern, erschlagen hat, dem darauf Braut und Vater vor Jammer gestorben sind, weshalb er sich für den Mörder aller dreie ansieht. Dem Herzog ist es in der Gesellschaft des Unglücklichen leichter geworden und er herbergt bei dessen

Mutter. Die Scene erinnert sowol an Lears Zusammentreffen mit Edgar wie an den Wahninnigen und seine Mutter im Werther.

Fünfter Act. Ein Hauptmann, den Normann ausgeschildt, um den Herzog zu suchen, berichtet voll Mitleid über dessen Festnehmung. Er ist nach einer Mule gebracht worden und ruht dort; einige aus der Mannschaft haben von Normann Befehl, ihn unterwegs zu ermorden. Dies vereitelt aber Gebhard, der auf dem Weg zu Otto in derselben Mule eingetroffen ist; er hat die Mörder, von denen zwei reuig geworden sind, belauscht, gibt vor er sei ebenfalls von Normann gedungen, schickt seinen Gefährten Rudolf zu Karl zurück, der mit Truppen heranzieht, um ihn zur Eile aufzufordern, und schleicht sich im Gefolge des gefangenen Herzogs in die Rothenburg ein. Hier erhält Otto von ihm die notwendige Enthüllung, der hierauf in höchster Wut noch in der Nacht Normann in seinem Schlafzimmer auffucht und ersticht; dieser bekennt sterbend, daß er dem Herzog, nachdem sein erster Anschlag vereitelt war, in der Abendsuppe Gift gegeben habe. Indem wird auch schon die Burg von Karls Mannen erfliegen und der Herzog stirbt in dessen Armen. Der Bischof und Konrad sind entkommen; Otto aber, der sich nach der Erkenntnis seines Irrthums für einen geschändeten Mann hält, hat sich selbst erstochen.

Das Stück ist nicht besser für die Aufführung berechnet als der Götz, es hat denselben unruhigen Wechsel der Scene und eben solche nur aus wenigen Worten bestehende Scenen; der Verfasser wollte wie Goethe offenbar nur eine Geschichte «dramatisieren». Es leuchtet aber ein wie viel dramatischer und tragischer gleichwol diese seine Handlung ist. Hätte Goethe den Bauernkrieg mit dem edeln, volkbeliebten Ritter als Häuptling, der durch einen Zwang der Verhältnisse und um Uebel zum Guten zu lenken in diese Rolle geworfen wird, zu fünf Acten ausgesponnen, so wäre das eine wahrhaft tragische Handlung; so aber ist dieselbe nur als Schlußact sehr summarisch angehängt, und was vorausgeht ist im Grunde ganz epischer Natur, indem Götz von seinem Standpunct aus überall in vollem Recht erscheint, und indem die Einheit der Handlung durch die Einheit der Person ersetzt wird. Das Tragische der ganzen Figur liegt in einer Reflexion, die weniger aus dem Stücke selbst, als aus unserer Kenntnis der Weltgeschichte hinzukommt: daß das Fehderecht, so edel es repräsentiert werde, seine

Zeit überlebt hat und einer neuen Weltordnung erliegen muß. Ganz anders das Schicksal des Herzogs Friedrich, der die eigentliche Hauptperson des Klingerischen Stückes ist. Ihn sehen wir im ersten Acte bereits die seinem Charakter entspringenden verhängnisvollen Fehler begehn, die Befehdung eines edeln Sones, der einem trefflichen, jedoch aus verhaßtem Geschlecht entsprungenen Weibe nicht entlagen will, und die Verbindung mit heuchlerischen Feinden, die man hätte durchschauen und verachten sollen. Er will den einen Fehler im dritten Acte wieder gut machen, da ereilen ihn die Folgen des andern, und erst in der Todesstunde erntet er den Frieden, den er gesucht hat. Es ist das tragische Motiv des Lear; ein deutlicher Einfluß desselben verrät sich in der Waldscene mit dem Wansinnigen, sowie die Waldscene Ottos mit der Hexe und das Gespräch der Mörder an Macbeth anklingt. Sehr gut ist sodann das Geschick des zweiten tragischen Charakters mit dem des ersten verschlungen. Nur im Besitz Ottos, der in der Verblendung jüher Leidenschaft sich den Intriganten hingibt, finden diese den Mut, den Absichten des Herzogs durch einen Gewaltschritt zuvor zu kommen; indem dem Otto die Augen wieder geöffnet werden, findet der Herzog wenn nicht Rettung, doch Rache, freilich auch Otto selbst den einem Charakter voll wilder Selbstüberhebung nach solchem Fehltritt naturgemäßen Untergang der Verzweiflung. Der biedere, maßvolle Karl steht am Schluß, wie die verwanten Charaktere bei Shakspere, über Leichen von Freund und Feind aufrecht, als Träger einer bessern Zukunft, die Leute wie Ludwig und Gebhard mit ihm bauen werden. Ein überaus feiner Zug ist, daß letzterer am Ende von seinem Abgott Otto selbst verkant und zurückgestoßen wird, also die Kehrseite der Uebermännlichkeit, die ihm imponierte, an sich selbst erfahren darf. Muß man beklagen, daß die Fabel überhaupt erfunden ist, so ist doch die Erfindung, dünkt mich, von großartigem Wurf. Ist der Intrigue und dem Zufall ein der Tragödie nicht würdiger Anteil an der Verwicklung gegeben, so erscheint die Blöße für beide im Charakter Ottos immerhin als die Hauptsache. Der dramatische Aufbau ist klar und geschickt, die Motivierung angemessen, das Talent in alle dem bei einer Erstlingsarbeit, bei völligem, grundsätzlichem Mangel an theoretischem Nachdenken, unverkennbar. Hätte nur der Verfasser bei einer solchen Fülle der Haupthandlung, der in der Ausführung gerecht

zu werden schon alle Kunst erforderte, sich verlagte auch noch eine Shakspersische Nebenhandlung einzuflechten, und gar eine solche, die nicht tragisch, sondern nur traurig und gräßlich ist und die mit der Haupthandlung gar keinen nennenswerten Zusammenhang hat. Es ist das Schicksal eines vom Bischof ungerecht verfolgten Ritters von Hungen, der mit seiner Familie und einem gleichfalls in Ungnade gefallenem Freunde nach Italien auswandert, von dort seinen herangewachsenen Sohn zum Prinzen Karl schickt um ihm gegen den Bischof zu dienen, dann aber in die Hände der Inquisition fällt und auf der Folter stirbt. Den Bischof zu Anfang durch eine Handlung der Ungerechtigkeit zu charakterisieren wäre schon gut gewesen, aber sie mußte sich rasch abspielen oder wesentliche Folgen für die Entwicklung der Haupthandlung haben; der junge Hungen bleibt jedoch für diese ganz bedeutungslos. Dem Dichter kam es auf den idyllischen Gegensatz zu ihr an, den ihm die Nebenhandlung lieferte und der an sich recht wol tut; aber sie stört die Einheit des Interesses empfindlich und verschlingt einen kostbaren Raum, der sich durch das gemüthliche Behagen ihrer Familienscenen nicht bezahlt macht.

In diesen Scenen machen sich, wie demnächst im Leidenden Weib, die Kinder des breiteren geltend. Statt des einen Kindes im Götz werden mehrere Geschwister eingeführt und in ihrem Geplauder die Unterschiede des Alters und der Charakteranlage bemerklich gemacht. Hier ist doch mehr als ein bloßes nachamerisches Ueberbietenwollen, vielmehr gibt sich auch Klinger, wie Goethe, als Freund und liebevoller Beobachter des Kindesalters kund. Man mußte ja durch den Cultus Rousseaus und der Natur, und nicht am wenigsten durch den Werther zu den Kindern hingezogen werden, oder doch die praktische Kinderfreundschaft, die jedem gemüthlichen Menschen eigen ist, ins Licht der Idee setzen lernen und Auge für das Charakteristische der Kindheit gewinnen; demnächst drangen sich dann poetische Motive von da her auf. Auch Kayser gab hievon Zeugnis, indem er den sentimentalischen Genuß, den das leidende Gemüth im Umgang mit Kindern findet, in einem hübschen Liedchen ausdrückte*.

* An die Kinder.

Gefchöpfe klein und zart,
Der Menschheit beste Art,

Die Hauptschwäche des Stückes liegt in der Ausführung. Sie ist so unüberlegt, daß die an sich gute Motivierung viel zu wenig hervortritt, zu leicht übersehen wird, mitunter förmlich gesucht werden muß. Sie bewegt sich ermüdend auf der Höhe des Affectes und nötigt den Dichter, wenn er der Steigerung bedarf, mit Blut und Hirn zu malen. Kommen seine Helden in eine rechte Wut, so ergeln sie sich in tigermäßigen Grausamkeitsfantasien. Nur diese Vorliebe für Ausmalung der wildesten Gemütszustände konnte den Dichter veranlassen, das Stück nach einer Nebenfigur zu benennen, die hiezu den meisten Anlaß bot. Diese Figur muß in Folge dessen zu einer heldenhaften Großheit emporgeschraubt werden, die unglücklicher Weise nur wenig Gelegenheit findet, sich in Handlungen kund zu geben, so daß wir nur fortwährend aus der Bewunderung Anderer auf sie zu schließen haben.

Im Vergleich mit dem Stil des Otto ist der des Götz zum zu nennen; vielmehr lernen wir auf dieser Folie dessen schöne Ruhe und Klarheit schätzen. Zwar das sprachliche Colorit ist in beiden Werken das gleiche, jenes stark frankfurtisch gefärbte Deutsch, das man auch in den gleichzeitigen Briefen beider Dichter findet, mit der nachlässigen Kürze eines raschen anspruchlosen Conversationstones. Die Rückkehr zur Natur, diese Hauptlösung der Genieperiode, brachte auch die Volksprache, nach der jedem der Schnabel gewachsen war, zu Ehren, wie denn Wagner in seinen Frankfurter Erzeugnissen lustig seine Straßburger Mundart durchklingen ließ und daran leicht erkannt werden kann. Damit hängt unmittelbar

O kommt! o kommt! bey eurem Lauf
Geht mir die enge Seele auf.

Mein Herz matt und bedrängt,
Wenn es an euch sich hängt,
Vergißt in eurem Unschuldsblick
Die Welt ringsum, all Qual und Glück.

In euch glüht Gottheit rein,
Und ganz das süße Seyn,
Ihr hüpfet und springt, ihr lacht und weint,
In euch ist alles, nichts, vereint.

Kommt, kommt! mein Herz ist trüb!
Hängt euch an mich mit Lieb!
O wohl mit euch ein Kind zu seyn!
Für mich ist nichts, nur ihr seyd mein.

die volksmäßige Derbheit des Ausdruckes zusammen, darin Götz und Otto wenig einander herauszugeben haben; fehlt auch in letzterem die bekante Einladung, so heißt man doch seinen Nächsten Scheißkerl, kriegt die Krenk, muß in der Hölle Läusefupp essen. Bei Goethe ist indes das mundartige Gepräge sorgfältiger als bei Klinger auf die populären und naiven Charaktere beschränkt, und der letztere gibt dieser Neigung überhaupt etwas weiter nach. Was ihn aber hauptsächlich unterscheidet, er entwickelt aus jenem volksmäßigen Conversationsstil eine neue Sprache des Affectes, indem er seine Nachlässigkeiten, sein abgebrochenes Wesen zur rhetorischen Figur ausbildet. So wimmelt Monolog und Dialog von Ausrufungen, Ellipsen, Apophiosen, Anadiplosen, Anaphern, Klimaken. Man braucht die Beispiele noch lange nicht an den Stellen aufzufuchen, wo Ottos Leidenschaft sich ausraßt. Wenn Bischof Adalbert, der kalte Intrigant, den Prinzen Konrad gegen seinen Vater aufhetzt, drückt er sich so aus: «es ist so? Und das so kalt, Prinz, so kalt? Es ist so — verdammtes es ist so! Als feys um eine Hand voll Nüsse zu tun. Dem Karl die Regierung! O wäret ihr Prinz, wolltet es feyn, wolltet es wissen was das heißt, Prinz feyn, und dächtet uns nach, thätet uns nach! Aber so — mags feyn, mags feyn. Und doch kann ich nicht dran denken ohne Bitterkeit, ohne peinigende Bitterkeit. Dem Karl — Feind Gottes und eurer! Und hier steht Konrad, von Gott erlesen, ausgerüstet zu herrschen, — und doch nicht, weil seine Seele schläft. O! eines Prinzen Seele! Schlaf — und hier ein Schritt, ein kleiner Schritt zu einem weiten Herzogthum. Könnt ich sie aufwecken mit dem Ruf: Konrad, du bist, sollst feyn, mußt feyn!» So wird man in beständiger Parataxe außer Atem gehetzt; es ist Ausnahme, darf man einmal in einer Periode auschnaufen. Wenn dieser aufgeregte Stil an rechter Stelle große Wirkung üben kann, so nutzt er sich doch durch gehäufte Anwendung alsbald ab und wirkt als die Caricatur dessen was man Stil nennt, als Manier.

So knabenhaft uns dieser Erstling in mehr als einer Hinsicht anmutet, so natürlich es war, daß der Dichter sehr bald das Interesse an ihm verlor, man darf nicht vergessen was er in seiner Zeit gleichwol bedeutete: nach der schöpferisch dramatisirten Historie Götz die erste Conception einer wirklichen Charaktertragödie im großen Stile Shakspere's, und nach der talentvollen Verkehrtheit

Gerstenbergs im Ugolino der erste Versuch, die ganze Gewalt menschlicher Leidenschaft aus herzerschütternden großartigen Begebenheiten rückhaltlos ans Ohr des Hörers schlagen zu lassen. Das Stück war kein bloßer Nachhall eines dagewesenen, es war ein Schritt weiter, unvorsichtig und unsicher, aber kühn, neu und in großem Sinn getan. Es kündigte sich damit an, daß der Dichter für das deutsche Theater Epoche machen würde: eine Epoche, die bald durch eine neue größere überwunden ward, aber die notwendig für die Fortentwicklung war. Am Otto hat sich Schiller zu den Räubern begeistert.

Hatte Otto gewissermaßen zur Befreiung des Dichters von der Einwirkung des Götz gedient, so befreite er sich mit einem zweiten Stücke sehr verschiedener Gattung von Lenzens Hofmeister, der 1774 erschienen war.

In einem undatierten Brief an Schumann (Nr. 3) heißt es: «lauf Schlittschuh wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, lese meine Griechen und was mit ihnen. Mach Gedichten und Zeug; hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menschengefühl. Nun wirds zu Leipzig sein, bist Du karg, sollst Du was (? lies: eins) haben.» Das kann, da das LEIDENDE WEIB 1775 erschien, nur im Winter 74 auf 75 geschrieben sein. Da ein anderer Brief aus dem Februar 75, der in ganz anderer Stimmung geschrieben ist und den Freund wegen eines vorausgegangenen langen Schweigens schilt, diesen voraussetzt, so kann derselbe nicht später als um Neujahr geschrieben sein. Ob von einer Ankunft zu Gießen oder Frankfurt die Rede ist, bleibt zweifelhaft; aber die Worte «lieb ist mirs von dir zu hören» deuten doch kaum auf einen empfangenen Brief, sondern auf Nachricht durch dritte, die Klinger, wenn er nach Frankfurt kam, in seiner wie in Schumanns Familie immer finden konnte. Ich glaube daher, daß der Brief zu Frankfurt in den Weihnachtsferien geschrieben ist, wozu die behagliche Angabe der sehr unjuristischen Beschäftigungen stimmt. Daß aber Klinger um diesen Jahreswechsel wirklich dort war, geht daraus hervor, daß sein von Goethe gezeichnetes Porträt* von dessen

* Es ist in meinem Besitz und entspricht genau der Beschreibung, die Goethe (22, S. 238) von seinem Verfahren gibt: «Ich zeichnete die Portraits meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide».

Hand das Datum Januarius 1775 trägt. Er hatte also das Leidende Weib im Kopfe oder als angefangene Arbeit mitgebracht, gleich in den ersten Ferientagen rasch hingeschrieben und alsbald an Weygand nach Leipzig geschickt, wo der Otto vermutlich schon war. Weygand war es, der den Werther und das Puppentheater verlegt hatte.

«Da ward ein Stück, heißt Leidendes Weib», das könnte möglicher Weise auch von der Vollendung eines längst begonnenen Stückes gesagt sein; aber nicht von einem Stücke, von dem Schumann schon wußte, und dieser hätte davon gewußt, wäre es schon vor dem Abgang zur Universität begonnen gewesen. Wie verhängnisvoll bezeichnend sind aber die vier Tage und der ganze Hergang für Klingers Art zu arbeiten! Dieser Mangel an Geduld, an technischer Reflexion, an Selbstkritik, kurz an Kunstfleiß hat gehindert, daß er in seiner frischesten Zeit, da ihm die Gunst des Publikums entgegenkam, für das deutsche Theater geworden ist, was er hätte werden können.

Lenz stand mit Goethe hinsichtlich der Kunstprincipien unter dem gleichen Zauber Shaksperes, aber man kann nicht sagen, daß er in seinen früheren Arbeiten, die auch die bedeutenderen sind, abhängig von Goethen erscheine. Er trat in eigener Gattung, mit eigener Manier neben ihm auf. Der dramatisierten Historie stellte er die dramatisierte gegenwärtige Wirklichkeit, wie er sie selbst beobachtet hatte, zur Seite, so derb und kün erfaßt, mit einem so entschlossenen Naturalismus der Darstellung, wie es noch keiner getan hatte. Die Liebhaber des Conventionalen, in deren Hand die Kritik war, verachteten und schmähten, aber das Publikum staunte und wurde ergriffen, ob es nun die Zugabe der Roheit nur in den Kauf nam oder als Pfeffer empfand. Lenz und Goethe wurden in jener Zeit wie Sterne gleicher Größe neben einander genant; man war, weil an beiden vor allem die shaksperisierende Regellofigkeit auffiel, im Stande die namenlos erscheinenden Stücke des einen dem andern zuzuschreiben.

Mit noch weniger Recht als der Otto wird das Leidende Weib als bloße Nachamung bezeichnet. In einem Hauptpunkt unterscheidet es sich sofort durchgreifend von der Lenzischen Weise. Lenz hatte sich eine eigne Theorie gebildet, wonach er in der Komödie das Schauspiel für die Menge, in der Tragödie das für

die Wenigen erblickte, die Bildung des Geschmacks, Ernst und Idealität des Sinnes mit ins Theater bringen. Die Komödie in diesem Sinne sollte nun keineswegs nur der Belustigung dienen; sie sollte das Leben zeigen wie es ist, aus traurigen und heiteren Zügen gemischt; das erschütterndste sollte in ihr Platz finden, Schrecken und Mitleid in ihr erregt werden, wofern nur die Verwicklung, die beides hervorbrachte, zu dem vom Sinn der Menge geforderten glücklichen Ende geführt würde. Lenz verstand die von Diderot aufgebrachte *Comédie sérieuse* in einem Sinne, der der bürgerlichen Tragödie noch um ein gutes Teil näher stand und eben nur im Punkte des Ausganges sich von ihr unterscheiden wolte. Er fühlte sich selbst zu dem berufen, was in seinem Sinne Komödie war; aber er beging den Irrtum, sich nicht klar zu machen, welche Handlungen ihrer sittlichen Natur nach eine glückliche, welche nur eine tragische Lösung zulassen. Nach seiner Meinung ließ sich im bürgerlichen Leben, wenn nur ein günstiger Zufall oder die nötige Gutmütigkeit angewendet würde, jede Verwicklung zu einem glücklichen Ende führen, das sowol sittlich wie künstlerisch befriedigte. Im Hofmeister verzeiht daher ein anständiger junger Edelmann nicht nur der Geliebten, die sich in seiner Abwesenheit von einem erbärmlichen Kerl hat verführen lassen, sondern vermählt sich mit ihr und nimmt ihr Kind für seines an; indes der Verführer, der sich in einem Anfall ascetischer Reue selbst entmannt hat, schließlich ein frisches Bauernmädchen heiratet, das auf Kinderfegen nicht zu reflectieren erklärt. Lenz beging einen zweiten Irrtum — den er freilich mit Alten und Neuen und mit Diderot selbst teilte — daß ihn ein rein äußerliches Moment, eine Sache des Zufalles, die plötzlich in die tragisch geschürzte Handlung hereintritt, genügt um dieselbe glücklich zu wenden. Im neuen Menoza haben sich Bruder und Schwester unerkannt ehelich verbunden, und dies droht nach der Entdeckung, obwol das Consistorium Indulgenz gewährt, bei den Gewissensscrupeln des einen Teiles unbefriedigend ablaufen zu wollen; da läßt es der freundliche Dichter ans Licht kommen, daß beide in der Tat nicht verwant sind, da das eine von ihnen als Säugling verwechselt worden ist. Noch heitrer wird im Hofmeister die Auflösung in Wolgefallen dadurch herbeigeführt, daß Jemand in der Lotterie gewinnt und nun seine Schulden bezalen kann. Vor solchen sittlichen und künstlerischen Anstößigkeiten

war Klinger sicher, nicht durch theoretisch erkante Grundsätze, sondern durch einen angeborenen Adel der Gefinnung. Dem ehebrecherischen Pare, das er in die Mitte seiner Handlung stellt, würde bei dem Dichter des Strephon der beleidigte Ehemann verziehen, die Fortsetzung seines Verhältnisses erlaubt und vom lächerlichen Throne seiner Großmut herab der Sache zugeesehen haben; Klinger läßt das reuige Weib am gebrochenen Herzen, den verzweifelnden Verführer durch Selbstmord sterben, und erreicht damit eine tragische Katharsis.

In einem andern Punkte dagegen faßte er seine Aufgabe in Lenzischer Weise. Im Hofmeister wie später in den Soldaten wird ein bestimmter wunder Fleck der bürgerlichen Gesellschaft von der Dichtung grell beleuchtet. Sie hat eine praktische Absicht, sie will eine Meinung einleuchtend machen, über die Nachteile der Privaterziehung, über die moralischen Opfer, welche die stehenden Heere kosten. Eine solche ethisch-soziale Absicht ist auch in das Leidende Weib gelegt: es stellt die Gefahren vor Augen, die in der Beschäftigung mit schöner Literatur für die sittliche Gesundheit des Weibes liegen; ein Gedanke, dessen Quelle in Rousseaus theoretischem Bildungshasse offen liegt. Die selige Frau des Magisters hatte bereits über dem Grandison vergessen, ihrem Mann die Suppe zu kochen; seine Tochter läßt sich von schönen Geistern den Hof machen, Verse zum Namenstag widmen, Romane aufstecken, ins Theater führen; schließlich ist sie mit einem von ihnen durchgegangen. Bei der Hauptperson des Stückes aber spitzt sich diese Tendenz zum ausdrücklichen Angriff auf Wieland zu. Die Gesantin hat ein französisches Kammermädchen, nach dessen Meinung Deutschland ohne Wieland «eine Mördergrube» wäre. «Kein Franzos kann so galant von etwas reden als er. — Die Vorurteile macht er doch alle so lebenswürdig lächerlich. Und sein Pinsel — in Wollust und Freude getaucht und von Grazien geführt. Wie er so toll mit dem Dings umgeht, die Ueberspannung heruntersetzt!» Sie ist die Vertraute der sündigen Liebe ihrer Gebieterin und bläst dieses Feuer mit Wolbehagen an. Sie preist sich glücklich, «ein Frauenzimmer wie Danae mit der sanften Schattierung von Psyche» gefunden zu haben, «und — darf ichs sagen? — einen Agathon. GESANDTIN. Du machst mich böse. LOUISE. Auch wieder gut, gnädige Frau.

Soll ich lesen wie Agathon die Danae schlafend fand? Ich hol ihn von der Toilette». Aber die arme Frau ist gleich nach ihrem Fehltritte furchtbar zur Befinnung gekommen und antwortet: «ich will nichts mehr von ihm wissen, vom ganzen . . . nichts. Ein weiblich Aug sollte nicht hineinschauen. Hätt mich Gott bewahrt! mit dem Brand wär ich nie so weit gekommen». «*Mon dieu*» sagt Louise, «wer kanns Ihnen denn auch recht machen? Bald so, bald so. Vor wenigen Tagen gieng nichts übern . . . ». Er also war es der die Fantasie vergiftet, die Sinne erhitzt, das sittliche Bewußtsein verdunkelt hatte, bis der «Engel von einem Weibe» in schlimmer Stunde fiel; nun erkennt man zu spät, daß die genossene Süßigkeit Gift war. Goethe hatte in der Farce «Götter, Helden und Wieland» den Geschmack des Dichters der Grazien lächerlich gemacht und seine Moralität außer Frage gelassen; Klingers ethisch angelegte Natur gibt sich, ungereift, aber auch unverfälscht noch, in der naiven, geradsinnigen Derbheit kund, womit er gleich der Schule Klopstocks, aber unabhängig von ihr und ohne ihr gedunfenes Pathos, dem Sittenverderber zu Leibe rückt.

Er stand mit dem so gewanten Angriff auch in der Goethischen Schule nicht allein. Lenz schmiedete Waffen zu dem gleichen Zwecke, ließ sie aber mutlos meistens in der Rüstkammer liegen. Nur seine Ekloge Menalk und Mopsus, die die Geilheiten im Neuen Amadis an den Pranger stellt, erschien, und zwar um dieselbe Zeit wie das Leidende Weib; die Wolken zog er aus dem Drucke wieder zurück; sie kamen nie, und das Pandæmonium Germanicum kam erst lange nach seinem und Wielands Tod ans Licht. In der letztgenannten Farce sagen die zuschauenden Franzosen über Wieland: *oh le gaillard! Les autres s'amusoient avec des grisettes, cela débauche les honnêtes femmes* — ganz in Klingers Sinne die Gemeinschädlichkeit einer Muse treffend, welche die Nacktheit sorgfältig meidet, um im koischen Gewande desto sicherer zu verführen. Die gleiche sittliche Entrüstung spricht sich in einigen Spottgedichten Kayfers aus, die im Freundeskreise handschriftlich bekannt wurden, und die man im Anhange dieses Buches nachlesen kann. Nichts hätte wirklich im Jare 1775 weniger erwartet werden können, als daß ein Jar später alle drei hinter Goethen her ihren Frieden mit Wieland machen würden.

Wir kehren zu dem Leidenden Weibe zurück. Der Angriff

konte sich hier nicht füglich auf jenen Hauptgegenstand beschränken; es war fachlich und dichterisch gerechtfertigt, daß er überhaupt gegen die Schule, die den deutschen Parnas legitim zu beherrschen glaubte, gewendet ward. Drei Belletristen werden daher als ihre Vertreter vorgeführt, in deren Tun und Leben der Sensualismus, den sie in der Poesie bewundern, in grober Wirklichkeit zum Vorschein kommt. Nur einer von ihnen ist vom Dichter mit einem Namen bedacht: er heißt Läufer wie der Lenzische Hofmeister, um ihn als ein andres Exemplar desselben Typus sittlicher Erbärmlichkeit zu bezeichnen. Ihn läßt indess der Dichter als gewanten Lebemann erscheinen, während seine beiden Genossen Pedanten sind, die in Berlin und Leipzig aus der Quelle des guten Geschmacks geschöpft haben und sich die Liederlichkeit gewissermaßen aus Grundsatz anzuzügeln scheinen. Wir finden diese Gesellschaft in der ersten Scene in der Wohnung eines biedern altfränkischen Magisters, wohin Läufer die andern mitgebracht hat, indess der Hausvater, der an den Lenzischen Schulmeister Wenzeslaus erinnert one doch Copie zu fein, seinen Schülern den Cellarius einbläut. Während Läufer der Tochter mit Zärtlichkeiten zusetzt, unterhalten sich seine Freunde über Literatur. Der eine verehrt Jacobi den Anakreon-tiker über alles und will bei Gelegenheit einer Recension «dem Klopstock noch was abgeben wegen seiner Gelehrtenrepublik»; der andere hält zwar Klopstock für den größten Dichter, aber doch nur weil die Eigenschaften, die Batteux von einem Dichter fordert, auf ihn passen. Später finden sich beide in einem Bordell vor, wo sie aber neben einem von Ausschweifungen entkräfteten Baron nicht recht anzukommen vermögen. Der Baron, dessen Vorstellung von schönen Geistern auf einem überwundenen Standpunct zu stehn scheint, will sie quer treiben: «aber, meine Herren, die Sie immer von Ideal, Schönheit und Tugend das Maul so voll haben, he, fagen Sie mir doch warum Sie hier — ho he — Sie schwatzen doch so gegen das sinnliche, rupfen den andern die Federn aus, und die dem Plato, zieren den Discours mit — fagen Sie mir doch — he, warum Sie nach der Komödie zu Liesgen und Sophgen laufen?» Der erste schöne Geist bleibt aber die Antwort nicht schuldig: «die Zeiten ändern sich, man nähert sich dem Menschen immer mehr. Es war eine Zeit, da lebten wir alle von Plato, Hutchevon und den Hymnen, Dialogen, die aus der Schweiz kamen.

Die blieben aus, vergaßen sich selbst, es war der rechte Weg nicht» —: man hat eben mit Wieland die bekante große Umkehr vollzogen. Zum Schluß werden sie von einigen Officieren, die dazu kommen, one Umstände hinausgeprügelt. Diefer Gesellschaft gegenüber ist die neue Schule der Genies durch Franz, des Geheimen Rats Son, vertreten, einen leidenschaftlich stürmenden, aber rein und hoch gefinnten Jüngling. Sein liebster Freund ist der Doctor, den Läufer einen wunderbaren Menschen nennt; worauf Franz: «den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, den (lies: die) ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich seyn kann. Läufer, der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war». Natürlich ist Goethe gemeint. Franz spricht von seinem Rousseau, seinem Shakspeare und Homer, citiert den Hamlet und übersetzt für seine Geliebte eine Scene aus Romeo und Julia; er weint dem Werther nach und rümt die Gelehrtenrepublik als die größte Poetik. Er gibt dem Magister Recht, daß die Schöngelüste die Weiber verderbe. Die schönen Geister sagen ihm nach, er wisse nichts von Theorie, schimpfe auf Geschmack, halte nichts auf Kritik; er selber gesteht, daß er Systemen und Philosophen nichts abgewinne, und schwört zur Fane des Gefüles. Er steht in Andacht vor einem Laokoonskopfe: «mein Laokoon, was hast auch Du schon leiden müssen. Jeder Bube schwatzt von Dir, und große Leute reden, warum Du den Mund aufthust? Hätten sie so vor Dir gestanden mit dem innigsten Gefühl!» Ein Ausfall, neben dem doch mehrere Anspielungen die Bewunderung des Verfassers für Lessings dramatische Dichtergröße bezeugen. Läufer bringt Franzen etwas neues über den Selbstmord, natürlich aus Anlaß der Werthercontroverse: Franz möchte allen das Gehirn austreten, die dafür und dawider schreiben, und läßt nur das Mitgefühl gelten, das ein so weit gebrachter Unglücklicher einflößen muß. So ist dieses Stück eine Urkunde, in der sich mit ursprünglichster, naivster Frische die Sympathien und Antipathien der damaligen literarischen Krisis ausdrücken, und man würde von derselben eine annähernde Vorstellung bekommen, wenn auch alle ihre Erzeugnisse außer diesem einen verloren wären.

Daselbe führt uns in einen Familienkreis der höheren Gesellschaft eines deutschen Fürstentumes. In dem Geheimen Rat be-

gegen wir schon jezt, am Anfange von Klingers Dichterlaufban, jenem Charakter, der nachmals in seinen Romanen wieder und wieder variiert wird: dem uneigennütigen Fürstendiener, der einem verderbten Hofe zum Trotz unerschütterlich das Gute will und tut, bis er darüber äußerlich zu Falle kommt. Sein Temperament ist feurig, aber durch die Prüfungen und Uebungen des Lebens gebändigt. Es ist in seinem Sone Franz wiedergekehrt, der wie es scheint als Volontär in der Regierung arbeitet und dadurch in der Lage ist, den Feinden seines Vaters derb die Meinung zu sagen und so dessen Verlegenheiten zu mehren. Der Eidam des Geheimen Rats dagegen, der Gefante, der, man erfährt nicht warum, in der Residenz statt auf seinem Posten verweilt, ist eine zwar ebenso edle, aber stille und maßvolle Natur. Er liebt seine Gemalin, mit der er drei Kinder besitzt, aufs innigste, und diese drei vortrefflichen Männer fülen sich durch das häusliche Glück, dessen sie genießen, für ihre äußeren Widerwärtigkeiten entschädigt. Ihr Familienleben wird mit Behagen ausgefürt; die Kinder, deren Freund und Liebling Franz ist, spielen dabei eine Rolle, der man wie im Otto die besondere Liebhaberei des Dichters anmerkt. Der Zuschauer weiß jedoch bereits von vorn herein, daß dieses schöne Glück untergraben ist. Die Tochter des Geheimen Rats hatte vor ihrer Ehe mit dem Gefanten ihre Neigung einem mittellosen Cavalier von Brand geschenkt, und dieser war zu ihrem Unglück dadurch wieder mit ihr in Berührung gekommen, daß er durch das Fürwort ihres Vaters eine Anstellung im Militärdienste des Fürstentumes suchte. Freundschaftlich in der Familie aufgenommen, hat er deren Vertrauen durch die Erneuerung des alten Liebesverhältnisses vergolten und die Tugend der Frau in einer unbewachten Stunde zu Falle gebracht. Auch dies, daß der Tugendhafte neben seinem Kampfe mit der verderbten Welt noch durch die Untreue seines Weibes gebeugt wird, ist ein in den Romanen wiederkehrendes Motiv. Beide Schuldige finden wir von vorn herein in Qualen des Gewissens, die doch ihre Leidenschaft nicht zu dämpfen vermögen, und die Katastrophe des Stückes besteht nur in der Enthüllung ihres Verbrechens für die davon Betroffenen. Sie wird durch einen Nebenbuler Brands in der Liebe zur Gefantin herbeigefürt. Graf Louis ist ein Sprößling des Fürsten, im Ehebetto des Mannes gezeugt, der an der Spitze der Gegenpartei des Geheimen

Rates steht. Geld und Gunst hat dem gefälligen Ehemann gelont, und der Son ist in einem sittenlosen Hause zügellos aufgewachsen. Seine Persönlichkeit wird in einem Gespräche mit seinem Hofmeister beleuchtet, das sich im Gedankengange des Lenzischen Hofmeisters und mit ausdrücklichem Bezug auf ihn über das Elend dieses Standes bewegt. «Was gehn mich Ihre Philosophen und Monaden alle an», sagt der hoffnungsvolle Jüngling: «kurzum, ein Mädel ist mir lieber als das all. HOFMEISTER. Graf Louis, Sie sind auf dem Weg ein Bösewicht zu werden von der schlimmsten Sorte. Leider sah ich das gleich ein; mußte mich der Mangel zu so was treiben? LOUIS. Ich hätte Sie nimmer gebraucht, und Sie hätten was anders thun können. Lesen Sie den Hofmeister, wie ich schon hundertmal sagte» u. s. w. Der arme Pädagog ist bescheiden in seinen sittlichen Ansprüchen: «hören Sie mich doch! Genießen Sie; aber nur mäßig!» Er erhält aber zur Antwort: «ich sag noch einmal, hättet ihr mir eine Maitresse gehalten, da es in mir anfang aufzuwachen, wärs gut gegangen. Und sollt ich einen Buben haben, soll er in seinem sechzehnten Jahr eine haben, und sich nicht peinigen oder gar verderben». Es gehörte Bosheit dazu um den Autor wegen dieses Receptes sittlich zu verdächtigen, das er einem Wüstling passend in den Mund legte, und das man eher noch dem Verfasser der Soldaten hätte zutrauen dürfen, als dem Dichter, der im selben Stücke sein Ideal in einem Jüngling wie Franz aufstellte. Graf Louis also, der feilen Wollust überdrüssig, hat eine wilde Leidenschaft für die Gefantin gefaßt, campiert Nachts auf der Schwelle ihres Hauses und hört Brand im Garten eine zärtliche Melodie auf der Flöte spielen. Voll eiferfüchtigen Verdachtes schleicht er sich die nächste Nacht in den Garten ein und spielt dieselbe Melodie. Die Gefantin, in der Meinung ihren Geliebten zu hören, öffnet das Fenster und verrät ihm ihr Geheimnis mit den Worten: «o Brand, Brand! daß du mir das Leben nimmst!» Freilich weiß er damit noch nicht, wie weit die Sache zwischen beiden gekommen ist, und erfährt es auch nicht von Brands Vertrauten; dem ausgemergelten Baron Blum, den er deswegen zu sich bestellt hat; denn Blum, der, seit ihm die Kraft zum Genuße ausgegangen ist, mit Menschenhaß um sich wirft, macht eine Ausnahme für Brand, dem er mit treuer Freundschaft anhängt. Er gibt dem Grafen den kräftigen Bescheid: «und wo du was unternimmst, wo

du's verräthst, so stoß ich dich mit dem Brodmesser übern Haufen, und sollt ich aufm Rad sterben.» Graf Louis läßt sich dadurch natürlich nicht irre machen, zumal er sich nächst dem Geheimniß noch im Besitz eines andern mächtigen Druckmittels auf die Entschlüsse der Gefantin weiß. Ihm ist es möglich, durch den Einfluß, den er auf seinen natürlichen Vater, den Fürsten, und auf seinen bürgerlichen Vater, den Minister, besitzt, den drohenden Sturz des Geheimen Rates und des Gefanten aufzuhalten. Er hat dies bereits getan, und er verlangt den Lon dafür. Im vierten Acte finden wir Brand voll Eiferfucht gegen Louis, der die Gefantin in allen Gesellschaften umschwärmt. Es steht ein Landfestin in Masken bevor, zu dem Brand nicht eingeladen ist. Er beschließt sich dennoch maskiert einzufinden, vom Dach eines Bauernhauses die Gesellschaft zu beobachten, sich je nach Umständen in sie zu mischen. Der treue Blum begleitet ihn. Auf dem Festin wird die Gefantin in ein Bauernhaus gelockt, worin man ihr eine hilfsbedürftige Person vorgespiegelt hat; Louis folgt ihr, sie schreit um Hilfe, Brand sprengt die Thür, schießt jenen nieder und läßt sich, während die Gefantin in Onmacht liegt, mit Mühe von Blum zur Flucht bewegen. Nun sollte man denken, durch den Schuß aufgeschreckt würden die Festgäste, darunter der Geheime Rat und der Gefante, in das Haus eindringen und der tödtlich verwundete Louis die letzte Kraft benutzen, um den Gegenstand seiner Leidenschaft, da er seiner nicht genießen kann, wenigstens durch Offenbarung dessen was er weiß und durch die darauf begründete schlimmste Anklage zu verderben, und die Gefantin würde unter dem Druck ihrer Gewissensqualen alles bekennen. Aber alles dies überläßt der Dichter uns zu erraten. Der vierte Act schließt mit Brands Flucht, im Beginn des fünften, der die Wirkungen der Katastrophe entwickelt, beweint die entdeckte Ehebrecherin bereits den Tod ihres Vaters, den der Schlag gerürt hat, und bestätigt der Gefante dem aus seiner Landwong herbeigeeilten Franz, daß seine Schwester zur Hure geworden sei, auf Grund ihres eigenen Bekenntnisses. Franz stürmt und wüthet, der beleidigte Gatte, voll Mitleid, hat vergeben, will zu vergessen suchen und bemüht sich seinen Schwager zu mäßigen. Da aber beide die arme Sünderin auffuchen, finden sie sie tot: das Herz ist ihr gebrochen, wie sie von Gott erbeten hatte, bevor Franz richtend vor ihr erschiene; ihre letzten Worte: «Herr geh

nicht ins Gericht mit mir! Bet mirs, Fränzchen, bet mirs, — Herr, geh nicht ins Gericht mit mir! — Gott! — ach». — Das rührende Bild der reuig gestorbenen versönt auch den wilden Bruder: er schießt die Pistole, die er für sie mitgebracht, in die Luft und verzichtet zugleich auf die Rache am Verführer. Wir finden hierauf Brand mit seinem Blum in einem Wirtshaus an der Landstraße. Er ist krank vor innerer Verdammnis und vor Ungewißheit über das Schicksal der Gefantin. Da erscheint der Magister, seinem Suschen nachspürend, das mit einem der schönen Geister wirklich durchgegangen ist, und berichtet, die Gefantin und ihr Vater seien an dem Tage, da er weggieng, begraben worden; zum Lon erfährt er von Blum, daß im nächsten Dorfe das flüchtige Par zu finden sei. Die folgende Scene zeigt den Selbstmord des verzweifelnden Brand auf dem Grabe seines Opfers; die letzte endlich, vor der man einen längeren Zeitraum zu denken hat, den Gefanten und Franz in Gesellschaft der Kinder bei landwirtschaftlichen Arbeiten. Ihr Gespräch offenbart eine friedefulle, versönte Stimmung. «GESANDTER. Mir ist ganz wohl. Was kann uns fehlen? wir haben alles. FRANZ. Sie haben uns eine Last abgenommen, da sie uns Vermögen und Ehrenstellen nahmen. Bruder, wir leben uns. GESANDTER. Ja wir leben uns. FRANZ. Wenn du nur gesund wärst! GESANDTER. Das ändert sich schon. Ach! meine Liebe über den Sternen! FRANZ. Ach! nun bald ein Jahr, Bruder. GESANDTER. Wirds ein Jahr, und ich lebe noch, wandle ich an dem Tag an ihr heiliges Grab, das alle Jahr, so lang meine Wallfahrt hier noch dauert! Ach meine Liebe über den Sternen!» Da das schuldige Weib als Büsserin im christlichen Sinne gestorben ist, darf sich ihr Andenken auch religiös verklären. Die Ueberlebenden haben dasselbe glückliche Loß gefunden wie Sophiens Eltern im Emil, und fassen es wie diese auf.

So die Handlung. Fest geschlossen und wol motiviert enthält sie alle Bedingungen zu einem wirkungsvollen Drama. Indem sie nur in Offenbarung und Sünung der Schuld besteht, ist auf allen äußerlichen Intriguenapparat, wie er im Otto verwant wird, von vorn herein verzichtet. Wol wird die Enthüllung durch einen Zufall herbeigeführt, aber man hat das Gefühl, daß es gleichgiltig sei welcher Zufall sie am Ende bewirke, da innere Notwendigkeit auf eine Krisis hindrängt, die eben darum nur an einem Hare

hängt. Das realistische Eingehn auf die Lebenserscheinungen der Gegenwart, wodurch Lenz wirkte, blieb bewahrt: aber die Zwittergattung, die er geschaffen hatte, war zum bürgerlichen Trauerspiel erhoben. Es war das erste Erzeugnis dieser Art, das aus der neuen revolutionären Literaturepoche hervorgieng; Wagner folgte demnächst mit der Kindesmörderin und der Reue nach der Tat, seinen Vorgänger durch breiter und wirksamer entfalteten Naturalismus verdunkelnd, aber niedriger in Haltung und Stimmung. Gleichwol konnte auch das Leidende Weib durch energische Lebenswirklichkeit interessieren. Sie wird von einer Reihe lebendiger, wolabgestufter Charaktere getragen, deren jeder zum angemessenen Ziele geführt wird. Auch zwischen den beiden über dasselbe Verbrechen reuigen Personen ist ein guter Unterschied gesetzt: Brand beklagt es, daß er kein ehrlicher Kerl mehr sei, er beklagt das Loß, das er dem geliebtesten Wesen bereitet hat; in der Gesantin erwachen die dem Weibe tiefer eingepflanzten religiösen Gefühle, sie scheut das Auge Gottes; sie stirbt Gnade suchend, jener den Tod der Verzweiflung. Der Schluß des Ganzen ist mild und verönend, die Reinigung der erregten Leidenschaften in vollem Maße bewirkt.

Für eine Nebenhandlung wie im Otto finden sich hier sogar zwei. Aber diejenige, die sich um den Magister und seine Tochter bewegt und nur am Anfang und Ende die Haupthandlung einramt, wird durch die gemeinsame Idee mit dieser sichtlich zusammengehalten. Auch die andre, die sich mitten eindrängt, ist nicht ganz zu tadeln. Wo so viel unwürdige Liebe vorgeführt wird ist die Episode eines reinen, idealisch gestimmten Liebesverhältnisses wie das zwischen Franz und Julie von guter Wirkung; und die Beziehung auf die Grundidee des Ganzen fehlt auch hier nicht. Franz ist von Läufer bei einer jungen Dame eingeführt worden, deren Gesang und Harfenspiel die schönen Geister bewundernd um sie versammelt. Er hat ihre Liebe im Sturm gewonnen, und er nährt dieselbe mit den literarischen Interessen der Sturm- und Drangjugend, die seinen eignen Geist erfüllen. «JULIE. Wenn lesen wir wieder im Petrarka? Erst das Stück im Metafasio. FRANZ. Täglich, täglich, so lange ich hier bin. Der Lehrmeister darf doch kommen? Erlaubts der Papa? JULIE. Der wohl; ich bitt mir aber sehr aus, daß nur der kommt. Der Petrarka taugt nichts für uns, seh ich wohl, und seine Heloyse kann er auch wieder holen lassen. Ich und

Julie trennten uns, sobald ich an den Brief kam *mourons, mourons ma douce amie**! FRANZ. Schilt mir das Buch nicht! Es ist das einzige von den vielen — und ist von meinem Rousseau — — JULIE. Werd ich denn die Scene bald bekommen, die du mir versprachst aus deinem Shakspere zu übersetzen? Von Romeo und Juliette meyn ich.» Statt diese Uebersetzung zu liefern fñrt Franz eine änliche Scene auf: er steht unter ihrem Fenster, als sie dieses nächtlicher Weile öfñnet um mit dem Mond von ihrer Liebe zu schwärmen. Er verlangt nichts als bis zum hellen Tage stehn bleiben zu dürfen, verzichtet aber gehorsam und discret auch darauf: «muß ich gehn? Engel, heilig sey die Nacht!» Dies ist, wie schon früher bemerkt wurde, der Punct, wo eignes Erlebnis des Verfassers in das Leidende Weib einschlägt. Auch das jähe Ende des Verhältnisses zwischen Franz und Julien gehört zu diesem Erlebnis. Es wird durch eine boshafte Zwischenträgerei Läufers herbeigefñrt: Julie stellt ihren Geliebten darüber zur Rede, und er ist zu stolz Rede zu stehn. Das erfährt man in einer Scene zwischen Franz und dem Doctor, die offenbar den Ton getreu wieder gibt, darin Goethe mit Klinger zu verkehren pflegte: z. B. «er hat geschwätzt, ich hör schon alles. Warum gehst Du mit so Jungens? Ich wär schon längst hingegangen, könnte ich den Gedanken ertragen, daß die Kerls um sie herum sind. Den Läufer sah ich gleich dafür an, als er kam, Scharrfüße machte; sagte, er wäre ein Freund von dir; langes und breites redete; da dachte ich gleich, er müßte schwätzen, kostete es andrer Leben. FRANZ. Eine Kugel! Eine Kugel! DOKTOR. Die Karbatsche für so Jungens! Was eine Kugel? Das wär Dich prostituiert. Abgepeitscht wie Hunde; einen Tritt, zur Thür hinaus, das ist die Kost für so Kerls!» Einem gewissen Kreise Frankfurterischer Leser müssen diese Beziehungen des Stückes damals deutlich gewesen sein; meine Mutter wußte den Namen der Person zu nennen, die im Leben Läufers Rolle bei Julien gespielt hatte. Wir sehen auch Franz und seine Geliebte dafür büßen, daß sie sich mit den sogenannten schönen Geistern gemein gemacht haben; und ihre Geschichte wird dadurch immerhin in einen innern Bezug zur Idee des Ganzen gesetzt.

Daß das Stück bei so großen Vorzügen der Anlage und bei einer so bedeutsamen Verflechtung mit den literarischen Tages-

* Der 55ste des 1. Teiles, der Juliens Fall enthält.

interessen doch keine rechte Wirkung haben konnte, war weit ausschließlicher als beim Otto die Schuld der Ausführung. Sie ist hinsichtlich der Motive flüchtig, skizzenhaft, ungleich. Wie wir gesehen haben ist die Scene, welche die Katastrophe enthält und den größten Bühneneffect versprechen würde, ganz übergangen und muß hinzugedacht werden. Ungern und zum Nachteil des tragischen Interesses vermißt man genaueres darüber, daß der Geheime Rat ehemals die Verbindung seiner Tochter mit Brand hartherzig vereitelt, die mit dem Gefanten durch den Druck väterlicher Autorität herbeigeführt hat. Andre wichtige Motive ermangeln der concreten Ausführung und dadurch der Lebendigkeit: man erfährt nicht worin eigentlich der Conflict besteht, der die Stellung des Geheimen Rats und des Gefanten von vorn herein bedroht; man erfährt auch nicht näher, wie und wodurch Läufer vermocht hat, Juliens Vertrauen in ihren Geliebten zu erschüttern. Die Geduld des haftig schaffenden Dichters nimmt gegen den Schluß hin sichtlich ab. Er sah sich dies um so eher nach als er hier so wenig wie im Otto, und so wenig wie Goethe im Götz und Lenz im Hofmeister, bei der Disposition der Scenen Rücksicht auf die Erfordernisse der Bühne nahm. In der Sprache herrscht aufgeregter, maßloser Genieton wie im Otto; die gleiche manierierte Rhetorik des Affectes neben dem gleichen mundartlichen Gepräge und der Nachlässigkeit des Ausdruckes, die dem Streben nach nacktester Naturwarheit entspricht; doch wird die Natürlichkeit nicht platt und die Behandlung bleibt in ihrer Art großartig, schon durch ihre springende Kürze.

Denkt man sich dieses Stück in sorgfältiger, bühnengerechter Ausführung, so würde ihm Cabale und Liebe, mit dem hohen verschrobenen Pathos seiner Tugendhelden, der carikierten Unnatur seiner Böfewichter und der Plumphet seiner Intrigue, den Preis des bürgerlichen Sturm- und Drangdramas kaum bestreiten können. Auch die von Rousseau und der Zeitstimmung eingegebene Polemik gegen die Verderbnis des absolutistischen Staatswesens, durch die Schillers Trauerspiel so mächtig wirkte, ist hier bereits, als Hintergrund der eigentlichen Handlung, breit und stark angelegt. Als Klinger nachmals für Seilers Bühne schrieb war es natürlich, daß er auf dieses übereilt hinaus gegebene Jugendwerk zurück griff und es für die Bühne umarbeitete (Br. 29). Diese Umarbeitung ist nie gedruckt worden, und Seiler, der so viel auf Sturm und Drang hielt, hat

wie es scheint keinen Gebrauch davon gemacht. Aber Klinger selbst hat das Leidende Weib nachmals verschmäh't, indem er ihm die Aufnahme in sein «Theater» (Riga 1786 und 87) verweigerte. Tieck hat hieraus mit gutem Fug einen Grund gegen Klingers Autorschaft geschöpft. «Einige haben es Klinger zuschreiben wollen; aber abgefehn, daß es Ton und Manier dieses Autors gar nicht hat, so ist nicht zu begreifen, warum Klinger in seiner Sammlung, in welcher Sturm und Drang, und Simfone Grifaldi erschien, nicht auch dieses weit bessere Schauspiel hätte aufnehmen sollen. Es hat auch ganz den Ton und die Manier unseres Lenz, und bei vielen Gebrechen große Schönheiten, neben krampfhafter Uebertreibung viel Wahrheit und Natur» (Gef. Schr. v. Lenz, hsgg. v. Tieck I, CXXII). Tieck wäre in seiner Ansicht noch mehr bestärkt worden, wenn er bemerkt hätte, daß Klinger sogar in der chronologischen Liste seiner Schauspiele, die er der Ausw. aus seinen dramatischen Werken (Leipz. 1794) vorausschickte, das Leidende Weib sowol wie den Otto ausgelassen hat; und es stimmt dazu, daß er, dem doch jene Worte Tiecks und die Aufnahme des Leidenden Weibes unter Lenzens Schriften schwerlich entgangen ist, keine Berichtigung veranlaßte. Beide Jugendwerke waren ihm, wol wegen des wilden und doch manierten Naturalismus ihres Stils, nicht mehr der Rede wert; und die Umarbeitung des einen derselben war vermütlich in Seilers Händen geblieben und verschwunden.

Sie erschienen, jedes für sich, 1775 bei Weygand in Leipzig. Der Verleger zeigte sie in seinem «Poetischen Handbuch für's Jahr 1776» S. 35 folgendermaßen an. «Das Leidende Weib. Wenn ich meinen Lesern sage, daß dieses Stück in der Goethisch-Lenzischen Manier abgefaßt ist: so werden sie mir einräumen, daß hier kein Platz ist, die Verdienste desselben zu entwickeln. Nur dies einzige bitte ich, es nicht sogleich Nachahmung zu schelten, wenn im Durchblättern Regellofigkeit sichtbar ist, wenn Spott über die Belletristen, Eifer über die Schädlichkeit der Romane, ein humoristischer Schulmeister, ein verführtes Frauenzimmer, ein Geheimde-rath, verschiedene Schwärmereien und verschiedene Paradoxa wie im Hofmeister vorkommen. Nur dies bemerke ich, daß der Verfasser mehr Skizzen von Charakteren gibt als sie, wie Lenz, mit starken Farben darstellt.

Otto. Warnungen wie die obigen werden hier minder nöthig sein; ein größerer Aufwand von Phantasie und auffallend eigne Züge werden auch den flüchtigen Leser abhalten, hier an Nachahmung zu denken. Ob sie sich nun den Verfasser als einen muthigen Jüngling denken, der mit verhängtem Zügel dahin schießt, oder als einen Mann, der aus Voratz romantifiren wollte, sey ihnen anheim gestellt. Ich setze nur noch hinzu, daß, wenn jemand ja nur einzelne Pröbchen lesen wollte, er in beiden die Kinderscenen aufschlagen müsse.»

Wie man sieht fürchtete Weygand mehr den aus zerstreuten Einzelheiten als den aus dem Ganzen hervorgehenden Eindruck der Nachahmung. Daß die Kritik die Eigenart des Verfassers erkennen und würdigen würde, war allerdings nicht zu erwarten. Das Gemeinsame in der Manier der sogenannten Genies war der Welt noch zu neu, um nicht ganz überwiegend ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und sie für die Eigentümlichkeit der einzeln abzustumpfen. Konte doch noch Tieck alles das übersehen, wodurch das Leidende Weib gegen Lenzens Dramen aufs schärfste abticht: auch den so viel wilderen, mundartlicheren Stil; auch die von Weygand bemerkte Skizzenhaftigkeit, in welche ein Dichter von so viel Gestaltungskraft nach der detaillierten Behandlung des Hofmeisters und neuen Menoza unmöglich hätte zurückfallen können. So war es denn kein Wunder, daß Schubart im Anfang Goethen und daß Nicolai in seinem Brief an Höpfner vom 17. August 1775 (Briefe a. d. Freundeskreise v. Goethe u. f. w. S. 128) mit voller Bestimmtheit Lenzen für den Verfasser beider Stücke nam: «Lenz hat mir von Anfang an ein sehr mittelmäßiger Kopf geschienen. Ich weiß nichts Verfehlteres und Schielenderes, als den Otto, und nichts Verhunzteres, als das so schöne Sujet, das Leidende Weib». Er wurde am 27. September von Höpfner und am folgenden Tage von Peterfen aus Darmstadt eines bessern belehrt. Letzterer nennt Klinger bei diesem Anlaß einen *protégé* des Hr. Dr. Goethe; Höpfner meint: «in Lenzens Stücken ist doch dünkt mich noch mehr Genie*».

* Derfelbe Brief, wie der andere in Nicolais Nachlaß bei Dr. Parthey in Berlin vorfindlich, enthält folgende Auslassung über Goethe: «warum Goethe auf Sie schimpft begreifen Sie nicht. Ich gar wohl. Er schimpft überhaupt gern, und Ihre Freuden konnten ihm nicht anderst als mißfallen. Da einen großen Theil des Romans durch er selbst Werther und Lotte sein Mädchen, eine

Nach dieser Aufklärung brachte denn die Allgemeine Deutsche Bibliothek im zweiten Stücke des XXVII. Bandes S. 384 ff. über beide Stücke Recensionen von ESCHENBURG (gezeichnet Dz.), in welchen, bei aller Einseitigkeit und Eingenommenheit des Urtheiles, dem jungen Autor besonders hinsichtlich des Otto sehr beherzigenswerte Warheiten gesagt wurden. Diese Recensionen haben für die Aufnahme der Sturm- und Drangliteratur auf Seiten der älteren Schule einen monumentalen Wert und mögen daher hier eine Stelle finden.

«Otto. Es war zu vermuthen, daß die wilde regellose Manier einiger neuern deutschen Schaufpiele gar bald viele Nachahmer finden würde; um so mehr, je geneigter junge Leute, sich alles kritischen Zwanges zu entziehen, und je sichrer eine neue und ungewöhnliche Gattung bei einem leicht in Erstaunen und Bewunderung gesetzten Haufen angefaßt wird. Ohne Vorgang des Götz von Berlichingen wäre gegenwärtiges Trauerspiel gewiß nicht entstanden; die Nachahmung ist durchgehends sehr auffallend, wenngleich die Schönheiten geringer und feltner sind. Hingegen sind auch manche Eigenthümlichkeiten des Urbildes, die wir nun eben nicht zu den Schönheiten deselben rechnen können, in die Kopie übertragen, deren Verfasser jedoch mit eignem Genie gearbeitet hat. Aber freylich würde die Zucht der Kritik ihn zurückgehalten haben, seine Arbeit, so wie sie da ist, nicht gleich den Augen der Welt darzustellen, mehr Harmonie und Beziehung der Theile hineinzubringen, um die Würkung und Schönheit des Ganzen zu erhöhen, deklamatorische Heftigkeit nicht für Sprache der innigen Leidenschaft zu halten, dem Ausdruck mehr Mannigfaltigkeit, Abänderung und stufenweise Steigerung zu geben, da sie itzt durch eine zu anhaltende Stärke eintönend und ermüdend wird, das Herz des Lesers mehr durch ein einziges Interesse zu fesseln, sein Auge auf einen Hauptgegenstand zu ziehen, und alle Nebenumstände zur lebhaftern Darstellung dieses Hauptgegenstandes gemeinschaftlich wirken zu lassen — Doch was wiederholen wir hier Dinge, die hundertmal gesagt sind, und die man itzt zu verlachen anfängt, weil sie den

Dem. Buffin ist, da Sie sagen Lotte sey ein gutes braves Mädchen gewesen, die Werther schwindlicht gemacht habe, und das dann leider die Wahrheit ist. Buffin war ein simples Mädchen die natürlichen Verstand hatte. G. machte sie zur stolzen affectirenden Enthusiastin».

verhaſten Namen der Regeln haben, und man keine Regeln mehr dulden will, aus der Grille, daß der Lauf des Genies dadurch gehemmt wird. Jede Kritik über Stücke dieſer Art wäre daher eine undankbare Arbeit, und wir werden uns alſo wohl hüten, uns darauf einzulaſſen. Große, überwiegende Schönheiten ſind gewiß auch auf uns wirksam genug, um den kritiſchen Maßſtab aus der Hand zu legen, und mindere Regelmäßigkeit mit Nachſicht zu ertragen; aber der große Künſtler weiß, wenn er auch nicht ſtudirt hat, weiß es durch ſein treffendes Gefühl, was in einem dramatiſchen Werke das Wirkſamſte ſeyn wird, und das bleibt immer und ewig die Harmonie und Simplicität des Ganzen, in der ſelbſt Shakeſpere ſo groß iſt, für ſo regellos man ihn auch gemeiniglich hält. Man leſe dieſes unſterblichen Dichters König Lear, und dann dieſen Otto, in dem die Hauptſache aus dem König Lear ſichtbarlich genommen iſt, und ſehe, wie hier alles ſchief iſt, was dort gerade iſt.

Das leidende Weib. Das Werk eines jungen Menſchen, bey dem die Aufwallungen jugendlicher Hitze noch in der erſten Gährung ſind. Alles, ſeine Charaktere, die unſtäte Zeichnung derſelben, ſeine Gefinnungen, ſein braufender Eifer gegen den Zwang des Hofes und der Kritik, die Sprache ſeiner Perſonen, die Häufung unzuſammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der er von einer Scene zur andern, ganz entlegnen, forteilt, der Mangel der Ausführung, und die Unentſchiedenheit der angelegten vielfachen Handlungen am Ausgange des Stücks, alles hat das Gepräge dieſer ungezähmten Hitze. Es müſte uns alle Schriftſtellerphyſionomick trügen, wenn wir uns in dem Argwohn einer groſſen Selbſtgefälligkeit bey dem Verfaſſer irren ſollten, die hie und da durchzuſchimmern ſcheint. Der Inhalt dieſes Stücks, wir meinen den Hauptinnhalt, die Liebe Brands und der Gefandtin — könnte vielleicht durch eine beſſere Bearbeitung ſehr intereſſant werden; hier aber iſt alles ſo ſchielend, ſo widerſinnig, ſo abentheuerlich geworden! Den Nachahmer des Hofmeiſters ſieht man überall. Sonſt glaubte man, wenn man an einem jungen Dichter Spuren der knechtischen Nachahmung entdeckte, er verſpräche nicht ein ſonderliches Genie. Itzt gilt nicht allein nachahmen, ſondern auch wohl abſchreiben, wenn es nur auf ausſchweifende und abentheuerliche Art geſchiehet. Und doch wagen wir es, dieſer ganzen

Art der dramatischen Schriftstellerey keine fonderliche Dauer zu prophezezen. Mit allen den Kinderfcenen, mit allem Eifer gegen vergrößerte Vorurtheile, mit allem Spott gegen schöne Geister, und gehäßigen Anspielungen auf berühmte Schriftsteller, mit allen den Auftritten der Raserey, des Mords und dergl. ist es wahrlich nicht gethan. Diese Sächelchen sind einförmiger, als mancher Schriftsteller denkt. Man wird ihrer sehr bald überdrüssig, und anstatt daß sie uns stärker erschüttern sollten, werden wir dadurch ebenso geschwind, und zuweilen noch geschwinder, als durch gewisse regelhafte Scenen, zum Gähnen gebracht.

Der Verf. des Otto und des Leidenden Weibes, ist, wie wir hören, ein Studierender zu Gießen, Namens Klinger.»

Um diese Urtheile im rechten Lichte zu erblicken muß man nicht übersehen, daß derselbe Kritiker kurz darauf für L. Ph. Hahns Aufruf zu Pifa Worte des Lobes hatte und seine Besprechung dieses geringen Machwerkes mit folgenden deutlich auf Klinger gemünzten Worten schloß: «dies Schauspiel unterscheidet sich sehr vortheilhaft von den unzeitigen Geburten aufbrauender, schwindelköpfiger, junger Schriftsteller, woran unsre Zeit so übertrieben fruchtbar ist. Der junge Verf. verdient Aufmunterung» (Allg. d. Bibl. 34, 487. Vgl. Werner, Ludw. Phil. Hahn S. 31.).

Noch geringschätziger, aber auch geringfügiger fiel die Beurteilung in den Theatralischen Neuigkeiten des Teutschen Merkurs von 1775 (3. Viertelj. S. 177) aus. Der Recensent beschränkt sich im wesentlichen darauf, das Thema von der Nachahmung Lenzens und Goethens und von der Jugendlichkeit des Verfassers auszuführen. «Der Nachahmungsfucht schreibe ich auch die unartigen Ausfälle zu, die der rüstige Knabe auf Wieland gethan, über die ich übrigens hier desto weniger zu urtheilen brauche, da die Leser des Merkur die Gefinnungen des Herausgebers über diesen Punct kennen». Etwas viel treffenderes oder eindringenderes als diese Bemerkung weiß der Recensent, der offenbar sehr oberflächlich gelesen hat, nicht zu sagen.

Wäre aber dem jungen Dichter von Seiten der Kritik das allergeדיegenste gesagt worden, so hätte er sich daraus doch niemals merken können, was ihm fehlte, wenn es anders buchstäbliche Wahrheit ist, was er fünf Jare später in seinem Formoso (I, 20) schrieb: «seitdem mich der böse Geist trieb ein Buch zu schreiben,

schwur ich meinem Genius einen feierlichen Eid nie ein Wort zu lesen, was die Kritiker drüber sagen». Es ist nicht unglaublich, daß der vermessene Schwur getan und gehalten wurde; Verachtung der zumftmäßigen Kritik gehörte einmal zu den Hauptstücken des kraftgenialischen Katechismus, und Niemand war wie Klinger angelegt, bitteren Ernst daraus im Leben zu machen.

Während das angesehenste kritische Organ und die beliebteste belletristische Zeitschrift Deutschlands seine beiden ersten Versuche mit erklärlicher Ungunst aufnahmen, gieng aus seiner näheren Umgebung sogar ein Pasquill auf das Leidende Weib hervor. Es erschien unter dem Titel «Die frohe Frau. Ein Nachspiel schicklich aufzuführen nach der Leidenden Frau. Offenbach und Frankfurt, druckts und verlegt Ulrich Weiß 1775». Es wurde von Eschenburg (Dz.) in der Allgem. d. Bibliothek S. 500 als ein «abgeschmacktes Gewäsch über das Schauspiel die Leidende Frau» bezeichnet, «das wohl von einem eiferfüchtigen Kommilitonen des Verfassers herühren mag»; doch verlagte sich der Recensent nicht das unedle Vergnügen, das lateinische Citat, das man unten finden wird, dem Publikum daraus aufzutischen. Da dieses Machwerk von 23 Seiten außerordentlich selten geworden ist, aber bei allem ästhetischen Unwert ein großes biographisches Interesse hat, glaube ich ausführliche Mitteilungen aus ihm schuldig zu sein.

Erste Scene. Zwei Komödianten und eine Komödiantin unterhalten sich nach dem Theater über das Leidende Weib, in dem sie soeben gespielt haben. Die Komödiantin sagt unter anderm (S. 5): «was weiß so ein junger Mensch, wie der Verfasser ist, viel von Staat, von Republik. Kaum schlupft er des Tags einmal aus seinem engen Gäsgen. Dann steken ihm seine Charaktere noch wie ein Rausch im Kopf, die er in seinem Kämmergen hin und wieder las. Sein junges unstätes Gehirn, macht tausend Zusätze, die nicht hingehören. Nun glaubt er, alle Personen, die ihm auf der Straße begegnen, wären solche Leute, und wenn er schreibt, ist die ganze Welt. Dem Edelmann gibt er des Bauern Brodmesser und dem Bauern die Sprache des Degenmannes, mit dem er spricht». Von da an ergeht sich das Gespräch in längeren Plattheiten über die Kunstrichter und über Werther. Zweite Scene. Zwei Studenten kommen mit Frau Hilaria und ihrer Tochter Sophie, die auf der Bühne von dem Gedränge ausruhen wollen, bis sich

die Leute verlaufen haben. Der erste Student ist Theolog, studiert in Gießen, schwärmt für das Leidende Weib und ist zudringlich gegen die Damen, der andre, Jurist, ist bescheiden und ein Gegner des Stückes. HILARIA zum zweiten Studenten: «wissen Sie nicht, mein Herr, wer der Verfasser des Stückes ist, das man heute gegeben hat? ZWEITER STUDENT. O ja, er studiert auch zu Gießen; heißt Klinger. Er nimmt sich sehr viel heraus. Er ist ein halbes Jahr von der Frankfurter Schule*. *Tergum et vicinae partes de severiori disciplina adhuc calent*, wie sein Landsmann von jungen Studenten sagt. Verzeihen Sie, Madame, daß ich lateinisch mit Ihnen spreche. ERSTER STUDENT. Brüdergen! Brüdergen! nimm dich in acht! oder mein theologischer Bannstrahl verfolgt dich. Was? du Klingern beschimpfen? ZWEITER STUDENT. Schweig Thor! Ich glaube, du kannst ebenso wenig über den Bannstrahl *raisonniren*, als dein Held über den Selbstmord, oder über Homer. Als ihn ein verständiger Mann fragte, was er lese, kont' er nicht einmal das Lateinische recht übersezen, das darneben stund. Und kaum hat er in die hohe Schule geguckt, so heißt er schon alle vernünftige Gelehrte Kerls und Flegels. ERSTER STUDENT. Wärfst du verdammt Bruder, wenn du so was sagst. Er ist ein ganzer Kerl; ich kenne ihn; ein gros Genie; ein Original. HILARIA. Ich zweifle nicht daß er Gaben hat, wenn er sie nur besser verwendete. ZWEITER STUDENT. Wenn das ein gros Genie ist, Madame, daß man von vielem etwas, und im Ganzen nichts weiß, daß man ein Trauerspiel macht, dessen Charaktere schon lang besser geschildert sind, daß man einen andern völlig nachahmet, ihm sogar seine eigene Ausdrücke stiehlt, und dadurch Original wird; so ist er gewis ein großes Genie. Und wenn das ein guter Charakter ist, daß man alle andern Menschen neben sich verachtet, in Gesellschaften nur den Großen spielt, und doch seine Kleider borgen muß; sogleich mit Gift und Dolch droht, wenns einem nicht alle Tage nach Wunsch geht; so besitzt er auch ein recht gutes Herz. HILARIA. Sie bringen mir vortheilhafte Gedanken von unserm Verfasser bei, mein Herr. ZWEITER STUDENT. Andere Personen werden Sie noch besser versichern können, ob alles Wahrheit sei, was ich Ihnen sage. Ich bin nicht

* Hier schließt der Verf. aus dem Zeitpunct des Eintrittes ins akademische Studium auf den des Austrittes aus der Schule. Jener selbst aber ist ihm nicht einmal bekannt, da K. schon nach Ostern 1774 immatriculiert worden ist.

gewohnt über andere Leute zu raiffonniren, wenn fie mir nicht vorm Gefichte ftehen. Aber ihm felbft wolt' ich es ins Angeficht fagen. Freilich würde feine hizige tapfere Fauft eilends nach dem Brodmefler greifen. Aber das widerlegt nicht. ERSTER STUDENT. Bruder! Bruder! Du bringft mich in Hize. Was foll er denn thun? Schmeicheln? Kriechen? fich über die Achfel anfehen laffen, und doch im Staub fizen? Soll er immer über eurer verdammten Juriftery fchwizen, fein gutes Genie darüber verfäumen, und wenn er wieder heim kommt, fußfällig bitten, daß man ihn in die Canzley aufnimmt? Sie haben auch fo einen Kandidaten da, der studirt, fchreibt Bücher, macht Verfe, gibt fich alle Mühe — was ift er? Guck in die Briefe über die Frankfurter Candidaten, was er zu hoffen hat? Im dreißigften Jahr heißen fie dort noch Studenten. Wenn mich mein Fürft fo lange fizen lies, ich brächt' ihn, oder mich um. HILARIA. Sie und H. Klinger müffen fehr gute Freunde feyn. ERSTER STUDENT. Ich? Mein Leben lies ich für ihn. HILARIA. Wahrhaftig, Sie find mehr als Oref. ZWEITER STUDENT. Auch für feine Grundfäze? ERSTER STUDENT. Was hat er denn für Grundfäze? Daß er den Pfaffen nicht alles nachfchwazt? Daß er keinen Teufel glaubt? Daß feine Tugend nicht nach dem System riecht? He? — — SOPHIE. O liebste Mama, wie fehr dank ich Ihnen für Ihren wohlthätigen Unterricht, den Sie mir immer geben. Vielleicht hätte mich der Thor auch verwirrt, wenn Sie nicht gewesen wären. Vielleicht hätte mich einer feines Gleichen durch feine hizzige Sprache gefeffelt. HILARIA. Ich lobe dich nicht gern öffentlich. Aber dem Himmel fei Dank! Ich bin außer Sorgen. Deine Leidenschaften find in Ruhe, und du bift immer froh wie deine Mutter. ZWEITER STUDENT. Klinger hat's auch schon an einer Unfchuld verfucht, wenns anders fo was in der Welt gibt; ift ihm aber nicht gelungen. Halb war fie schon weg; hatte schon den Flor vor den Augen; fahe nur eine Seite. Die völlige Blindheit wär' erfolgt, hätte man fie ihr felbft überlaffen. Aber ein Schutzengel ris fie vom Abgrund weg, der fie eben verfchlingen wolte. Dritte Scene. Ein Kritiker. Zween Bediente. Einer derfelben verlangt für feinen Herrn ein Büchelgen vom Stück. KRITIKER. Ich werde mich nächstens ein bisgen weiter mit dem jungen Menschen abgeben, ob er gleich nicht verdient, daß ich ihn berühre. Doch muß man Leute belehren, die noch nicht

Festigkeit genug haben, das blendende Flitterwerk einer übertriebenen Schreibart zu verachten. Wenn die Principien um sich griffen, mit denen sich bisher einige unfähige Köpfe aufgebläht haben, man würde nicht mehr sicher in seinem Haufe seyn. Ich gehöre zwar auch unter die unermessliche Zahl derer, die heut zu Tage allgemein verachtet werden. Allein, wer mich kennt, der kennt auch meine Unpartheilichkeit. Mir gilt gleich wer schreibt; und was ich beurtheile, hab' ich auch gelesen. Schreibt ein junges Genie von Verdienst, so such' ich es empor zu heben, nicht zu unterdrücken. Aber für den Verfasser der leidenden Frau muß man ehrliche Leute warnen. Richardson hat in seiner Klarisse auch abscheuliche Charaktere aufgestellt; sie haben aber alle schon ihr Gegengift bei sich. HILARIA. Was sind das für Ausdrücke in der Leidenden Frau: Ein Mädchengesicht könnte unsern Herrn Gott hintergehen; ihr Liebhaber wärmte sich an ihrer Gottheit! KRITIKER. Und die schmutzige Scene mit dem Hofmeister und seinem Schüler. Eine Buhlerin muß darüber erröthen. Und wo ist das Gegengift? So wenig im Buch als im Herzen des Verfassers. Wissen Sie wen er nachgeahmet hat? HILARIA. Offenbar den Verfasser des Werthers. KRITIKER. Ich will sagen er hat ihn nachahmen wollen. Hats aber von Herzen schlecht getroffen. Als wenn ich eine liederliche Weibsperson neben ein unschuldiges Mädchen stelle». Folgt wieder eine Unterhaltung über den Werther, der sehr erhoben wird, und eine Vergleichung der Charaktere in ihm und dem Leidenden Weib. «KRITIKER. Die leidende Frau zeigt auch Reue. Aber der Verfasser konnte ihre Situation nicht recht treffen, weil es ihm selbst nicht Ernst war, sie so zu schildern. Man sieht überall den Verfasser selbst handeln». In der vierten Scene kommt der eine Bediente wieder zurück und spricht: «Zum Henker! Was hat die leidende Frau für Unheil angerichtet. Draußen im Hof schlugen sich zwey gepuzte wohlriechende Kerlgens lederweich. Was? ruft der eine, du mein Nebenbuhler? Der andre: Was? du mir mein Mädgen verführen? das Himmelsgesichtgen? das Engelgen? Was weiß ich, was er als für Nahmen sagt. — Sterben mußt du, wie der Hund im Stück! Ratsch! fallen sie einander in die Haare, zausen sich, fluchen, stampfen, ziehen die Messer, daß klirrt. Ich bitte Sie doch um des Himmels willen, sehen Sie den Spaß mit an. KRITIKER. Das wollen wir doch, Madame. Vielleicht ist es

der Verfasser selbst. ZWEITER STUDENT. Kann seyn. Er hat schon einem gedroht: entweder Duell, oder das Mädgen. Weiß aber nicht, daß ihn sein Rival auslacht, und daß die Peitsch parat liegt, wenn er stürmt wie seine Helden».

Das gemeinschaftliche Schreiben Klingers und Millers vom 28. Juli vergegenwärtigt den frischen Eindruck des Pasquills auf den betroffenen und die Erörterungen der Sache mit Miller. «Ich bin letzthin ausgepiffen worden. Dum dalra.» Jener mant zur Gegenwehr, und Klinger hat auch bereits einen Brief von Deinet, dem Redacteur der Gelehrten Nachrichten, der vermutlich seine Hilfe dazu anbietet.

Wenn irgend etwas am Leidenden Weib nicht anzugreifen war, so war es seine Moralität. In den Schilderungen des Lasters, die es enthält, wird man, derb und nackt wie sie sind, vergeblich nach einem Zuge von Lüfternheit oder einer Spur von verderbtem sittlichem Urtheile suchen. Das Stück hinterläßt den entschiedensten Eindruck einer reinen, idealischen Gefinnung. Nur eigne Gemeinheit mit Beschränktheit verbunden konte den Angriff, zu dem persönliche Abgunst den Pasquillant trieb, gerade auf jenen Punct lenken; aber Gemeinheit und Beschränktheit, diese mächtigen Factoren der öffentlichen Meinung, mußten dem Angriffe voraussichtlich Recht geben, wenn der Angegriffene schwieg. Es war darum in der Ordnung, daß Klinger sich verteidigte, und die naive, ehrliche Weise, wie er es in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 11. August 1775 tat, mußte für ihn gewinnen, so viel an der sorglosen Auslassung uns überflüssig oder stilistisch tadelhaft bedünken mag. Ich theile sie unter den Briefen mit.

Zweifellos ist das Pasquill von einem ausgegangen, der in Frankfurt lebte und Klingern kante, oder doch eingefogen hatte was über ihn geklatst ward. Dem Sone des kaiserlichen Rates und Enkel des Stadtschultheißen mochte es etwa verziehen werden, wenn er als Genie auftrat und Geniestreiche machte; ganz anders war es bei dem armen Jungen aus der Rittergasse, und man kann sich die Leute gar wol vorstellen, als deren Sprecher der Pasquillant sich fülte. Nur war es doch von Gervinus allzu sehr in den Tag hinein geredet, daß er ihn in einem Genossen des Goethischen Kreises, dem Dichter der Kindsmörderin erkennen wolte. Wer einen Goethe durch eine kaum indiscret zu nennende Mitbenutzung

dramatischer Motive oder einen übel angebrachten literarischen Beistand gegen sich verstimmt hat, war darum noch lange nicht jeder Schlechtigkeit fähig, und Goethe selber sagt uns, daß Wagner «ein guter Gefelle» war. Er verkehrte, wie wir gesehen haben, auch in Klingers Abwesenheit freundschaftlich mit dessen Angehörigen und er tat dies nach wie vor dem Erscheinen des Pasquills. Meine Mutter schrieb daselbe einem Candidaten Göntgen zu, und sie erzählte, Goethe und Klinger hätten diesen eines Tages auf dem Sandhof, einem Vergnügungsorte bei Sachsenhausen, getroffen und ihm mit ihren Reitpeitschen unter der Nase herum gefuchelt. Da er selber am Schlusse seines Machwerkes dem verunglimpften Dichter mit der Peitsche gedroht hatte, konte er sich über diese Behandlung nicht sonderlich beschweren. Schubart bezeichnete in seiner deutschen Chronik 1775, S. 719 «einen Gießener Candidaten der Theologie» als den Verfasser, und seine Quelle war Miller, der frisch von Frankfurt und Gießen kam. Ob es eine Person mit dem Dr. Göntgen war, der bei der Feier von Goethes siebenzigstem Geburtstag in Frankfurt einen Vortrag hielt*, lasse ich dahin gestellt; daß es ein Candidat der Theologie war wird auch dadurch wahrscheinlich, daß die Worte «sie haben auch so einen Candidaten da» u. s. w. zu offenbar den Verfasser selbst meinen.

Das Pasquill rürte ein für Klinger überaus peinliches Erlebnis auf. «Klinger hats auch schon an einer Unschuld versucht — — aber ein Schutzengel ris sie vom Abgrund weg»: diese Worte enthalten die gegnerische Darstellung des Herganges zwischen Franz, Julie und Läufer. Der Brief an Schumann vom Februar 75 reflectiert die Stimmung des Schreibers nach dieser Erfahrung: besonders die Worte «glaubte ich /meine Ehre gekränkt, so wäre alles gut» sind bezeichnend für die Natur des Handels. Da der vorhergehende Brief, der die Vollendung und Absendung des Leidenden Weibes anzeigt, noch ganz heiter ist und nichts Schlimmes andeutet, muß man annehmen, daß die Krise zwischen beiden Briefen zum Ausbruch gekommen und die Scene mit dem Doctor, in der sie berichtet wird, nachträglich an Weygand geschickt worden ist.

*S. CREIZENACH, Briefw. zw. Goethe u. M. Willemer S. 108.

Neben diesem peinlichen Erlebnis und jenem boshaften Angriffe brachte das Jar 1775 Klingers innerlich stürmendem und äußerlich gedrücktem Leben manchen neuen Sonnenschein.

Während der in Frankfurt zugebrachten Weihnachtsferien, die dem Leidenden Weibe das Dasein gaben, war F. H. JACOBI dort zu Besuch und Klinger machte bei Goethe seine Bekantschaft, die zu einem dauernden freundschaftlichen Verhältnisse zwischen beiden den Grund legte. Auf eine andre Zeit und einen andern Ort kann es sich wenigstens nicht beziehen, wenn Jacobi am 29. Juni 1803 an Klinger schreibt: «es sind nun bald 30 Jahre, daß wir bei Goethe zum ersten Mal uns sahen» (Jacobis auserl. Briefw. 2, 334).

Einen andern erfreulichen Besuch führten die Maitage nach Frankfurt, die beiden Brüder STOLBERG, mit denen dort von Paris aus ihr Freund Haugwitz zusammen traf. Auch Klinger war da und verlebte in dieser Gefellschaft heitere Tage, wie die Briefe der Grafen es bezeugen. Am 12. Mai schrieben sie beide nach Hause, Fritz an die Schwester Katharine: «die über alles herrliche Natur der hiesigen Gegenden, die Freude, Haugwitz, der ein himmlischer Junge ist, wieder zu haben, Goethe zum Freunde, zum vertrauten Freunde schon zu haben, — — eine neue Freundschaft mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist, und sich in unfre Stuben einlogirt hat, alles das läßt noch manche Freude in mein Herz» (Hennes, Aus F. L. v. Stolberg's Jugendjahren S. 45); und Christian an die Schwester Henriette: «letzthin sahen wir auch einen jungen Mann, der gewiß bald sehr bekannt werden wird. Er heißt Klinger. Er macht Trauerspiele, die nach einzelnen Scenen zu beurtheilen, ganz vortrefflich werden. Dabei ist er der beste Mensch, mit dem wir gleich sehr gute Freunde geworden sind. Da er hörte, daß wir nach Mainz wollten, erbot er sich mitzureisen, was wir sehr zufrieden annahmen. Gestern traten wir also unsere Reise nach Mainz an und kamen auch den nämlichen Tag wieder zurück. Mit welcher Freude sah ich unsern vaterländischen Rhein und seine Ufer, die mit Weinbergen bedeckt sind. Man kommt durch einen kleinen Ort, der Hochheim heißt, vielleicht weißt du, daß hier der berühmteste Rheinwein wächst. Hier ward getrunken. Nachdem wir uns in Mainz umgesehen hatten, setzten

wir uns in einen Nachen und ließen uns auf eine Insel rudern, die mitten im Rhein liegt. Hier war es gar göttlich» (Janßen, Fr. L. Gr. z. Stolberg 1, 33). Auch Friedrich gedenkt in seinem Briefe dieses Ausfluges, und so noch am 7. August 1791, wo er wieder am Rhein war (Werke 6, 35 fg.): «an einem schönen Abend ließen wir uns an die Ingelheimer Au» (unterhalb Mainz) «rudern. Ich besuchte diese Insel aus Dankbarkeit für einige angenehme Stunden, die ich vor 16 Jahren in meines Bruders, Goethes, Haugwitzens und Klingers Gesellschaft dort zubrachte». Nur ist es hier ein Irrtum, daß auch Goethe mitgewesen sei, denn in dem Briefe vom 12. Mai 1775 heißt es: «gestern waren wir mit Haugwitz und Klinger in Mainz», wo Goethe noch weniger nur vergessen sein kann, als in Christians Brief. Ein andrer Ausflug gieng mainaufwärts nach Offenbach: dort führte Goethe die neuen Freunde bei jenem der Commentatorenneugier räthelhaften Wesen ein, von dem er am 17. September an Auguste Stolberg schrieb: «verliebte ein paar (Stunden) mit einem Mädchen, davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist» (D. j. G. 3, 107). Daß auch Klinger dieses Geschöpf kante und einiger Maßen für es schwärmte, geht zunächst aus seinem und Millers gemeinschaftlichem Briefe an Kayser hervor, worin Miller schreibt: «profit liebster Klinger! aufs Wohl des Offenbacher Mädchens und der 3 Erlen am Bach bey der Amtmanns Mühle»: er setzt hier voraus, daß Kayser über diese Beziehungen bereits unterrichtet sei; und nachmals schreibt Klinger von Weimar an Schleiernmacher (Br. 20): «die Offenbach. (— erin) kann ich von Goethe nicht wieder kriegen» — also ihr Bild, das Goethe von ihm geliehen hatte. So darf man sich denn vorstellen, daß Klinger auch bei jenem Besuche der Grafen zur Gesellschaft gehörte. Es wird durch einen Bericht meiner Mutter noch warscheinlicher, den ich hier nicht verschweigen will. Ein schönes Mädchen in Offenbach, so erzählte sie, wurde von Klinger und seinen Freunden, darunter den Grafen Stolberg, besucht. Man wußte davon in der Familie natürlich nichts, aber als er seine Schwester Agnes beauftragte für ihn ein Band zu kaufen, ward deren Neugier gereizt. Klinger hatte den Naturfehler im Schläfe zu sprechen und sogar auf Fragen zu antworten; Agnes steckte sich daher hinter Authäus, der mit ihm zusammen schlief — er war demnach von Halle aus bei seiner

Pflegemutter zu Besuch — und gewann ihn, dem schlafenden, one daß er es gewar wurde, das Geheimnis abzufragen. Die mutwillige, noch nicht achtehnjährige Schwester gieng darauf unter dem Schutze zweier Freunde der Familie, der Brüder Fries, selbst insgeheim nach Offenbach, um das Mädchen kennen zu lernen; sie fand es in einer ärmlichen kellerartigen Wohnung, die mit den Schattenriffen seiner genialischen Freunde geschmückt war. Die Erzählerin meinte, es habe entweder Nagel geheißen oder sei eines Nagelschmieds Tochter gewesen.

Die Grafen traten mit Haugwitz und Goethe von Frankfurt aus die bekante Geniereise nach Zürich an; Klinger kehrte, für den Anfang der Sommer-Vorlesungen etwas verspätet, nach Gießen zurück*. Sein Verkehr mit den Brüdern Stolberg hatte aber fernere Beziehungen zu dem Göttinger Dichterkreise zur Folge. Auskunft gibt darüber zunächst ein Brief Friedrich Leopolds an Voß, datiert bey Zürich d. 1. July 1775, der mir in Abschrift nach dem Original auf der Münchner Hof- und Statsbibliothek

* Schubart schreibt am 17. November 1775 seinem Bruder vom Besuche der Stolberge, den er gehabt, und fährt dann fort (bei Strauß 1, 328): «Goethe war auch hier — ein Genie groß und schrecklich, wies Riefengebirg; Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle lieb gewonnen.» Also Klinger mit Goethe im Lauf des 75er Sommers in Ulm! So wäre am Ende auch Klinger, one daß Goethe ein Wort davon sagte, mit nach Zürich gereist? Mußte ihn doch neben Lavaters Rum ein Freund wie Kayser dorthin locken. Aber der Brief Fritz Stolbergs vom 1. Juli schließt durch die Worte «daß wir ihn in Frankfurt gesehen» und durch die Erwähnung der seitdem mit Klinger gewechselten Briefe jeden Gedanken an späteres Zusammensein aus; und von Goethe wissen wir, daß er über Straßburg, also gewiss nicht über Ulm nach Hause gereist ist. Es müßte also nach seiner Rückkehr noch eine ganz besondere Reise mit Klinger nach Ulm angenommen werden, und diese unterzubringen fehlt der Raum, sowie jeder wahrscheinliche Grund dafür fehlt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Schubart ganz einfach geflunkert hat! Merkwürdiger Weise aber scheint Klinger, der doch am 11. Mai mit den Stolbergen in Mainz war und vor dem 11. in Frankfurt ihre Bekantschaft gemacht hatte, am 7. deselben Monats in Zürich gespukt zu haben, denn unter seinen Briefen an Schumann im Frankfurter Gedenkbuch trägt einer (S. 108) dieses Datum. Ich habe den Originalien dieser Briefe vergeblich nachgeforscht, aber auch one sie zweifle ich nicht, daß der erwänte, wie auch der nächstfolgende undatierte, von Kayser herrührt, der gleichfalls mit Schumann befreundet war und so gut wie Klinger mit K. unterzeichnen konte. Beide Briefe findet man im Anhang unter Nr. 4.

vorliegt*: «Goethe verläßt Zürich zwei Tage nach uns, wir werden ihn sehr vermiffen, es ist ein herrlicher Junge, wir find ihm und er uns herzlich gut geworden. Von Klinger wird Ihnen Mumffen gefagt haben, daß wir ihn in Frankfurt gefehen haben. Es ist ein sehr guter Mensch, voll Herz. Mit feinen Gedichten bin ich zum Theil nicht zufrieden. Seinen Otto und das leidende Weib hab ich noch nicht gelesen, aber ein Trauerspiel im Manuscript, Donna Viola, welches mir sehr mißfallen. Ich habe ihm freymüthig meine ganze Meinung darüber geschrieben. Nun schickt er mir Lieder und bittet mich sie Ihnen zu schicken für den Allmanach, die beiden gereimten gefallen mir sehr, besonders das: Nie sah ich was, das diesem gleich u. f. w. Die andern scheinen mir voll Schwulstes. Noch eins hat er mir geschickt, ich hab ihm aber geschrieben, das könnte nicht in den Allmanach. Es war schwülftig und uninteressant local. Er hat mir ausdrücklich aufgetragen Sie zu bitten nichts zu ändern, ich raune Ihnen ins Ohr mein liebster Voß daß man überall unzufrieden ist, daß Boje so viel geändert hat. Im Fall Sie, wie ich vermthe, einige Stücke von Klinger nicht annehmen, so schreiben Sie doch die Urfache so daß ich es ihm sagen darf. Einen jungen Menschen haben wir hier kennen gelernt welcher Kaiser heißt. Von ihm schicke ich Ihnen auch Gedichte für den Mufen-All. welche Ihnen gewiß gefallen. Von ihm hoffe ich viel! Er soll vortreflich in der Musik componiren, heut hab ich seine Composition von Ihrem Liede: Eingewiegt von Nachtigallen etc. gehört, welche mir sehr gefiel.»

Ein übervolles junges Herz, das bereit ist mit seiner Liebeskraft und Liebesfehnsucht sich an jeden reizenden Gegenstand anzufaugen, eine unruhig wogende Phantasie, eine reizbare Empfindsamkeit, die das Leben der Natur durch Auge und Or mit namenloser, geheimnisvoller Süßigkeit in sich einzieht — das sind Dinge, die das Bedürfnis zum lyrischen Erguffe in jedem wecken, der noch dazu mit poetisch begabten Freunden verkehrt; aber sie machen nicht den Lyriker, wenn nicht ein feines Gehör die Musik, die in der Sprache liegt, vernimmt und zu entbinden weiß. An dieser Gabe war Klinger nicht ganz one Theil, aber sie mit geduldiger Sorgfalt, mit prüfender Kritik zu pflegen war nicht seine Sache.

* Eine kurze Mitteilung daraus gibt HERBST, J. H. Voß II, 1, S. 264.

Was ihn von einem innern Drange woltuend befreite, das däuchte ihm so wie es war auch gut für die Welt, und das wolte ans Licht, in lyrischer Dichtung wie im Drama. So ließ er denn dem lebenswürdigen neuen Freunde Fritz Stolberg, der auf seiner Reise als Agent des Hains für dessen Musenalmanach tätig war, eine Auswal «Gedichten und Zeugs» zur Uebermittlung an Voß zukommen, mit dem er selbst sich zugleich in briefliche Verbindung setzte. Nur zwei Stücke waren gereimt, die andern entweder in jenen reim-, maß- und regellosen Rythmen, die Klopstock als Sprache der Begeisterung aufgebracht hatte und in welchen Goethe sich damals ergieng: für einen Dichter wie Klinger eine verlockend bequeme, aber ebenso gefährliche Form; oder auch waren sie one zu reimen metrisch, wie Künstlers Morgenlied von Goethe und das in die Neue Arria aufgenommene Lied «Dumpf schlägt die Glocke Mitternacht». Wir dürfen Stolbergs verwerfender Kritik wenigstens über Stücke ersterer Art ungefehen beipflichten, wenn wir nach der einen Probe urteilen, die Klinger sich nicht verfagen konte, sehr one Not gleichfalls der Neuen Arria einzuverleiben. Voß fand auch von den gereimten Stücken nur das eine von Stolberg hervorgehobene annehmbar, und es erschien unter dem Titel «Sophiens Liebe» im Almanach für 1776 (S. 81). Am 9. August antwortete er dem Verfasser durch Einschluß an Miller mit der Offenherzigkeit eines Freundes, daß ihm seine Stücke nicht gefielen*; Kayfers Gedichte, die ihm Miller geschickt hatte, fanden noch weniger Gnade. In einem Briefe Boies an Voß vom 27. August 1775, dessen Kentnis ich Weinhold verdanke, heißt es: «Sophiens Liebe halt ich für Klingers. Mit weniger Regellosigkeit und Anstrich von Genie hätt es ein herrliches Stück werden können. — Daß Sie Klingern Ihre Meynung geschrieben, daran haben Sie wohl gethan. Ich hoffe daß es gute Wirkung thun wird». In der Neuen Arria sieht man, daß diese Hoffnung für die nächste Zeit allzu sanguinisch war. Klinger ließ sich weder den Geschmack an Erzeugnissen, die ihm subjectiv wol taten, vertreiben, noch ließ er sich Fleiß und Strenge in der Formbehandlung predigen, wie das wunderliche Gedicht in dem Brief an seine Schwester vom 17. Febr. 1776 zur Genüge beweist. Das Verfemachen hieng indes bei ihm nur

* Concept bei Voßens Nachlaß in München, mir von E. Schmidt mitgeteilt.

an der Jugend, und nach der Gießler Periode finden sich nur wenige Spuren mehr, daß ihn dieser Trieb angewandelt oder daß er ihm nachgegeben hätte.

Kayser übrigens, dessen lyrische Versuche Stolberg so viel höher anschlug als Klingers seine, war Freund genug, um die letztern sogar in Musik zu setzen. In einem Heftchen «Gefänge mit Begleitung des Claviers», das er 1777 zu Leipzig und Winterthur herausgab, erschienen unter anderen vier Lieder Klingers, wovon eines aus dem Mufenalmanach, zwei aus bereits erschienenen Dramen dem Publicum schon bekant waren. Ich rücke diese Lieder* hier, wo sie als biographisches Material am Platze sind, am besten selbst ein, um dann auf Klinger als Lyriker nur einmal noch zurück zu kommen.

Lied aus einer Komödie.

Hätt ich dieses Sonnensträlchen,
Das so licht ins grüne Thälchen
Aus dem dichten Wald her stralt
Und des Grafes Thau bemalt!
Gewiß, mein Liebchen hats geküßt
Und am Fenster froh begrüßt.

O so gib, du Sonnensträlchen,
Mir das Bild von meinem Mädchen —
Aber ach, die Sonn verschwindet,
Ach! das Strälchen nicht mehr blinket.
O ihr Wolken und ihr Winden,
Laßt mir nicht die Sonn verschwinden.

Sonne! Strälchen! Licht! — hervor!
O mir schwebt das Herz empor!
Dort, dort, wo das weiße Tuch
Wallend durch die Lüfte schlug —
Es ist Sophie, Liebe geb
Mir Flügel! ach ich schweb, ich schweb!

Lied aus einer Komödie.

Nie sah ich was, das diesem glich:
Mein Mädchen engelrein
Beim ersten Stral der Sonne schlich
In Garten ganz allein.

* Hoffmann von Fallersleben hat sie in seinen Findlingen I, S. 135 ff. nach der Mitteilung Salomon Hirzels neu abgedruckt; ich muß ihm in Ermangelung des Originals folgen.

Das Samenkörbchen in der Hand
 Ging furchtsam sie dahin,
 Und als sie keine Zeugen fand,
 Ward munter sie und kühn.

Ein kleines Land erwählt sie sich
 Nah bei dem Pfirschingbaum,
 Und Alles schwand und Alles wich,
 Der Welt der dacht sie kaum.

Dann streute sie mit lieber Hand
 Ein Körnchen hier und da;
 Ich wünscht zu sein das kleine Land
 Um ihr zu sein recht nah.

Und als sie damit fertig war,
 Sprachs Engelsmädchen drauf,
 Und Alles still, das Bächlein gar
 Hielt still in seinem Lauf:

«Nun blüht ihr lieben Kressen ihr
 Mir bald in grünem Flor!
 Die Liebe säts, so wachset mir
 Auch schnell wie sie hervor».

Nach kurzer Zeit da blühten fein
 In schönem grünem Flor
 Des Mädchen Kressen Engelrein;
 Mein Name wuchs hervor!

«Du Himmel nimm in deinen Schutz
 Das kleine Ländchen mein;
 Des Sturms und Ungewitters Trutz
 Laß dieses Ländchen fein.

«Du liebes Pfirschingbäumchen hüll
 Bei heißer Mittagshitz
 Das Ländchen mir in Schatten viel,
 Und immer seis mein Sitz.

«Ihr lieben Sänger, laffet mir
 Die Körner still in Ruh,
 Ans Fenster gar nicht weit von hier
 Zum Gastmahl fliegt herzu.»

Die Erscheinung.

Heiter kehrest du, o Licht,
 Und ein helles Strälchen bricht
 Durch die dumpfe Nacht hervor,
 Hebt mein leidend Herz empor.

Es erschien ein Engelskind,
 Rührte meine Seele schwind,
 Und die Trauer sank dahin,
 Selig, felig nun ich bin.

Selig, felig werd ich fein
 Wann die Liebe mich wiegt ein,
 Wann die Lieb den Trauerfinn
 Wandelt mir in Freudenfinn.

Glänze ferner durch die Nacht,
 Liebe! süße Zaubermacht!
 Hülle mich, o Zauber, ein!
 Selig, felig werd ich fein.

(Verwendet in den Zwillingen II, 1.)

An Jenny um Mitternacht.

Dumpf ruft die Glocke Mitternacht,
 Es schwirrt und hallt so öd um mich.
 Verlohren, einsam irr ich hier,
 Klag durch die Nacht, sie hört mich nicht.

Sie hört mich nicht und schlummert süß.
 Ihr Sterne weint! ach weint um mich!
 Ihr Lüfte klagt! sie liebt mich nicht!
 Blik bleicher Mond! sie liebt dich nie!

Schall Trauerglocke durch die Nacht
 Der letzten Stunde Todten Ruf!
 Nimm ödes Grab den Liebenden!
 Schließ bald mich ein! sie liebt mich nicht!

Vom holden Aug der Liebe fließ
 Nicht eine Thrän aufs stille Grab.
 Mein bleicher Schatten seufzte dir:
 Ich liebte treu und liebte warm*.

(Verwendet in der Neuen Arria I, 3.)

Rätselhaft ist die Ueberschrift der beiden ersten Stücke: denn in keinem der bis 1777 erschienenen zwei Dramen Klingers, die sich etwa als «Komodie» bezeichnen ließen, weder im Grifaldo noch in Sturm und Drang kommt eines jener Lieder vor. Die unbestimmte Bezeichnung «aus einer Komodie» deutet auch sichtlich auf ein dem Publikum noch unbekanntes Stück: und so kann

* Man möchte «seufze» für «seufzte» vermuten; aber in der Arria steht «weinte». Der vierte Vers lautet hier: «Laura, ich liebte treu und warm».

man nicht umhin zu vermuten, daß Klinger in jenem Jare hitzigster Productivität, wo «Sophiens Liebe» an Voß gelangte, auch ein Lustspiel entworfen oder begonnen hatte, worin die Heldin Sophie heißen und die beiden Lieder, deren eines diesen Namen im Texte, das andre in der Ueberschrift enthält, vorkommen solten. Sophie ist wenigstens, so viel man sehen kann, kein Name einer wirklichen Geliebten Klingers. Dagegen weist die Klingerische Familien-tradition mit großer Bestimmtheit dem Gedichte «Nie sah ich was das diesem glich» seinen historischen Bezug an. Seine Heldin war Schleiermachers Schwester. Dies setzt voraus, daß Klinger bereits in den vorausgegangenen Osterferien von dem in Gießen gewonnenen Freund in dessen Vaterhaus als Gast eingeführt worden war, was um so warrscheinlicher wird, wenn man sieht, daß sie auch die späteren Ferien zusammen theils in Frankfurt, theils in Darmstadt zubrachten. Daß das Mädchen beinahe zwei Jare älter war als Klinger, konnte einem Verhältnisse nicht hinderlich sein, das von beiden Theilen nur als gemüthliche Schwärmerei gemeint wurde. Es ist also anzunehmen, daß das Kressenwunder sich im Frühling 1775 im Schleiermacherischen Hausgarten wirklich zutragen habe. Dieselbe Freundin ist aber auch unter Jenny verstanden, an deren Liebe der Dichter im vierten Liede im Begriff ist zu verzweifeln: warum auch nicht, da sie die Kressen wol erst nach seiner Abreise gefaßt und er gewiss erst nach dem Aufgehn des Namens davon gehört hat. Am 13. Jenner 1776 schreibt er an Boie, daß er um Ostern zu Goethe (der bis dahin von Weimar zurückerwartet wurde) und dann zu seiner lieben Jenny reifen werde; und die Schwester Agnes erzählt in einem Brief an Kayser*, daß beide Freunde vom 20. März bis zum 6. April dagewesen, dann nach Darmstadt gezogen und bis zum 22. «bei der lieben Jenny» geblieben seien. Der vollständige Name der lieben Jenny war Johannette Philippine, und späterhin wurde sie Nettchen gerufen; damals überwog die englische Modeform. Sie gedachte Klingers in Liebe, als dieser sie längst vor einem Gewimmel neuer Erscheinungen aus dem Sinn verloren hatte. «Wie fällt deiner Schwester ein an mich zu denken. Gieb ihr immer das P. (das vorher erwänte Porträt Klingers von Goethe, oder das gleichfalls

* Jetzt in meinem Besitze; f. Grenzboten XXIX, 2, S. 442.

erwante Porträt Klingers von Goethe, oder das gleichfalls erwante Portefeuille?) und diese Zeilen», so schreibt er zwei Jare später an ihren Bruder (Br. 29); es lautet als dünke es ihm in seinem dermaligen Leben seltsam und beschwerlich, in dem reinen Andenken dieses Mädchens fortzuleben. Doch schrieb er ihr 1778 wieder, um durch sie die Verbindung mit ihrem Bruder zu suchen, und nach langer Zeit schickte er ihr noch aus Rußland Grüße. Mit seiner Schwester kam sie in freundschaftliche Beziehung, die bis zu deren Tode fort dauerte. Sie blieb unvermält, lebte nachmals im Hause ihres Bruders und sprach noch in ihren alten Tagen Klingers Nichten mit Begeisterung von ihrem berühmten Oheim; sie starb 1825.

Im Sommer 1775 machte Klinger eine weitere Bekanntschaft aus dem Göttinger Dichterkreise. J. M. MILLER, der im vorausgegangenen Winter seine Studien in Leipzig vollendet hatte, kam Ende März nach Göttingen zurück und gieng von da im April mit dem von Karlsruhe kommenden Klopstock nach Hamburg. Voß folgte dahin, fiedelte sich in Wandsbeck an, und Miller blieb dort bei ihm bis zum 10. Juni; dann kehrte er langsam reisend für immer nach dem Süden heim. Ueber die Berührung mit Klinger, die dabei abfiel, liegt Millers Bericht in einem Briefe an Voß vor, der den 16. Juli in Wetzlar begonnen ist*. Er hatte in Gießen übernachten und «Schmid oder Klingern» besuchen wollen; sein Vetter aber empfing ihn dort und nam ihn noch deselben Tages mit nach Wetzlar. «Gleich den andern Morgen besuchte mich Klinger, den mein Vetter schon kannte. Er war auf ein paar Tage von Gießen weggegangen, weil sein Freund daselbst begraben wurde, der mit ihm gebadet hatte, und an seiner Seite ertrunken war. Klinger ist ein herrlicher Junge von 22 Jahren, groß und schön gebildet. Wir waren den Augenblick vertraut, und nannten uns du, ohne es erst auszumachen. Er ist voll Feuer und Leben, wie sein Otto in der Jugend gewesen seyn muß. Die Stolbergs müssen ihn, nach allem, was ich hörte, sehr lieben. Er denkt von uns

* Er findet sich in dem Voßischen Nachlaß in München; ich kenne ihn durch die zuvorkommende Gefälligkeit Erich Schmidts.

sehr gut, besonders von dir und mir. Lenz* und Goethe sind seine vertrauten Freunde. Geniemäßiges hat er freylich viel mit ihnen gemein, aber es läßt sich doch gut mit ihm auskommen, und er läßt allen Gerechtigkeit widerfahren. Von Wieland ist er ein abgefagter Feind, und denkt überhaupt in der Litteratur größtentheils wie wir. Er hat dir schon geschrieben und Gedichte zugeschickt. Sie gefallen mir nicht ganz, sind aber doch voll Genie. Du mußt sie drucken, wie sie sind. Er wünscht auf immer mit uns vereinigt zu seyn. Er hat schon wieder ein paar gar herrliche Schauspiele liegen, eine Donna Viola und einen Pyrrhus. — Für den Alm. hat er 8 Subscribenten.» Nachdem hierauf einige von Klinger mitgeteilte und dem Briefe beigelegte Gedichte Kayfers zur Aufnahme in den Almanach empfohlen worden, heißt es weiter: «nimm doch Klingers Stück auf Wieland gewiß in den Almanach. Kayfers Namen kannst Du ausdrucken, aber nicht Klingers. — Mittwoch Nachmittags gieng ich mit Klinger und meinem Vetter nach Wahlheim oder Garbenheim spazieren; den andern Morgen und Nachmittag war ich mit ihm in einem Garten. Deine Pferdeknechte und dein Trinklied haben ihm ausnehmend gefallen. Er läßt Dich herzlich grüßen. Nach seiner Versicherung muß ich nun gewiß glauben, daß Wagner ohne Goethens Vorwissen den Prometheus gemacht hat. Goethe ist noch in der Schweiz. Er soll auf Claudius sehr übel zu sprechen seyn, ich hab aber schon vieles ins Reine gebracht und Klinger denkt schon billiger von ihm. Goethe schreibt ein Schauspiel für Liebende, das herrlich seyn soll. Am Freytag Morgen gieng Klinger wieder nach Gießen. Morgen den 20. Juli werd ich ihn auf 2 oder 3 Tage besuchen». Den 20. wird dann der Brief in Gießen beschlossen: «hier bin ich schon seit gestern, lebe mit dem braven Klinger herrlich und in hohen Freuden. Ich schreibe dir auf seinem Zimmer, wo ich logire. Eben hat er mir den Anfang von seinem Pyrrhus vorgelesen. Das wird ein Stück, wie du noch wenige in deinem Leben gelesen hast. Ich wünsche dir nichts mehr, als daß du ihn persönlich kennen lerntest, und das kann auch bald geschehn. Wir lieben uns sehr. — Die Stolberg haben ihm geschrieben, und der Jüngere hat ihm ein paar herrliche Lieder zugeschickt, die du wol auch

* Dies ist ein Mißverständnis Millers. Klinger und Lenz hatten sich zu jener Zeit noch nicht gesehen.

schon haben wirft. — Gestern waren wir bey Theorien Schmid». Von Kayser hat er jetzt noch mehr Gedichte gesehen, die er aber nicht beischließt. Auf die Klingerischen kommt er nochmals zurück: «wenn du den Brief nicht erhalten hast, so schreibe ihm gleich, damit er die schönen Lieder noch nachschickt»*.

Miller blieb bis zum 30. Juli in Gießen, und die beiden jungen Leute verbrachten herzlich vergnügte Tage zusammen. Von ihrem Treiben und ihrer Laune gibt der gemeinfame Brief an Kayser, dessen Bekantschaft Miller auf gut genialisch damit machte, ein ergötzliches Zeugnis: er ist im Vollgenuss jenes Geisteszustandes geschrieben, den der moderne Student mit dem technischen Ausdrucke «Blödsinn» bezeichnet. «Ach was hatt ich bei Klingern für ein Leben!» schrieb Miller den 28. August von Ulm an Kayser: «ihn sehen und ihn lieben war Eins: und so sagt er, feys ihm auch mit mir gegangen. Wir haben rechte Bruderherzen, selbst unsere Gesichter sollen sich sehr ähnlich seyn und sein Bild, das Goethe gemacht hat, könnte man für meines halten. Klinger ist ein herrlicher, göttlicher Mensch, das Herz und den Verstand trifft man kaum in Jahrhunderten beyfammen an. O, ich hab ihn unaussprechlich lieb und war nur acht Tage bey ihm» (Grenzb. 1870 II, 427). Zwei Tage früher hieß es in einem Brief an Boie fogar «Klinger ist ein Halbgott». Ueber Miller selbst äußerte sich Höpfner, bei dem er, von Klinger eingeführt, einmal gespeist hatte**, kurze Zeit darauf (one Datum) gegen Nicolai: «neulich war der Dichter Miller bey mir. Er ist ein hübscher Mensch, hat viel Wärme, und ist nicht so ganz intolerant als die übrige werthe Goethianer, die gerade zu alles für Ochsen und Esel erklären, was nicht zu ihrer Schule gehört; oder ihren Helden Goethe nicht anbetet» (Nicolais Nachl. bei Parthey in Berlin). Miller wanderte weiter nach Frankfurt, blieb vier Tage bei Wagner und gewann «den

* Am 12. September hat er seine Meinung nach Voßens überlegenem Urtheil geändert und schreibt ihm: «Klingers kleinere Poesien gefallen mir auch nicht; sie sind zu regellos, mit zu wenig poetischem Mechanismus geschrieben und zu unverständlich. Sophiens Lied aber gefällt mir sehr, und am meisten unter seinen Stücken. Du mußt ihm nur deine Meynung behutsam schreiben! Er ist etwas empfindlich. Sonst ist er ein ganz vortrefliche Mensch, und ich lieb ihn sehr».

** In dem eben angeführten Brief an Boie heißt es weiter: «Auch aß ich einmal bei Höpfner, wo wir viel von Ihnen sprachen.» Seine Kenntnis verdanke ich Weinhold.

treuen Jungen recht lieb»; Goethe sah er nur wenig (an Kayser a. a. O.).

Ein dauernder freundschaftlicher Verkehr gieng übrigens aus dieser raschen, begeisterten Annäherung so wenig hervor als zwischen Klinger und den Stolbergen. Mit den letztern oder doch mit Friedrich wechselte Klinger in diesem Sommer Briefe, und Friedrich schickte ihm seinen Freiheitsgefäng, den Miller bei ihm kennen lernte, nicht ohne eine Regung von Empfindlichkeit, daß er selbst ihn noch nicht bekommen*. Den 24. September schrieb Friedrich von Bern an Kayser: «von unserm lieben Klinger hab ich nichts gehört, seit ich aus Marschlins bin»; den 19. März 1776 von Kopenhagen aus, daß er einen herzlichen Brief von ihm habe**; am 18. Mai wieder: «von Klingern hör ich nichts, bin aber auch faul gewesen» (Grenzb. 1870 II, 429. 462). Ebenso scheint bei Miller der Briefwechsel mit Kayser den mit Klinger zu überdauern; und in seinen spätern Briefen an jenen (das. 502 fgg.) wird keiner Nachrichten von dem gemeinschaftlichen Freunde gedacht, noch auch deren Ausbleiben beklagt. Doch kam von Miller, als Klinger schon in Weimar war, ein Brief nach Gießen, der jenem zu dem Auftrag an Schleiermacher Anlaß gab: «dem garstigen Miller schreib ein Zettelchen durch seinen Vetter, daß mich sein Brief nicht getroffen und daß ich in W. auf Besuch wer weiß wie lang wär». Der Grund der Verstimmung bleibt dunkel; doch sollte damit das Verhältnis nicht zu Ende sein, und es zeigte sich bei Klingers späterem Verweilen im südlichen Deutschland noch lebensfähig, wie auch das zu Fritz Stolberg.

Den Stolbergen und Miller verdanken wir Nachrichten über Klingers dramatische Arbeiten seit dem Leidenden Weibe. In ihren Briefen vom 12. Mai sprachen die Grafen auf Grund einzelner Szenen, die sie kennen gelernt, eine große Meinung von seinem Talent aus; das Trauerspiel Donna Viola dagegen machte bei ihnen kein Glück. Gefälliger im bewundern war Miller.

* An Boie 26. Aug. Haben Sie Stolbergs Freyheitsgefäng schon? Er hat das überherrliche Stück an Klingern geschickt. An Kayser 28. Aug. Fritz hat mir seinen heißen göttlichen Freiheitsgefäng noch nicht zugeschickt, bei Klingern hab ich ihn schon 6 mal gelesen.

** Das Original im Besitze des Herrn B. Reges in Frankfurt.

In dem gemeinfamen Brief an Kayfer schreibt er zuerst: «Klingers Pyrrhus wird die Welt erstaunen machen»; weiter unten: «und die Donna Viola — so neben der Quelle sie kennen zu lernen, wo die Namen in die Buchen eingeschnitten sind — ja, Kayfer, das war ein herrlicher Abend, wo man Euch wohl auch dabey hätte brauchen können». Sodann schreibt er den 24. September von Ulm abermals an Kayfer: «er hat mir wieder eine außerordentliche Scene aus seinem Pyrrhus geschickt. Das wird ein Werk! Auch schreibt er, daß er ein ganz regelmäßiges Stück fürs Theater geschrieben hat: die Zwillinge. Vermuthlich schickt ers an Ackermanns nach Hamburg» (Grenzb. 1870 II, 431); und die gleiche Nachricht hatte er den 12. bereits an Voß gelangen lassen. Millers mündliche Mitteilung war hienach offenbar die Quelle, aus der Schubarth in seiner «deutschen Chronik» unter dem 25. September folgende Nachricht gab: «Herr Klinger, der sich in seinem «Otto» und «Leidenden Weibe» als ein vortrefflicher Kopf gezeigt hat, arbeitet an einem Schauspiele, «Pyrrhus» betitelt, voll großer, heroischer Gefinnungen. Auch wird nächstens von ihm «Donna Viola», ein Schauspiel für Liebende, herauskommen. Der Ackermännischen Gesellschaft in Hamburg hat er kürzlich ein Lustspiel, «die Zwillinge» benamst, überlassen.»

Von der Donna Viola, die doch Stolberg im Juni bereits vollendet vor sich gehabt, ist nie etwas bekant geworden. Hat sie der Dichter nachträglich verworfen und unterdrückt? Von Stolbergs Urteil wenigstens ließ er sich die Lust nicht daran vertreiben, sonst hätte sie Miller nicht zu hören bekommen und Schubarth sie nicht ankündigen können. Oder wäre sie noch zur rechten Zeit der Kritik Goethes zum Opfer gefallen? Die machte sich schwerlich mit Nachdruck geltend: Goethe ermunterte, wie er selbst sagt, jeden der ihm nahe kam, zum Producieren, das ihm bei andern, wie bei ihm selbst, als heilsame moralische Secretion erschien, und er war zu sehr Mann des Lebens und Lebenslassens um einem guten Jungen eine Autorfreude zu verderben. Es ist mir sehr warscheinlich, daß Donna Viola nur eine erste Gestalt der neuen Arria gewesen ist, die im folgenden Jar erschien und sehr wol als «Schauspiel für Liebende» sich hätte bezeichnen lassen, wenn nicht inzwischen Goethe für die Stella diese Bezeichnung vorweg genommen hätte. Daneben hatte sich Klinger

in den Stoff des Pyrrhus geworfen, und aus ihm müffen die «einzelnen Szenen» gewefen fein, welche auf den Grafen Stolberg einen fo günstigen Eindruck machten. Aber er unterbrach diefen Vorwurf durch die Zwillinge, die zur Zeit von Millers Besuch offenbar noch nicht begonnen, nach Mitte September aber beendet waren. Erinnert man fich dazu noch der projectierten Komödie, die uns oben warfcheinlich geworden, fo ift es zum Erftaunen, wie die Erfindungen in diefem Kopfe damals durch einander goren.

Klinger hat in feinem «Theater» von 1786 und in der «Auswal» von 1794 die ZWILLINGE als im Jare 1774 entftanden bezeichnet. Da, wie fich gezeigt hat, das Leidende Weib auf Weihnachten eben diefes Jares gefchrieben ift, fo wären die Zwillinge früher verfaßt worden, und Gervinus ftellte das als ausgemachte Sache hin. Ich brauche mich nicht bei der inneren Unwarfcheinlichkeit diefer Aufeinanderfolge zu verweilen, da durch Millers Briefe doch wol die Entftehungszeit der Zwillinge allem Zweifel enthoben ift. Wer aber der Meinung fein folte, diefelben feien 1774 verfaßt und im Spätfommer des folgenden Jares nur bünenmäßig umgearbeitet worden, der wird uns andererseits doch nicht zu fagen willen, warum Klinger fie im Pult behalten habe, als er Otto und das Leidende Weib an Weygand abfchickte. Es konte nach fo bunten Erlebniffen leicht gefchehen, daß er in jener Zeitangabe vom Gedächtnis betrogen ward.

Am 28. Februar 1775 hatten Sophie Charlotte Ackermann und ihr Son erfter Ehe Friedrich Ludwig Schröder als Vorfteher der Ackermannifchen Schaufpielergefellfchaft, damals zu Hamburg, in verfchiedenen öffentlichen Blättern eine «Ankündigung» erlaßen, worin fie fich erboten, für jedes Originalftück, von drei oder fünf Akten, es fey Trauer- oder Luftspiel, dem Verfaffer 20 alte Louisd'or und für jede gute Ueberfetzung eines guten Stückes 6 Louisd'or zu bezalen, wenn das Stück von der Befchaffenheit wäre, daß es a) in Anfehung feines fittlichen Inhalts auf die Bühne gebracht werden dürfte; b) feine Aufführung keine außerordentlichen Kosten erforderte; c) es nicht die Anzal der agierenden Perfonen überftiege, die man billiger Weife auf einer deutichen Bühne erwarten könnte. Bei gleicher Güte, fügte man hinzu, wären Trauerspiele in Profa viel lieber als folche in Verfen; und man bat es nicht

übel zu nehmen wenn ein Stück, «das wir, auch aus nur uns bekannten Gründen, nicht aufführbar fänden», dem Verfasser innerhalb vier Wochen zurückgeschickt würde. Sechs Monate nach der ersten Vorstellung folte der Verfasser das Recht haben sein Stück drucken zu lassen wo er wolte; man war aber auch bereit, mit ihm über die Abtretung seines Verlagsrechtes sich besonders zu vergleichen. Im folgenden Jare wurde dieser letzte Punct dahin abgeändert, daß man sich das Verlagsrecht jedes angenommenen Stückes gegen billige Vergleichung mit dem Verfasser vorbehielt (Schröders Hamburgisches Theater I, S. IV fgg.).

Diesem warhaft anständigen, von einem reinen und hohen Sachinteresse eingegebenen Erbieten gebürt das Verdienst, Klingers ungerichteten Schöpferdrang discipliniert und für die Bühne nutzbar gemacht zu haben. Wolte der mittellose Student diese hundert Taler nebst der für das Verlagsrecht zu vereinbarenden Summe verdienen und damit seine academische Existenz für ein Par weitere Semester sicher stellen, so mußte er sich vor allem der theatralischen Wirklichkeit mit all ihren Anforderungen befreunden.

Wie er auf daselbe Motiv verfiel, das Leifewitz nach seiner eignen Angabe* vom Untergange zweier Söhne Herzog Cosimos I. von Florenz im Jare 1562 entnommen hat**, läßt sich leicht ver-

* An Reinwald 21. Dec. 1779 (Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge v. S. Meiningen S. 187).

** Sie wird in Muratoris *Annali d'Italia*, die 1744 bis 49 erschienen sind, folgender Maßen erzählt (*Mil.* 1820, vol. XIV, p. 670): *Ma eccoti nel novembre di quest anno (1562), per cagione della suddetta o pur d'altra maligna influenza cader malato il cardinale Giovanni di età di dieci nove anni, e don Garzia di minore età, amendue figliuoli del suddetto duca, e giovanetti di generosa indole e di rara aspettazione, e l'un dietro all' altro essere rapiti dal mondo. Voce nondimeno comune allora fu, che odiandosi fra loro questi due fratelli, don Garzia in una caccia uccidesse il cardinale, senza essere veduto da alcuno. Avvisatone Cosimo, fece segretamente portare il cadavere in una stanza, e colà chiamò Garzia, immaginandolo autore di quell' eccesso. Arrivato ch'egli fu, cominciò il sangue dell' estinto a bollire e ad uscir della ferita. Allora Cosimo dando nelle furie, presa la spada di Garzia, colle proprie mani l'uccise, facendo poi correre voce che amendue fossero morti di malattia.* Aber aus dieser Quelle hat Leifewitz seinen Stoff nicht geschöpft: er würde sonst nicht in dem angeführten Briefe für den Namen *Garzia* die latinisierte Form *Garsias* brauchen. Geeigneter ihn zu inspirieren war auch offenbar der ausführliche, rhetorisch gefärbte Bericht, der sich bei Thuanus in der Frankfurter vermehrten Ausgabe von 1635 findet, und den Ver-

muten. Miller, der nach Erwähnung der Ackermannischen Gesellschaft an Kayfer schreibt: «Leißewitz, ein Freund von uns, hat

tot im 12. Buche seiner *Histoire des Chevaliers hospitaliers* (Paris 1726 IV, p. 411) ausschreibt. Er lautet im 32. Buche der Historien des Thuanus, a. a. O. tom. I, p. 643, folgender Maßen: *Joannem Cardinalem et Garsiam filios secum duxerat, quorum ille maior natu vix XVI annum supergressus fuerat. inter eos ex puerili æmulatione atrocia odia diu nutrita tandem in exitium utrique verterunt. inter venandum cum seorsim a sociis per devia alter in alterum incurrisset et se in uicem pulsassent, Garsias Joannem occupat, et ut erat truculentia et ad omne facinus parata natura, acinace cominus transuerberat, statimque ad suos nihil fere turbato vultu redit. venatione peracta cum Joannes non compareret, iam inclinata die domestici ad eum vestigandum per siluam discurrunt, et equum sessore vacuum nacti, per eius vestigia ad cadauer deducuntur, quod inter vepreta iacebat. inde re ad Cosmum, qui Grosseti erat, per fidos perlata, ille suspicatus quod erat, quamuis ingenti dolore discrucietur, dissimulato eo rem legi imperat, et cadauer multa nocte in urbem inferri et in conclauis ædibus suis proximo collocari, euulgato filium acuta febre, quam dolores vehementes comitati sint, inter venandum correptum vix loco, in quo eum morbus repentinus oppresserat, exportari potuisse. tum semotis arbitris ad conclauem venit, et seuocatum Garsiam ac de fratre interrogatum, cum vultus contumaci audacia ille factum pernegaret, ad cadauer accedere iubet, eoque renudato, et cruore ad percussoris conspectum mox ebulliente. En, inquit, sanguis fratris tui qui vllionem a Deo atque etiam a me deposcit; me miserum, qui tales filios genuerim, aut ijs superstes fuerim, quorum vnum immani parricidio necatum hisce oculis aspicere cogor; alterum, ni impius et iniquus iuris inter meos dispensator sim, e medio tollere, ipsa pietate suggerente, compellor; scelus est patri filium interficere, sed maius scelus admittam, si eum viuere diutius patiar, qui per fratris perniciem ad patris necem et familiam totam cæde ac ferro euertendam gradum fecit. tum fatente crimen Garsia, et rixae principium dedisse Joannem affirmante, illa ut nisi peste fratris salutem propriam expedire non licuerit, Cosmus, qui mile Joannis ingenium nosset, pugionem, quo ille fratrem confoderat, et adhuc cinctus eo venerat, supplici eripit, nudumque stringens, Hodie pestem domesticam, ne latius exemplo serpat, e visceribus meis auellere decreui, et quanquam dulcissimi filii cædem non nisi alterius filii moribus disparis cæde expiare possim, malo me posteritas infelicem ac durum patrem prædicet, quam imprudentiae et iniquitatis arguat. tu vero gaude, quod vitam qua indignus es, cum amittere debeas, in patris manibus a quo eam accepisti, depositurus sis. quo dicto Deum comprecatus ut factum comprobaret et sonti filio gratiam delicti faceret, eum eodem pugione, quo fratrem confecerat, iuxta Johannis cadauer interfecit. calamitatem hanc paucis ac fidis tantum cognitam, ne sibi ac vniuersae familiae nuper in Imperio fundatae noceret, silentio præteriri voluit prudentissimus parens ac princeps, morte filiorum tunc suppressa, et mox fama sparsa, ex populari morbo alterum post alterum extinctos: famam eam adiunxit cæli intemperies, qua plerique ea æstate ex contagiosis morbis periere. exequiae deinde vtrique Florentiae magna pompa celebratae, et Garsias in primis oratione publica laudatus, quo magis res legeretur. nec multo post Helionora Toletana tot liberorum parens siue ex na-*

auch ein sehr braves Stück hin geliefert», wird in Gießen von diesem Stück erzählt und dadurch seinen Gastfreund auf denselben Stoff hingelenkt haben. Bei dem Kraftgefühl, das Klingers Bruft schwellte, ist ihm schon zuzutruen, daß er sich geistlich in eine so ganz specielle Wettbewerbung hinein warf. Nur darf man nicht glauben, daß er one an die Quelle zu gehn die Fabel des Julius von Tarent lediglich variiert habe; denn er hat aus jener Züge, die Leisewitz verschmäht: die Ermordung one Zeugen im Walde, das reiterlose Roß als Anzeiger der Tat und die anfängliche Leugnung des Mörders. Die historische Bestimmtheit, mit der ihnen der Stoff entgegen trat, glaubten damalige Dichter abstreifen zu müssen: bezeichnend für den Mangel der Zeit an geschichtlichem Sinn. Man scheint sich vor den Beschränkungen, welche Zeitpunkt, Oertlichkeit und Costüme auferlegten, vielmehr gefürchtet, als deren Nutzen für die poetische Wirkung begriffen zu haben; zur abstracten Natur der Ideale, von denen man erfüllt war, paßten auch besser erdichtete Personen, erdichteter Schauplatz, Unbestimmtheit des Costümes. Das trifft zumal auf den Julius von Tarent zu, in welchem die von Rousseau angeregten Ideen eine bedeutende Nebenrolle spielen, während Klinger sich diesmal ganz streng auf die Tragödie der im Stoffe gegebenen Leidenschaften beschränkte. Doch verschmäht auch er jede Anlehnung an das historisch wirkliche. Man erfährt nur so viel, daß die Handlung in einem fehdereichen Zeitalter stattfindet, wo ein tapfrer, unternehmender Baron in dem zerrissenen Italien hoffen kann, sich zum Landesfürsten empor zu schwingen. Im Costüme, in der Redeweise ist aber nicht die geringste Sorgfalt darauf verwendet, das Gepräge etwa des 16. Jahrhunderts fest zu halten. Man spielt Clavier, fährt in Chaifsen, trägt Orden und sticht dazwischen mit Lanzen.

Der alte Guelfo, ein reicher Edelmann im mittleren Italien — sein Schloß liegt an der Tiber — hat ein sehr ungleiches Zwillingsspar

turali stomachi infirmitate, qua iam a longo tempore laborabat, siue morore ob domesticam iacturam contracto fatis concessit. Bei Klinger kann es wegen der im Text erwähnten Züge nicht zweifelhaft sein, daß er diesen Bericht kante. Vertot, der sonst den Thuanus ziemlich getreu übersetzt, verwischt den für die Sage wesentlichen Zug von dem Zeugnis des hervorquellenden Blutes gegen den Mörder, und daraus daß dieser Zug sich bei Klinger nicht findet, obwol er in seine Fabel gepaßt hätte und seinem Sinne gemäß war, darf man vielleicht schließen, daß es die Version Vertots war, worin ihm der Bericht zukam.

von Söhnen. Ferdinando, der für den erstgeborenen gilt, und zum Erben bestimmt ist, hat als Knabe mit Puppen gespielt und kam blutend nach Hause, wenn er versuchte, ein junges Pferd zu reiten; als Mann ist er klug, gewant, sanft, einschmeichelnd, allgemeiner Liebling, in hoher Gunst beim Herzog, Träger der Hoffnung, die der rauhe Vater hegt, auch sein durch harte Kämpfe so weit gefristetes Haus noch mit einer Herzogskrone geschmückt zu sehen. Guelfo dagegen ist eine heldenhafte Natur, trotzig und unbändig von Kind auf, ein berühmter und gefürchteter Krieger, aber mit 500 Ducaten apanagiert. Er verachtet seinen Bruder als einen Schwächling, und weil er ihn von jeher vorgezogen sah, haßt er ihn. Das Gefühl dessen, was er mit seiner Kraft an dieses Bruders Stelle vermöchte, verzehrt ihn. Während Ferdinando am Hofe lebt, von einer Ehre zur andern steigt, bringt er seine Tage auf der Jagd, seine Abende bei der Flasche zu, sich von den Eltern feindselig abschließend, in der Gesellschaft eines kranken, melancholischen, mit der Welt zerfallenen Veters Grimaldi, der ihn bewundert, ihn fürchtet, ihm schmeichelt und Ferdinando mit ihm haßt. Guelfo hatte die schöne, reichbegüterte Gräfin Kamilla geliebt. Wäre sie sein geworden, meint er, so hätte er «in den Armen der Liebe den Löwen Guelfo abgelegt, wäre still und friedlich geworden». Aber er sagte ihr nichts: «ich Bestohler, der ich nichts als meinen Degen habe». Ferdinando kam und freite sie, vom Herzog unterstützt. Und doch weiß Guelfo, er allein «kann das Weib an ihr finden, das an ihr ist, das Weib des tapfern Ritters, dem sie Siegeskronen mit Liebe windet, kömmt er vom Feinde». Wir finden ihn zu Anfang des Stückes mit Grimaldi, der ihm aus dem Plutarch von Brutus und Cassius vorliest, ihn mit unheimlich dunkeln Reden über das Thema «Brutus, du schläfst» stachelt und aufregt: «dir fehlt nichts als Glauben an dich, und du bist ein gemachter Mann, der alles mit Gewalt nach sich zieht» u. s. w. Sie werden unterbrochen durch die Ankunft des Hausarztes, den Guelfo bestellt hat, und Grimaldi zieht sich zurück. Von der Consultation über seine Gesundheit, die nur Vorwand ist, geht Guelfo rasch zu der Frage über, welcher von beiden Zwillingen zuerst das Licht erblickt habe? Der Arzt kann es nicht sagen: in der Aufregung einer schweren Niederkunft hatte man versäumt, es sich zur rechten Zeit zu merken. Kaum ist diese Antwort heraus,

so treibt ihn Guelfo weg und ruft Grimaldi zurück, der sein unheimliches Werk von neuem beginnt. Guelfo zweifelt kaum noch und es wird ihm alsbald zur fixen Idee, daß hier schon in der Wiege die Geschichte von Esau und Jakob gespielt worden sei. «Grimaldi, mich reißt ein Gedanke hin — meine Seele schwirrt blutig von Vorsatz zu Vorsatz; und der Rachegeist läßt sich schwarz vor mir nieder, und haßt mein Herz. Ha! laß mich fest stehn! laß mich enig werden! Hörtest du den Doctor? Man wußte nicht, welcher es wäre, weil man nicht wissen wollte! weil seine heuchlerische sanfte Miene schon damals der Aeltern Herz an sich bannte! Mein starrer Blick riß schon damals ihr Herz von mir. Ha dann, Heuchler! ich will dich lehren! Herausgeben sollst du mir die Erstgeburt, herausgeben sollst du mir Vater und Mutter, herausgeben sollst du mir alles, oder ich will dich würgen, wie Kain, und verflucht, den Mord auf der Stirne, herum irren». Alle Umstände seiner Jugendgeschichte, seiner Erziehung scheinen ihm mit der argen Vermutung zu stimmen. Nun freilich spricht Grimaldi abmanende Worte, aber was er gegen Guelfos Verdacht zu setzen hat ist nur schlimmer: daß er, der starke, heldenhafte, nicht des Schwächlings echter Bruder, nicht des alten Guelfo Son sei. Und dann wieder: «du allein hättest dein Haus in vorige Aufnahme gebracht durch deine Tapferkeit. Und wie viel würde gefehlt haben, wenn du Kamilla geheyrathet hättest, du hättest dich mit deinen und ihren Gütern zum Herzog aufgeschwungen; dann brav gearbeitet — Guelfo! ein Mensch mit diesem Sinn, mit dieser Festigkeit, mit dieser niederwerfenden Gewalt — Ich möchte rasend werden! der Welt einen Mann zu stehlen, an dem sie sich geweidet hätte, wie an einer neuen Erscheinung!» Wieder wird Grimaldi durch einen kommenden vertrieben. Es ist die Mutter Amalia, die von dem Besuch des Arztes gehört hat und sich nach dem Befinden ihres Sones erkundigen will. Sie verschwendet alle Liebe, Zärtlichkeit und Sanftmut an dem Wilden und nicht ohne Erfolg, er zeigt sich ihr gegenüber scheu, beinahe nachgiebig. Sie versichert, daß sie beständig an ihrem Gatten säßige, der jeden Tag mehr aufgebracht werde, weil jeden Tag neue Klagen gegen Guelfo kommen; und sie beweist dies gleich durch die Tat, da der Vater dazu kommt. Und auch er begegnet nun dem Sone freundlich und aufmunternd, sucht seinen Ehrgeiz von seiner Person auf das

gemeine Interesse des Hauses zu lenken, aber er findet ihn störrisch und hönisch. Das Wort entfärbt dem Alten «Fluch dir, Guelfo, wenn du so siehst», und «du bist mein Sohn nicht»: Guelfo reimt es mit Grimaldis Verdacht zusammen, will ihnen abschwören, und wie er aus dem Ton des Grolles in den des Schmerzes übergeht, umarmen und segnen ihn die Eltern und er hält still dazu. Da bringt ein Diener dem Alten einen Brief: Guelfo hat den Pächter seines Apanagegutes gepeitscht, daß er auf dem Tode liegt. Der Mann hatte ihm ein Reh gestolen, seinen Hund erstochen. Guelfo will im Trotze die Abtretungsurkunde des Gutes zurückgeben, aber der Alte äußert sich nach der ersten Entrüstung auch jetzt nachsichtig und will den Pächter entschädigen. «GUELFO: geben Sie mir den Zug Apfelschimmel zum Erbtheil; und ich gehe, der verfluchte, verlorne Sohn!» Die Schimmel hat sein Bruder schon: «er kömmt in einer halben Stunde mit seiner Braut; er gibt sie dir.» Damit entfernen sich die Eltern, und Guelfo bricht aus: «niedererschießen will ich sie und ihn! Ich will sie nicht, ich mag sie nicht! Träumt ichs doch, wußt ichs doch! Es sind vortreffliche Pferde, und stampfen den Boden, blasen, werfen die Mähne, haben einen Blitz im Aug — Heyda! Ritter Guelfo! kauf dir einen Esel und reit zum Türken! Er hat sie, hat Segen, Liebe, Herzogthum — und Kamilla! Ha! ich werd rasend! O ich küßte die Fingerspitzen der Kamilla, und war wonnetrunken; legte meine Rauhigkeit nieder, wie der Tiegier, der Orpheus Sang hörte. Sie sang — Kamilla! Hu, Caßius!»

Der zweite Act beginnt wieder mit einer Scene zwischen Guelfo und Grimaldi, in der zunächst des letztern räthelhaftes Wesen aufgeklärt wird. Er war in seiner Jugendblüte ein Liebling der Frauen gewesen, aber von seinem Vater mit 100 Ducaten in die Welt geschickt sein Glück zu machen, hatte er die bittern Erfahrungen der Armut gemacht und war zum Menschenfeind geworden. Da kam ihm ein Sonnenblick des Schicksals: er liebte die Schwester der Zwillinge und ward von ihr geliebt. Aber die Verbindung scheiterte, nicht am Willen der Eltern, sondern an Ferdinandos Widerspruch, der sie des Hauses unwürdig fand. Juliette starb, und ihre blasse Totengestalt erscheint dem Unglücklichen jede Nacht und zieht ihn nach sich. Diese traurigen Erinnerungen regen in Guelfo die seiner eignen Liebe auf und er ergeht sich darin. «GRI-

MALDI. Und das Weib hat er? GUELFO. Und das Weib hat er! GRIMALDI. Vor deinen Augen feine Seligkeit, vor deinen Augen die herrliche Gestalt, vor deinen Augen den Himmel! Hölle in mir und dir! — Bruder, laß uns Einsiedler werden, laß uns der Welt abfagen, und uns treu sterben! — Wie kann ichs, wie kannst du's anfehen? Eine härene Kutte wär des armen Grimaldis Sache. GUELFO. Guelfos eine stählerne Keule, zu zerbrechen damit das Haupt — GRIMALDI. Gebär den Gedanken nicht! — Ha! dort kommen sie gefahren!» Und sie sehen durchs Fenster das Brautpar prächtig einfahren. Guelfo kniet nieder, spricht in sich und springt auf: «ausgesprochen, und geschehn! Fest in meinem Blut sitzts! sauft an den Wänden her, und kräufelt sichs in der Luft! Bey Guelfos Herz! es soll nicht zergehen, wie Grimaldis Seifenblasen». Es war das schreckliche Gelöbniß das zu tun, was er gleich in der ersten Erregung nach der Scene mit dem Arzt ausgesprochen: von Ferdinando Erftgeburts und Braut zu fordern, und wenn er beides weigre, ihn zu erschlagen. Beide Freunde entfernen sich vor den Kommenden und es folgt eine Familienscene voll Glück und Liebe zwischen den Eltern und dem jungen Par, nur im Anfang durch den unheimlichen Bericht des letzteren getrübt, daß Ferdinando im Walde sein eigenes Gespenst gesehen habe. Guelfos wird vom Vater mit Sorge, von den jungen Leuten mit aller Liebe gedacht. Grimaldi kommt sie zu begrüßen, findet die gütige Kamilla seiner Juliette ähnlich und verbreitet Schwermut um sich, von der der Alte nichts wissen will: denn morgen soll die Hochzeit gefeiert werden. Guelfo, von dem man erfährt, daß er bis dahin die Ankömmlinge nur im Vorbeieilen gesehen und Ferdinandos Hand zurück gestoßen hat, sucht Kamilla allein auf. Die Scene beginnt von seiner Seite mit Wehmut und Demut und endigt mit gewaltsamen Küffen und Tränen. Auf Kamillas Geschrei kommt Ferdinando hinzu. Er bewahrt vollkommene Fassung, behandelt die Küsse mit größter Nachsicht und erntet für alle Freundlichkeit zurückstoßenden Trotz. Zuletzt ladet er den Bruder ein, morgen früh mit ihm auszureiten, und damit ist das verhängnisvolle Zusammentreffen, wo Guelfo seinen Entschluß ausführen wird, vorbereitet.

In der zwischenliegenden Nacht spielt der dritte Act. Guelfo kommt zu dem schlafenden Grimaldi und weckt ihn. Es ist Sturm

in der Natur wie in Guelfos Seele: «o ich hab' sie immer geliebt, dafür wüthet sie jetzt dankbarlich mit mir. Habe Dank, gütige Mutter! Du bist allein mir Vater und Mutter und — Ferdinando! Laß mich die Sonne nie wieder sehen! Schwarze Donnerfchwangere Wolken hängen über der Erde, bis ich fertig bin. — — Entschluß ist da, Vollbringen ist da! Alle guten Geister hüllten ihr Haupt ein, und weinten eine Zähre über den verdammten Guelfo. Ich muß, Grimaldi! wenn ich nicht müßte — im Sturm faufen böse Geister: Guelfo, du mußt!» Den Abend hatte er noch einen Streit mit dem Vater gehabt; Ferdinando wies ihm die Türe, der Alte stieß ihn wirklich hinaus, schlug ihn, er fiel sich die Stirne wund. Sie netzten Ferdinando mit Tränen, schrien: «einziger, rette uns!» Das alles, «weil ich einige Küsse auf Kamillas Lippen drückte; die brannten den Buben». In Folge dieser Scene, wie es scheint, ist er bis auf einen Bettel gänzlich enterbt worden, und das Gut, das ihm die 500 Dukaten abwarf, noch an den Rand von Ferdinandos Heiratscontract geschrieben worden. Grimaldi antwortet mit einem Ausbruch wilden Menschenhaffes, aber Guelfo will nun doch wieder Rettung von ihm vor seinem bösen Geiste. Da schlägt ihm jener vor mit ihm zu sterben und preist in schwärmenden Worten den Tod als den besten Freund. Doch den Guelfo packt aufs neue der Haß an und er wütht in seinen aufreizenden Erinnerungen. «GRIMALDI. Guelfo, sey arm, sey elend! Nur mach, daß du von dieser Leidenschaft los kommst, die dich verzehrt! GUELFO. Ha, Schwätzer! und hast du dich nicht aufgegeben? — Ich bitt' dich, steig auf den Balkon, gebeut dem Sturm, er soll sich legen. Faß ihn an der Scheitel und ruf: was soll das, daß du wider meinen Willen die Elemente erregst und Verderben anrichtest! — Der beleidigte Sturm wird fortbraufen, dich hageres Geripp nach der Tiber tragen, dir seine Macht zu erkennen geben, und gerächt fortfaufen. GRIMALDI. Verflucht! Eine solche Leidenschaft zu unterdrücken gebieten, die die größte Triebfeder unseres Wesens ist — die alles aus uns heraus windet, was wir werden können! — Guelfo, versuch alles! dring ihn, er soll dir Kamilla abtreten! GUELFO. Grimaldi, ich wollt ihm alles lassen, alle meine andern Begierden sollten schweigen. Aber glaubst du wohl? — Ha! er müßte der größte Schurke seyn! und er solls! Ich schwör dir, er solls! Teufel und Hölle, er solls! — Zitterst du? Und du sollst ihm nach! — Ist er mein Bruder? Ist er —

er soll! GRIMALDI. Denkst du das, so zieh deinen Degen, laß mich sterben! GUELFO. Zum Teufel mit dir! — horch! GRIMALDI. Leise Schritte und Seufzer durch den Gang her — GUELFO. Fort mit dir! Mein böser Geist kömmt wieder! — Fort mit dir! Ich will Niemand um mich sehen. Hinaus! GRIMALDI. Hörst Du nicht wimmern? GUELFO. Hinaus denn!» Statt des bösen Geistes erscheint die geängstete Mutter, die nach dem Auftritt des Abends auch jezt noch Friede stiften möchte. Es folgt eine Scene ähnlich der im ersten Acte, nur gesteigert. In ihrem Verlaufe stellt Guelfo das gleiche Verhör an wie mit dem Arzte. Amalia lebt in gutem Glauben, daß Ferdinando der erstgeborne sei, aber doch nur auf die Aussage ihres Gatten und auf unsichere Schlüsse hin. Guelfo entläßt sie zärtlich, mit dunkeln Worten des Mitleids über das, was er ihr den nächsten Morgen anzutun gedenkt. In einem Monolog ist alles, was von Weichheit in seinem Wesen liegt, entbunden: dennoch kommt er von dem gräßlichen Entschluß nicht los.

Im vierten Acte sind am folgenden Morgen die Frauen in Vorbereitungen zur Hochzeit, aber Kamilla in bangen Anungen. Auch der alte Guelfo, ob der fürchterlichen Zeichen, die in der Sturmnacht geschehen sind. Grimaldi hat Guelfo vermißt und argwöhnt, daß ihn der Alte ausgestoßen habe: er will voll Jammer, erkennend was geschehen, weg, als er hört daß beide Brüder früh ausgeritten sind. Da rennt Ferdinandos Pferd ledig in den Hof: der Alte reitet um Kunde einzuziehen. Guelfo kommt mit nervösem Kichern, gibt den Frauen keine Auskunft, sie eilen weg um selbst hinauszufahren. Guelfo sucht im Spiegel nach dem Kainszeichen auf seiner Stirne — «ha! ich kann mich nicht ansehen! Reiß dich aus dir, Guelfo! (zerfchlägt den Spiegel) zerfchlage dich, Guelfo! — Guelfo! Guelfo! geh aus dir! schaff dich um!» Die Leidenschaft ist gesättigt, der Nachlaß der Nerven da, der Rächer kündigt sich im Gewissen an. Er wirft sich auf den Boden und will schlafen. Grimaldi sucht ihn auf. Guelfo fragt ihn, wie vorher den Spiegel: «was steht auf meiner Stirne? GRIMALDI. Brudermord. GUELFO. Ha! so will ich dich zerftieben! Die Winde sollen deine Asche davon wehen! — Brudermord? Schändlicher Lügner! GRIMALDI. Gott sey Dank, wenns anders ist! GUELFO. Ha! Du Demüthiger! was denkst Du? Ich steh da, traue mein Haupt nicht zu heben zum Himmel. Die Sonne würde mich blen-

den, und der Rächer aus den Wolken Blitze senden, meine Seele zu vernichten, richtete ich meine Augen zu seinem Sitz. Steht nicht auf meiner Stirne? GRIMALDI. Gefolterter Geist, Wuth und Verzweiflung. GUELFO. Schäme dich, Betrunkener. Süßer, sanfter Schlaf hängt auf meinen Augenliedern, der mich einwiegte, wenn ihr alle geht, die ihr so gräßlich um mich heult. Mir war nie so wohl. Und ich hab ihn doch ermordet, hab ihn erschlagen, als er mir nicht geben wollte die Erstgeburt, als er mir nicht geben wollte das Weiblein, als er sagte: ich bin Herzog, auch Du sollst steigen!» In abgebrochnen Reden kommt der Hergang heraus, und immer wieder möchte er schlafen, «fünf Augenblicke nur! Einen Augenblick! o dann nur einen halben!»

Fünfter Act. Ferdinandos Leiche liegt auf einem Bette, die Frauen und der Vater klagen um ihn. Der letztere ist überzeugt, daß Guelfo der Mörder, die Mutter wehrt den Verdacht ab. Er kommt ungerufen dazu, durch ihre Klagerufe an dem ersehnten Schläfe gehindert. Der Vater und Kamilla klagen ihn an, die Mutter: «Guelfo, flieh! Du bist nicht Mörder! Deine Hand ist nicht blutig! Ich häng' an deinen Knien, du bist nicht Mörder! Du hast ihn nicht erschlagen, hast nicht!» Er leugnet, antwortet mit Kains Worten auf die Frage, wo Ferdinando sei? Aber er gesteht, da der Alte die Decke von dem Toten hebt; dann verstummt er, verhüllt sich und empfängt vom Vater den Todesstreich.

Wenn die äußere Handlung, in deren Fülle sich der Dichter im Otto ergeht, im Leidenden Weib durch Schilderung von Sitten und Charakteren überwachsen wird, so tritt sie hier vor der ausführlichsten psychologischen Entwicklung in dem Maße zurück, daß sogar die leidenschaftliche Scene zwischen Vater und Son, die dem Conflict die letzte Schärfe gibt, nicht aufs Theater kommt, sondern als geschehen erzählt wird, sehr zum Nachtheil der Bühnenwirkung. Dagegen machen wir alle Zuckungen der Leidenschaft im Gemüte der Hauptperson bis zu ihrem verhängnisvollen Ausbruche mit durch, und die Phantasie des Dichters ist in deren Herbeiführung unerschöpflich. Nur fehlt es in all dieser Entwicklung wieder an einem rechten dramatischen Fortschritt. Guelfo kommt schon im ersten Acte auf den Punct, von dem aus ein Weitergehn nur noch zur Tat denkbar ist; und den Zwischenraum bis zu ihrer Vollendung im vierten Acte füllt nur die Constatierung der Unwirksamkeit alles

dessen, was fänftigend auf den Helden wirken könnte, nebst dem fortwährenden unheilvollen Einflusse Grimaldis. Man vermißt irgend eine glückverheißende Wendung, die uns aufatmen ließe, um durch den Schrecken der Katastrophe desto völliger überwältigt zu werden. Ein Meisterstück dramatischer Wirkung ist indes der vierte Act, und der kurze fünfte, mit der poetisch gehobenen Sprache seiner an Ossians Stil gemanenden Wehklagen löst die Spannung woltuend, bis die Schlußwendung mit einer letzten starken Erschütterung die Reinigung unseres Affectes vollendet. Das hervorbrechende Blut der Sage, das sich in Hebbels Nibelungen mit großem Erfolg verwertet findet, hätte hier die Wirkung kaum gesteigert: die Stimmung des Ganzen ist dafür zu modern. Besser wird die Ueberführung des leugnenden Verbrechers durch ein rein psychologisches Motiv, durch Grauen vor dem Toten bewirkt, auf den er seine Hände nicht legen mag um die Tat abzuschwören.

BÜRGER schrieb am 6. Januar 1780 an einen unbekannten Adressaten*, offenbar aus Anlaß eines beabsichtigten Liebhabertheaters: „in den Zwillingen ist keine Rolle für mich. Wie könnt Ihr lieben Leute Euch von der übertriebenen Sprache hintergehen lassen, das Stück schön zu finden. Ich weiß wol, es geschieht mehreren gescheidten Leuten. Aber beherzigt das Ding einmal recht! Es ist kein einziger natürlicher Character drinn. Der Guelfo ist eine Bestie, die ich mit Wolgefallen für einen tollen Hund todtschießen sehen könnte. Von Lisboa bis zum kalten Oby, wie Ramler singt, ist außer dem Tollhause kein solcher Character. Es giebt freilich noch boshaftere Buben, allein wenn sie anfangen, so toll und rasend zu werden, als Guelfo, so sorgt gewiß die Polizei, sie an Ketten zu legen. Und der Grimaldi! Außer seinen Abgeschmacktheiten ist er auch eine höchst überflüssige Personnage. Kurz, bleibt mir mit den Zwillingen vom Leibe! Ich leugne damit nicht die starken und schönen Stellen im Einzelnen» (Strodtmann, Br. v. u. a. Bürger Nr. 563). Mit diesem Urtheil scheint mir nichts anderes bewiesen, als daß man ein großer Lyriker sein und doch alles Maßstabes für das, was im Drama berechtigt ist, entberen kann. Guelfo hat nichts gemein mit jener Gattung der unbedingten Bösewichter, die

* Nach Strodtmanns Vermutung an Lichtenberg, mir undenkbar, denn niemand war weniger in Gefahr, durch die «übertriebene Sprache» sein Urtheil über das Stück bestechen zu lassen.

ebenso untragisch sind wie die unbedingten Tugendhelden. Er ist ein Mensch von edler Anlage und hohem Sinn, dem es sogar an Weichheit nicht fehlt; sein Verhängnis ist seine Uebermännlichkeit, ein Kraftgefühl, in dem er sich über alles um ihn her erhebt, in dem er desto wilder zu schwelgen sich gewöhnt hat, je mehr es seinem Leben an äußerer Befriedigung fehlt, und das die Stimme des Gewissens übertäubt, obgleich sie nicht verstummt. Wir lernen die Umstände kennen, unter welchen sich ein solcher Charakter gerade so entwickeln konnte; weil die Elemente, aus denen er gemischt ist, doch nur allgemein menschlicher Art sind, verstehen wir ihn und können Teil an ihm nehmen; es kann uns bangen vor dem Ende, wohin er geführt wird, und wir können für Augenblicke hoffen, daß sein besseres Selbst über ihn Herr werde. Mitleid für seinen Träger, Furcht vor dem, was in gleicher Lage aus uns selbst werden könnte, muß uns ergreifen; und nur eine dürftige, hausbackene Alltagsmoralität wird sich beidem entziehen. Das Gegenbild in Grimaldi läßt ihn noch lebendiger hervortreten. Ebenso völlig seiner uncontrolierten Empfindung hingegeben, durch die Umstände ebenso unglücklich entwickelt, ist der Schwächling zwar selbst vor dem Verbrechen sicher, bringt es aber in dem Starken zur Reife. Es war ein dramatischer Meisterzug, diese beiden krankhaften Charaktere, zwei entgegengesetzte Constitutionen mit verwanten Leiden, so nebeneinander zu stellen. Nebenbei ist Grimaldis Rolle das Gefäß, in welchem der Dichter ein Teil subjectiven Elementes unbemerkt und one daß es störend ward niederlegen konnte. Nicht der ganze Klinger ist freilich in ihm, nicht der tapfre Ringer mit einem widrigen Lebensloße, nicht der Mann der Tat, der das Zeug zu einer bedeutenden Laufban in sich trug: aber das Herzweh bitterer, mutloser Stunden, die Enttäuschung jugendlicher Hoffnungen, die Wunden, die einer stolzen Seele die Armut schlug, das alles, was auch in den Briefen an Schumann durchklingt, hat er hier unverkennbar aus sich heraus gesetzt, und der bizarre Charakter gewinnt an Wahrheit und Leben, wenn man daran denkt.

In dem Schickfal Grimaldis liegt zugleich die tragische Schuld, die an Guelfos Vater und Bruder gerächt wird. Ferdinando ist bei aller gewinnenden Sanftmut und Liebenswürdigkeit doch ein innerlich kalter Streber: er hat entschlossenen Mutes das Liebes-

glück einer Schwester den Planen des Ehrgeizes geopfert. Der alte Guelfo ist wol eine warmherzige Natur, aber der Einfluß, den er dem bevorzugten Sone gestattet, die Macht, die der Ehrgeiz in ihm selber besitzt, hat ihn dahin gebracht, in jenes Opfer einzuwilligen. Es war nicht die entschuldigende Macht des Vorurtheils, die beide bewog, Julietten dem Grimaldi zu versagen: denn dieser war Edelmann und sogar ihr Verwanter; aber er war arm; man konnte durch eine Verbindung mit ihm nicht steigen. An Julietten verdienten sich Bruder und Vater einen unnatürlichen Bruder und Son. Dieses Motiv ist sehr gut angelegt; man muß aber zugehehn, daß es im Gange des Dramas nicht wirksam genug hervortritt. Die beiden Frauen sind typisch gehalten: edle, gemüthvolle Weiblichkeit, nur nach den Rollen der Mutter und Braut verschiedenen abgetönt. Tragischer wäre es gewesen, der Mutter etwas von Mitschuld an der Opferung Juliettens, der Braut etwas von Untreue gegen Guelfo beizulegen. Ihr Schicksal hat jetzt eine gewisse peinigende Härte; gleichwol ist ihr Auftreten ein milderndes Element in der Handlung, das man nicht entberren möchte.

Dieselbe Weise der Anschauung, die es Bürger unmöglich machte diesem Stücke gerecht zu werden, gibt sich in Karl Lessings Brief an seinen Bruder vom 2. Aug. 1776 (Lessings Briefwechsel III, Nr. 108) kund. «Das Trauerspiel, die Zwillinge, welchem der Preis vor dem Julius von Tarent zuerkannt worden, hat oft eine sehr kräftige Sprache, noch öfter aber Affectation und Schwulst. Der eine Zwillling scheint mir mehr scheußlich als schrecklich, und alle Charaktere so ziemlich nach dem Göthianischen, nicht Götheschen Leisten. Bey allem Guten des Stückes ist es doch im Ganzen weit unter dem Julius von Tarent, und die Gründe, warum die Hamburgischen Entscheider es diesem vorgezogen haben, sind nicht weit her.» Mit dem Schwulst; den Lessing, mit der übertriebenen Sprache, die Bürger rügt, hat es ja seine Richtigkeit. So sehr die Sprache im Vergleich mit dem Otto veredelt und ausgebildet erscheint, sie ist noch immer zu wild; die Tinten der Leidenschaft sind noch immer von vornherein zu tief genommen, so daß die Palette zu ihrer Vertiefung nicht ausreicht und der Ton des Ganzen zu schwarz wird. Aber Bürger gibt diese Sprache zugleich als Ursache des Reizes an, den das Stück auf viele Zeitgenossen übe; und in ihr liegt immerhin die Ueberlegen-

heit über den Julius von Tarent, die Schroeder erkante, mehr noch als in der größeren Schärfe des dramatischen Motives, die er als Grund seiner Entscheidung zwischen beiden Bearbeitungen des gleichen Stoffes angab. Der geistreiche, elegante, zugespitzte Dialog, den Leisewitz sich mit Glück von Lessing angeeignet und mit dem neuen Elemente der Sentimentalität zeitgemäß versetzt hatte, der die Zierde feines Stückes bildet, mußte ja wol den Aesthetikern Lessingischer Schule sowie der gesamten älteren Generation besser zufagen. Auf den Sinn der Jugend wird im ganzen mächtiger der neue von Klinger angeschlagene Ton gewirkt haben; und dieser neue Ton war denn doch nur die Folge eines tieferen, energischeren Eingehens auf den Proceß der Leidenschaft. Hatte Lessing in der Emilia das Intriguenstück kunstvoll ausgebildet und mit gediegener Charakteristik fundiert, so brachte die Sturm- und Drangperiode neben dem pathologischen Roman nunmehr die pathologische Tragödie empor. Ihre Elemente liegen bereits in der um Weislingen gruppierten Nebenhandlung des wesentlich epischen Götz; sie tritt selbständig im Clavigo und der Stella auf. Klinger prägte sie, dem männlicheren Charakter seines Genius gemäß, schärfer und herber, mit größeren Motiven und größeren Leidenschaften, in den Zwillingen aus. Nicht als ob nicht auch Leisewitz sich in der gleichen Richtung bewegte: aber er tut es mit der Methode, mit dem Apparat der alten Schule. Er glänzt in der Exposition seines Stückes, wo der ruhigere Ton in der Natur der Sache liegt, während es bei Klinger hier bereits wettet und tobt; aber er wird matt wie er sich der Katastrophe nähert, während Klinger gegen den Schluß hin am gewaltigsten wirkt. Und Leisewitz hat, nach Goethes Weise, die Hauptrolle einem Schwächling gegeben: Klinger entfaltet zum ersten Mal, nach dem unvollkommenen Versuch im Otto, vor den Augen eines aus der Zamheit sich aufraffenden Geschlechtes die Tragik der Uebermännlichkeit. Schroeder urtheilte nicht als ästhetischer Theoretiker, sondern als Techniker der realistischen Schauspielkunst jener Tage. Versetzt man sich auf diesen feinen Standpunct, so begreift man, wie er begierig nach der neuen Aufgabe greifen konnte, die ein Werk wie die Zwillinge stellte. Es ist in Wahrheit erstaunlich, in welchem Maße Klinger, der damals schwerlich schon ein Theater gesehen hatte, hier dem Schauspieler in die Hand gedichtet hat. Die Zwill-

linge werden dem Leser erst lebendig und verständlich, wenn seine Phantasie das, was er liest, fortwährend in Gehörtes und Gesehenes zu übersetzen vermag; dann aber wird es die gewaltigste Wirkung nicht verfehlen. Und das Stück würde auf dem Theater noch heute seine Wirkung tun, wenn es Schauspieler fände, die von conventioneller Manier völlig frei aus innerstem Gefühl die Wahrheit des Lebens zu erzeugen vermöchten. Man prüfe darauf hin den Julius von Tarent, und man wird finden, daß seine wolgesetzten Reden durch ein geniales Spiel nicht sehr viel zu gewinnen und durch eine anständige Flauheit des Spiels nicht sehr viel zu verlieren versprechen. Da nun das Drama doch eigentlich nicht zum Lesen, sondern zum Spielen bestimmt ist, hätten wol die Literaturhistoriker in dieser Sache über das Urteil des größten Bühnenkünstlers der alten realistischen Schule nicht so leicht hinweg gehn sollen, wie es in der herkömmlichen Würdigung des Verdienstes beider Concurrentzstücke geschieht.

Gedenken wir schließlich noch der eigentümlichen, dem Julius von Tarent ganz fremden Poesie einer unheimlich anungsvollen Stimmung, die Klinger über sein Drama zu verbreiten gewußt hat und von der man vielleicht sogar in der obigen Inhaltsangabe etwas verspüren kann, so wird der Vorzug, den Schröder diesem Werke gab, und sein wenngleich geteilter, doch großer Erfolg in das Licht einer verständlichen Tatsache rücken. Der Zauber dieses Erfolges hielt auch nach fünf Jaren noch in dem Maße an, daß Bürger dem obgedachten Briefe folgende Nachschrift anzufügen für gut fand: «Sie dürfen es keinem Menschen sagen, daß ich so von den Zwillingen urteile. Denn das Stück gefällt Vielen, und diesen Vielen würde es schlecht gefallen, daß ich so urteile. Ich urteile noch über manches andre hochbeliebte Musenproduct ebenso. Nur expectorire ich mich nicht gerade gegen Jeden. Also bleibt das *entre nous*.» Zu jenen «Vielen» gehörte unter andern Schloffer, der am 28. März 1778 an Boie schrieb: «Klingers Zwillinge sind ein Meisterstück, das ich den stärksten deutschen Compositionen an die Seite setze.» Das stärkste Zeugnis aber für die Wirkung des Stückes auf das gärende junge Gemüt, das zumal in den Enterbten des Zeitalters sich gegen eine hoffnungslos kümmerliche Enge des Daseins empörte, legt 1785 K. PH. MORITZ in dem autobiographischen Roman Anton Reiser ab. «Dieß schreckliche Stück machte

eine außerordentliche Wirkung auf Reifern — es griff gleichsam in alle seine Empfindungen ein. Guelfo glaubte sich von der Wiege an unterdrückt — das glaubte er von sich auch Er vergaß den Fürstensohn und fand nur sich in dem unterdrückten Guelfo wieder. — Die bittere Lache, die Guelfo in der Verzweiflung über sich selbst aufschlug, grif in Reifers innerste Empfindungen ein — er erinnerte sich dabei der fürchterlichen Augenblicke, wo er wirklich am Rande der Verzweiflung stand und eben eine solche Lache über sich aufschlug — indem er sein eignes Leben mit Verachtung und Abscheu betrachtete und oft mit schrecklicher Wonne in ein lautstichallendes Hohngelächter ausbrach. Der Abscheu vor sich selber, den Guelfo empfand, indem er den Spiegel entzweischlägt, worin er sich nach der Mordthat erblickt — und daß er nun nichts wünscht als zu schlafen — zu schlafen, das alles schien Reifer so wahr, so aus seiner eignen Seele, die beständig mit dergleichen schwarzen Phantasien schwanger ging, gehoben zu seyn, daß er sich ganz in die Rolle des Guelfo hineindachte und eine Zeitlang mit allen seinen Gedanken und Empfindungen darin lebte.»*

In der neueren Zeit hat ein origineller und bedeutender Dichter, OTTO LUDWIG, an die Zwillinge eine dramaturgische Betrachtung geknüpft, die beweisen kann, wie die Kraft des Stückes auch jezt noch den empfänglichen Sinn berührt, und der ich daher, obgleich ich sie keineswegs in allem unterschreibe, als Ergänzung meiner Analyse hier einen Platz gebe. «Das Stück ganz wie gemacht, die Gesetze der tragischen Stimmung daran zu lernen. Das Ende steckt schon in der ersten Scene und wird nur herausgewickelt. Eine Steigerung ist eigentlich nicht im Stücke, nur ein allmähiges Näherkommen des Befürchteten, das, wenn es kommt, nicht den Verstand und die Phantasie, nur das Gefühl überrascht, daß nun Thatfache ist, was so lange drohte eine zu werden. Dabei ist alles Gewaltfame in die Scene verlegt, die Mißhandlung durch den Alten, der Mord selbst. Guelfos Stimmung ist gleich im Anfange so, daß nur wenig Steigerung möglich ist. — Im Anfange weiß man nicht recht, was man denken soll; es fällt schwer, sich sogleich in einen so hohen Grad der Illusion zu versetzen, als die bereits hochgestiegene Leidenschaft Guelfos bedarf. Es wäre vielleicht

* E. Schmidt, Richardson, Rouffeau u. Goethe S. 295.

besser gewesen, die Exposition durch weniger Betheiligte machen zu lassen und uns auf den ersten Auftritt Guelfos dadurch besser vorzubereiten, wenn es nicht möglich war, den Guelfo erst in einer ruhigeren Stimmung uns bekannt zu machen. Eine theatralische Handlung ist kaum vorhanden. Man kann daraus lernen, was Virtuosität in der Ausführung vermag, daß, ist der Plan nur ohne Widersprüche. er so einfach sein kann als nur möglich. Charaktere und Situationen sind lebendig, wahr und zwingend, obgleich blos im Dialoge entwickelt. Keine Scene will für sich etwas gelten, sie sind alle nur des Ausgangs wegen da, diesen möglich und nothwendig zu machen. Das Auftreten der Personen ist ziemlich willkürlich. Das Stück hat nur einen Effect, und will ihn und erreicht ihn nur in seiner Totalität. Die Leidenschaft ist unendlich wahr, und doch künstlerisch geschildert. Nichts kann erschrecken, weil jede Körperlichkeit des Schrecklichen seinen Schatten lange vor sich her in die Stimmung wirft. So wird schon im ersten Akt und immer wieder der Mordentschluß ausgesprochen, so daß man an ihn gewöhnt ist, ehe er wirklich zur That wird; desgleichen die That des alten Guelfo schon als Ahnung vorher. Wie nöthig das, lernt man an der Emilia Galotti. Odoardos That kommt uns immer noch zu unerwartet, und daraus entstehen am Ende die Einwendungen gegen das Stück, wenn die Ursache auch von jedem wo anders gesucht wird. — Es ist im Anfange schon Alles fertig, der Haß Guelfos, was ihn irgend zur That treiben kann, die Bevorzugung der Aeltern von Kindheit an; auch Camilla ist schon Ferdinands Braut. — Es ist auch kein Schimmer von Hoffnung, der die Stimmung stören könnte, nichts, was uns verleiten könnte, irgend einen andern Ausgang zu erwarten. — — Es ist dasjenige Stück, in dem unter allen, die ich kenne, Shakespeare'sche Charakterzeichnung, Malerei der Leidenschaft, psychologisches Detail und tragische Stimmung mit der concentrirten Form der Neuzeit am ungezwungensten und glücklichsten vereinigt ist. Nur der Charakter des Grimaldi ist trivial; die Sprache ist theilweise zu schwülstig und mit zu wenigem dramatischen Fortschritt. Zu viel hin und her. Ob es für die Bühne nicht doch zu arm ist an Handlung (Nachlaßschriften O. Ludwigs, hsgg. v. Heydrich I, 30)?» Bei Besprechung des Julius von Tarent kommt dann Ludwig nochmals auf Klingers Trauerspiel zurück. «Die Zwillinge sind unstreitig

draftischer und haben einen Vortheil vor dem Julius in der Stimmung und dem Phantasiefchwunge; was die Sprache betrifft, stehen sie weit dagegen zurück. In den Zwillingen glaubt man schon in der ersten Scene mehr an den tragischen Ausgang als hier eine Zeile vor diesem selbst. Dafür braucht man dort eine gute Zeit, um sich in den Grad der Leidenschaft hinein zu finden, mit dem der Anfang gleich den Zuschauer überrascht. Großartiger und gewaltiger sind die Zwillinge jedenfalls (a. a. O. 75).»

Die empfänglichen Bewunderer der Zwillinge waren indes nicht in der Lage, den Ton in der öffentlichen Meinung anzugeben, und Julius von Tarent hatte sowol auf der Bühne wie vor dem Forum der Kritik einen so viel durchschlagenderen Erfolg, daß der Warspruch Schröeders reichlich aufgewogen ward*. Nur kurze Zeit kann es unter dem Eindrucke des letzteren geschehen haben, als machten die Zwillinge mehr Glück. So stellt es 1778 der Verfasser der «Fragmente eines dramatischen Miscellaneenbuches» (A—r) in Reichards Theater-Journal 8, 49 dar: «Julius von Tarent und die Zwillinge erschienen zu gleicher Zeit; jener dem Alcides an Kraft und Schönheit, diese dem Anteus an Rauheit und Plumpheit gleich. Und doch entschieden geübte Richter für diese; Preise krönten sie, und Kritiker stießen in die lobtönende Posaune zu eben der Zeit, da sie jenen tadelten und meistern wollten.» Wo diese Posaunenklänge erschallten weiß ich nicht zu sagen; vielleicht geht ihnen ein anderer nach, der über bessere Hilfsmittel verfügt. Eine Recension in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen (1776, 84. Stück, S. 675 ff.), die R. M. Werner in der Zschr. f. deutsches Altertum 22, S. 86 anführt, ist mir nicht zugänglich. Ich kann auch nur nach Werner (L. Ph. Hahn, S. 136) berichten, daß Wittenberg im Beytrag zum Reichs-Postreuter die Zwillinge, wie nachmals die neue Arria und Sturm und Drang, in die gleiche Verdammnis mit Goethe und der ganzen neuen Schule warf (1776, 54. Stück). Die Allgem. deutsche Bibliothek und der Teutsche Merkur hüllten sich diesmal in Schweigen.

Ueber die Aufführungen durch die Ackermannische Gesellschaft gibt das «Hamburgische Theater» Auskunft. Das Stück wurde zum ersten Mal am 23. Februar 1776 in Hamburg gegeben, am

* S. Kutschera v. Aichbergen, J. A. Leisewitz S. 73 fgg.

19. März in Altona wiederholt. Schroeder selbst hatte sich die Rolle des Grimaldi gewälzt, den Guelfo spielte der kaum minder berühmte Brockmann. Es folgte die Aufführung in Hannover, über welche Boie am 10. Juni an Gotter schrieb: «das merkwürdigste Stück, das sie gespielt haben, sind Klingers Zwillinge, die mit dem Julius von Tarent um den Preis gerungen und ihn erhalten haben. Ein Stück voll Kraft und, wie mirs scheint, Ueberkraft. Brockmann spielt so, daß ich über ihn den Gang des Stücks vergaß.» Im selben Jare verzeichnet Schroeder noch drei Aufführungen zu Hamburg, dann scheint er das Stück vorläufig zurückgelegt zu haben; 1777 brachte er den Julius von Tarent auf die Bühne und wiederholte ihn in etwas mehr als Jaresfrist achtmal. Die Zwillinge aber hatte er mit den andern des Preises wert befundenen Stücken im ersten Bande seines Hamburgischen Theaters, unter Nennung des Verfassers in der Vorrede, im Juli 1776 herausgegeben. Nicht früher, obwol die Vorrede schon aus dem Mai datiert ist: denn am 2. August erwänte Karl Lessing in dem oben angeführten Briefe das Buch als Novität, und im vorhergehenden Briefe vom 4. Juli sagt er nichts davon, während er doch auf des Bruders Urteil über sein eignes darin enthaltenes Lustspiel gespannt war. Die Zwillinge giengen bereits 1776 auch über die Bretter des k. k. Nationaltheaters in Wien, und im folgenden Jare über die des Hoftheaters in München, wie aus den Nachdrucken zu ersehen ist, die an beiden Orten in den betreffenden Jaren erschienen. Auch für das Presburger Theater erschien ein solcher schon 1776, aber die Aufführung ward verboten (Zfchr. f. d. A. 22, S. 86). Eine Aufführung auf dem Liebhabertheater des Weimarischen Hofes war für den October 1776 vorgesehen (Br. 23) und ist wol, nachdem Klinger, der mitspielen sollte, abgereift war, nicht zu Stande gekommen. Im übrigen weiß ich von der theatralischen Laufban des Stückes nur zu sagen, daß es im August und September 1779 von der Gesellschaft der Madame Schuch zu Danzig gegeben wurde (Theater-Journ. 15, 125). Schroeder gab es, er selber jezt als Guelfo, vom 27. September 1780 an in einer neuen selbstgefertigten Bearbeitung; einerseits ein Beweis, daß ihm viel daran lag es zur Geltung zu bringen, andrerseits, daß es in seiner ursprünglichen Gestalt für nicht theatralisch genug oder für anstößig erachtet wurde. Doch hatte der anfängliche Erfolg Schroedern bewe-

gen können, den Verfasser um ein neues Trauerspiel zu bitten (Br. 22).

Die Herbstferien, in welchen wahrscheinlich die Zwillinge fertig wurden, brachte Klinger, wie er den 5. December an Boie berichtet, «wieder bei seinem besten Goethe zu». «Jetzt ist er bei Goethe», schreibt Miller den 24. September an Kayser. Es ist die Zeit des Glückes, der Sonnenblick des Lebens: vor- und nachher ist Zeit der Sehnsucht und Erinnerung. Schleiermacher, der sich auch in den Ferien nicht von seinem Freunde trennte, hatte durch ihn den Vorzug, im Goethischen Hause eingeführt zu werden, wo er von der Frau Rat mit der ganzen heiteren Freundlichkeit ihres Wesens aufgenommen ward (Br. 9), indes der Dichter selbst ihn zu «seinen liebsten Erscheinungen» rechnete (Br. 13). Der wohnsitzirte Son des Darmstädter Leibarztes war bei der armen Mutter in der Rittergasse mit eingekehrt. Sie schreibt den 9. November an Schumann: «Nun will ich Ihnen auch was neues sagen, daß diese Messe mein Sohn mit einem Freund 17 Tage bey uns war, vielleicht kommen sie die Weihnachten wieder. Es ist ein sehr guter Jung, heißt Schleiermacher.» Man spürt es aus den einfachen Worten, wie da Freude die dürftige Wohnung erhellte und das Herz der bedrängten Witwe erweiterte; und wie mag die jugendliche Agnes vom Druck der Arbeit aufgeatmet und die genialische Atmosphäre, die der Besuch mitbrachte, durstig eingefogen haben! Das Gastrecht aber, das Schleiermacher hier genoß, wolte erwidert sein, und auch in seinem Elternhause wartete eine begabte und lebenswürdige Schwester auf genialische Anregungen. Dort verbrachte man also die andere Hälfte der Ferienzeit; dies ist es, was mit unbestimmtem Ausdrucke den 16. October Miller an Kayser aus einer Mitteilung Wagners berichtet: «Klinger soll in Frankfurt und Darmstadt herumschweifen» (Grenzb. 1870 II, 455).

Durch die Zwillinge hatte sich Klinger, wie wir wissen, in der Arbeit am PYRRHUS unterbrochen, und er setzte sie nach Vollendung der Zwillinge fort. Im September bereits schickte er wieder eine «außerordentliche» Scene aus seinem Pyrrhus an Miller. Am 13. Januar 76 schreibt er an Boie so, als liege das Stück fertig vor ihm; aber «da ich diese Art von Stücken erst spät herausgeben werde, so war ich und bin ich noch willens ungefähr 10 Scenen

in Ihrem Mufão vorläufig drucken zu lassen». Am 5. December 1775 hatte er geschrieben: «Die Urfach warum ich dieses Stück so will drucken lassen ist: daß ich sehen möchte was es vorläufig für Effect aufs Publicum macht.» Die zwei damals an Boie gefanten Scenen erschienen wirklich im 76er Märzhefte des deutschen Museums; sieben andre, die Boie vermutlich nicht mehr angenommen hat, wol durch Gotters Vermittelung im ersten, zweiten und neunten Stück des Theater-Journals 1777 und 79, und eine nebst dem Verbannten Götterfon als Anhang zum dritten Teile des Orpheus. Solte er auch noch mehr als diese zehen geschrieben und nachmals mit andern Manuscripten verbrant haben (Br. 55), fertig war das Werk gewis niemals, sonst hätten seine Teile nicht so verzetelt das Licht der Welt erblickt.

Klinger war sich, wie man sieht, bewußt mit dem Pyrrhus, den er in dem letztangefürten Briefe eins seiner liebsten Stücke nennt, eine neue Gattung anzubauen, und er gedachte mehr Stücke dieser Gattung zu schreiben. Das bekant gewordenē genügt, um von ihr einen Begriff zu geben. Es war auf dramatisierte Historie im strengsten Verstand des Wortes, auf eine Art Epos in der Form des Dramas abgesehen. Die Lectüre des Plutarch, von der auch die erste Scene der Zwillinge Zeugnis gibt, bot Stoff zu Tragödien in Menge dar; aber in dem Leben des abenteuernden Epiroten liegt auch nicht die Spur eines tragischen Motives. Ziel setzte ihm ein zufälliger Soldatentod, one den es sich noch eine geraume Zeit im selben bunten Glückswechsel hätte weiter spinnen können. Aber Pyrrhus war nicht nur Abkömmling Achills, sondern eine achilleische Natur an Leib und Seele: das war es was den kraftgenialischen Dichter zu ihm hinzog. Es reizte ihn, zur Abwechselung einmal Kraftmenschen in antikem Costüme auftreten zu lassen, und die Soldatennatur, die in ihm lag, schwoll einem Stoff entgegen, der lauter kriegerische Situationen und freudiges Heldenleben mit sich brachte. Wenn er in den Zwillingen der concreten geschichtlichen Wirklichkeit aus dem Wege gieng, schloß er sich hier mit Liebe eng an sie an.

Die erste der beiden Scenen im Museum spielt während des Feldzuges, der den Helden zum Herren von Macedonien machte. Es ist früher Morgen, er schläft im Zelte von seinen drei Söhnen bewacht. Zwei derselben, Helenus und Alexander sind noch Knaben, Ptolemäus

ein junger Krieger. Zu ihrem Gespräche gefellt sich eine erfundene Person, der Heerführer Strabo. Der König erwacht und erzählt den von Plutarch berichteten Traum, worin ihm Alexander der Große glückverheißend erschienen war; man sieht dem Anmarsch des Demetrius zur Entscheidungsschlacht freudig entgegen. In der zweiten Scene verabschiedet dieser ebenso weichliche als kriegerische König Macedoniens seine Flötenspieler und Tänzerinnen und ruft die Seinen zum Kampfe gegen Lyfimachus auf. Ein vom Alter gebeugter Held Alcim jubelt und fült sich verjüngt ob seines Herren Ermannung. Da kommt die Nachricht, daß Pyrrhus bereits Bercea erobert habe, und der König beschließt, sich nun zuerst gegen den Epiroten zu wenden. Die zwei ersten Scenen im Theater-Journal enthalten sodann die Desertion des macedonischen Heeres zu Pyrrhus, der Demetrius selbst und dann der alte Alcim vergebens entgegen treten; zuletzt bricht dieser sterbend zusammen, indes der König im Gewand eines gemeinen Kriegers entflieht. In der dritten Scene hat sich das Glück gewendet, Pyrrhus ist von Lyfimachus in Edeffa eingeschlossen und ausgehungert und kündigt seinen Entschluß an, morgen nach Epirus durchzubrechen; hier aber mischt der Dichter eine bizarre Erfindung ein. Die beiden jüngern Prinzen treten mit Jagdhunden auf und Helen klagt, daß Machaon, des Königs Arzt, dem seinen ein Or abgebißen, Machaon, der ihnen folgt, daß Helen ihm mit der Lanze ein Auge ausgestoßen habe. Machaon wütet vor Schmerz und Rachsucht, Helen, der nach dem Hund gestoßen, um beide aus einander zu bringen, entschuldigt sich vergeblich, der König befiehlt ihm seine Waffen abzugeben. In der vierten Scene fucht Strabo den Machaon in seinem Zelt auf, um sich den seltsamen Vorfall erklären zu lassen. Hier erfährt man, daß der Arzt, der als düsteres, menschenfeindliches Gerippe geschildert wird, ehemals in Aegypten als flüchtiger Bettler, vor Hunger halb wahninnig, gelernt hat, sich mit den Hunden ums Brot herumzubeißen. Es folgt eine Scene, worin Alexander, der aus Mitleid gleichfalls seine Waffen abgelegt hat, seinen Bruder zu trösten kommt; dieser will, um dem Arzte Genugthuung zu geben, selbst ein Auge opfern; Pyrrhus aber kommt hinzu, hebt die Strafe auf und belohnt beide Söhne für ihr braves Benehmen durch Verleihung von Bockshörnern, die sie, wie bei Plutarch er selbst, am Helm tragen sollen. Die sechste Scene zeigt den unheimlichen Arzt bei Nacht

an einem Tiegel, in dem er Gifte braut; sein Weib sucht ihn vergeblich von diesem Geschäfte, das seine eigne Gesundheit verzehrt, abzubringen. Hier kommt es denn heraus, daß er eigentlich ein epirotischer Kronprätendent Neoptolem ist. Einen früheren Mitkönig dieses Namens hatte Pyrrhus nach der Geschichte längst getötet, weil er ihm mit Gift nach dem Leben getrachtet hatte. Klinger läßt ihn nur vertrieben sein: in der Maske des Arztes hat er sich dem König genähert, um ihn zu vergiften und das Reich für sich zu gewinnen. Die letzte nur kurze Scene im Theater-Journal gehört in einen weit spätern Zeitpunkt, nach dem Kriege mit Rom: Pyrrhus ist im Anmarsch gegen Sparta und bekommt von einem Gefanten dieses States eine von Plutarch berichtete lakonische Antwort. Die Scene im Anhang des Orpheus endlich handelt zwischen der Gemalin des Pyrrhus und einer Dienerin Myce; jene, vom König zu Gunsten einer gewissen Bircenna verlassen, bringt der Hekate ein nächtliches Opfer mit zauberischen Gebräuchen nach der Angabe Machaons, um die Liebe ihres Gemals wieder zu gewinnen; die Klagen, die Gebete und Verwünschungen der Liebeskranken wechseln ab mit den heimlichen Bitten der Dienerin um Erhaltung ihres eignen Liebesglückes, und dieser Contrast, die Poesie der Situation wie die heißen Farben, die der Leidenschaft der Königin geliehen sind, machen diese Scene zur bedeutendsten von allen.

Diese Inhaltsangabe zeigt wie hier zu einer wirklich dramatischen Anlage nichts weniger als alles fehlt. Auch bei dem Scheufal Machaon kann doch von einem tragischen Conflict mit Pyrrhus gar nicht die Rede sein. Die Kriege in Italien und Sicilien konnte der Dichter nicht übergehen oder ignorieren wollen; sie mußten dann wieder ganz andre Gegner auf die Bühne bringen und jeden Gedanken einer Einheit der Handlung ausschließen.

Die Scenen sind allerdings mit vieler Liebe, nur mit ganz undramatischer Breite ausgeführt. Die Form, die Klinger dafür wählte, ist eine ideale, feierlich gehobene Heldensprache, die von dem Geniestil der andern Jugenddramen weit abliegt, obgleich es auch ihr an wilder übertriebener Rhetorik nicht fehlt. Auf diese Form, die den Einfluß Ossianischen oder Macphersonischen Bardenstiles verrät, tat er sich offenbar etwas zu gute, und sie war geeignet, seinen Freunden von der Klopstockischen Schule zu imponieren.

In viel späterer Zeit griff er, mit der Ermäßigung eines gereiften Geschmacks, in seinen Dramen über antike Stoffe darauf zurück.

Ueber Klingers Beschäftigungen im Winter 75 auf 76 findet sich eine Nachricht in einem Briefe Kayfers an Lenz vom 3. März 1776, den ich durch Jegor von Sivers kenne: «Klinger dankt dir 1000mal für den Petrarch. Er hat an Petrarch diesen Winter sein ganzes Labfal gefunden und die Canzonett Sorelle übersetzt, die du einmal sehen sollst.» Er hatte hienach von Lenz, mit dem er noch nicht in unmittelbarer Verbindung stand, durch Kayfers Vermittelung die poetische Erzählung «Petrarch, aus seinen Liedern gezogen», die jener eben herausgegeben, zum Geschenk erhalten, und sie hatte ihn um so mehr erfreut, als er selbst gerade sich in das Studium dieses Dichters vertiefte. Schon die Dichter der Gleimischen Schule hatten sich denselben zum Liebling erkoren; die revolutionären Genies wurden wol noch mehr durch die vielen Citate in der neuen Heloise auf ihn aufmerksam gemacht. Lenz selber hatte seinem Petrarch zwei Uebersetzungsproben, eine in poetischer Prosa und eine in iambischen Reimparen, beigelegt. Wunderlich müssen die drei Canzonen*, denen die Italiener unter der Bezeichnung *le tre sorelle* den Preis vor allen Gedichten Petrarcas reichen, sich in Klingers Uebersetzung ausgenommen haben; die Form, in die er sie brachte, war sicherlich die der freien reimlosen Rhythmen.

Ein früherer Brief Kayfers an Lenz, aus Ulm 13. November 1775, hat die Nachschrift: «hab Order von Klingern dir ein Drama zu senden. Kommt nächstens.» Wieder schreibt Klinger selbst den 17. Februar an Agnes: «bald kriegst du und Schwester ein Drama gedruckt von mir.» Das Stück, das einen so langen Schatten vor sich her warf, kann kein andres als die NEUE ARRIA gewesen sein, die auf der 76er Ostermesse erschien. Man sieht also, daß sie schon

* Es ist die achte, neunte und zehente des ersten Teiles (*Perchè la vita è breve, Gentil mia donna, i' veggio, Poichè per mio destino*), alle drei nach derselben Weise, alle drei zum Lobe von Lauras Augen; die Bezeichnung stammt aus dem *Commiato* der zweiten:

*Canzon, l'una sorella è poco innanzi;
e l'altra sento in quel medesimo albergo
apparecchiarsi: ond' io più carta vergo.*

Anfang November vom Verleger angenommen und das Manuscript an ihn abgeschickt war: ein neues Anzeichen, daß sie mit Donna Viola identisch ist, denn für ein neues Stück wäre nach den Zwillingen und unter der Arbeit am Pyrrhus doch offenbar kein Raum gewesen. Nur die Nebenhandlung, in deren Mittelpunkt eine für Petrarca's Gedichte schwärmende Laura steht, dürfte in Folge der Beschäftigung mit diesem Dichter im Laufe des Winters hinzugefügt sein, was allerdings voraussetzen würde, daß der Verfasser das Manuscript zurückverlangt und nochmals überarbeitet hätte; und damit wäre erklärt, wie sich das Erscheinen des Stückes bis zur Ostermesse hinausziehen konnte.

Auch die neue Arria ist aus der Begeisterung für antike Charaktergröße hervorgegangen, die Klinger aus dem Plutarch entlehnte und die ihn zum Pyrrhus hingeführt hatte. Daneben hat Emilia Galotti als Vorbild eingewirkt. Wie Lessing die Geschichte von Virginius und seiner Tochter im Costüme des Italiens der Renaissance als modern-höfisches Intriguenstück neu aufspielte, so wollte es Klinger mit der Gemalin des Pætus machen. Der zeitliche Horizont, den er will angenommen haben, wird durch die Erwähnung Raphaels und Ariosto als Zeitgenossen bestimmt; im Italien des 16. Jahrhunderts finden wir Charaktere und Vorgänge, wie sie hier entwickelt werden, glaublich, und nicht minder das Leben edler Geister in Idealen der Antike; irre darf es aber nicht machen, daß mit Shakspere'scher Ungeniertheit gelegentlich auch Metastasio erwähnt wird.

Herzog Aemilius, ein Fürst von den herrlichsten Eigenschaften, ist von seinem Vetter, dem ebenso ruchlosen als blasierten Prinzen Galbino durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Er hat keinen Sohn, aber eine schwangere Witwe hinterlassen, und der Prinz, der von einem entschlosseneren Bösewicht, dem Grafen Drullo, geleitet wird, führt die Regentschaft für den ungeborenen Erben, natürlich mit der Absicht, ihn nie aufkommen zu lassen. Unter sogetanen Umständen des States und Hofes begegnen sich im ersten Acte zwei Hofleute im Vorzimmer der Donna Solina. Julio, ein armer Edelmann, der unter dem verstorbenen Herzog gestiegen war, jetzt aber keine Ausichten mehr hat, ist das Kraftgenie des Stückes; sein Charakter wird in der Unterhaltung mit seinem kalten und nüchternen Vetter Ludoviko, der in Folge eines Liebeshandels in

Rom das Schicksal Abälards erlitten hat, exponiert. Ludoviko tut ihm Vorhalt über sein überspanntes Wesen und Streben und prophezeit ihm, er werde zehn Hälfe brechen und tausendmal scheitern auf der Fart, eh er einen seiner übertriebenen Wünsche befriedige, worauf Julio das Andenken seines Vaters segnet, der ihn, gut rousseauisch, für den Notfall ein Handwerk hat lernen lassen. Ludoviko hat ein Gedicht Julios bei sich, über das man sich bei Hofe lustig mache, und Julio liest es sich selber voll Begeisterung vor; es ist ein wilder, halsbrechender Versuch in Goethischen Accentversen*. Der Gegenstand dieses Ergusses ist Solina, die Ludoviko im Auftrag des Prinzen auffucht, nicht one merken zu lassen, daß Julio diesem im Weg stehe; er zieht sich, als die Ankunft der Donna gemeldet wird, auf Julios Dringen zurück, mit der schlimmen Weissagung: Vetter, du endest hier! Die Donna tritt auf und der Liebesbund, um den Julio wirbt, wird wirklich geschlossen; aber Solina, deren Selbstgefühl der Größe ihres Sinnes entspricht, verlangt als Preis ihrer Hand Mannesgröße und Mannestaten: er soll die Böfewichter, die sich des States bemächtigt haben, stürzen und die Herzogin Witwe in ihr Recht einsetzen. Dazu weckt sie auf jede Weise, durch Manung und Spott und Schmähung, den Geist des Geliebten auf, der, wenn man ihm ein Rom gäbe, zwar Kraft in sich fñlt ein Cäsar zu werden, aber in der Einschränkung der gegenwärtigen Welt keine Mittel und Wege erblickt. Er soll den Hof auffuchen, «wachen und arbeiten, sie einschläfern und sich nothwendig machen». Mit Verachtung spricht Solina von der Liebe zu der sanften Laura, die vor der ihren sein Herz erfüllt hat. Dieses arme Geschöpf hat man schon in der ersten Scene des Actes kennen gelernt. Sie ist eines Malers Tochter, dessen Lehrling Amante sie schwärmerisch, aber wunschlos liebt und sich sogar zum Boten der liebeskranken an den untreuen Julio hergibt. In der dritten Scene ist ihm dieser in des Malers Wohnung gefolgt. Er hört Laura hinter verschlossener Türe beten «Madonna, verzeih der heißen Liebe! wende mein Herz von dem süßen Betrüger,

* Zu viel sagt E. Schmidt, wenn er ihn Anz. f. d. Altert. 4, 215 geradezu sinnlos und wanwitzig nennt. Wenn man sich vom verwirrenden Eindruck einer schlechten Interpunction befreit, und eine Situation festhält, darin der Liebende und die Geliebte einander sehen, aber nicht mit einander reden können, so wird man das Gedicht verstehen und verständlich vortragen können.

daß ich ganz dein sey!» Er spricht zu ihr, in Mitleid und Gewissensqualen; sie tritt verschleiert zu ihm ein, schenkt ihm zum Abschied «ein betend Mädchen auf den Knien, die Thränen den Wangen herunter», das sie selbst gemalt hat. «Willst du mir den Petrarca, meinen ehemaligen Liebling, lassen, den du mir an jenem schönen Morgen schenkest? Ich les die Canzoni sorelle nicht mehr. Kein süßes Liebesliedchen mehr. Ich hab sie alle mit Band verbunden, daß mir keins vor die Augen komme. Du weißt, wir laßen sie; aber Julio, da war ein Band um uns gewunden, das der Himmel bindet, und seine Treue lieben. Es riß, und dir ist's gut. Jezo laß mir ihn bloß des Trionfo di Morte wegen. Willst du?» Sie ist in ihr Loß ergeben, sie sagt ihm Lebewol, segnet ihn und scheidet. Er geht mit den Worten: «So schwach und klein war ich nie. Wie ich in der Gegenwart dieses Engels ganz erlag. Und kann ichs zurückrufen? kann ich mirs wiedergeben? Solina! — Die Stätte brennt unter mir, und jeder Gegenstand fenkt mich in Schwäche und Trauern. Ha! und Muth brauch ich». Amante kommt wieder um auf Lauras Schwelle zu wachen; er singt das Lied «Dumpf ruft die Glocke Mitternacht», das in Kayfers Gefängen «An Jenny» überschrieben ist.

Im zweiten Act ist Julio von einer erfolgreichen diplomatischen Mission an «den König» zurück, schwelgt und glüht in Solinas Anerkennung. Beide sind einverstanden daß es nun Zeit zur Ausführung ihres Planes gegen Galbino sei. Solina eilt an Hof, um der Herzogin Witwe zur Seite zu stehn; Julio sieht ein, daß sie dieß müßte, aber der Gedanke erfüllt ihn mit unbestimmtem Bangen: «denk ich dich dort, schwindet meine Stärke, und mich deucht, ich kann nur in deiner Gegenwart groß denken und unternehmend sein. Ich fühl daß nur hier mein Muth und Stärke haftet» (auf ihre Stirne zeigend). Die Scene ist hierauf in Galbinos Palaß und dessen Charakter entwickelt sich zuerst in einem Gespräch mit Pasquino, dem redlichen Hofmarschall des verstorbenen Herzogs, der dem Prinzen das tätige Leben des letzteren als Mittel gegen seine Langeweile empfiehlt, ihn an seine kranke vernachlässigte Gemalin mant und sich über Julios Persönlichkeit und Verdienst mit Begeisterung ausläßt. Nachdem der Prinz dies alles aus ihm herausgelockt hat, enthebt er ihn unter dem Schein der Gnade und dem Vorwand, ihm eine wolverdiente Ruhe zu gönnen, seines

Amtes. «Nicht wahr, Sie kamen ja um Abschied zu nehmen? PASQUINO. Aufrichtig zu reden, nein! Ich hatte sogar den Glauben, ich würde nie überflüssig sein. PRINZ. Das eben nicht. Aber ich halts für gut. Und untersuchen mag ich weiter nicht, lassen Sie sich das genug sein. Ich seh, Sie machen sich zu einer Rede geschickt. Lieber Pasquino, ich hab viele, vielleicht zu viele Proben von Ihrer hinreißenden Beredsamkeit. Auch möchte die jetzige recht gut seyn, und zum Abschied voller guter Vermahnungen. Aber eben hab ich keine Zeit drauf zu antworten. Auch möchte ich nicht so geschickt seyn, aus dem Stegreif lange und angenehm zu reden. Uebrigens leben Sie wohl. Glauben Sie, ich verlöhr zu viel dabey, so schicken Sie mir Ihren Seneca und zeichnen Sie mir das Capitel, welches die Materie enthält, wovon Sie reden wollten. Adieu, lieber Pasquino». Er läßt dann Ludoviko kommen, der früher sein Hofmeister und mit ihm gereift war. Er katechisiert diesen Mann der nüchternen Mittelmäßigkeit und gemachten Moralität; er studiert ihn physiognomisch, als wäre er bei Lavater in die Schule gegangen; er findet bei ihm für seinen eignen moralischen Nihilismus Verständnis genug, um ihn zu Pasquinos Nachfolger zu machen. Er wirft ihm in Andeutungen, die auf dieses Verständnis berechnet sind, hin, was er von ihm erwarte: Beseitigung der Herzogin und Julios, Kupplerdienste gegenüber Solina; Dinge, die sich Ludoviko in einem kurzen Monolog sehr ruhig überlegt. Nach dieser Exposition Galbinos werden wir mit der Herzogin Cornelia bekant gemacht, die des Prinzen kranke Gemalin Rosaline bei sich hat und pflegt. Sie dürftet Rache für ihren Gemal, dessen Mörder sie kennt; sie martert die Kranke, die, eine weiche, zärtliche Natur, sich um ihren treulosen Gemal härmte und ihn dennoch liebt, indem sie sie mit Reden voll wilder Leidenschaft zur Genossin ihrer Rachepläne zu werben strebt. Es folgt eine Scene der Herzogin mit Solina, worin sich beide einander gewachsene Naturen aufs innigste verbinden; zwei Porträte des Aemilius und Galbino spielen dabei eine Rolle, die an die Bilder des vorigen und jezigen Königs im Hamlet erinnern. Endlich wird auch der überlegene Intrigant des Stückes, Graf Drullo, eingeführt im Gespräche mit Ludoviko, das sich um Julios Beseitigung dreht. Diesem Idealisten gegenüber ist Drullo seiner Sache ganz sicher, während Ludoviko sich reserviert verhält und keinen Entschluß findet:

denn ihm steht Drullo im Weg, er weiß daß dieser und nicht er selbst den Hauptvorteil von der Sache haben würde. Zu beiden kommt der Prinz, der inzwischen Solina gesehen und gesprochen hat. Er glüht für sie und ist seiner Maitresse überdrüssig; Solinas sitzliche Größe selbst, die seinen Wünschen im Wege steht, erregt ihn mächtig. Drullo reizt ihn; wenn Julio ein Jupiter ist — «nicht weit davon Ixions Geschichte»; der Prinz: «sie ist mir zu groß, ich mag nicht zu denken wagen». Drullo sieht durchs Fenster Julio aus dem Cabinet gehn und schließt: «kommen Sie, wir wollen ihn hezen. Ich hab einen Einfall, gelingt der nicht, gelingt keiner». Eingerammt ist der Act zwischen zwei ganz kurze Scenen in der Wohnung des Malers: in der zweiten ist Laura tot, Paulo über ihrem Porträt, das er malt, erblindet.

Dritter Act. Der Prinz, in vollem Liebeswahn, erzählt seinem Vertrauten Drullo unter passiver Assistenz des stumpfen Ludoviko, wie er bei einem Hoffeste ein Zusammentreffen mit Solina gehabt, ja sogar ein Zeichen der Gunst von ihr erhalten hat, und wiederholt bestimmter die Andeutung, daß er Julio beseitigt wünsche; Drullo verrät dann in einem Monolog, wie er die Sache so zu lenken gedenkt, daß er selber Solina davon trage. Julio ist durch jene Begegnung seiner Braut mit dem Prinzen, durch das Gerede und die Minen der Hofleute mit Eiferfucht erfüllt worden. Er tritt in Solinas Wohnung allein auf, aller Hoffnung entsetzt: er will sein Unternehmen ausführen und wenn Aemilius gerochen ist freiwillig sterben. Da kommt der blinde Paulo, von Amante geführt, und bringt ihm das Bild, das er von der toten Laura gemalt hat. Dieser Anblick und was ihm von den Worten unvergänglicher Liebe erzählt wird, mit denen Laura gestorben ist, fügt seiner Verzweiflung alle Qualen der Reue hinzu. Es folgt eine Scene gegenseitiger Vorwürfe mit Solina. Die Donna endigt mit den Worten: «Julio, ich hab nun genug gehört, dich zu unterscheiden. Du hast mich verkannt, das vermag ich nicht. Denke des Aemilius und was du zu thun hattest. Von heut dem Tag endet sich alles. Ich will nichts mehr von dir hören. Mich zu verdienen mußt du von neuem anfangen, und daran zweifle ich. Du hörst ich red leise und sanft mit dir. So trennen wir uns. Du bleibst der Phantast». Julio zeigt ihr das Bild: «sieh hier das tode, treue Mädchen, dessen Seele an mir hing, und die ich verließ. Dies

Opfer bracht ich dir, Solina, um heut verdammt zu seyn auf ewig. Es ist Laura, über die du so oft lachtest. SOLINA. Die Liebe zu dir war ihr Tod? JULIO. Soll ich es noch einmal sagen? SOLINA. Weg von mir! Alle Weiber sollten sich gegen dich verschwören, und dich martern. So ein Geschöpf! ein wahres Bild der Madonna an Güte und Unschuld. Du senkst das Haupt! Verzeih, du Engel, ich that dir Unrecht, ich versündigte mich an dir. Hätt ich dich gekannt, ich wollte diese heiligen Lippen in ihrer Blüte geküßt haben; wollte dich schweesterlich an meine Brust gedrückt haben — JULIO. Stöhre sie nicht! SOLINA. Ich thäts? Julio, ich mag dir nicht antworten. Aber wagst du anzusehen oder gar anzurühren, ohne zu zittern und zu beben? Lächelt dir das unschuldige Mädchen nicht Verdammung in die Seele — — Julio! Julio!»

Vor dem vierten Acte sind neue Dinge vorgefallen, woraus die Leidenschaft des Prinzen und Julios Eiferfucht Nahrung ziehen. Solina hat mit dem Prinzen getanzt, dieser eine Feder, die sie verloren, erbeutet und vor Julios Augen ihre Hand geküßt. Heute wird sie zur Tafel erwartet. Wir finden sie bei der Toilette: die Kammerfrau bittet vergeblich für Julio, ihre Herrin kann ihm den Mangel an Zutrauen nicht vergeben. Drullo erscheint, schildert die Liebe des Prinzen und erklärt die seine. «Donna, mit Ihrem Geist, mit diesen Empfindungen — wir wollten die Welt verkehren, was widerstände uns? Welchen Platz in der weiten Welt halten Sie ihrer Wünsche würdig?» Solina fingiert als Chiromantin in seiner Hand zu lesen und rückt ihm das finstere Schicksal der drei Frauen vor, die er schon gehabt hat. Drullo bewundert ihren warfagenden Geist. «O daß du todt bist, Astolphi! Nicht wahr, das ist Ihr Genius gewesen? Lebtest du noch, ich wollte die Welt durchreisen dich aufzufinden. Donna, ich zog ihn aus dem Staub, und er verräth mich. Was die Menschen undankbar sind!» Hiemit aus dem Felde geschlagen bereitet er die Donna darauf vor, daß der Prinz sich nach der Tafel erklären werde und den Wunsch hege, sie bis zu dem sich hinausziehenden Tode seiner Gemalin einstweilen als Maitresse zu besitzen. Ihre Entrüstung über diesen Antrag ist ihm überraschend, da er ihr Ehrgeiz zutraut; er bittet um Vergebung und läßt merken, daß die Prinzessin ja vergiftet werden könne. Obgleich er damit nicht besser ankommt, wird er

doch mit der Versicherung entlassen, daß Solina zur Tafel komme. Eine kurze Scene, worin sie sich von einem Diener auf der Laute vorspielen läßt, offenbart ihren inneren Kampf mit der unerlöschenen Liebe zu Julio; da erscheint dieser, um sie an Hof abzuholen — in wilder Erregung, da er dem von ihr kommenden Drullo begegnet war. Die Angriffe, die seine Eifersucht auf sie richtet, bringen sie endlich dazu ihm vorzuhalten, wie sie nur um feinetwillen — um die Gegner sicher zu machen — eine so schmähhliche Rolle spiele und in solchen Situationen ausharre. Indem wird eine bestellte Galanteriehändlerin gemeldet und Solina kauft von ihr einen kleinen Dolch: «ha! ich denk ein Freund wie dieser kann nichts schaden (verbirgt ihn in der Brust). Bist du eifersüchtig, Julio, auf diesen Busenfreund?» So wird Julios Misstrauen besiegt, die Ausfönung herbeigeführt. Solinas Verdacht, daß Julio in seiner Verstimmung bisher für ihr gemeinsames Vorhaben untätig gewesen sei, wird von ihm widerlegt: «nein, Solina. Ich und Pasquino brachtens dahin, daß wir diesen Abend ausführen können». Solina rät, daß er die Rolle des Eifersüchtigen bis dahin fortspiele, beide brechen an Hof auf und man steht vor der Katastrophe des Stückes. Aber die zweite Scene zeigt, daß nicht Julio, sondern Drullo deren Maschinist sein wird. Karlo, sein geheimer Agent unter der Maske eines reisenden Barons, berichtet ihm: «all unfre Leute haben sich unter die Verschwornen gegen den Prinzen und seine Partie aufnehmen lassen. Sie sitzen zusammen und lügen ihnen Welten voll Treue und Tapferkeit vor. Pasquinos Zeichen zum Angriff ist Julios Petttschaft. Der Kerl (Pasquino) solls bringen, und wir lassen uns anführen. Merken Sie, Pasquinos Leute kommen spät nach. Das erste Zeichen von Ihnen, und wir brechen ein.» Drullo befiehlt hierauf Donna Solina passieren zu lassen, «denn auf sie wird gespielt»; nachdem sie Julios Ende gesehen, soll sie entführt werden. Die Herzogin soll man gleichfalls durchlassen: «der Prinz soll durch sie in die Patsche fallen, wie ers um uns verdient». Doch bekommt Drullo noch einen besseren Gedanken: «vielleicht daß ihr euch an der Türe still halten könnt. Du weißt meine Art zu handeln, daß ich immer lieber untätig scheine, und daß mir das doppelte Freude ist. Kleid dich um. Herrlich! — Ludoviko soll der Herzogin ein in einem Monat aufreibendes Gift geben. Sieh daß du vor der Tafel den Julio zu paken kriegst, und lispere ihm leise

und mit weinenden Augen ins Ohr: retten Sie die Herzogin. Derjenige, welcher ihr mit diesen Worten «Gemahlin des großen Aemilius» den Becher darbietet, reicht ihr Gift dar. Du wirst das andre schon zu machen wissen. Nur vor der Tafel! Sein rasches Blut wird das übrige vor uns thun, und sollte er träge sein, so will ich euch schon winken». Der Prinz tritt auf und der Agent wird verabschiedet; jener weiß von nichts als von dem Giftbecher für die Herzogin. Ludoviko, der diesen zu beforgen übernommen hat, erscheint in einem nervösen Galgenhumor, mit dem er seine Furcht vor der Tat vergebens bemäntelt. Nach einer kurzen Scene zwischen Solina und der Herzogin, worin jene ihr den Actionsplan mittheilt, finden wir Solina, die sich von der Tafel weggestolen hat, vom Prinzen verfolgt, sich seiner stürmischen Werbungen erwehrend — da stürzt die Herzogin herein, Julio mit bloßem Degen, Ludoviko an der Brust haltend, Drullo und Viele ihnen nach — und es spielt sich alles nach Drullos Veranstaltung ab; hinzu kommt nur, daß der Prinz, da er Ludoviko von Julio verwundet sieht, heimlich Drullo beauftragt: «werf den Rothkopf hinaus und gieb ihm noch einen».

Bis zum fünften Act ist wieder einige Zeit vergangen und hat sich die Lage der Dinge weiter entwickelt. Julio ist zwar eingekerkert, aber die mit Drullos Zulassung entflohene Herzogin, die vom «König» unterstützt wird, ist mit einem Heer im Anzug und im Volke gährt es zu ihren Gunsten bedenklich. Galbino ist von Leidenschaften und Sorgen zerwühlt, ratlos und niedergeschlagen; er spricht den Verdacht aus, daß Drullo seine Feindin habe entwichen lassen, kann doch nicht leugnen, daß er ihm seine Rettung verdanke, und erwartet von ihm allen weiteren Rath. Solina «hat um diesen einzigen Tag noch bitten lassen, und dann will sie sich geben»; einstweilen peinigt es den Prinzen, sie dem Gefangenen Gesellschaft leisten zu sehen — was er doch gestatten muß, wenn er «sie willig haben will». Drullo schlägt vor, Julio hinrichten zu lassen, aber der Prinz: «ist das Rache? und ich möchte ihn eine Ewigkeit quälen! DRULLO. So überlassen Sie mirs, und ich will ihn diese Nacht noch fort schaffen. Ich sagte Ihnen immer, Julio ist ein Mensch der sich nichts aus dem Verlust des Lebens macht. Diese Leute haben den altrömischen Geist — was ist ihm das? Auf ein Schiff ist mein Rath. Da mag er sich die großen

Empfindungen mit tausendfacher Qual ausrudern. Wenn Sie das nun wollen, so machen Sie schnell. Ich hab Nachricht von einem Schiff, das bald nach Amerika ausläuft. Anders kann ich Ihnen nicht helfen». Dies leuchtet dem Prinzen ein: ist es geschehen, so will er «die Donna aufs Pferd nehmen, mit ihr davon reiten, wieder kommen und das Land in Brand stecken bis daß michs erkenne. Der Aufruhr zieht durch Stadt und Dorf, ich will flüchten um desto schneller über sie herzufallen». Da der Stallmeister meldet, daß der neapolitanische Hengst gefallen sei, will Galbino das Pferd von seinem Leben fordern, argwönt, daß man es vergiftet habe um ihn zu quälen. Es wird gemeldet, daß seine Gemalin im Sterben liege und ihn zu sehen verlange. Neue Qual: «wie kann ich jetzt? soll sie erblaffen sehen, hören wie sie weich und sanft mit mir spricht? Fluchte sie mir, ich folgt ihr in die Hölle. — — Drullo, ich kann nicht zu ihr, mich faßt mit glühender Hand an der Brust — daß du ihn fühlen läßt, Drullo, was ich leide! (ab). DRULLO. Nun wollen wir Anstalten machen und ganz höflich unsern Abschied nehmen, und euchs alle zusammen fühlen lassen. Adieu mein schöner Prinz!»

In der zweiten und letzten Scene ist Solina bei Julio im Kerker. Sie hilft ihm die Marter seiner gezwungenen Ruhe ertragen und beklagen; wie Elifabeth den Götz ermuntert sie ihn: «schreib fort wo du stehn bleibst. JULIO. Was ist das? Leute handeln zu lassen und selbst unthätig seyn? Ists nicht so als wenn man einen tapferen kriegshungrigen Soldaten einkerkerte die Thaten seiner Nebenbuhler zu beschreiben.» Er bittet sie, nun Abschied zu nehmen und das Ende nicht zu erwarten: «du siehst sie wollen mich martern durch Aufschub». Darüber wird ihm die auf Drullos Vorschlag vom Prinzen getroffene Verfügung bekannt gemacht; Solina, die dem Abgefanten folgen soll, hält sich noch eine letzte Stunde aus. Julio drängt sie abermals zu gehn: «ich hab mich aufgeopfert, durch meinen Eifer, meine Wärme. Ha ich möchte mit dem letzten Römer rufen: Unglückliche Tugend, wie ward ich in deinem Dienste betrogen. Ich glaubte du wärest ein wirkliches Wesen, und in diesem Glauben verband ich mich mit dir; aber heute seh ich, daß du nur ein eitler Name, ein Schatten, Raub und Sklavin des Glücks bist*. — Donna! laß mich dich noch

* Worte des Brutus bei Dio Cassius XLVII, 49 aus einem griech. Trauerspiel.

einmal umarmen, und sie anbeten. Rette mich von diesem Zweifel, und dann geh — (geht auf und nieder). Ich hab noch zwey Stunden nach dem Ausspruch. Laß mich nun! laß mich! SOLINA. Willst dus abwarten? JULIO. Abwarten? Donna, schau mir durch die Augen in die Seel! fühl was ich denk. SOLINA. Ha Julio! daß du das bist! daß ich dich hier habe! Sieh mich an, und fühl wie einig wir sind. JULIO. Bey der Hoheit des Menschen! wir sind die einzigen Geschöpfe auf Gottes Boden. SOLINA. Julio, und eben deswegen die Erde unter unsre Füße! Wir sind würdig Gottes allmächtigen Athem in uns zu ziehen. Julio! mein Julio! JULIO (faßt sie an der Hand). Was läuft dir durch die Adern? Du weinst — meine Solina! SOLINA. Für Freude, daß ich dich würdig seh mit mir zu sterben. Armer, lieber Narr, du glaubtest ich könnte dich lassen!» Er versucht nicht, ihr den Entschluß auszureden. «Wie könnte eins ohne das andre diesen Geist herumtragen? Laß uns enden! laß uns ihnen den Rück wenden und uns mit der Quelle unsers Wefens vereinigen. Ha wie alles an mir strebt aufzufliegen, und abzuwerfen! wie meine Seele zittert auf den Lippen voll des heißesten Verlangens!» In dieser Erhebung des Geistes, in einer Weihestimmung antik gedachter Religiosität genießen sie feiernd die letzten Augenblicke bis zu den Worten «mein Julio, er schmerzt nicht!» Es ist der selbe Dolch, den Solina kaufte, während er an ihr zweifelte, und der damals seine Zweifel zerriß.

Der Gedanke, Dramen für den Bühnengebrauch zu verfassen, hatte unserm Dichter von Haus aus ferne gestanden, und wir maßen dem Schroederischen Preisausschreiben das Verdienst bei, seine Phantasie in die Schranken verwiesen zu haben, die der Hinblick auf die Aufführbarkeit eines Stückes mit sich bringt. Auch die Neue Arria hält diese Schranken im wesentlichen ein, ob nun vom ersten Entwurf als Donna Viola an, worin sie älter war als die Zwillinge, oder erst in Folge einer Umarbeitung. Im zweiten Acte wechselt die Scene allerdings nicht weniger als fünfmal; aber die kurze Schlussscene, wo Laura tot erscheint und nur die Worte gesprochen werden «Amante, ich hab mich um meine Augen gemahlt», ist vor dem Fallen des Vorhanges denkbar, ja sie enthält einen starken Bühneneffect. Manche Scenen sind dagegen zu breit ausgeführt, vor allen die erste, worin der Dichter lyrische Schwärme-

reien, wie sie nur im Lied, nicht im dramatischen Dialoge genießbar sind, in ungebürlicher Fülle dem Amante in den Mund legt. Dergleichen tut schon beim Lesen den schwersten Schaden. Aber auch eine solche Auswüchse würde das Stück aus einem tiefern Grunde kein Glück auf der Bühne gemacht haben.

Auch in den Zwillingen geschieht nicht genug, das heißt vor den Augen der Zuschauer nicht; die entscheidende, den Conflict unheilbar machende Scene zwischen Vater und Son wird nur erzählt. Von größerem Belang als in einer reinen Leidenschaftstragödie ist aber dieser Mangel in einem Intrigenstück wie die Neue Arria. Dieses büßt die Wirkung ein, wenn wir von allem was geschieht fortwährend nur den Reflex in der Stimmung der handelnden Personen wahrnehmen. Die für das Stück notwendige Voraussetzung, daß Julio ein Mann von Talent und Energie sei, wird zur Sache unseres guten Willens, statt uns aufgenötigt zu werden, weil wir von seinen Schritten zum Ziele gar nichts sehen, sondern nur, und das beinahe gelegentlich, von ihm erfahren, daß nun alles zum Losschlagen fertig sei; er wird in unsern Augen von seinem Gegner bedenklich überwachsen, nur weil wir diesen die Gegenmine, jenen nicht die Mine legen sehen. Ebenso gewinnt uns Julios eiferfüchtiger Zweifel an seiner Geliebten keine Teilname ab, weil wir die Urfachen dazu nur von Hörensagen kennen und von den Einflüsterungen und Verhetzungen, die sein Urteil trüben, niemals Zeugen sind. Zu einer wirkfamen Entwicklung der äußern Handlung fehlte es dem Dichter wenn nicht an Erfindung, doch an Sorgfalt, Geduld, kurz an Interesse. Sein jugendlicher Subjectivismus verweilt ganz und ausschließlich bei der Wirkung des Geschehenden auf das Gefühl der beteiligten Personen.

Die Stärke des Stückes müßte demzufolge in der Charakteristik und der inneren Motivierung liegen. Die Charakteristik ist in der That kraftvoll, frisch und warm, die Gruppierung der Charaktere von natürlichem Geschicke. Der fürstliche Bösewicht ist ein begerlicher Schwächling; seine Energie zum Guten ist im Genuße verkommen; das Böse macht ihm kein Bedenken, aber er ist zu sehr Fürst, um nicht lieber mit Verbrechen bedient zu werden, als sie zu begehn; und doch fehlt ihm der Sinn des Guten nicht ganz, denn sittliche Hoheit im Weibe vermag ihm zu imponieren, wenn er sie auch im Manne nur haßten kann. Neben ihm auf der einen Seite der

Böfewicht aus Stumpfheit und Armseligkeit, auf der andern der kraftvolle, der durch kalte Klugheit und Entschlossenheit in seiner Art Achtung einflößt. Neben der leidenschaftlichen Herzogin die zärtliche Taubennatur der Prinzessin. Der edel angelegte, aber weiche Julio, der in der Liebe zu einem reinen, hochgefinnten, männlich kühnen und doch weiblichen Weibe erstarrt: beide sich begnend in enthusiastischer Erfassung des antiken Charakterideales. Endlich Pasquino, der würdige Vertreter einer bessern Vergangenheit des States; schade nur, daß er zu frühe im Hintergrunde verschwindet, aus welchem dagegen die Heldengestalt des Aemilius, wie der Geist Hamlets zum Kampf gegen das Böse aufrufend, wirkungsvoll in die Gegenwart hereinragt. Eine Welt, die mit der alltäglichen wenig Aehnlichkeit hat, die jedoch aus einer poetisch-gesteigerten Menschlichkeit nicht heraustritt und in der das rechte Klima der Tragödie herrscht. Die Verwandtschaft der Gruppe Galbino Drullo Pasquino mit der Gruppe Ettore Gonzaga Marinelli Camillo Rota bei Lessing ist unverkennbar; ja Julio und Solina stehen als Opfer an der Stelle von Appiani und Emilia; aber alles einzeln ist bei Klingers so anders und so eigen, daß wohl von einer Nachwirkung, aber nicht von Nachahmung die Rede sein kann. So wenig wie es Nachahmung ist, daß in der Arria wie in der Emilia Galotti ein Maler Jemand das Bild eines Mädchens bringt, denn nur das äußerliche und sachliche des Motivs ist wiederholt. Anders der Dolch, den Solina wie Emilia als Zuflucht ihrer Tugend zu sich steckt; hier geht die Abhängigkeit bis zur Bezeichnung als «Freund».

Mangelhaft ist jedoch die innere Motivierung des tragischen Ausganges nicht minder als die äußere. Dieser Ausgang hat an sich nichts die Gesetze der Tragödie Verletzendes. Wenn die Tragödie unter allen Umständen mit einem Triumphe der sittlichen Weltordnung schließen muß, so muß doch nur das Gute, nicht auch der Gute siegen: fällt er, sein inneres Selbst bewarend, im Kampfe, so genügt der Sieg seiner Sache und das Gericht über das Böse, ja nur die Aussicht dieses Sieges und Gerichtes um das teilnehmende Gefühl zu versöhnen. Ich möchte es kaum als Fehler bezeichnen, daß die trostlose Situation, in der sich der Prinz im fünften Acte befindet, nicht sowohl von den Verschwornen als von Drullo herbei geführt ist, der seinen Herrn verrät, indem er dessen Feinde bekämpft; denn es ist in der Ordnung, daß das Reich des

Bösen mit sich selbst uneins wird. Ich verurteile es nicht, daß Drullo selbst nur dadurch gerichtet wird, daß seine Rechnung sich falsch erweist und ihm der Preis, um den er spielt, entgeht; denn vielleicht trifft diese Wunde seines Selbstgefühls den überlegenen siegesgewissen Spieler härter, als es der physische Untergang tun würde. Fehlerhaft aber ist es, wenn eine Schuld in dem das gute Princip vertretenden Helden angelegt ist und diese Schuld in keinem ursächlichen Bezug zu seinem Falle steht; denn das sittliche Gefühl des Zuschauers tut dann unwillkürlich eine Reflexion zu der Dichtung hinzu, die diese ihm nicht entgegen bringt: d. h. es vermißt sie in der Dichtung. Eine Schuld ist nun in Julio angelegt, einmal in seinem eifersüchtigen Mistrauen gegen Solina, das, wie verzeihlich auch, immerhin einen Abfall von dem Glauben, der ihn stark machte, bezeichnet; eine zweite schlimmere und mit den wirksamsten Farben dargestellte ist seine Untreue gegen Laura. Diese Schuld teilt Solina mit ihm, denn sie hat, von der eignen Geistesgröße trunken, jenes Bild aus seinem Herzen weggespottet. So hat man von vornherein das Gefühl, daß auf ihrem Liebesbunde mit Julio kein Segen ruhen könne, und diesem Gefühl tut die Tragödie kein Genüge, denn die Schuld wird zwar bereut, aber nicht gebüßt. Ist sie mit der bloßen Reue bezahlt, hat sie keinen Einfluß auf das Schicksal der Liebenden, wozu ist sie überhaupt in die Handlung aufgenommen? Wäre es dagegen durch das Bewußtsein der eignen Untreue motiviert, daß Julio eine Untreue Solinas für möglich halten kann; würde die Last seiner Reue zusammen mit der Last des Mistruens zur Ursache, daß er mitten in den Vorbereitungen seines Unternehmens gegen den Prinzen erlame, von den Gegenmaßregeln Drullos sich überholt und zu übereilem, daher erfolglosem Durchhauen des Knotens genötigt fähe, so ist es klar, welcher tieferer Zusammenhang, welche tragischere Wirkung in die Handlung käme.

Wenn gleich es dem hastig arbeitenden, nichts reifen lassenden Dichter auch früher begegnet ist, daß er gute Motive anlegte, die sie genügend zu verwerten, so bestärkt mich doch dieses ganz äußerliche, rein episodische Verhältnis der früheren Liebesgeschichte Julios zum Ganzen in der Vermutung, daß sie eine nachträgliche durch die Beschäftigung mit Petrarca hervorgerufene Zutat des Winters 75 auf 76 sei. Durch diese Zutat konnte das Stück außerordentlich

gewinnen, wenn sie eine durchgreifende Umarbeitung zur Folge hatte; da diese ausblieb, wurde aus der Neuen Arria ein schwächeres Stück als die Zwillinge, im selben Maß als die Aufgabe dabei complicierter war. Gleichwol hatte sie, um so eher, als sie früher im Druck erschien, auf die Geister, die überhaupt dem Geniestile zugänglich waren, eine bedeutende Wirkung. So fand sich nachmals der Verfasser durch sie bei dem Herzog Karl August gut empfohlen (Br. 10). Namenlos auftretend, wie Otto und das Leidende Weib, wurde sie bald dem einen, bald dem andern der schon bekannteren Koryphäen zugeschrieben.

GLEIM schrieb den 2. Juni 1776 an Heinse: «von der neuen Arria hat man mir Wunder erzählt; — ich sah hinein, und fand, nach der ersten Scene, so viel übertriebenes im Ausdruck, daß ich nicht fortlesen konnte. Goethe kann unmöglich der Vater seyn, wie man es hoch und theuer versichert»; worauf HEINSE aus Düsseldorf am 11. Juni: «die neue Arria ist bey Gott! nicht von Goethe, sondern von Klinger, der das leidende Weib geschrieben hat; ich habe noch nichts von ihm gelesen. Er soll ein wilder junger Mensch seyn, voll Unfinn und Geist» (Briefw. zw. Gleim, Heinse und Müller 1, 236. 238). In Berlin hielt man die Arria, wie Karl Lessings Brief (Briefw. III, Nr. 104) vom 1. Juni beweist, für ein Werk von Lenz.

Heinse war über den waren Verfasser ohne Zweifel durch den selben Diehl in Frankfurt unterrichtet, von dem er auch wußte, daß der Prometheus von Wagner wäre (Briefw. I, 213 f.), und der in Klingers Briefen als hilfreicher Freund neben Riese erwähnt wird.

Der gute Vater Gleim würde wol, wenn er mehr als die erste Scene gelesen hätte, gefunden haben, daß der Dichter den «übertriebenen Ausdruck» nicht ganz ohne Unterscheidung anwendet. Er würde Scenen gefunden haben, worin kalte Charaktere ihren Dialog mit nüchternen Worten, in scharfen knappen Wendungen führen. Was er auch bei weiterm Lesen nicht gefunden hätte, ist die Eroberung für den Ideenkreis des deutschen Dramas, die in der Arria liegt. Das Kraftgenie, das uns entweder als Hauptperson oder doch mit besondrer Liebe behandelt, in jedem von Klingers Jugendstücken entgegen tritt und mehr oder weniger den Dichter selbst vertritt, stürzt im Otto in blinder Leidenschaft seine Freunde ins

Verderben und sich in den Selbstmord; in den Zwillingen wird es, noch gefährlicher geartet, durch folternden Neid zum Verbrechen Kains getrieben; im Leidenden Weib zieht es sich, seinen Gefühlen und Schwärmereien lebend, von der Welt zurück oder prallt in einzeln Aufwallungen wirkungslos mit ihr zusammen. In der Arria dagegen erhebt sich der Held, der im Anfang, wie seine Vorgänger, in die Ketten eines beengenden Schicksals knirscht, an der Hand einer edeln Liebe zu männlich zielbewußtem Handeln, zum Kampf gegen das herrschende Böse und für das unterdrückte Recht. Und die Interessen, um die sich der Kampf bewegt, sind hier nicht privater oder persönlicher Natur; es handelt sich um den Stat. Das politische Pathos der tugendhaften Tyrannenmörder des Altertums ist in dem edeln Liebespaar erwacht; mit mehr Unmittelbarkeit und Unbedingtheit in der Seele des Weibes, von der aus die zündende, zur Tat treibende Begeisterung den Mann ergreift. Solina und Julio sind in der Tat Vorläufer von Elisabeth und Carlos, nur daß bei diesen das positive Programm der Aufklärung und humanitarischen Völkerbeglückung hinzutritt. Diese Verquickung der Liebe mit tatkräftigem sittlichem Wollen war ein neues dramatisches Motiv, das allen Beifall verdiente, und war mit hohem Schwung und reinem Feuer durchgeführt; aber es verschwand für die Kritik, so ziemlich samt allem was sonst gut und tüchtig an dem Stücke war, unter dem Eindruck des Maßlosen, ruhelos Aphoristischen in dem vom Dichter erstrebten Ausdruck der Gefühle.

KARL LESSING schrieb seinem Bruder in dem angeführten Briefe vom 1. Juni: «hast Du Lenzens neue Arria gelesen? Du kannst daraus sehen, was Deine Maler-Szene in der Emilia Galotti auf ihn für Wirkung gehabt. Man bat mich, meine Meynung darüber schriftlich aufzusetzen. Ich that es, und man hat sie gedruckt. Ich lege sie Dir bey. Goethe ärgert mich nicht, aber sein Nachahmer!» Diese Recension ist ohne Zweifel dieselbe, die uns mit dem Datum Berlin den 18. Mai im Berlinischen Litterarischen Wochenblatt von 1776 I, S. 301—10 vorliegt. Es ist der Mühe wert daraus die wichtigsten Stellen mitzuteilen. «Diese neue Arria that auf uns bei der ersten Durchlesung eine ganz neue besondere Wirkung: wir wußten am Ende weder was wir gelesen, noch für welche Personen wir uns interessiren, noch was wir denken sollten. Wir schwindelten, und sahen doch nicht vor was wir schwindelten.

Wir waren ermüdet, und wußten nicht worüber. Was war also natürlicher als sie noch einmal zu lesen? Es geschah, und volles Licht gieng uns auf, in dieser neuen Arria ermüde weder die allzu heiße und reiche Imagination, noch der tiefe Scharfſinn und der Beurtheilungsgeiſt in Zuſammenſetzung der ſchrecklichſten und ſeltenſten Bilder, noch weniger das Launige, das Eigenthümliche, das der Verf. aus ſich ſelbſt den Perſonen gegeben, ſondern der leidige, izt ganz («gemein»? in meiner Abſchrift fehlt ein Wort) werdende Kunſtgriff, alles zu übertreten, was die erfahrenſten und größten Köpfe zur Täuſchung, Aufmerkſamkeit, Erleichterung und Zufriedenheit des Zuhörers für das Zuträglichſte gehalten. Dazu neologischer Stil für Gedanken, und Grimaffen für Aktion! Erzählten wir alles das epifodiſche, welches zwei Drittel mehr als die Hauptsache beträgt» (! die Laura-Epiſode nimmt noch nicht ein Fünftel des ganzen ein) «und ſie mehr entkräftet, und unfre Antheilnehmung daran ſchwächt, ſo würden wir unfern Leſern die unverzeihlichſte lange Weile machen.» Nachdem er hierauf einen Abriß der Haupthandlung gegeben, fährt der Recenſent fort: «man ſieht wohl, aus dieſem Inhalt wäre eine Tragödie zu machen: aber ſo wie er von dieſem Verf. behandelt worden, iſt er ein Chaos von Auftritten, wüſte und leer. Allein es iſt auch billig, daß man beweiset, was man gefagt hat. Iſt das wohl ſtarke Einbildungskraft, wenn drei Perſonen in einem Stücke einerlei Charakter haben? Prinz Galbino, Julio und der epifodiſche Malerburſche Amante ſind alles unſinnige Liebhaber nach einem Schlage: ſie ſehen und hören nichts, wenn dieſer Trieb in ihnen erwacht; ſie ſind dann alles, ſo wie ſie nichts ſind, nichts können, wenn der geſchwächt iſt. Sie brauſen und ſauſen, und unterſcheiden ſich von brünftigen Thieren durch einen Strudel ungereimter Reden, die dem denkenden Zuſchauer Ekel und Langeweile machen». Folgen ausgehobene Stellen mit beißenden Bemerkungen eingeramt. Als ein weiteres «Pröbchen der magern Imagination des Verf.» wird angeführt, daß drei verſchiedene Gemälde in dem Stücke vorkommen; ſeit dem des Malers Conti in der Emilia iſt dieſer Artikel offenbar im Drama nicht mehr zuläſſig. Ein großes Aergernis und Anlaß zu Sarkasmen gibt es, daß das Stück mit der Epiſode, ſtatt mit der Haupthandlung beginnt. «Wie ſinnreich auch der Verf. mit der Veränderung des Theaters iſt, mag folgendes zur Probe dienen: in der dritten

Scene des vierten Actes zwischen der Herzogin und Solina geht letztere mit den Worten (*sic*) ab: Stille; und die vierte, welche ein ander Zimmer vorstellt, wo sich der Prinz mit der Solina schon eine Weile unterredet haben muß, fängt sie gleich mit den Worten an: Sie werden zu laut mein Prinz. Ich muß weg. Lassen Sie mich. Aber genug von solchen Ungereimtheiten, wird der Leser sagen. Ist denn gar nichts darinn? Ein Tollhäußler redt ja mitunter vernünftig und gut. O ja, nur muß man allezeit das Neologische, die possierliche Nachahmungsfucht, zugleich den Ton eines L. und G. zu treffen, aus Erbarmung übersehen. Die Scene S. 45 bis 50 mit dem Prinz Galbino und dem combabusirten Hofmarschall Pasquino (Verwechslung mit Ludoviko) hat manche sehr gute Züge; die folgende darauf noch mehrere S. 56—64 (es ist die zwischen der Herzogin und Rosaline) und die Unterredung des Drullo mit der Solina ist fast das beste im ganzen Stücke. Mit diesem wenigen Guten und dem übrigen Wirrwarr könnte dieses Stück den Stoff zu einem schöngeistigen Eulenspiegel hergeben. Denn da jetzt gewisse Schriftsteller nicht raisonnirt, sondern nur gefühlt haben wollen; da sie im Ernst behaupten, die Genies wüchsen wie die Bilze, und da nur anders machen, ihnen vortreflich machen heißt: so wäre ein solches Büchlein ein recht willkommenes Präservativ für die noch entstehende Nachahmer. Denn wirklich das Gefumse um die Parnaspfütze wird zu arg. — Doch aus allem, was wir gesagt, mache man nicht die Consequenz, daß folglich der Verfasser ein schlechter Kopf sey. Er kann dem ohngeachtet ein sehr guter seyn: und ist er auch Verfasser von einem Menoza und dem Hofmeister, so bleibt es wohl außer allem Streit. Aber wenn er nicht bald in sich kehrt, und nur so nach einer gewissen Leyer fortschrittellert, so kann er ein Beispiel werden, daß ein Genie der elendste Kopf wird, wenn er stets empfinden und nie denken will. Und es wäre zu beklagen, wenn um solcher zeitigen Grillen willen, Deutschland einen künftigen theatralischen Schriftsteller verlöhre.»

Nachdem der große LESSING dieses Muster einer einseitigen, ungerechten und kleinlichen Recension gelesen hatte, schrieb er ihrem Verfasser (a. a. O. Nr. 105): «Deine Kritik über die neue Arria ist recht gut. Aber wenn ich Dir rathen soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab. Sie wollen nun nicht anders.»

So wird auch der hellste Geist beschränkt durch die Nähe des Augenpunctes. Für beide Brüder, den hoch- wie den mäßigbegabten, verschwindet der für unser Gefühl schreiende Unterschied zwischen der dichterischen Individualität eines Lenz und Klinger, und es drängt sich ihnen lediglich die öde Kategorie einer neuen Richtung auf, «die nicht raisonnirt, sondern nur gefühlt haben will»: einer Richtung, der nicht zu raten noch zu helfen ist, von der nichts gutes kommen kann. Und der vermeintliche Lenz, der in der That Klinger ist, wird für einen Nachamer Goethes geschätzt, der doch zugleich «den Ton eines Lessings treffen» wolle, indes der wirkliche Lenz mit Goethe nichts gemein hatte als die Negation, und die heterogenste Eigenart trotzig neben ihm geltend machte; und Goethe wiederum konnte für den Dichter des Julius von Tarent angesehen werden, nur weil man ihn bewundern mußte und den Julius bewundernswert fand.

Da schrieb doch Boie, der freilich bei seiner Verbindung mit Klinger über den Autor der Arria unterrichtet sein konnte, offener Sinnes den 10. Juni an Bürger: «Lenzens Soldaten und Philosophen haben ihr gutes und sonderbares wie alle Lenzens Stücke. Klingers neue Arria ist vielleicht noch sonderbarer, hat aber mehr Kraft.» Und doch auch hier hängt die Beurtheilung sichtlich nur an der stilistischen Form: denn nur in dieser Hinsicht konnte Klingers Werk sonderbarer als irgend eines von Lenz erscheinen.

WIELAND fühlte sich, nachdem er die Arria gelesen, am 13. Mai zu folgender Auslassung gegen Merck gedrungen: «Eurem Klinger sollte nun, dünkt ich, nachgerade doch auch allemal ein Wort der kritischen Ermahnung ans Herz gelegt werden — oder wollt ihr ihn lieber noch fort tolln lassen? Das ist nun auch wieder einer von den Leuten, die aus ihren Materialien nichts machen können» (Wagner II, 66). Das «auch» blickt auf Fr. H. Jacobi zurück, über dessen Allwill er sich vorher im selben Briefe ausläßt: «was dünkt Euch von dem Manne, der so herrliche Materialien roh verkauft, und so viel hätte daran gewinnen können, wenn er sie verarbeitet hätte» u. f. w.

Während dieses pädagogische Benehmen über Klinger gepflogen wurde, war er bereits in einer Weise weiter getollt, die diesen Ausdruck mehr als irgend eine seiner bisherigen Schöpfungen recht-

fertigte. Als er die eben erschienene Arria an Kayser schickte, hatte ihn der GRISALDO so sehr beschäftigt, daß er unterließ einen Brief beizufügen (Br. 10); indem er sich dafür am 27. Mai entschuldigt, scheint die Arbeit bereits hinter ihm zu liegen, wie auch der zweite weimarische Brief an Schleiermacher auf sie zurückblickt, als wäre sie unter dessen Augen geschehen.

Aus dem Italien der Renaissance, in dessen historisch-geographischem Horizonte sich die beiden letzten Stücke bewegt hatten, schweifte die Phantasie des Dichters zur Abwechslung nach dem mittelalterlichen Spanien, wo Castilianer, Aragonesen und Mauren sich mit einander herumschlagen. Da die letztern dem König von Castilien bereits tributpflichtig geworden sind, meint man sich im 15. Jahrhundert zu befinden; gleichwol ist es noch vor kurzem vorgekommen, daß ein castilianischer General sich aus dem Schädel eines erschlagenen Maurenprinzen, wie Alboin der Langobarde, eine Trinkschale hat machen lassen. Der Dichter hat mehr als früher darauf Bedacht genommen die Handlung an bestimmte Oertlichkeiten anzuknüpfen: Granada und das Lustschloß Xeneralife, Valladolid und Sigüenza, der Fluß Pisuerga scheinen unsre Phantasie auf den Boden der Wirklichkeit verweisen zu wollen. Dennoch befinden wir uns nur im alten romantischen Land Ariosts, und die Handlung hat ganz dessen phantastischen Zuschnitt. Daß Klinger sich auch mit diesem Dichter, wie mit Petrarca, in der letzten Zeit beschäftigt hatte, läßt schon dessen Erwähnung in der Arria vermuten; im Grifaldo ergibt sich seine Vertrautheit mit ihm hinlänglich durch den einen Zug, daß ein Roß nach dem Hengst Orlandos Brigliador genant wird.

Der Grifaldo ist im Grund eine rein epische Erfindung, denn mit jeder Spur von Entwicklung und Krise im Hauptcharakter fehlt ihm zum Drama das wichtigste. Die Handlung besteht nur in fortgesetzten Triumphen dieses Hauptcharakters und hat nur insofern einen Abschluß, als man vorläufig keinen Kampf, also keine Gelegenheit zu neuen Triumphen vorausieht.

Wir dürfen erwarten, den Grundtypus des Kraftgenies auch hier in irgend einer Varietät durchgeföhrt zu finden; und es ist eine ganz neue und überraschende, die wir finden. Erschien das Kraftgenie, wie verschieden auch im übrigen geartet, bisher jedesmal unbefriedigt, von Leidenschaften zerrissen, innerlich strebend und

kämpfend, die Außenwelt schroff herausfordernd, hier begegnet es uns in voller Freudigkeit des Daseins, in ruhig heiterem Genuß seiner selbst, eben darum in höchster Anspruchslosigkeit, in unendlicher Duldsamkeit und Milde gegenüber der schlechten Welt, und in unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit für jeden, den nicht ein ganz leeres oder ein böses Herz vor dieser Wirkung sichert. Das Motiv des Charakters hat diesmal das alte Testament hergegeben. Simfon, der halbmythische Nationalheld aus der Richterzeit, seine grotesken Kraftstücke, seine göttliche Sorglosigkeit, seine Liebesabenteuer mit Weibern der Feinde, ja zum Ueberfluß sein Name, alles wiederholt sich in Simfone Grifaldo, dem castilianischen General; auch das Schicksal seines Prototyps wird ihm bereitet, nur im entscheidenden Augenblicke noch glücklich abgewandt.

Grifaldo hat die Mauren besiegt und tributpflichtig gemacht und weilt nun als Gast bei ihrem König. Sein Wesen wird in den ersten Szenen alsbald in drastischster Weise exponiert. Er erlaubt sich alles in größter Ruhe, als müsse es so sein; er liebt vor den Augen des Königs mit dessen Tochter und zerbricht ihm Schwert und Lanze vor seinen Augen, um ihm das Pralen zu vertreiben. Gleichwol, und obgleich er Rache für einen erschlagenen Bruder dürftet, muß der arme Fürst diesen gebieterischen Sieger lieben, und sein feuriger Son Zifaldo bemüht sich vergeblich, ihn zu einem Anschlag gegen dessen Leben zu bereden; ja er hat nichts dagegen, daß Grifaldo mit der Prinzessin Almerine vor dem Abschied eine Liebesstunde in den Gärten von Xeneralife feiert: «nun denn! läßt er mir einen Knaben zurück mit folchem Muth und riesenmäßiger Stärke, so will ichs ihm danken. Hätt ich der Mädchen mehr, er sollte sie nach der Reihe liebhaben und ich weiß, er thäts.» Gleichzeitig haben die beim Weine sitzen bleibenden Gefärten Grifaldos, die er morgen früh beim Heere wieder treffen will, Muße ihre Gedanken auszutauschen, die sich natürlich um den großen General drehen. Da erinnert Ballona der bucklichte, aber ein tapfrer Krieger und gutmütiger Humorist, an die alte Geschichte, wie Grifaldo einmal mitten unter den feindlichen Aragoniern eine Nacht bei der schönen Isabella zubrachte und der Bräutigam der Dame ihm mit dreißigen hinter der Stadtmauer aufpaßte, wie er da die ganze Gesellschaft durch die Oren einfädelte und sie von seinem Knaben, der voranritt, davon führen

ließ — ein Streich, um den ihn sein alttestamentlicher Namensvetter wirklich Ursache hat zu beneiden. Einer aus der Gesellschaft ist geneigt, die «Maidels» zu bedauern, mit deren Herzen der Held so grausam spielt, aber die andern verweisen ihm das Moralisiren: «er ist der Mann darnach, und wer nahm dem Herkules was verkehrt?» «Kann er ihnen mehr seyn, wenn er euer Retter seyn will? Und bitten demohngeachtet nicht tausend verbuhlte Augen um so einen Tag?» u. s. w. Man ist einig ihm diese Vergnügungen zu gönnen, so viel Appetit man hätte an seiner Stelle zu sein. Malvizino, der rauhe und treue, bringt die Sprache auf den Undank, den Grifaldo «bei seinem großen Sinn wie ein Engel» trägt, und wir lernen einen gewissen Sebastiano «mit dem reißenden Feuer- und der dunkeln Stirne» und einen gewissen «gelehrten» Curio, abgesehen von den «Affen im Nachtrab», als seine Neider kennen.

Daheim in Valladolid wird demnächst Curio vorgeführt. Er ist Rat des Königs, aber mit einem ganz unstatsmännischen Wanfinn in dessen Schwester verliebt, die im Verein mit der noch mutwilligeren Lilla ihren Spott mit ihm treibt; beide schwärmen für Grifaldo und beneiden mit aufrichtigen Seufzern die Heidin Almerine. Diese ihrerseits muß ihn schweren Herzens scheiden lassen; war sie doch von Anfang durch ihn vorbereitet, daß seine Liebe nicht dauern könnte. Man kann ihr nicht verdenken, daß sie ihm wenigstens den Abschied so schwer wie möglich macht. Er ringt wankend um seine Freiheit: da schlingt sie in verführerischem Scherz aus seinen und ihren Locken einen Knoten: «hab ich dich, Unaufzuhaltender, und bist du mein? Wind dich los, Stärkster der Menschen! Zerreiße die Liebesketten, du Mächtiger! Heere fliehen vor dir, trenne! GRISALDO (nach seinem Degen greifend). ALMERINE. So, Grifaldo! Trenne! Zerreiße! GRISALDO. Zauberin! brich mich zusammen! brich meiner Stärke die Spitze ab! Ich athme schwach, schwächer, und bin schon nichts mehr (wirft den Degen weg). Ich wankte und bin ein Knabe worden vor dir, hier hast du den Knaben. Mein Leben, meine Bestimmung hört hier auf» u. s. w. ALMERINE (windt sich schluchzend los. Nimmt seinen Degen, überreicht ihn ihm, und heitert sich auf). «Sieger meines Volks, Sieger über mich und meinen Schmerz, nimm deinen Degen! Das Weib soll den Helden erhitzen und nicht schwächen. Du scheidest: Grifaldo, kann die Liebe mit dir von mir scheiden? Du bist und

wirft feyn, wie meine Liebe. Diefes Herz ift geftärkt auf ewig in Liebe, fo fern du bift. GRISALDO (an ihrem Hals). Grifaldos Geliebte unter deinem Gefchlecht!» — Eine Scene, die auf der Bühne einer bedeutenden Wirkung ficher wäre.

Im zweiten Acte lernen wir Baftiano kennen. Er ift der Son eines Kronprätendenten, der aus Mangel an Ehrgeiz entfagt hat; er felbft ift vor Ehrgeiz fo wanfinnig, wie Curio vor Liebe. Er hat keine Ausficht durch Verdienfte zu fteigen, wie ihm fein Vater vorhält: «in Krieg magft du nicht, weil du niemand vor dir leiden kannft. Lernen wollteft du auch nie was, weißt und kannft nichts, womit du andere ausstechen könnteft»; worauf er die intereffante Antwort gibt: «ich hab mit Vorfaz nichts gelernt, um vor meinen eignen Augen ganz zu werden». Er hat «alle Empfindungen, alle Sinne, die dem Menschen zu Theil wurden, fo lang durchgeritten, bis keine Nerve mehr spannte, klang und drang»: aber «ich glaubte nicht, daß ich durch Wegräumung all der kleinen den Menschen herunter fetzenden Leidenschaften dem Gott, der in mir auf den glücklichen Augenblick lauerte, noch mehr Kraft zuflößen ließe. Er trat hervor, noch eins fo feurig, noch eins fo unternehmend, groß und wild in Wollen und Fordern. Schüttelte mich zufammen, daß ich nach Luft rang, mich zu halten. Zehrte mich ab, brennend auf Herz, Nier, Leber und Geift, daß ich meynte zu verliegen, wie einer, dem in Buhlersbrunft ein Spiel der Einbildung, der Gedanke des Genuffes, für die wegwifchende wirkliche Geftalt des Mädchens bleibt.» Diefes Charakter ift, wie man fieht, der Gegenpol zu Grifaldo: das Kraftgenie in der Misbildung, die anspruchsvolle Holheit, die Leidenschaft one Herz und der Neid one Verdienst; die Caricatur des Otto, Franz, Guelfo und Julio. Natürlich haßt ein folcher Fanatiker der Selbftucht die Menschen überhaupt und am glühendften einen Grifaldo. Er verbündet fich zu deffen Untergang und zur Befeitigung des edeln, gefühlvollen, aber fchwachen Königs mit dem albernen Schwächling Curio, der auf diefe Weife feine Infantin davon zu tragen hofft. Vorgearbeitet ift bereits durch fystematifche Erfüllung des Monarchen mit Misträuen gegen den ihn verdunkelnden, allbewunderten Feldherrn, wobei der Sterndeuter Truffaldino, ein Emporkömmling von zweifelhafter Herkunft, Vertrauter und Beherrfcher des Königs und luftige Perfon, den wichtigften Beiftand leiht.

Grifaldo, vom Volke mit Jubel empfangen, von der Infantin und Lilla mit Blumen bekränzt, findet also bei dem König eine kühle Aufnahme und nur halbe Anerkennung des geleisteten. Er erträgt beides mit Würde und Gleichmut, ungeachtet der aufreizenden Reden des heftigen Malvizino; er begegnet Bastiano und Curio ruhig und freundlich, und gibt sich unbefangen den Huldigungen der Mädchen hin, die ihn in Beschlag nehmen um sich erzählen zu lassen. Alsbald aber tritt eine neue Wendung ein: der König erhält die Nachricht, daß die Aragonier in Siguença eingefallen seien und muß, voll Reue und Beschämung, den eben verabschiedeten Grifaldo wieder kommen lassen, der den neuen von ihm verlangten Dienst wie eine selbstverständliche Sache bereitwillig übernimmt.

Der dritte Act beginnt mit einem komischen Intermezzo, das an die lustigen Weiber von Windsor erinnert: Curio, der nächtlicher Weile vor dem Schlafzimmer der Infantin herumschnüffelt, wird von dieser und ihren Zofen in der Verhüllung von Nachtgeistern «gepfetzt, gekneipt, mit Ruthen gestrichen, gekratzt». Wir werden darauf ins Lager nach Aragonien veretzt, wo Grifaldos Denkart im Gespräch mit dem ewig hadernden und hetzenden Malvizino sich des breiteren aus einander setzt. «Ich arbeitete immer für andere ohne Sold und Nutzen für mich, das ist wahr. Jeder durfte nur kommen und sagen: Grifaldo, hilf mir hier, hilf mir da! Trag meine Berge! Nimm meine mir zu schwere Last auf deine Schultern! Räche die Unschuld! Streite für mich! Keiner von ihnen rief mir vergebens. Ich konnte kein trauriges Gesicht von mir gehen sehen. Um Mitternacht, zu allen Stunden, von Geliebten und guten Menschen brach ich auf, hatte nicht Raft, nicht Ruh, bis der Mensch zufrieden gestellt war. Und wenn ichs nun kalt überdenk, hatt ich nicht den größten Nutzen dabey, indem ich andern mit nützlich ward? Ich gewöhnte mich zu ertragen, nicht zu seufzen unter Hiz, Frost und Last, baute mich zu dem, was ich jetzt bin. — — Ich wollte, ich könnte diesem undankbaren König, der mich im Grund noch liebt, ich wollt' ich könnte ihm seyn was ein fruchtbarer Regen einem dürren, von der Hitze gespaltenen Lande ist. — — Und ich weiß ihm gehen noch die Augen auf, er öffnet mir wieder sein Herz und liegt in meinen Armen beruhigt — MALVIZINO (an seinem Hals). Grifaldo, ich bin ein rauher,

schlechter Mensch. Aber Gott im Himmel sey Dank, der mir einen Punkt in die Brust schrieb, worinn ich einen Strahl deines Wesens rein auffangen kann, mich dabey zu stärken und zu wärmen. — — GRISALDO. Es hält schwer, sein Herz durchzubringen, und Liebe beyzuhalten. Und ich weiß nicht, ich möchte noch immer die ganze Welt mit Liebe umfassen. Ihr einhauchen Liebe, Dulden, Theilnehmung an einander, und treue, wechselseitige Hülfe in den vielen Elenden, die uns bedrücken. Man kann sich vieles unter einander so leicht machen! MALVIZINO. Und du! Du selbst vermagst nicht, sie zu Liebe gegen Dich zu bringen. GRISALDO. Wer weiß?» Daß ihm jezt aus dem Cabinete des Königs die Hände gebunden, die Schritte vorgeschrieben werden sollen ficht ihn wenig an: er richtet sich nicht darnach. Erst als Malvizino daran erinnert, daß «sie nichts weniger vorhaben als wirklich König zu seyn und dieses Schattenbild von Majestät in die Gruft zu jagen», regt sich der Heldenzorn in ihm: «und wenn ich sie am Ende nicht noch alle zusammenkuppele, wie räudige Hunde ins Wasser werf, um die Menschheit von ihnen zu reinigen, so sollen sie mir die Augen ausstechen, mir einen Strohkranz aufsetzen, und ich will im Lande herumziehen, der blinde Simson, und dem Volk Stückchen auf meiner Geige kratzen».

Der herliche Mann befindet sich hier in Aragonien in der Nähe der schon erwänten verlassenen Geliebten Isabella; er ist ganz selbstverständlich bereit, ihr jezt wieder die bisher von Almerinen eingenommene Stelle an seinem großen Herzen einzuräumen, und hat ein maurisches Pferd zum Geschenke für sie bei sich, das er ihr vor zwei Jaren versprochen, als er in den Maurenkrieg zog. Ballona kommt von einer Streife zurück, hat die Schöne aufgefunden, berichtet von ihr in einem Entzücken — denn der Bucklichte ist nicht nur so gutmütig, sondern auch so verliebter Complexion wie sein General — und begleitet ihn zu dem Castell, wo ihn die einst genossenen Freuden aufs neue erwarten. Die Dame bekennt ihm, daß sie selbst den Krieg angezettelt hat, um ihn wieder ins Land zu bringen; aber sie ist eine Delila und hat ihn in die Falle gelockt. Ihr Bräutigam Saluzzo — ein Individuum von feltener Geduld, denn er ist derselbe, der einst von Grifaldo bei ähnlichem Anlaß durchs Or gekoppelt worden — er lauert mit hundert Mann auf, um seinen Nebenknecht mit dem Schlosse zu verbrennen. Na-

türlich folte Ifabella gerettet werden, aber im entscheidenden Augenblick ist sie von Liebe und Reue überwältigt und will mit Grifaldo sterben. Er rettet sie und sich selbst, indes Ballona von außen auf die Mordbrenner einhaut.

Vom siegreichen Feldzuge nach Valladolid zurückgekehrt liebt Grifaldo zur Abwechslung einmal mit Lilla; Ifabella, die er mitgebracht, weilt eiferfüchtiger Melancholie hingegeben in der Umgebung der Infantin. Unterdeffen reift die Verschwörung Bastianos unter dem Beistand eines unverhofften Verbündeten. Die schöne Heidin Almerine ist nämlich, von Sehnsucht nach Grifaldo getrieben, vom Hof ihres Vaters entflohen und unerkannt in Männerkleidung nach Castilien gekommen; ihr Bruder Zifaldo ist ihr, one Incognito, gefolgt, um sie wieder zurück zu holen, kann sie aber nicht ausfindig machen. Er wird von Bastiano ins Vertrauen gezogen; er verschmäht die Gelegenheit nicht, zu Grifaldos Untergange mitzuwirken und so sein Volk vom gefährlichsten Feinde zu befreien; daneben jedoch läuft er allen schönen Frauen nach, die ihm in den Wurf kommen. Er tritt als wilder afrikanischer Naturbursche auf, der erstaunlich kurze Umstände macht: «ich hab gestern ein Mädchen gesehen, wie eine Houri schön. Man sagte mir, Bastiano, es sey Eure Schwester, und so will ich diese Nacht bey ihr schlafen. Wo ist sie?» In derselben Scene schwört er beim Propheten, diese Nacht noch bei der Infantin zu schlafen. Er kritisiert den conventionellen Zuschnitt des Lebens in Castilien im Sinne des Rousseauischen Naturdienstes. «Es ist doch ein verfluchtes Land, wo Ihr innen wohnt. Ich kann Euch nicht begreifen. Was für Ceremonie, was für Gewohnheit, was für Steifes, für Falten in den Gesichtern? Wie soll ich hier durchkommen mit meinem heißen Maurischen Blut? Das geht in unserm Lande nicht, ist die ewige Antwort. Ich will ja lieber unter wilden Thieren leben, da darf ich doch zugreifen, was ich unter mich bringen kann. Das ist eine Anständigkeit, Sittlichkeit, womit hier alles überschmiert ist, es scheint, ihr habt Offenheit und Natur mit Fleiß aus und von euch gejagt.» «Immer Dunst, immer heuchlerischer Glanz, und in den Winkeln seyd ihr Schweine, und nennt uns doch Barbaren.» «Wo ich nur eine seh, die mir gefällt, spring ich ihr nach, und sie läuft wie vor wildem Feuer»: die reine Unnatur; bei den Saracenen dagegen besteht das naturgemäße Verhältnis zwischen den Geschlechtern:

«tret ich unter meine Mädchen, so neigen sie sich und laufen mir in die Arme, und jede streitet mich zur Beute zu haben.» Der Dichter bringt, wie man sieht, eine neue Sorte von neuem Menoza zum Vorschein, als kraftgenialisches Gegenbild der Hauptperson, das er zwar nicht one eine gewisse Liebe, aber doch wesentlich ironisch behandelt: denn während Grifaldo die Frauen im Triumphe hinter sich herzieht, macht Zifaldo — schon der Gleichklang der Namen drückt die Gegenbildlichkeit aus — das Gegenteil von Glück und wird von der mutwilligen Infantin und ihrer Lilla beinahe so schlimm geschoren wie Curio. So begnügt er sich denn, die seufzende Isabella, auf die ihn Bastiano hinzulenken sucht, nach dessen Landhaus zu entführen. Dieser hat dabei seine geheime Absicht. Er baut auf Grifaldos Schwäche für die Frauen um ihn zu verderben, und sieht sich nach einer Delila um. Eigentlich wolte er seine Schwester Lilla dazu benutzen, aber mit dieser ist nichts anzufangen. Nun kann Grifaldo auf das Landhaus zu Isabellen gelockt werden; daß er ihr bei seiner Gutmütigkeit und ihrer Schönheit den schon gespielten Verrat verziehen hat, ist der Leser schuldig vorzusetzen. In ihren Armen schlafend, indes sie wie früher zwischen Rachsucht und Liebe kämpft, wird er überfallen, um geblendet zu werden; zu gleicher Zeit bemächtigen sich die Verschwornen des Königs und des Palaestes. Die Sache geht aber schief; denn Almerine, die sich ihren alten Bekanten Malvizino und Ballona vertraut hat, wacht mit ihnen über Grifaldos Leben. Sie haben Bastianos letzte Versammlung mit seinem Anhang belauscht; sie wecken Grifaldo im Augenblicke des Ueberfalles. Bastiano glaubt seiner Sache inzwischen schon sicher zu sein, da machen ihm seine eignen Genossen den Preis streitig. Curio, der in seiner Liebesglut schon ganz stumpf geworden schien, ist nämlich durch Truffaldinos warfagerische Einflüsterungen dahin gebracht worden selbst nach der Krone zu streben, während Bastiano, der sich neuerdings in die Infantin verliebt hat, nicht einmal diese ihm überlassen will; Truffaldino, bisher schon Beherrscher des Königs, denkt unter diesem Streite die Krone selbst in die Tasche schieben zu können; und Zifaldo, der nach Grifaldos vermeintlicher Beseitigung Niemand mehr in Castilien fürchtet, stellt plötzlich seine Bedingungen für Bastianos Anerkennung: «Tribut, und noch einige Städte, die mir gefallen.» «Seht einen König Angstschweiß schwitzen» sagt

Truffaldino: da tritt Grifaldo auf. Bastiano, der einsieht, daß er sich nun hängen muß, wird mit Curio festgenommen. Der Prinz aber gerät nicht im geringsten in Verlegenheit, da ihn Grifaldo zur Rede stellt: «für was würdet Ihr mich gehalten haben, wenn ich nicht die Zeit angewendet hätte, Euren Staat zu untergraben? Ich bin Prinz Zifaldo, und wenn die Leute in Eurem Lande schlecht seyn wollen, so liegt mirs nicht auf, sie davon abzuhalten. Ihr wart uns fürchterlich, und das war der Weg, von Euch loszukommen. — Mich freut übrigens, Euch näher gesehen zu haben. Ihr seyd wirklich, was man einen Menschen heißt.» Folgt die volle, herzliche Ausfönung des Königs mit seinem Helden: «fühl ich wieder schlagen dein Herz an meinem! Fühl ich wieder Leben und Liebe übergehen aus deiner Brust in meine!» u. s. w. Beide haben die besten Vorsätze für die Zukunft, und der Leser scheidet von Grifaldo sogar mit einer leisen Hoffnung, daß er die treue Almerine zu seiner ehrlichen Frau machen werde. Wenigstens hat ihr Ballona schon vorgeschwatzt, sie müsse jezt dem Mahomet entsagen und Frau Generalin werden, und Grifaldo sich von ihrem Bruder mit den bedeutsamen Worten verabschiedet: «bleibt noch einige Tage, ich hab Euch viel zu eröffnen. Eure Schwester ist da». Die ehelichen Ansprüche faracenischer Frauen sind bescheiden, und so mag man der guten Morin schon gratulieren. Den Beschluß macht Truffaldino, im Begriffe sich in einem schlechten Kittel davon zu schleichen, mit einem Monolog, worin er sich mit dem Schickfal launig abfindet: «ich meyne, es wär doch gut in der Welt, wenn jeder so an seinem Plätzchen blieb, leben lernte, und hübsch um sich bebaute; sich nicht Begierden wachsen ließ, wos Herz nicht hinreichte, außer in Phantasie. Zieheth Lehren draus! Das sagt Truffaldino, der weise Mann, der nach einer Krone strebte und jezt mit der Schellenkappe zufrieden wäre, um ungestraft Wahrheiten auszuspenden. Ich denk so viel Gnade beim König zu erhalten, und will dann im Lande herumziehen und jedem zurufen, Mensch, baue dein Gärtchen, und bleib in der gezogenen Linie, außerhalb ist Sturm und Wind».

Man wird unwillkürlich burlesk, indem man den Inhalt dieses seltsamen Stückes berichtet; und dem Dichter selbst fällt nicht bei es für Ernst zu geben. Schon die von Gozzi entlehnte Charaktermaske des Truffaldino kann dem Leser klar machen, was er zu

7 erwarten hat. Es find nicht nur, wie bei Shakspeare, einige komische Intermezzos und Nebencharaktere da: der Träger des bösen Princip, der den Conflict des Stückes hervorruft und wenigstens die Fähigkeiten eines Intriganten besitzt, er selbst wird zum Schlusse nicht tragisch, sondern komisch gerichtet. Die ganze Handlung will unter dem Gesichtspuncte des Phantastischen und Märchenhaften betrachtet sein; und in so fern war das Stück eine Erscheinung ganz neuer Art in unfrer dramatischen Literatur, der es freilich nur der äußern Form nach angehört. Undramatisch durch den Mangel innerer Entwicklung des Hauptcharakters, ist es in der Anordnung der Scenen, im Aufbau der Handlung viel untheatralischer als die Arria. Der äußere Hergang und Zusammenhang der Handlung ist in den beiden letzten Acten, wo sie sich doch stark verwickelt, so leise und forglos, oft nur ganz gelegentlich angedeutet, daß es Mühe kostet, ihn klar zu stellen und fest zu halten. Und doch ist reiche und gute Erfindung darin, wenn man von dem Misgriff absieht, daß Isabella den Delilastreich, der ihre Aufgabe im fünften Act ist, in einer ganz unnötigen Episode vorausliefert und also verdoppelt.

— Von dem übertriebenen Ausdrucke der Leidenschaft, durch den sich Klinger seine Erfolge verdarb, ist die Hauptperson dieses Stückes vermöge ihres Charakters bis auf die obligaten Kraftausdrücke frei; er tritt im Anfang bei dem Maurenkönig und seinem Sone stark hervor, bei dem letzteren später auch nicht mehr. Die lyrischen Excesse in der Sprache der Zärtlichkeit, durch welche die Rolle des Amante in der Arria so störend wird, kehren bei Almerine doch nur sehr gemildert wieder. Unglaubliches aber leisten in beiden Beziehungen Curio und Bastiano. Bei ihnen steigert sich dieses Uebel geradezu bis zum dithyrambischen Unsinn; ich nehme nur das erste beste Beispiel aus der elften Scene des zweiten Aufzuges, nachdem Grifaldo wegen des aragonischen Krieges vom König zurückgerufen worden. «CURIO. O Bastiano! — wie ist das nun? BASTIANO. Laß mich gehen und überdenken. CURIO. Die Infantin, Bastiano, oder die Hölle. BASTIANO. Mir! Mir Unerfättlichen! CURIO. So erklär dich! BASTIANO. Komm fort in dunkle Gänge. Dieser König hat sich auf ewig vor meinen Augen prostituiert. Ha! ich will ihm die Krone von seinem Haupte reißen, und auf seinem Herzen wild tanzen. Haben wir kein Herz und

Gefühl für dich, heiße anhängliche Seele? Sind das königliche Gedanken und Empfindungen? Es ist aus! (stampft wild) es ist aus! Wo sind des Menschen Kräfte? Wie steigen des Menschen Kräfte? Wie sinken des Menschen Kräfte? Gegenwart und Zukunft, und wo durchbrechen, wo die Kette fassen, und zusammenbinden, und dann sagen: Nun ist's! Versteh ich mich? Komm fort, Träumer! He! (schüttelt ihn.) CURIO. Die Infantin! Ueber dem Himmel und hier der Wurm! Bastiano! Reisse mich aus diesem tauben Sinn! Ha! was spritzen deine Augen Funken? BASTIANO. Castilien! Arragonien! Leon! Deine schneeweiße Hand! Deine Lilienhand! Dein weißer gehobner Busen! Dein elfenbeiner Hals! Deine spielende Augen! Deine blonden schönen Bogen oben über! Die Röthe deiner Wangen! Deine Haare den Nacken herunter — bist du auf meinen Lippen, Seele? Willst du ausspannen, Geist? Und ich athme und ziehe dich zurück, und geißle dich Unbändigen, schrey und tobe: Bastiano über dir! CURIO. Deine Augen geißeln mich zusammen, meine Seele blutet, Infantin! BASTIANO. Narr! Narr! Narr! — Tritt auf, du volles, liebes Bild! Ha! (streckt die Arme auseinander) Feuer! Himmel! Hölle! Bastiano! Schließ dich Welten auf, und umfaß!»

Man fragt sich: sollen wir eigentlich darüber lachen, oder sollen wir ernstlich mitempfinden was so ausgedrückt wird, und einen recht breiten Raum im Stücke einnimmt? Es ist gewiß, daß wir in beiden Personen beabsichtigte Caricaturen vor uns haben; und zwar ist Curio eine recht schwache, da um zu interessiren der Grundcharakter des Pedanten viel stärker in ihm mußte angelegt sein. Diesen Caricaturen, den hirnwütigen Schurken und schurkischen Narren seines Stückes überantwortet der Dichter diejenige Sprache, die er bis dahin alles Ernstes zum Ausdruck der Leidenschaft gebraucht hat, in einer stark carikierten Gestalt. Er gibt damit offenbar zu erkennen, daß sie ihm gegenständlich, daß er innerlich frei von ihr geworden; und doch bewegt er sich in ihr auch wo er sie karikiert mit dem Behagen, das ein vertrautes Element gewärt, und schafft dem Publicum, von dem er nicht erwarten kann, daß es sich auf seinen Standpunct hiebei versetzen werde, mutwillig ein Aergernis. Die Befreiung des Urteils, die sich immerhin hiebei erweist, steht in engem Zusammenhange mit der Reinigung des kraftgenialischen Charakter-Ideales, die positiv in der Rolle

Grifaldos, negativ in der Bastianos vollzogen wird; und sie wieder mit einer Aenderung im Sinne des Dichters selbst.

Er war bisher in allen seinen Helden selbst gewesen; er hatte sie nach seiner Vorstellung geschaffen, wie er selbst unter gewissen glücklichen oder unglücklichen Umständen hätte werden können oder sein mögen. So ist er auch in Grifaldo, oder hat, während er ihn schuf, gewünscht Grifaldo zu sein, er hat nicht nur der Phantasie des Lesers, sondern seinem eigenen sittlichen Streben ein neues Ideal geschaffen. Er gefällt sich nun nicht mehr in der Rolle des sich selbst aufreibenden, die Welt herausfordernden Stürmers und Drängers; das Genie soll jetzt, mit sich in Frieden und mit aller Welt nach Vermögen Frieden haltend, seines innern Reichthums froh werden. Der zweite Weimarer Brief an Schleiermacher (Nr. 14) zeigt den Zusammenhang dieser neuen Sinnesart, die er dem Freunde gern einhauchen möchte, mit dem Grifaldo: «das wäre ja eben eine von den großen Weltgeister Eigenschaften, in seinem Herzen die unendliche Morgenröthe zu haben, den ewigen Sang und Klang rein und treu, daß man nur braucht anzuschlagen, um Antwort zu hören die fort fährt. Und noch all das dazu, was ich in meinem Grifaldo sagte und sagen wollte». «Ich retirir mich so viel als möglich, resignir so viel als möglich, leb in der Grifaldischen Demuth und Liebe die mir nun eigner ist als du glaubst.» Aber auch in den äußeren Attributen der Männlichkeit, welche die Grundlage des Heldencharakters bilden, wußte er sich seinem Grifaldo verwant. «Ich kann dir nicht zeigen», schreibt er an Kayser (Br. 10), «wie ich so ganz anders worden bin an Körper und Geist. Durch Leibes Uebungen gestärkt und alles einen sichern Umriß hat — und all meine Stärke gewiß ist.» «Ernst lernt alles mit und wir fechten mit dem Fechtmeister noch täglich. Wenn man so seinen Degen zu führen weiß und sein Pistol und Gewähr und sein Roß gouverniren» u. s. w. Die ritterliche Freude am Roß kommt im Grifaldo (3, 7) in Worten zum Ausdrucke, denen man anmerkt, wie sie dem Autor von Herzen gehn. Unter solchen Uebungen gewann natürlich das von Hause aus schöne und stattliche Aeußere, dessen er sich erfreute, die volle Ausbildung, und durch Frauengunst verwöhnt, wie er schon war, muß er jetzt begonnen haben, die schönere Hälfte der Menschheit mit dem Auge des Freibeuters zu betrachten. In den bisherigen Dramen hatte

eine ernste und keusche Auffassung der Liebe geherrscht, wie sie dem Son einer ehrbaren, religiösen Bürgerfamilie jener Zeit ins Leben mitgegeben war, vereint mit der empfindsamen, wie sie dem Zögling Rousseaus zukam. Das sinnliche Element, das in der damaligen Literatur eine so große Rolle spielte, war in keinem dieser Stücke zu eigener Geltung gekommen, sondern nur in abschreckender Gestalt erschienen. Jetzt erscheint der zügellose Hang jede Frauengunst auszubeuten auf einmal als Beigabe eines neuen Ideals, dessen übrige nur liebens- und bewundernswerte Eigenschaften dieselbe durchaus nicht etwa psychologisch bedingen; und sie erscheint nicht als Schwäche oder Flecken an einem sonst edel gearteten Charakter, sondern wie Grifaldo selbst das beste Gewissen dabei hat, wird sie von seiner Umgebung theoretisch gerechtfertigt und entgeht sie jeder Sünde der poetischen Gerechtigkeit. Auch in dieser Hinsicht tritt uns also ein Umschwung in der Sinnesart des Dichters entgegen. Der cholerische Idealist, der vor einem Jare den Agathon gebrandmarkt hatte, vor einem halben Jare einen poetischen Angriff gegen Wieland in Vossens Almanach hatte bringen wollen, hat selbst die Wandelung Agathons erfahren. Keine moralische Kritik kann ihn mehr hindern Wieland «gut zu seyn» nachdem dieser Goethes Freund geworden; ja ein moralisch so faules Machwerk wie Lenzens Strephon kann ihm jetzt erfreulich dünken (Br. 10).

Wie aus dem mehrfach angezogenen Brief an Kayser hervorgeht hatte Klinger durch diesen ein Exemplar von Holbachs *Système de la Nature* bezogen, das durch Vermittelung des gemeinsamen Freundes Riefe bezahlt werden sollte. Hatte das Studium dieses Werkes in dem bisherigen Zögling Rousseaus — also doch auch des favoyischen Vicars — eine solche Sinnesänderung hervorgebracht?

Möglich, aber nicht notwendig. Sie lag auf dem Wege des Kraftgenies, und durfte nur aufgenommen werden. Die energische, sich fühlende Persönlichkeit, die über die Schranken conventioneller Weltanschauung in ihrem Bewußtsein hinauswächst, one sich dabei auf eine neue, tiefere, mit ernster Arbeit errungene Fassung der ethischen Principien zu beziehen, läuft notwendig Gefahr für erlaubt zu halten «was gefällt», für pedantisch und schwachköpfig was davon abhält. Der Cultus der Kraft, dem eine solche Persönlich-

keit huldigt, fñhrt gerades Weges dahin, jede Aeufßerung der Kraft zu rechtfertigen und jeden Genuß, zu dem Kraft gehört, der Kraft als rechtmäßigen Preis zuzusprechen. Hatte doch Goethe selbst diese Art Moral seinem Herkules in Götter Helden und Wieland in den Mund gelegt; und wenn man den Philister auslachte, der sich daran ärgerte, warum solte man nicht einen Schritt weiter gehn und selbst Herkules spielen dürfen — wenn man die Kraft dazu fñlte?

Wir finden Klinger in dem Eifenacher Reise-Abenteuer, von dem Nr. 14 der Briefe Bericht gibt und das sich noch in Nr. 18 und 20 fortspinnt, während bereits neue Flammen in Weimar lodern, praktisch auf den Wegen seines Grifaldo, auf dem ihm freilich der Erfolg von den Almerinen und Isabellen jener Tage förmlich scheint an den Kopf geworfen zu werden.

Leider war der Jüngling «mit diesem Herzen, diesem Körper» (Br. 17), mit diesem Selbstgefñhl und diesen Idealen ein blutarmer Studiosus juris auf einer kleinen Universität, mit der Aussicht auf eine subalterne kümmerliche Laufban im Dienst einer altväterischen Reichsstadt. Diese Stadt hatte bis zum November 1775 die Sonne seines Lebens eingeschlossen, die jugendliche Lichtgestalt, die alle Herzen eroberte und ihm doch ein Herz voll Güte zeigte, den Freund, in dem er den herrschenden Genius des Zeitalters erkannte, bewunderte und dennoch lieben durfte. Solange hat er ein Loß, das ihn an diese Heimat zu binden schien, ihn vor der Hand in deren Nähe hielt und jede Zwischenzeit seiner Studien in ihr zu verbringen gestattete, kaum gehaßt. Die Gegenwart hatte Licht genug um seinen Blick nicht ins Dunkel der Zukunft schweifen zu lassen. Als Goethe der Einladung des jungen Herzogs nach Weimar folgte, handelte es sich um einen Besuch von einiger Dauer, und Klinger konte noch den 13. Jenner 76 an Boie schreiben, er werde um Ostern «zu Goethe» reifen, one damit etwas anderes, als die regelmäßige Ferienreise nach Frankfurt zu meinen. Im selben Briefe will er von Boies Rat, seine Studien in Göttingen fortzusetzen, nichts wissen. «Alles akademische Leben» ist ihm «verhaßt»; er will sich «gedulden» und seine «Erlöfung» erwarten. Aber die Osterferien kamen, und Goethe war noch in Weimar, und wenn seine Mutter für gut fand es zu sagen, konte Klinger von

ihr jezt bereits hören, daß eine ehrenvolle und einflußreiche Anstellung dort im Werke wäre. Goethe selbst schrieb ihm ja nicht; es lautet wie wehmütige Ergebung, wenn er schreibt «Goethes liebe Mutter, von der ich manchmal noch was von Goethe erfahr» (Br. 10).

Nun kam hinter diesem her bereits Lenz gewandert, der Freund, Verbündete und heimliche Nebenbuler, um im Sonnenschein der Weimarischen Hofgunst gleichfalls zu erwärmen, bereit wie er war, an Wieland gut zu machen, was er je öffentlich und heimlich an ihm verbrochen hatte. Die Reife von Straßburg her führte ihn über Frankfurt, wo das Goethische Haus ihm gastlich offen stand. Dort mußte Klinger von seiner bevorstehenden Ankunft aus Darmstadt, wo er Merck besucht hatte, unterrichtet werden; mit Lenz selbst hatte er schwerlich unmittelbaren Verkehr. Er bereitete mit Schleiermacher dem berühmten Fremdling eine Ovation im Geniestil und Werthercostüm, worüber seine Schwester Agnes in dem schon erwänten Brief an Kayser vom 19. Mai folgenden Bericht gab: «Lenz war hier und ich habe ihn nicht gesehen. Mein Bruder und Ernst sind ihm entgegen geritten drei Stunden*. Nun, lieber Bruder, will ich Ihnen auch sagen wie die Jungen gekleidet waren. Einer wie der andre; so weit geht ihre Gleichheit, daß sie sogar einerley Stöck, Hüt und Schnallen (Burckhardt: Schladern, was nichts ist; Orig.: Schlanlen) haben. Sie machten in Frankfurth groß Aufsehens, ieder Kerl blieb stehen und gaft sie an. Als sie Lenz entgegen ritten hatten sie ihre blauen Fräck und gelben Westen an, weiße Hüt mit gelben Bendern — und so sind sie Lenz in der Stadt vor der Kutsche her ritten. War das nicht herlich, so einem Jungen wie Lenz ist vor zu reiten? (Randschrift, von Burckhardt wegge lassen:) Herr Hofrath Merck hat Lenz von Darmstadt hier her begleitet». Dieser abgefasste Feind phantastischer Streiche saß demnach, als Opfer, neben Lenz in der Kutsche.

Die jungen Leute genossen ihre Ferien mit den beiderseitigen Schwestern auch one Goethe nach der Weise der Jugend. Agnes schreibt weiter: «aber ich soll Ihnen schreiben wie sie lebten. Wie kann ich das? Vergnügt, herlich und in Freuden lebten wir zusammen, ach wären Sie auch bey uns gewesen». «Auch machte

* Bis zu der Poststation Langen.

sich unfer Max in Frankfurth sein Leben zu Nutz, er ist oft, sehr oft spazieren gegangen, nach Mainz» (zu Schumann) «gereift, und so lebt er.» Aber wie wehmütig mochte er doch dem abreisenden Lenz nachblicken! Schreibt doch selbst das bescheiden mitgenießende Mädchen: «gewiß leben Sie besser wie ich. Dann ich muß mein Leben ohne Gesellschaft durchbringen. Gesellschaft könnt ich wol haben, aber nicht die ich wünsch. Frankfurth ist so leer, sie sind fort, Goethe und alle die gute Leut».

Die beiden Freunde kehrten am 28. April (laut des Briefes von Agnes) nach Gießen zurück. Im Höpfnerischen Hause hatte sich die Temperatur für Klingern im selben Maße wie er literarische Bedeutung gewann verschlechtert. Aus seinen Briefen geht deutlich eine gewisse Verstimmung zwischen ihm und seinem Hauswirt hervor, die nicht erst von seiner plötzlichen Abreise nach Weimar herrührte. Schleiermacher, der mit Klinger um die Wette stürmte und drängte, nam an diesem Misverhältnis Teil. «Daß du dich über Höpfner ärgerst ist dumm. Wie können diese Menschen anders seyn (Br. 29)?» In demselben Brief erfährt man, daß Klinger von ihm ein Lehrbuch des römischen Rechtes zum Geschenk erhalten hatte, das er jezt, nachdem Klinger sich der Seylerischen Schauspieler-Gesellschaft angeschlossen, wieder zurück haben wolte. Der arme, talentvolle Student, dem er diese und andere Gunst zugewant hatte, konte unter fortwährenden dramatischen Arbeiten seinem Lehrer weder Freude noch Ehre machen. Gleichwol wuchs sein Selbstgefühl mit jeder Arbeit, indem es durch die Bewunderung jugendlicher Freunde für die Geringschätzung der Recensenten reich entschädigt wurde; Höpfner aber stimmte der absprechenden Kritik der herrschenden Schule bei und hätte nur ein völlig gebrochenes Selbstgefühl in der Ordnung finden können. Ein Brief von ihm an Nicolai vom 24. April 1776* gibt von der Spannung dieses Gegensatzes einen lebhaften Eindruck: «die Recensionen» (Nicolai am Rand: in XXVII. 2) «von Goethe und Lenz und Klinger sind sehr gut. H. Dz ist ein braver Mann. Die Physiognomik hat ihn bey Kl. nicht betrogen. Kl. hat Genie, aber doch nicht den zehenden Theil dessen das er zu haben glaubt. Ich muß doch fühlen was für Kraft in mir liegt, die Hundsfüter in d. Bibl. mögen sagen

* Nicolais Nachlaß bei Parthey in Berlin.

was sie wollen. So ungefehr redet er von sich. Unerträglich ist mirs oft zu hören, wie die Leutchen aus der Göthifchen Schule von sich und von andern urtheilen. Göthe, Lenz, Kayfer find Halbgötter. Lessing ist nur allein in der Composition etwas. Sein Faust wird gegen den Göthifchen eine armfelige Figur machen. Gesner ist nichts. Rabener ein langweiliger Schwätzer, Ramler ein kalter elender Mensch. Jerusalem und Mendelfohn — *stupor vulgi hos fecit philosophos*. Nicolai hat gar keinen Verstand.* Milder als Höpfner dachte und nachsichtiger verhielt sich, wie es scheint, seine liebenswürdige Gattin, der Klinger in Briefen aus Rußland ein herzlicheres Andenken als ihrem Manne bewahrt.

Inzwischen waren die Zwillinge von Schroeder mit dem Preise bedacht und auf der berühmtesten Bühne Deutschlands mit Glück dargestellt worden. Der Erfolg schien für Klingers dramatischen Beruf zu entscheiden; er sah sich jetzt im Besitz eines Namens, der neben Lenz genannt werden konnte. Damit waren denn schon Ansprüche an das Leben zu begründen, wenn es auch mit der seit zwei Jahren aufgeladenen Jurisprudenz zweifelhaft ausah. «Ich weiß nicht wie das mit mir steht, ich laß mein Gewissen schweigen» schreibt er an Kayfer im Hinblick auf die am Ende des Sommersemesters bevorstehende Absolution. Mit dieser war freilich in jener glücklicheren Zeit ein Facultätsexamen nicht verbunden; aber die Anstellung war durch ein Examen vor den Behörden bedingt, und die Aussicht auf dieses vermehrte ohne Zweifel die Abneigung, die Klinger onedieß gegen eine juristische Laufbahn in seiner Vaterstadt empfand. So richtete sich denn sein Blick verlangender auf die lichte Höhe, wo Goethe wandelte. Dort erhielt man eben jetzt von der Arria Kenntnis, und bald mußten auch die Zwillinge im Druck erscheinen; sollte jener musenfreundliche Hof für den Verfasser dieser Stücke nicht etwas übrig haben? Wieland konnte ihm ja nicht mehr zürnen, wenn er jetzt Goethen liebte; irgend etwas konnte der berühmte vielvermögende Freund gewiß für ihn tun; irgend ein feiner würdiger Weg mußte sich dort, wenn irgend wo, finden. Was für einer, war freilich nicht leicht zu sagen; aber die

* Auf diesen Brief antwortet offenbar, obgleich das Datum (23. April) nicht stimmt, der von Wagner III, 139 f. abgedruckte von Nicolai, worin er sagt: «Klinger scheint mir ein sehr mittelmäßiger Bursche zu seyn, der nur die Manier aufschnappt und selbst nicht viel in sich hat».

Jugend, und gar die poetisch gestimmte, hat das Talent, auf ganz undefinierbare Möglichkeiten des Glückes zu hoffen.

Aus dem oft citierten Brief an Kayser sieht man, daß Klinger am ersten Pfingsttag, dem 26. Mai, an Goethe geschrieben hatte wie es mit ihm stünde; der Voratz sein Brot keinesfalls in Frankfurt zu suchen war dabei ausgesprochen, sonst weder Wunsch noch Bitte, nur leidende, unbestimmte Erwartung dessen was kommen sollte. Es scheint daß er seine Wünsche Lenz in Frankfurt anvertraut, dieser versprochen hatte für ihn zu wirken; und von ihm hatte er jezt durch Kaysern den Wink bekommen, nur ruhig abzuwarten. Ja auch mit dem geliebten Kayser konte er hoffen in Weimar wieder vereinigt zu werden; er ermant diesen selbst darauf zu treiben, biß daß er — Klinger — dort sei, und also weiter treiben könne; und Lenz, der mit Kayser eng verbunden war, sich dessen Vermittelung zur Herausgabe seines Petrarch, seiner Flüchtigen Aufsätze bediente, hatte offenbar Auftrag, auch für ihn in Weimar wo möglich eine Stätte zu bereiten. Wusste ja der reizbare Musiker bereits über seine Umgebung in Zürich zu klagen und überließ sich eben jezt gegen Schubart den menschenfeindlichsten Ausbrüchen (f. Schubart an Kayser Grenzb. XXIX 2, 460). So träumte man von einem vereinten herlichen Genieleben an der Seite oder vielmehr unter den Fittichen des trauten Jugendgenossen, der nun nicht nur ein berühmter, sondern auch ein vornehmer Mann geworden war, und an dessen Freundschaft man glaubte wie an sein eignes Ich.





DRITTES CAPITEL.

~~~~~ Weimar.

Vierzehn Tage, nachdem Klinger jenen ergebungsvollen Brief nach Zürich geschrieben hatte, erschien er Montag den 10. Juni des Abends* plötzlich in Weimar. Was war inzwischen

* Riemer gibt in seinen Mittheilungen über Goethe den 24. Juni als Tag der Ankunft an. Wenn man von Klingers Briefe vom 6. Juli (Nr. 18) rückwärts die Chronologie des Weimarer Aufenthaltes berechnet, erkennt man die Unrichtigkeit dieser Angabe und überzeugt sich, daß der Montag der Ankunft auf keinen andern Tag des Juni als den 10. gefallen sein kann. Der 6. Juli war ein Samstag; der Sonntag im Juni, von welchem Nr. 17 datirt ist, war der 30. dieses Monats. Da hatte K. wieder einmal einen ruhigen Tag zum Schreiben; die vorhergegangene Woche über hatte er meist beim Prinzen gelegen, Dienstag den 25. mit ihm und andern gebadet. Nr. 15 berichtet, daß er «Zeit über» in einem unendlichen Schwall von Leben gewesen und sich seit Samstag, also seit dem 22. in etwas zurückgezogen habe; der Brief muß vom 23. sein. Nr. 14 blickt auf einen vorigen Donnerstag zurück, womit unmöglich der 20., sondern nur der 13. Juni gemeint sein kann, und ist offenbar Sonntag den 16. Juni geschrieben; in Nr. 11 hatte ja K. vor, den nächsten Sonntag wieder zu schreiben. Riemer ist auf den 24. durch Goethes Tagebuch (1875 von Keil veröffentlicht) gekommen, wo Klinger an diesem Tage zuerst erwähnt wird. Aber es heißt nur «Nachts Klinger», kein Wort von seiner Ankunft. Am 25. heißt es: «Abends Wieland, Kalb, Lenz. Klinger», während Klinger angibt, daß am Tage nach seiner Ankunft sie «alle vier», d. h. er selbst, Wieland, Kalb und Goethe in des letzteren Garten den Abend zugebracht hätten; in dem Tagebuch erscheint Lenz in der Gesellschaft, und Klinger, durch einen Punkt von den übrigen getrennt, gehört offenbar gar nicht zu ihr. Eine auffallende Unterstützung für Riemers

geschehen, das seine Entschlüsse in solcher Weise umändern konnte? Nichts offenbar, als daß ihn die Ungeduld überwältigt hatte. Goethe wurde durch den Schritt völlig überrascht, «denn er wußte kein Wort von meinem Kommen» (Br. 12); es kann auch kein durch Kayser vermittelter Wink von Lenz dazu veranlaßt haben, sonst wäre jener nicht dadurch «frappiert» worden (Nr. 64 der Briefe) und würde sich in Klingers Brief an ihn eine Beziehung darauf finden: aber «ich packte auf einmal auf und machte mich fort» ist alles was er ihm zu sagen hat. Von seinen Angehörigen hatte er (wie Agnes an Schumann schreibt) auf vier Wochen Abschied genommen; die Mutter war krank, und es mag ihr schwer aufs Herz gefallen sein, daß der Sohn so vieler Liebe und Sorge aus der vorgezeichneten Laufbahn ins ungewisse ausbog. Das erforderliche Geld hatte er von zwei Frankfurter Freunden zusammen geliehen, von Riese zwei Carolin und von Diehl vier Louisdor: sie waren auf das von Schröder zu erwartende Honorar für die Zwillinge vertröstet, wie auch Höpfner, in dessen Schuld sich Klinger one-diess befand (Br. 14). Zur Beforgung aller erdenklichen Aufträge und Angelegenheiten in der Heimat verließ er sich auf den treuen Schleiermacher, der mit grimmigem Herzwelch vereinsamt zurückblieb.

Die ersten Eindrücke in Weimar hätten nicht erfreuender und ermutigender sein können. Goethe, den er gleich am Abend seiner Ankunft auffuchte, empfing ihn herzlich, ja zärtlich, wenn auch sein «narrischer Junge», «toller Junge» wie ein liebkosender Vorwurf ob des übereilten, seiner Weisung zuwider getanen Schrittes klingt. Den folgenden Tag gieng Klinger zu Wieland, und dieser, der in der ersten Liebe mit Goethe lebte, gab nach seiner leicht verfnlichen Art auch dem Verfasser des Leidenden Weibes alsbald volle Amnestie, da er einen hübschen, heitern und harmlosen

Anname findet sich dagegen in dem Eintrag unterm 18.: «Vogelschießen bey mir», verglichen mit dem Vogelschießen, das nach Br. 11 «vor einigen Tagen» in Goethes Garten war. Hier muß die Vermutung erlaubt werden, daß bereits einige Tage vor dem 10. Juni ein ähnliches Schießen stattgefunden hatte, one daß Goethe es in seinem Tagebuche verzeichnete. Auch Klingers plötzliche Erscheinung am 10. vermißt man, sowie die Abendgesellschaft im Garten am 11.; und zweifelhaft bleibt am 14., nachdem der 12. und 13. ganz leer ausgegangen, die Notiz «Abermal mit K. und Wieland»: denn K. kann fowol Klinger als Kalb bedeuten.

jungen Mann in ihm erkante. Klinger vergalt seine Liebenswürdigkeit mit rückhaltloser, schwärmerischer Verehrung. Er wurde von ihm über Mittag behalten, und den Abend fanden sich beide in Goethes Garten ein zu Wein und Butterbrot. Der vierte in der Gesellschaft war hier «noch ein großer Mensch», der neuerdings an seines Vaters Stelle zum Kammerpräsidenten erhobene frühere Kammerrat und Kammerjunker VON KALB, derselbe der im Herbst vorher Goethen nach Weimar geleitet und ihm die erste Herberge im Hause seines Vaters bereitet hatte. Er hatte in Frankfurt bereits mit ihm Bruderschaft geschlossen, hatte die Einwilligung seiner Eltern zur Anstellung in Weimar vermittelt* und es verstanden, mit Goethes Glücksstern seinen eignen eng zu verbinden: denn seine Ernennung zum Kammerpräsidenten wurde vom Herzog zugleich mit jenes Aufnahme in das geheime Conseil gegen den nachdrücklichen Widerstand des Ministers von Fritsch durchgesetzt. Nach vier Jaren war er gründlich diskreditiert** und erhielt Goethen zum Nachfolger; jetzt aber lebte er diesem offenbar eifrig zu Gefallen und beeilte sich, dem von ihm gütig aufgenommenen Jugendfreunde Gefälligkeiten zu erweisen. Er versprach ihm, der in der Post*** abgestiegen war, eine billigere Wohnung mit Pension zu verschaffen, die Klinger zehen oder elf Tage später wirklich bezog und sehr zu seiner Zufriedenheit fand.

Die nächste Gesellschaft hatte er einstweilen an Lenz, der in der Post, ein Stockwerk tiefer, sein Hausgenosse war; aber beider Stimmung paßte zu wenig zu einander, um das Zusammensein erfreulich zu machen. Die Nachschrift, die Lenz dem Briefe Klingers an Kayser vom 12. Juni beifügte, gibt einen traurigen Eindruck von seinem Gemütszustande; Klinger braucht in zwei Briefen dieses Tages von ihm die Redensart, daß er «in ewiger Dämmerung sei» oder «herumgehe», und an Schleiermacher setzt er hinzu, daß er «dumme Streiche mache, wo er brav dafür geschoren werde»: Ausdrücke widerholend, die er dort vernahm und die Wieland damals in Briefen an Merck brachte†. Im zweiten Brief an Schleier-

* S. KEIL, Frau Rath 51.

** S. v. BEAULIEU-MARCONNAY, Amalie, Karl August u. d. Min. v. Fritsch 165.

*** Identisch mit dem jetzt noch bestehenden Gasthaus zum Erbprinzen: f. Böttiger, Lit. Zust. 18.

† 13. und 27. Mai: WAGNER II, 66—68.

macher, der Sonntag den 16. Juni geschrieben sein muß, wird bereits gemeldet, daß Lenz aufs Land gezogen sei. Er wonte nun in Berka, einige Stunden südlich von Weimar, gieng indeffen daselbst ab und zu, so daß sein Verkehr auch mit Klinger nicht ganz aufgehört haben wird. Er war diesem wie anderen ein Gegenstand des Mitleidens: «der arme Junge ist und lebt in Dämmerung und Druck»; doch hinderte dieß nicht in die Neckereien des Weimarer Kreises einzustimmen. «Ueber seinen garstigen Strephon hab ich ihn nicht wenig geplagt — und sie haben ihn geplagt eh ich kam.» Als er auf Pfingsten an Kayser schrieb, war ihm noch keine Kritik des Strephon beigegeben. In der Tat war dieser, moralisch genommen, kaum bedenklicher als Goethes Stella, über die Klinger im Februar voll Begeisterung an seine Schwester schrieb, als wäre ein objectiv Sittliches für das Genie und für die Leidenschaft des genialischen Subjectes nicht vorhanden. Aber das Lächerliche in dem so ernsthaft gemeinten Ausgange des Lenzischen Stückes war offenbar bei Goethe und Wieland einem scharfen Urtheil begegnet, dem Klinger, abhängig wie das seine noch war, nicht zögerte sich anzuschließen.

Mit der Beurteilung seiner eignen Dramen in Weimar war er zufrieden. Er schreibt nach der ersten dort zugebrachten Woche: «auch liebt man meine Schriften sehr hier», und schon am 12. hatte er, wol von Goethe, gehört, daß der Herzog durch seine Arria eine gute Idee von ihm hätte. Wieland verstand es wahrscheinlich, über diesen Punct mit Bonhomie hinwegzukommen. Mit dem einstweilen noch handschriftlichen Grifaldo hatte er jedoch Unglück: denn auf ihn* muß man eine von Falk** berichtete Anekdote beziehen, der sich innere Glaubwürdigkeit wenigstens in der Hauptsache nicht absprechen läßt. Eines Morgens, so ließ sich Falk von «einem Freunde» erzählen, sei Klinger zu Goethe gekommen, habe ein groß Packet mit Manuscripten aus der Tasche gezogen und ihm daraus vorgelesen. Eine Weile habe ers ausgehalten, dann aber sei er mit dem Ausruf: «was für verfluchtes Zeug ist, was du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!» von seinem Stule aufgesprungen und davon ge-

* Nicht auf Sturm und Drang, woran Klinger erst im September schrieb, als sein Verhältnis zu Goethe bereits halb gelöst war.

** Goethe aus persönl. Umgang dargeft. S. 136.

laufen. Dadurch aber habe Klinger sich nicht im geringsten aus der Fassung bringen lassen, sondern nachdem er ganz ruhig aufgestanden und das Manuscript in die Tasche gesteckt, habe er weiter nichts gesagt als: «curios! das ist nun schon der zweite, mit dem mir das heute begegnet ist.» Wieland versicherte — offenbar als Falk die vernommene Geschichte wieder erzählte — in solchem Falle würde er schwerlich so gleichgültig geblieben sein. Goethe sagte: «ich auch nicht. Aber daraus seht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren ist, weil er eine so verteuflte Contenance hat. Ich habe es Euch schon damals voraus gesagt.» Unter dem ersten Flüchtling vor Grifaldo mag man sich etwa Lenz vorstellen; denn in die ersten Weimarer Tage muß die Geschichte gehören, da Klinger sicherlich gebrant haben wird, den Eindruck seines neuesten Erzeugnisses auf die Dichter, denen er nacheiferte, zu erfahren. Vielleicht war es auch Wieland, dem sich wenigstens eine Stelle aus der ersten Scene des Stückes «hab den Löwen bezwungen und sein heißes Blut getrunken» so lebhaft einprägte, daß er nachmals Klingers nicht gedenken konnte ohne auf sie anzuspüren (Wagner I, 109. II, 106).

Indes, wie man auch von Klingers Werken mag gedacht haben, Wieland wolte ihn nicht fort lassen und Goethe sprach von Bleiben, dem Herzog solte er bald, «vielleicht heute noch» vorgestellt werden (Br. 11. 12. 13): das war für den Anfang genug, und der junge Abenteurer fülte sich übergücklich in der Gesellschaft der «Götter», am «Sitze des Großen»; er genoß zugleich den Triumph, die übeln Nachreden, welche die von Goethe in den Schatten gestellten Weimarer Hofgrößen geschäftig verbreitet hatten, aus eigner Wahrnehmung widerlegen und sagen zu können, wie er seinen Freund in Achtung und Ansehen, im Beginn einer ernsten, vielversprechenden Wirkksamkeit gefunden habe. Neben den Göttern waren auch die Menschen alle «so gut und treu»; sie zeigten ihm so viel Güte, er liebte sie alle und vertraute allen: wo gab es ein schöneres Leben?

Zwar den Herzog bekam er in der ersten Woche nicht, wie er gehofft hatte, zu sprechen; aber zu Ende derselben, am 15. Juni, geriet er ungefucht in eine Beziehung zum Prinzen CONSTANTIN und dessen Umgebung, die sich für ihn sehr angenehm gestaltete. Er las Abends in Goethes Garten auf einem Rasensitze in «seinem»

Homer; da kam «ein Schwarm Prinzen und Herren». Der Capitän von KNEBEL, seit October 1774 als Gouverneur des Prinzen Constantin angestellt, damals in den ersten dreißig und weit von der einsiedlerischen Natur entfernt, zu der er sich später entwickelte, spürte den einsamen Leser auf, machte in liebenswürdiger Weise seine Bekantschaft und stellte ihn seinem Prinzen vor. Dieser, ein schöner, begabter, leichtgefinnter Jüngling von noch nicht achzehnen Jaren, muß in dem sechs Jare älteren Klinger nach seiner Weise etwas ähnliches gefunden haben, wie es sein Bruder an Goethe befaß: einen reiferen, geistig und körperlich überlegenen Kameraden, der doch bereit war, in demselben Element jugendlicher Lebensfreudigkeit mit ihm zu schwimmen. Er hatte eine eigne kleine Hofhaltung auf dem bescheidenen Landsitze Tiefurt, wo es unter Knebels Leitung bewegt und lustig hergieng*. Hier wurde nun Klinger ein so häufiger Gast, daß es ihm nach einer Woche selbst zu viel war und er das Bedürfnis fühlte, sich in der angenehmen, schön gelegenen Wohnung, die er eben jetzt bezog, einige Tage einzuhalten, ehe der «unendliche große und vornehme Schwall von Leben» weiter gienge. Gesellschaft und Unterhaltung war übrigens sehr nach seinem Geschmacke. Der Herzog mit seinem Hofe gieng in Tiefurt ein und aus, und Klinger wurde in den heitersten Verkehr vertraulich hereingezogen. Der 23jährige Erbprinz LUDWIG von Darmstadt, Bruder der Herzogin Luise, der bei seinen neuen Verwandten zu Besuch war und auf das genialische Treiben, das hier herrschte, besser als seine Schwester einzugehn verstand**, begegnete sich mit Klinger in dem Interesse für Schleiermacher und dessen Familie; er verkehrte gern und viel mit ihm und lud ihn zum Besuch nach Darmstadt ein. In beiden Prinzen fand Klinger «herrliche» Menschen; mit ihnen und dem ungenierten Forstmann

* Knebel machte den Hofstaat des Prinzen Constantin in Tiefurt sehr liberal, hatte wöchentlich mehrmals offene Tafel, bildete den Prinzen zum Dilettanten in den Musenkünsten, und reichte immer nicht mit dem Gelde des Prinzen aus: so BÆTTIGER (Lit. Zustände u. Zeitgen. I, 23) nach Herders Erzählung.

** «Wir haben ihn alle herzlich lieb gewonnen. Er ist, wie Sie sagen, ein selbständiger und im Grunde ein gutherziger Sterblicher, mit einer Ader von der seltsamsten Original-Laune»: Wieland an Merck 7. Oct. 1776 (Wagner II, S. 77)., «Er ist eine große, feste, treue Natur, — — mit einer ungeheuern Imagination und einer graden tüchtigen Existenz. Wir sind die besten Freunde»: Goethe an Merck 16. Sept. 1776 (Wagner I, 97).

VON WEDEL, der 1779 mit dem Herzog und Goethe den bekanten Genieritt in die Schweiz tat, wurde geritten, geschwommen, getolt nach Herzenslust. Im benachbarten Tennstädt wurde er bei dem daselbst angefessenen Consistorialpräsidenten VON LYNKER, «einem von den treuesten Kerls», und dessen Gemalin, «jung und schön wie ein Engel», eingefürt, und hatte nun auch da abwechselnd seine «Niederlage». Die Herzogin AMALIE, die er bei einem seiner ersten Ritte mit dem Prinzen begegnet hatte, zeigte ihm von da an besondere Aufmerksamkeit und sprach bei jeder Gelegenheit mit ihm. Sonst hielt er sich für jezt von den Damen zurück, so daß es der Herzogin Luise nicht gelang mit ihm ins Gespräch zu kommen und sie ihn für menschenfcheu hielt.

Bis zum 9. Juli läßt sich dieses lustige Leben zwischen Weimar, Tiefurt und Tennstädt in den Briefen verfolgen; dann wird deren Reihe durch eine Lücke von vier Wochen getrennt. Aus dem ersten der fehlenden Briefe, vom 11. Juli, hat Schleiermacher einen Satz aufbewahrt, daraus hervorgeht, daß Klinger die Absicht hatte, in der Woche zwischen dem 14. und 20. Juli mit dem Gymnasial-Professor MUSÄUS, dem Jünger Wielands, eine Fußreise nach Erfurt, Gotha und Eisenach zu machen; ob sie ausgefürt worden bleibt ungewiß. Um Anfang August war Prinz Constantin sehr krank; Klinger durfte ihn am 6. besuchen und fand ihn erst «etwas besser». Jezt war das lustige Leben mit ihm natürlich zu Ende, und es wird seiner in den Briefen nicht mehr gedacht.

Ueber die Frage seiner Zukunft hatte Goethe mit Klinger in der ersten Woche «ein für allemal geredt»; aber den Inhalt dieser Unterredung bekam Schleiermacher nicht zu hören. Beweises genug, daß sie keinerlei bestimmte Hoffnung erweckte. Aus den Worten «und ohne dies nehm ich immer und ewig hier keine Civil Dienste» in Nr. 25 der Briefe muß man schließen, daß von dieser Möglichkeit, die ja auch am nächsten lag, vor der Abreise von Gießen zwischen beiden Freunden die Rede gewesen war; und durch sie hatte wol auch Klinger seine Mutter mit der Reise nach Weimar zu versöhnen gesucht. Warfcheinlich sagte ihm nun Goethe «ein für allemal», daß es damit nichts wäre, und das kann man ihm warlich nicht verdenken: denn er hätte seine eigne Stellung, die sich kaum zu befestigen begann, unheilbar verdorben,

wenn er es sofort unternommen hätte, seinen Anhang im herzoglichen Dienste empor zu bringen. Alles was er versprechen konnte war also, die erste Gelegenheit zu einer Empfehlung außerhalb des Herzogtumes wahrzunehmen. Damit war auch Klinger zufrieden: denn Goethes Liebe für ihn schien noch immer «unendlich groß und reich»; sein Schicksal hatte den Freund «gequält und gedrängt seit er hier ist»; er gestand ihm, «daß er ganze Tag vor seinem Geiste gestanden». Wieland, der seine Freude an Klingers ritterlicher Erscheinung hatte, meinte: «Ihr seyd für jede Civil Bedienung zu groß!» Militär war seine Idee: er hätte ihn als Lieutenant unter den Preußen sehen mögen.

Es war die gütige Frauenhand der Herzogin Amalie, die diesen Gedanken, vielleicht aus Wielands Eingebung, praktisch erfaßte. Sie schrieb wegen Klingers Aufnahme in das preussische Officiercorps noch vor Ablauf Junis an ihren Oheim, den großen Friedrich, sowie an einen ihr bekannten preussischen General. Für den Fall, daß sich hier nichts erreichen ließe, war ins Auge gefaßt, daß der Prinz von Darmstadt versuchen sollte, ihn durch seinen Schwager, den Thronfolger von Rußland, in dortige Dienste zu bringen — freilich eine starke Zumutung für den guten Prinzen, da dieser Schwager eben jetzt, drei Monate nur nach dem Tode seiner Schwester, im Begriffe war, ihm seine Braut zu rauben; und als dritte Möglichkeit hatte man noch kaiserliche Dienste im Rückhalt. Klinger war auf den Plan, den er doch selbst nicht zu bilden gewagt hatte, wie man aus seinem Briefe vom 30. Juni sieht, mit flammender Begeisterung eingegangen; und die russische Aussicht war ihm aus guten Gründen noch lockender als die preussische.

Bei ihm hatte ja das kraftgenialische Wesen eine sehr reale physische und moralische Unterlage; in ihm war wirklich etwas von der reckenhaften Natur, die er als Otto, als Guelfo und Grisaldo, in drei verschiedenen Typen ausgeführt hatte. Seinen Körper hatte er in ritterlichen Uebungen mit weit mehr Liebe und Erfolg als seinen Geist in der Jurisprudenz ausgebildet. Seine Freude war das Roß zu tummeln, den Degen und die Pistole zu handhaben. Man kann fast sagen, daß ihm die Poesie bis dahin nicht viel mehr als ein Ventil war, um sein vom zamen Leben der Zeit unterdrücktes Heldenfeuer auszuströmen; und wenn ihn das Schicksal frühzeitig unter die Waffen, auf die See, auf abenteuerliche Reisen

geführt hätte, wer weiß, ob seine schriftstellerische Ader vor der Reife seines Lebens zum Ausbruch gedrängt hätte! Jetzt war ihm nach so viel Jaren des Druckes mit siegreicher Gewißheit, mit einem Raufch der Freude klar geworden, worauf seine Natur eigentlich und einzig angelegt war. «Ich fühl daß ich dazu gemacht bin, mit diesem Herzen, diesem Körper». Der militärische Gehorsam hatte nichts, das seinen stolzen Freiheitsdrang schrecken konnte; er erschien nur als das notwendige Zubehör der eignen Autorität und Verantwortlichkeit in dem männlichsten aller Berufe, nicht zu vergleichen mit dem entnervenden Druck und der Schererei, die den Anfänger ohne Geburt und Vermögen in jedem Civildienste bedrohte. Damit keine Zeit verloren gieng, war der freundliche Knebel bereit, den neuen Jünger des Mars in die Geheimnisse der Taktik und des preußischen Exercier-Reglements einzuweihen, und er begann alsbald seine Lectionen.

Die Herzogin wird klug genug gewesen sein, dem großen König nichts davon zu sagen, daß es ein Genie und ein deutscher Schriftsteller war, für den sie bat; sonst wäre ihre Mühe von vorn herein verloren gewesen. Aber auch so verlagten ihr Umstände, die man leicht errät, den Erfolg. Es war tiefer Friede, und die preußische Armee hatte gerade Raum genug, um den Nachwuchs des inländischen Adels aufzunehmen. Als Klinger am 19. August seinem Freunde schrieb, war der Plan für gescheitert anzusehen; aber die «edle Seele, die sich treu dafür interessierte» (Br. 20), hatte ihm bereits eine neue Wendung gegeben, die noch vorzüglicher als die früher vorgefehene erschien. Sie wolte Klinger eine Officiersstelle in einer der deutschen Mietstruppen verschaffen, die damals den Engländern für ihren Krieg gegen die empörten Colonien in Nordamerika überlassen wurden; sie hatte ihm Hoffnung gemacht, bei der nächsten Recrutierung eintreten zu können. Da Amaliens Vater, der Herzog Karl von Braunschweig, in diesem Geschäft machte, so lag der Gedanke nahe und verhiess Erfolg. Und das war doch nun eine ganz andere Aussicht, sich unmittelbar in den Krieg stürzen zu dürfen — und in welchen romantisch abenteuerlichen — als die auf eine gar nicht abzusehende Reihe von Jaren preußischen oder russischen Gamaſchendienstes. Von Lindau, jener Freund Lavaters, der im Sommer 1775 durch ihn auch Goethes Freundschaft gefunden hatte, war inzwischen in den

amerikanischen Krieg gezogen und schrieb von der ersten Bataille, die er mitgemacht: für Klinger doppelt entzündend, da er, nach der Art seiner Erwähnung gegen Schleiermacher zu schließen, beiden persönlich bekannt geworden war.

Goethe konnte, wie man sieht, jener fürstlichen Frau die Sorge für seines Freundes Zukunft ruhig überlassen. Er war, laut seines Tagebuches, zwischen dem 17. Juli und 14. August von Weimar abwesend und in der Gegend von Ilmenau, mit dem Herzog in Angelegenheiten des Bergbaus beschäftigt, nicht one sich dazwischen mit Frau von Stein und anders sehr gut zu unterhalten. Aber noch vor dieser Abwesenheit hatte sein Verhältnis zu Klinger eine Wendung genommen, die dieser sich nie hätte träumen lassen. Wir ersehen sie aus den Worten, die Goethe am 24. Juli an Merck schrieb: «Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich; ich habs ihm gesagt, darüber er außer sich war und es nicht verstand und ichs nicht erklären konnte und mochte» (Wagner I, 94). An Kayser schrieb er am Tage nach seiner Rückkehr mit unverkennbarer Beziehung auf Klinger: «bleib ruhig in Zürich. So ihr stille wäret würde euch geholfen — — —». (Burckhardt, G. u. K. 60). Ob Kayser einen Wunsch, kommen zu dürfen hatte blicken lassen oder nicht — der Gedanke schreckte ihn sichtlich, daß auch noch dieser Jugendfreund mit ihm wandeln wolte.

Man könnte vermuten, daß über die Scene, die hier angedeutet wird, die Briefe Klingers, die wir zwischen dem 9. Juli und 7. August vermissen, Nachricht gaben und daß sie deshalb der Empfänger, auf bestimmtes Verlangen des Schreibers, vernichtet habe, obgleich er das gleiche Verlangen bezüglich des harmlosen Briefes, der unmittelbar vorher gieng, nicht erfüllte. Noch den 4. Juli hatte Klinger, wie er am 6. schreibt, bei Goethe zugebracht, one daß etwas vorfiel, das seine Heiterkeit stören konnte: es hätte sonst irgend welche Spur dem Briefe eingedrückt, der eine ruhige und glückliche Stimmung atmet und nur durch die Worte «mein Leben — fängt sehr an unter einander wild und zerstreut zu gehn» anen läßt, daß dem Schreiber wieder einmal der Gefelligkeit zu viel geworden war. In den spätern Briefen an Schleiermacher gedenkt er Goethes nur noch einmal, und das in einer Weise, die nach Verdruß lautet: «die Offenbach. (wie es scheint ein Porträt oder Schattenriß des Offenbacher Mädchens) kann ich von Goethe nicht

wiederkriegen weil sie vermuthlich verschleudert ist» (7. August). Der Mutter und den Schwestern schreibt er zwar noch am 25. September: «Goethes Liebe ist groß, aber die Umstände sind gegen uns». Diesen Frauen gegenüber darf man jedoch nur berechnete Worte von ihm erwarten; sie solten ihn nicht mit Fragen bestürmen, ob denn Goethe die auf ihn gesetzte Hoffnung getäuscht habe. Es ist ihm natürlich nicht gelungen, ihre Neugier von diesem Punkte abzulenken, und in der Familientradition stand es nachmals fest, daß Goethe sich in Weimar nicht schön gegen Klinger benommen habe.

Mit Wieland war ein vertrauliches Verhältnis mindestens noch am 7. August, wie der Brief von diesem Tage zeigt, im Gange. Doch hatte er schon am 5. Juli an Merck geschrieben: «Klinger ist auch (d. i. nach Lenz) gekommen, leider! Er ist ein guter Kerl, ennuyirt uns aber herzlich und drückt Goethen. Was ist mit solchen Leuten anzufangen?» (Keil, Frau Rath 66 f.) Goethe hatte also damals schon den Ausdruck, mit dem er Klingern kurz darauf von sich stieß, gegen Wieland gebraucht. Er sah den alten Ton und Ideenkreis, in dem er sich mit Klinger verstanden hatte, weit hinter sich, dieser aber gebrauchte ihn unbefangen fort und übte alte Freundesrechte: das konte ja wol drücken. Klinger war unreif an Geist und Charakter und hatte solchen Männern wenig mehr zu geben als Liebe und begeisterte Verehrung; zudem war er ein müßiger Gast, und die andern hatten zu tun: das mußte ennuyieren. Wieland entzog ihm darum nicht seine Teilname. Er fügte am 26. Juli einer Antwort an Kayser, der ihm Gedichte für den Mercur geschickt hatte, die nachschriftlichen Worte bei: «Klinger ist ein edler, starker, guter junger Mann, dessen Schickfal mir sehr am Herzen liegt» von hier an ist Kayfers unglücklich schwarze Tinte, womit er alle seine Nerven beunruhigenden Stellen der Briefe, die er aufbewarte, getilgt hat, über fünfthalb Zeilen hingegangen, von welchen bloß die Worte «Ob er sich der Zusammensetzung» und «Man kann eine sehr gute Art von Menschen sein» zu entziffern sind (Burckhardt in den Grenzbl. 1870. 2, 464). Wieland sagte hier genauer, was er an Klingers Wesen auszufetzen fand, und vielleicht würde er uns damit einen Wink zum Verständnisse der Entfremdung Goethens geben, den wir jetzt mit aller psychologischen Reflexion nicht ersetzen können.

Klinger hatte trotz allem, was ungar und excentrifch an ihm mochte gefunden werden, bei einfacheren Naturen so überwiegend gefallen und sich so angenehm eingebürgert, daß er allenfalls auch one Goethe wandeln konte, zumal solange dieser sich in Ilmenau vom Schauplatze zurückgezogen hielt. Am 7. August, wo die Briefe wieder anfangen, war ein neues Interesse im Gange, das, während er auf Entscheidung seines Schickfals wartete, zu seiner Unterhaltung dienen konte. Die Zwillinge, in Schröders Hamburgischem Theater erschienen, waren jezt in Weimar bekant geworden, und wurden für den October zur Aufführung bestimmt. Klinger gibt nicht an auf welcher Bühne, das enthielt wol der vorhergegangne verlorne Brief; aber es kann nur eine in Frage kommen: das Liebhabertheater der Herzogin Amalie. Sich an ein solches Stück zu wagen war für damalige Liebhaber kein allzu künner Gedanke: geschah doch das gleiche in Meiningen mit dem Julius von Tarent. One Zweifel solte und wolte Klinger selbst mitspielen, wie er in der letzten Woche des August wirklich in der Rolle eines preußischen Majors aufgetreten ist; und diese theatralischen Unterhaltungen gaben ihm Gelegenheit, durch Entfaltung eines neuen Talentes einen Beifall zu erwecken, der nach einer neuen Richtung hin sein Selbstgefül stärkte. Bei Wieland wenigstens war der Beifall so entschieden, daß er mit dem präsumptiven preußischen Lieutenant alles Ernstes die Möglichkeit einer glücklichen und ehrenvollen Laufban als Schauspieler verhandelte. Nicht vom Eintritt in eine der damaligen farenden Truppen war die Rede; in fester geachteter Stellung an einem Hofe solte es sein, und Wieland wufte, daß an einem Hofe eben jezt eine Schauspieler-Gesellschaft zusammen gesucht würde. Er meinte das Mannheimer Unternehmen des Kurfürsten Karl Theodor. Klinger gieng auch auf diesen Gedanken lebhaft ein, doch nur als Auskunft für den Fall, daß sich seine militärischen Ausichten zerfchlügen, und er verlangte darüber Schleiermachers vorurteilsfreie Meinung. Es war keine Rede mehr davon, sobald das greifbare amerikanische Project mit seiner Ausficht auf sofortigen wirklichen Kriegsdienst auftauchte.

Neben diesen Dingen verkürzte er sich die Zeit durch verliebte Scherze mit einem reizenden, mutwilligen Carolinchen, dem schönsten Mädcl in Weimar, das die Camilla in den Zwillingen spielen solte und die feltene Beigabe einer noch lustigeren Mutter

hatte; und zugleich wurde das romanhafte Liebespiel mit der zuvorkommenden Emilie in Eisenach brieflich immer weiter getrieben — alles «mit so weniger Passion als möglich». Er trieb sich überhaupt, mit dem Glücke, das seiner schönen und imponierenden Männlichkeit hierin folgte, jezt stark in Damengesellschaft um, nachdem er diese, wol im Bewußtsein gesellschaftlicher Unsicherheit, Anfangs gemieden hatte; jezt heißt es «mit den Adlichen Fräuleins und Weiber vertrag ich mich gut». Das Leben bot ihm keine andre gegenwärtige Aufgabe als die des Abwartens; so wurde das Bedürfnis nach Zerstreuung und Aufregung täglich neu, und doch linderte sie nicht die quälende Ungeduld einer unbestimmten Lage, ja sie ward in den Zwischenpausen selbst als Qual empfunden. In den Briefen aus der letzten Weimarer Zeit spricht sich daher eine wirre unbehagliche Stimmung aus, die unter dem jugendlich harmlosen Treiben mit dem Prinzen Constantin und seiner Umgebung kaum erst angeklungen war. Weimar war ihm nun schon zu enge geworden. Ende August, nach Aufführung der Komödie worin er den Major spielte, reiste er nach Gotha — zum zweiten Male, vorausgesetzt daß die Fußreise mit Musäus zur Ausföhrung gekommen war. Er solte dort, nach brieflicher Verabredung, mit Emilie von Fischer zusammentreffen; doch traf er auch seinen alten Bekanten Gotter, dem er seinen französischen Geschmack um seines guten Gemütes willen verzieh, und ward dessen Gönner, dem schöngeistig angehauchten Prinzen August, Bruder des Herzogs Ernst, vorgestellt. Am 2. September kam er nach Weimar zurück, aber mit der Absicht nächstens nochmals und für einige Zeit nach Gotha zu gehn, «weil hier iemand» — offenbar Carolinchen — «wegreißt die ich nicht missen kann», nebenbei auch um dort den Prinzen näher kennen zu lernen «und viele Damen, die ich erst kurz gesprochen hab». Die Ausföhrung zog sich indes hinaus, weil er «vieler Ursachen wegen», hauptsächlich um sich «in einem paar schwarzen Augen und in einem paar blauen herum zu drehen» eine Redoute am 13. nicht versäumen wolte. Und doch war sein Humor «gallenbitter», als dieser Tag heran kam, one daß er dem Freunde mitteilen durfte warum; den Morgen nach dem Balle wolte er nach Gotha reiten.

Mitten in diesem bewegten, zerstreuten und unbefriedigten Leben fand Klinger dennoch Zeit und Stimmung eine Komödie

zu schreiben, der er bezeichnender Weise den Titel «der Wirrwarr» geben wolte. Es war daselbe Stück, das nachmals den so berühmten oder berüchtigt gewordenen Namen Sturm und Drang erhielt. Eine Gesellschaft der «tollsten Originalen» wurde darin auf dem Boden «zusammen getrieben», wo jetzt des Verfassers Wünsche und Hoffnungen weilten, und zu dem Kriege, der ihm ein Leben der Tat und Ehre oder einen ehrenvollen Tod bringen sollte, in Beziehung gesetzt. Am 4. September hoffte er bald mit diesem Werke zu Ende zu sein, das tiefstes tragisches Gefühl mit den komischsten Wirkungen verbinden sollte; am 12., ehe er abermals nach Gotha ritt, war es indes noch nicht fertig. Schroeder, mit dem er vielleicht zwischen dem 16. und 20. Juli in Gotha zusammen getroffen war (s. Meyer, Schroeders Leben I, 288), hatte ihn sehr um ein neues Trauerspiel gebeten; er sollte statt dessen diese halbtragische Komödie haben und dafür 20 Karolin zahlen, zu dem Honorar der Zwillinge, das er noch immer schuldig war. Denn zu dem andern, was den Dichter drückte, war nun durch das Ausbleiben dieser Zahlung auch die Geldnot gekommen, und er konnte hoffen, desto eher etwas zu bekommen, wenn er Schroeders Verbindlichkeit verdoppelte.

In Gotha, wo er seit dem 13. September wieder verweilte, begegnete Klinger einem Fremden, der die lebhafteste Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war Christoph KAUFMANN aus Winterthur, der Mensch, der die Krankheit der Geniezeit am reinsten sowohl in sich selber darstellte als an seinen Zeitgenossen zum Vorschein brachte, indem er es unternahm, seine Fähigkeiten, seine Leistungen, seine Verdienste irgend einer Art den großen Mann zu spielen, und dabei einen zwar vorübergehenden, aber völligen Erfolg davon trug. Seines Zeichens Apotheker, hatte er schon als Anfänger dieser Kunst in die Medicin gepfuscht, dann in Straßburg, wo er in Condition stand, mit einigen jungen Männern, die er seinem Einflusse zu unterwerfen verstand, einen Bund zur Verwirklichung des Rousseauischen Erziehungsideals geschlossen. Während er hierauf zwei oder drei seiner redlichen Genossen bewog, bei Bafedow in dem um Weihnachten 1775 eröffneten Dessauischen Philanthropin als Gehilfen zugleich und Lehrlinge einzutreten, zog er selbst bei Lavater in Zürich, bei Iselin in Basel und bei Schloffer in Emmendingen herum, gewann deren Vertrauen in die Größe seiner Natur und die Reinheit seines Willens und bildete sich aus

ihren Gedanken einen Vorrat von Redensarten. Seine Freunde in Dessau und auf deren Antrieb Basedow drangen in ihn, sich ihnen dort anzuschließen und die großen Mittel, die er, ein Sohn begüterter, rechtschaffener Eltern, für die gute Sache in Aussicht gestellt hatte, nunmehr flüssig zu machen. Statt dessen warf er sich auf Grund Schlofferischer Ideen zum Richter des dortigen Systemes auf und ließ sich, damit er nur selbst einmal Augenschein näme, aus den Mitteln des Philanthropins Reisegelder schicken. Mit diesen und mit Empfehlungen Lavaters und Schloffers ausgerüstet brach er, noch nicht drei und zwanzig Jahre alt, im Mai 1776 wirklich auf, zog aber mit vielen Aufenthalten langsam heran, überall Verbindungen mit geniehaften Kreisen und besonders mit Höfen, die sich den Zeitideen öffneten, auffuchend. Er fürte sich als Gottes Spürhund nach warhaften Menschen ein, trug wallendes offenes Har und Bauernkleider, spielte den biedern, freien Schweizer, lebte als Vegetarianer, gab diätetische und medicinische Ratschläge, verrichtete Wunderkuren, und deutete, wie Cagliostro, geheimnisvoll an, daß er schon vor dem jezigen Geschlechte gelebt habe und nach ihm leben werde. Sein Walspruch war «man kann was man will und man will was man kann»; er ließ merken, daß er über impofante Geldmittel verfüge*, überall mächtige Verbindungen, überall Einfluß und eine weitverzweigte, auf Beförderung des manigfachsten Guten gerichtete Wirksamkeit habe. Er redete in Orakeln, war ein schöner, sehr kräftiger Mensch, und bestrickte die Weiber. Sein Auftreten war bald kindlich einfach und durch reinste Natürlichkeit einschmeichelnd, bald polternd und herausfordernd; mit keinem Widerspruche setzte er sich aus einander — er hätte es nicht vermocht —, sondern donnerte einen jeden mit hohen Worten

* In Leipzig erzählte er, daß er zwei Lehrer im dessauischen Institut besolde: Brelocken ans Allerlei der Groß- und Kleinmänner (Leipz. 1778) S. 77. In demselben Buche findet sich S. 56 fgg. ein «Genierecept», das wesentlich aus Kaufmannischen Ingredienzien besteht, z. B. «6. Mach stets Entwürfe und Plane für die Reformation in Sitten und Gesetzen; krame sie aus; tobe, rase, stampe und klage über Thorheit und Neid, wenns nicht nach deinem Kopfe gehen will. 7. Hab eisenfeste Gefundheit, männlich schöne Figur, und laufe herum ohne Ziel und Zweck wie ein brüllender Löwe. 8. Denke selten, lies nichts, hasche auf, sprich über alles ab; laß Wissenschaften Wissenschaften seyn und bleiben, und sammle dir Einsichten und Kenntniße aus den Brosamen, die von des Reichen Tische fallen» u. f. w.

nieder. Wo er merkte daß er erkant wurde, machte er sich bei Zeiten davon, aber es waren nicht die schlechtesten, die sein Zauber am längsten gefangen hielt. Ob er sich selbst erkante? Schwerlich, er war zu wenig Mann der Reflexion, bei aller Schlaueheit in praktischen Dingen, allem Hang zur Intrigue. Man bekommt den Eindruck, daß er Comœdiant auch vor sich selbst war, wie denn sein Streben nicht auf Geldgewinn und flottes Leben gieng, sondern auf den Genuß des Eindruckes, den er machte. Ein Schelm war er gleichwol, wenn auch einer nach kleinem Zuschnitt, verglichen mit der glänzenden Gaunerrolle, die Cagliostro bald nach ihm spielte.*

* Vgl. DÜNTZER, Chr. Kaufmann, der Kraftapostel der Geniezeit in Raumers Hift. Taschenb. 1859. Lavater bringt und bespricht im III. Bande seiner Physiogn. Fragmente S. 158—161, unter der Ueberschrift «Ein Jüngling der Mann ist», nicht weniger als vier Porträte Kaufmanns. «Ich kann mirs nicht möglich denken, daß ein Mensch dieses Profil ohne Gefühl, ohne Hingerissenheit, ohne Interesse ansehe — da nicht in dieser Nase wenigstens, wenn in allem anderen nicht, innere, tiefe, ungelernte Größe und Urfestigkeit ahnde! „Ein Gesicht voll Blick, voll Drang und Kraft“ wird gewiß auch der allerschwächste Beurtheiler wenigstens sagen! Eherner Muth ist so gewiß in der Stirn, als in den Lippen wahre Freundschaft und feste Treue. Von den Augen, weil sie hier so verkleinlicht, obgleich in der Natur mit so viel Innigkeit gesalbt sind, sag ich nichts. — In den Lippen ist außerordentlich viel vorstrebende entgegen schmachkende Empfindung. Viel Adel im Ganzen!» Diese physiognomische Diagnose erklärt viel. Wem wäre nicht schon ein Gesicht vorgekommen, das das größte Interesse hervorrief, bis es als Maske eines trivialen oder gemeinen Sinnes erkant ward? Aber Kaufmann wußte sein Gesicht auch zu repräsentieren. Uebersaus bezeichnend ist was über ihn Miller am 5. Februar 1776 an Kayser schrieb: «ich weiß gewiß, daß sich wenige Menschen so stark und ewig lieben, wie wir uns beyde. Er ist Abgesandter Gottes an die Menschen; bevollmächtigter Erforscher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort und in jedem Stand. Soviel Wahrheit, Kraft ohne Affectation, tiefen Scherblick, der auf Einmal den ganzen Menschen durchschaut und versteht, soviel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht fern vom Throne Gottes steht, denke, hab ich noch in keinem Menschenbild vereint gefunden. Und seine Allgegenwart, um Gutes aufzuloken und zu würken, alles unvollkommne wegzufengen. Unglaublich war mirs, hätt ichs nicht selbst gesehen und erfahren. Der Zuruf eines solchen Menschen muntert auf wie unmittelbarer göttlicher Beruf. Gefegnet sey ewig der Tag, da er in meine Arme sank und mein ward! Wieviel hundertmal will ich mit ihm bethen, daß uns Gott noch oft zusammen führe! Unter allen Prädicaten, die ich schon vom Maler Müller, Lavater u. a. auf Kaufmann hörte, finde ich keins so wahr als das was ihm Lavater in seiner Ankündigung an mich gab: der Einzige» (Grenzboten XXIX 2, 503).

Dieser seltsame Gast war auf seinem Zuge gen Dessau im September endlich bis Gotha gelangt. Sein Zusammentreffen mit Klinger war «einzig, wie der Mensch selbst». Klingers Vertrauen, ja seine Hingebung ward von dieser «großen und starken Seele» offenbar im Sturm erobert. Der «Wirrwarr» wurde vorgelesen; Kaufmann wird den Autor dafür umarmt und versichert haben, daß er ihn ganz verstehe; aber den Titel verwarf er. Er war in der Tat nichts sagend und geschmacklos; Kaufmann setzte einen ebenso nichts sagenden, aber dunkel und gewaltig klingenden an die Stelle, «Sturm und Drang», und er verewigte mit dieser einen Schöpfung seine Hand in unsrer Literaturgeschichte.

In der Gesellschaft des neuen Freundes kehrte Klinger wie es scheint am 21. September nach Weimar zurück. Wieland, den beide zusammen «den zweiten Tag nach seiner — Kaufmanns — Ankunft» besuchten, schreibt den 30. an Kayser: «Herr Kaufmann ist seit 8 Tagen hier» (Grenzb. XXIX 2, 501); am 22. früh ist Kaufmanns erster Besuch in Goethens Tagebuche verzeichnet. Mittwoch den 25. aber gab Klinger seinen Angehörigen und dem Freunde in Gießen die überraschende Nachricht, daß er kommende Woche von Weimar scheiden würde um nicht wiederzukehren. Er wolte über Leipzig nach Dessau reisen und zwar, da er Schleiermachers Antwort gleich nach Dessau bestellte, sich am ersteren Orte offenbar nur aufhalten, um Sturm und Drang zu verkaufen. Aus welcher Ursache er davon abgekommen war, dieses Stück Schröder zu überlassen bleibt unklar; vom Erlöse desselben, sowie des Grifaldo, der im October bereits bei Mylius in Berlin erschien*, hoffte er sich bis zur Entscheidung seines Schicksals erhalten zu können. In Dessau wolte er diese abwarten, und zwar als Kaufmanns Gast im Philanthropin. Eine Möglichkeit schwebte ihm vor, dort durch den Gönner Basedows und seiner Bestrebungen, den vielgepriesenen Fürsten Franz, etwas für sich zu erreichen: nur den Gedanken einer Unterkunft als Lehrer am Philanthropin verbat er

* Als Wieland den 17. October an Merck schrieb (Wagner II, 80), war er erschienen. Klingers Worte im 25. Br. «in Leipzig werd ich mit meinem alten und neuen Drama so viel zusammenkriegen» u. s. w. lauten so, als wolle er beide Stücke dort erst anbringen; aber sie machen keine Schwierigkeit, wenn man annimmt, daß er von Mylius angewiesen war, sein Guthaben in Leipzig zu erheben.

sich bei Schleiermacher, und verbat ihn auch für Kaufmann; er lag zu tief unter seiner eigenen ritterlich-genialen wie unter Kaufmanns völlig incomensurabler Persönlichkeit. Seine Lage sah er nun so an, daß er den Freund beauftragte, alle seine Sachen und Bücher bis auf Petrarch, Homer und Lucian sowie die Leibwäsche, deren er bedurfte, zur Befriedigung seiner heimischen Gläubiger zu verwenden. Schon am 19. August hatte er diesen Auftrag gegeben, Schleiermacher aber noch mit der Ausführung gezögert. Wenn aus dem amerikanischen Project etwas ward, so konnte er jene Besitztümer nicht mehr brauchen; wenn nicht, so hatte er doch jetzt keine andere Aussicht seine Verbindlichkeiten erfüllen zu können.

Er hoffte indes, daß es sich «mit dem Militär» nun bald entscheiden würde. Am 11., zwei Tage vor der Abreise nach Gotha, war er bei der Herzogin Amalia gewesen und hatte diese ihm «große Hoffnung» gemacht, daß bald etwas für ihn kommen würde. Er konnte sich fest auf eine so wolmeinende Gönnerin verlassen und daher finden, daß seine Gegenwart in Weimar nicht ferner nötig wäre: «würken kann ich weiter nichts, und was geschehen kann, geschieht auch wenn ich abwesend bin». Aber warum den Sitz der Götter mit Dessau vertauschen, selbst an des großen, einzigen Kaufmanns Seite? Er sagt wol, daß dieser an dem Plane «schuld» sei; aber auch es sei «überhaupt nothwendig», daß er hier weggehe; er könne «auf keine Weise mehr in Weimar bleiben». Man könnte vermuten, daß diese Notwendigkeit in seiner Geldnot bestand, nach der ihn in Weimar niemand fragte und die er keinem klagen mochte, während ihr Kaufmanns Anerbieten, ihn in Dessau zu beherbergen, großmütig und wirksam entgegen kam. Zwar verfügte dieser damit über ein fremdes Quartier; aber Kaufmann konnte ja offenbar über alles verfügen. Klingers Beziehung zu Weimar hat sich jedoch nicht so harmlos und einfach, sondern mit einem herben Misklange gelöst.

Am 16. September schrieb Goethe an Merck: «Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwürt mit uns, und er wird sich herauschwüren» (Wagner I, 98), und an Lavater: «Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter im Fleisch, er schwürt, und wird sich herauschwüren leider». Hält man hiemit Klingers rätselhaft verstimmte

Nachfchrift vom Nachmittag des dreizehnten zufammen, die er einem heiteren Briefe vom Tage vorher beifügte, fo ift es fchwer die Vermutung abzuweifen, daß zwifchen Nachfchrift und Brief abermals eine unliebſame Erörterung unter den ſchon erkälteten Freunden stattgefunden habe, die drei Tage ſpäter auch Goethen noch fo fehr im Sinne lag, daß er den Eindruck davon in zwei Briefen unter einem glücklichen Gleichniſſe, das ſich ihm dafür feſtgeſetzt hatte, niederlegte. Jezt ſchon mochte Klinger mit dem Gefühle nach Gotha reiten, daß er nicht mehr am ſelben Ort mit einem Manne leben könne, deſſen Freundschaft ſein Glück, ſein Stolz und ſeine Hoffnung gewesen war, an den ihn unzerreißbare Bande der Dankbarkeit feſſelten, und mit dem er dennoch ſich nicht mehr verſtehn zu ſollen ſchien. Er fand Kaufmann und warf ſich ihm in der bittern Not ſeines Herzens um ſo eher in die Arme.

Lenz, der wunderliche, an Geiſt und Herzen angekränkelte, blieb einſtweilen in Goethes Freundschaft der glückliche Nebenerbuler, bis er Ende November jene nie aufzuklärende «Eſelei»* begieng, welche die Ungnade des Herzogs und ſeine plötzliche Verweiſung aus Weimar zur Folge hatte. Goethes Tagebuch zeigt, wie viel er theils in und um Berka, theils in Weimar mit ihm verkehrte. Beide Male, wo er an Merck über Klinger ſchreibt, äußert er ſich vorher über Lenz mit warer Zärtlichkeit, am 24. Juli: «Lenz ward endlich gar lieb und gut in unferm Weſen, ſißt jez in Wäldern und Bergen allein, ſo glücklich als er ſeyn kann»; am 16. September: «Lenz iſt unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und laſſen ihm von Spielzeug was er will. Er hat *Sublimiora* gefertigt. Kleine Schnitzel, die du auch haben ſollſt». So auch Wieland an Merck am 9. September, wie ein verſtärkendes Echo Goethes: «man kann den Jungen nicht lieb genug haben. So eine ſeltſame Compoſition von Genie und Kindheit! So ein zartes Maulwurfsgefühl, und ſo ein neblichter Blick! Und der ganze Menſch ſo harmlos, ſo befangen, ſo liebevoll! Er lebt noch immer in ſeiner *Camera obscura* zu Berka, und macht nur alle 3 bis 4 Wochen eine kurze Erſcheinung bei uns. Wir lieben ihn alle wie unſer eigen Kind, und ſo lang er ſelbſt

* Ausdruck Goethes im Tagebuch.

gerne bleibt, soll ihn Nichts von uns scheiden» (Wagner I, 95 f.). Als ein kleines niedliches schüchternes Persönchen legte Lenz es wolmeinenden Gönnern schon äußerlich nahe, ihn wie ein Kind zu behandeln. Im Anfang hatte er täglich dumme Streiche geliefert und war darüber «was rechtes gefchoren» worden. Böttiger sagt nach Bertuchs Erzählung, er sei bei allen Geniestreichen als *plastron* gebraucht worden (Lit. Zust. u. Zeitgen. I, 19). Der arme Schelm verdiente also Mitleid, und Goethe war mitleidig. Was er verübte konnte nicht im Ernste verletzen, denn es wäre grausam gewesen, den Maßstab voller Zurechnungsfähigkeit an ihn zu legen. Die einsame Wohnung in Berka sollte ihn wol vor feinen eigenen dummen Streichen und vor dem Uebermuth der Weimarer Gefellschafft in Sicherheit bringen; der Friede einer stillen Waldnatur auf feinen leidenden Körper, auf sein Herz, das eine phantastische Liebe folterte, heilend wirken. Die Wirkung scheint gut gewesen und die lebenswürdige Seite seines Wesens rein hervorgetreten zu sein. Sein schönes poetisches Talent lieferte zugleich Erzeugnisse, an denen Goethe ware Freude haben konnte.

Sehr viel anders war es mit Klinger bewant. Teilname forderte zwar seine äußere Lage, aber der jähe Abbruch der akademischen Ausbildung, auf die er so viel Zeit und Mittel verwant hatte, sein eigenmächtiges Erscheinen in Weimar konnte nicht ohne einen Verdruss aufgenommen werden, der die Teilname schwächte. Und im übrigen war an seiner Persönlichkeit so gar nichts, das ein die Kritik entwaffnendes Mitleid herausforderte. Er war beleidigend gefund, groß, schön und stark, von unendlicher Genußfähigkeit und Lebenslust; er hatte eine elastische Leichtigkeit des Sinnes, jede Gunst des Augenblickes zu erfassen und allen Druck des Lebens zu vergessen, sobald es einen Reiz hervorkehrte. Das Glück, das er bei den Frauen machte, beutete er nach Belieben aus; aber je gefährlicher er ihnen war, desto weniger ließ er die Liebe sein Herz anfechten. Als Autor war er von einem naiven Selbstgefühl, das nur von seiner Zeugungskraft übertroffen wurde, das aber jedem gereiften Urtheil als Uebermuth und Leichtfinn erscheinen mußte; und sein letztes Product, das er in der Handschrift mit nach Weimar brachte, war das zügelloseste von allen gewesen.

Er war entfernt nicht, was man sich unter einem «rohen, ungechlachten Naturmenschen» vorstellt, wie ihn der lästernde Bertuch

dem lasterfüchtigen Böttiger bezeichnete (Lit. Zust. I, 14). Man kennt durch Goethe die Sorgfalt, die er auf sein Aeußeres wante, man erkennt sie aus den Aufträgen, die seine Briefe enthalten. Man sieht aus denselben, wie ihm der «gute Ton» imponierte, den er in dem weimarischen Hofkreise fand, wie er sich in Acht nam, im Verkehr mit höher stehenden Personen nicht anzu stoßen und sich nicht anzudrängen, wie ernsthaft er sich bewußt war in Weimar eine Schule der Lebensart durchzumachen. Hier ist keine Spur von dem Herabsehen des feinwollenden Naturmenschen auf Förmlichkeit und feine Sitte; keine Spur von einer Verwandtschaft mit Kaufmanns Weise des Auftretens — die doch in Weimar unverkennbares Glück machte. Schon Klingers Neigung zum militärischen Berufe setzt einen Geschmack an gemessenem Benehmen voraus; und es war eine natürlich vornehme Anlage in ihm, one die er nachmals am russischen Hofe nicht hätte gefallen noch sich erhalten können. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß er in Weimar wirklich manche Ungeschlachtheit mag zum besten gegeben haben. Von deren Stil gibt Böttiger eine bezeichnende Probe in der bekannten Erzählung, wie Klinger beim Rat Krause angesichts der ausgehängten Schöpskeulen in einer gegenüberliegenden Fleischbude anfieng über die Ausartung des Menschengeschlechtes zu wehklagen und das Zeitalter zu preisen, wo die Menschen das Fleisch noch roh verzehrt hätten. Krause fragte, ob er nicht Luft habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleisch auf der Stelle zu verzehren. «Warum nicht» sagt Klinger. Man wettet, Krause läßt ihm gleich ein Pfund holen und schraubt ihn bis er gesteht, er habe die Sache gar nicht so gemeint, es sei bloß eine poetische Fantasie gewesen*. Diese Geschichte, an der die Weimarer Medifance Wunder was zu haben glaubte, ist warlich harmlos genug. Der Rat Krause, one Zweifel eine Person mit dem Maler Kraus, den Klinger unter seinen interessanten Weimarer Bekantschaften nennt und der ihm eine Zeichnung versprach**, dieser heitere, gutherzige Künstler, von dessen Persönlichkeit Goethe im 20. Buche von Dichtung und Warheit die an-

* Lit. Zust. I, 14.

** Br. 18. 20; auch Klinger schreibt ihn einmal Krause, und so muß er den Namen auf thüringisch gehört haben.

genehmste Schilderung gibt, war gleichfalls ein Frankfurter und verstand sich auf den grellen Ton der «oberrheinischen Gefellen», zu dem es auch jezt wol noch gehört, einer halben Warheit, deren Schranken man ganz wol erkennt, einen herausfordernd übertriebenen oder verblüffend grotesken Ausdruck zu leihen. So tat es Klinger mit der Rouffseauischen Lehre von der Verderbnis des Menschen durch die Civilisation. Einen solchen Ausdruck nimmt dann der andre, auch wenn er ihn in der Tat nicht misversteht, mit Recht beim Worte und beutet ihn zu einer Quertreiberei aus; und so tat Kraus. In diesem Tone übermütiger Derbheit und grobkörniger Neckerei hatte Klinger ehemals mit Goëthe verkehrt, und wenn man sich nur des Doktors im Leidenden Weib erinnert, so weiß man, daß es an gewagten Kraftausdrücken in ihrer Unterhaltung nicht gefehlt hatte. Auch übte man bei deren Verwendung wenig Discretion. Die Jugend ist an sich unduldsam, die genialische mußte es doppelt fein. Für sie konte nichts in der Mitte liegen, nichts feine zwei Seiten haben; entweder war einer ein herlicher Junge oder ein Scheißkerl. Aus früheren Eindrücken von Klingers Manier schrieb Merck den 7. November 1778 an Wieland: «Mahler Müller hat sich in Frankfurt bey der Auction (der Bögnerischen Gemäldefammlung) beynahe wie Klinger aufgeführt, ist höchst grob gewesen, hat genialisch bey allen Leuten gesagt, deren Physiognomie ihm nicht anstand, ich mögte dem Kerl den Kopf abschlagen lassen, es ist ein Schurke» (Im neuen Reich 1877. I, 862). Wäre Klinger ein halbes Jar früher nach Weimar gekommen, so hätte er für diesen Ton an Goëthe warscheinlich noch immer einen Abnehmer gefunden; jezt erschien derselbe schon als «harte Heterogenität». Jezt war der Doktor Geheimer Legationsrat und Mitglied des Conseils geworden und hatte sich in Kreisen zu behaupten, die diesen Ton durchaus nicht verstanden. «Schon lange, schrieb Wieland den 24. Juli an Merck (Wagner II, 73), und von dem Augenblicke an, da er decidiert war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadelicher *sophrosyne* und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt.» War auch jener feierlich kalte Stil des Benehmens, der an ihm nachmals von vielen unliebsam bemerkt wurde, noch nicht ausgebildet, der junge Goëthe war doch bereits abgeschafft, und es war nicht angenehm, wenn etwas an ihn erinnerte. Daher der Druck, den er in Klingers Gefell-

schaft empfand, und den dieser wiederum unfähig war zu verstehn. Der weimarische Besuch in Frankfurt hatte einst «beinahe bewundert», daß es in Goethens dortiger Gesellschaft so schonungslos hergieng, und sie den Flibustiern verglichen, deren Anführer unter dem Gelagstische eine Pistole loschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möchte. Jezt war Goethe gegen Pistolenschüsse empfindlich geworden; und das scheint er im ganz buchstäblichen Sinne bewiesen zu haben.

Als Lerse, Goethes straßburgischer Jugendgenosse, 1798 in Weimar war, ließ sich Böttiger von dessen Zusammentreffen mit Klinger in Emmendingen erzählen. Auf Lersens Frage, warum Klinger sich nicht in Weimar eine Stelle verschafft habe, wo sein Landsmann für ihn sorgen konte, hatte derselbe erzählt, «daß Goethe eben ihn fortgebracht habe. Man habe damals im Gange des herzoglichen Wohnhauses* sich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei sei es Sitte gewesen, statt der Zielscheibe ein Portrait hinzusetzen. Er habe einst Goethes Portrait hingesezt, wonach wirklich geschossen worden. Dies habe ihm Goethe nie verzeihen können» (Lit. Zust. I, 19 f.). Auch diese Geschichte kann nicht erfunden sein. Ein Porträt Goethes *en médaillon*, nach einer Zeichnung von Kraus gestochen von Chodowiecki, das als Titelpuffer im 29. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek erschien, mag in jenem Sommer von Kraus oder von Goethe selbst an Bekante verschenkt worden sein, und irgend eine übermütige Anwandlung, der gewiß kein Tropfe Gehässigkeit beigenüßcht war, bewog Klingern, den leidenschaftlichen Schützen, sein Exemplar auf jene Art der Zerstörung preis zu geben — eine Handlung, die dem Schützling des hochgestellten Mannes, dessen Freundschaft ihn bei Hofe eben erst empfohlen hatte, offenbar nicht zukam.

Der Ausdruck, daß Goethe ihm dies «nie» habe verzeihen können, fñrt darauf, das Ereignis in die frühere Zeit von Klingers Aufenthalt zu Weimar zu verlegen: denn bis zu seinem Abschiede muß so viel Zeit verlaufen sein, daß eine Verzeihung hätte erwartet werden können; und sicherlich sezt die unbefonnene Tat ein Maß von Arglosigkeit bei ihrem Urheber voraus, das nach der

* Des Fürstenhauses, das nach dem Schloßbrande von 1774 zur Residenz eingerichtet worden war.

ersten unangenehmen Erörterung mit Goethe im Anfang Juli nicht mehr vorhanden sein konnte. In Goethes Tagebuch findet sich am 11. Juli der räthelhafte Eintrag: «Erster Tag des Vogelschießens. Auffspannung über K.» Solte hier am Ende das Ereignis angedeutet sein, das Lersens Erzählung zu Grunde lag? Aus dem improvisierten Pistolenschießen im Corridor des Fürstenhauses würde freilich etwas ganz anderes. Eine «Auffspannung» über Jemand muß wol so viel sein wie eine Gereiztheit; aber deren Gegenstand kann freilich auch Kalb gewesen sein.

Wer weiß was im einzeln noch hinzu kam, um am 16. September den Gast als Splitter im Fleisch empfinden zu lassen. Jedenfalls bestand an diesem Tage bei Goethe noch nicht die Absicht ihn «fortzubringen», sondern er erwartete, daß der Splitter sich, in einem allmäligen Prozesse, herauschwären würde. Hat es aber mit diesem Fortbringen überhaupt seine Richtigkeit? Hier wäre denkbar, daß Lersé oder Böttiger ungenau aufgefaßt hätte.

Der letztere wußte außerdem noch von Bertuch, daß Klinger «allerhand Klatschereien zwischen hohen Damen gemacht hatte und als ein *tracassier* verabschiedet wurde». Das deutet auf eine vom Landesherrn im stillen verfügte Ausweisung, wie sie nachmals Lenzen zu Teil wurde.

Wenn etwas nicht zu Klingers Charakter paßt, so ist es diese Anklage der Klatscherei; dennoch darf man es nicht für undenkbar erklären, daß er in der Naivetät eines arglosen Neulings etwas angerichtet habe, das übelwollend gedeutet und gegen ihn benutzt werden konnte. Nur kann es nicht richtig sein, daß Klinger aus einer solchen Urfache die Ungnade des Herzogs und eine schimpfliche Behandlung erfahren habe; während er allerdings an Bertuch und — an Wieland Erfahrungen machte, die ihm nachmals jede fernere Beziehung zu beiden verleidete. Er schrieb nämlich den 29. Juli 1796 an die Baronin von der Recke, die damals in Karlsbad war und nach vollendeter Kur Weimar besuchen wolte: «aus Weimar müssen Sie mir viel schreiben und an Ort und Stelle sehen, wie man sich meiner erinnert. Nur gegen Wieland nichts, er ist ein Schriftsteller wie wenige, aber als Mensch achte ich ihn nicht. Gegen Bertuch sprechen Sie meinen Namen nicht aus»*.

* Der Brief liegt mir im Original vor.

Hier mußte er aber auch darauf gefaßt sein, daß die Baronin die Herschaften sprechen würde, und wenn er sich einer Ungnade bei diesen bewußt war, mußte er sie auch darauf vorbereiten. Statt dessen fährt er fort: «doch dieses alles sind unbedeutende Dinge, und mir ist gleichviel wie man dorten über mich denkt; aber einer dorten könnte mir helfen, und das ist der Herr dorten selbst». Sein Streben und Verlangen war damals auf irgend eine auskömmliche Anstellung in Militär- oder Civildiensten gerichtet, die ihn ins Vaterland zurückführen könnte, und er möchte offenbar, daß die Baronin den Herzog deshalb mit guter Art sondierte; ein ganz undenkbarer Wunsch, wenn er eine ärgerliche, seine Ehre beeinträchtigende Erinnerung bei diesem Fürsten voraussetzen mußte. Ebenso ist es gewiß, daß er am 25. September 1776, als sein Weggehn bereits entschieden war, Seitens der Herzogin Mutter keine Ungnade vermuten konnte, da er sonst den amerikanischen Militärplan in ihren Händen nicht sicher gewußt hätte. Endlich haben wir ein unzweideutiges Zeugnis, daß die Meinung von Klingers Charakter sich bei seinem Abschied von Weimar nicht verschlechtert hatte, sogar von Wieland, der ein Jahr später an Goethens Mutter die Worte schrieb: «nun ist mir Klinger als ein honneter gutherziger Kerl lieb» (Fr. Rath v. Keil S. 82).

Was es auch war, das den Ausschlag gab ihn von Weimar wegzutreiben, sein Abschied von Goethe schloß jedenfalls einen Bruch in sich, und es wäre ihm unmöglich gewesen, länger an einem Orte mit diesem zu leben; dieser Bruch aber war das geheime Werk der Person, an die er soeben sein ganzes Vertrauen verschwendet hatte. Darüber gibt ein Brief an Schleiermacher vom 29. August a. St. 1789 die bündigste Auskunft. Es war der zweite Brief, den er nach einer langen Unterbrechung des Verkehrs wieder an seinen Jugendfreund schrieb; er benutzte ihn sofort zu einem Auftrage, der seinem Herzen überaus wichtig war. «Ich möchte wissen, was Goethe für mich empfindet. Ein elender Mensch, dessen Herz so schlecht ist, als sein Verstand verwirrt, hat uns durch Tretschereyen in Weimar, aus einander gesprengt. Er glaubte ihm erbärmliches Zeug, ich war zu stolz mich über Plakereyen zu rechtfertigen, und die hohe Meinung, die ich von Goethe habe, ließ es auch nicht zu, und so reiße ich ab und warf mich ergrimmt und im tiefsten Herzen verwund, in die Armen des Zufals. Mein

innrer Muth befiegte tausend Hindernisse, und ich liebte Goethe mehr, erzürnt, als ich ihn im guten Verständniß liebte. Er hatte vergessen, daß ich ihm Verbindlichkeit(en) hatte, die mich seinem Herzen mehr empfehlen mußten, als mein eigner Werth. Wie sollt ich ihm schreiben, da ich nicht weiß, ob die Zeit mich in seinem Geiſt getödtet hat. Soll ich ihm ſagen, es ſey unbegreiflich, wie er jenem Phantaſten Kaufmann, (ſo hieß der Bube) glauben konnte? Ich würde freylich von allem dieſem nichts erwähnen, denn ich kenne Goethe; aber wenn er mir nun nicht antwortet, wie ich's verdiene, um ihn verdiene, ſo würde ich einen düſtern Firniß über meine heitren Tage ziehen! Kann ich doch jezt ſeiner nicht denken, ohne eine Melancholie, die mir die angenehmſte Stunde verbittert. Er der mir ſchrieb und ſagte: ich trage dein Schickſal in meinem Herzen, wie das meinige! So lang ich lebe, werd ich ihn und dieſes nicht vergeſſen. — Ich wünſchte, daß er dieſes leſen, und in meinem Herzen leſen könnte, und wenn er ahnden ſollte, was ich in meinem Geiſt empfand, da ich damals in Weimar abreifte, ſo würd' ich ihm für allen Menſchen theuer ſeyn. Wenn es möglich iſt, ſo laß ihn dieſes erfahren und mit allen dieſen Worten erfahren, und ſag ihm wie ich ſtehe, aber nur nichts von meinem Wunſch, denn ihn kann ich vor der Hand dazu nicht auffordern und mögt es auch nie! Sollte Kayſer in Weimar ſeyn, ſo könntest du dich an ihn wenden, wo nicht, an ihn ſelbſt; aber du mußt ſchreiben, als flöſſe es aus deinem Sinn, daß du ihm dieſe Stelle zuſchickteſt»*.

* Der Wunſch, davon Goethe nichts erfahren ſoll, iſt natürlich der des Ueberganges in deutſche Dienſte. Was er leſen ſolte, theilte ihm Schleiermacher bei Gelegenheit abſchriftlich mit und wurde darauf am 11. December erfucht, «beygebogenes Blatt» an Herrn Klinger beyzulegen und ihn beſtens zu grüßen. Was das Blatt enthielt entgeht uns für immer; aber in einem Brief an Schleiermacher vom 10. April 1790 zeigt ſich Klinger davon befriedigt; er legt hier ſeinerſeits ein Briefchen an Goethe bei. Ob dieſes beantwortet wurde, iſt nicht zu erſehen. Ein eigentliches Verhältniß war jedenfalls nicht wieder hergeſtellt, und ſieben Jare ſpäter lautet der angezogene Brief an die Baronin von der Recke ganz ſo als habe der Schreiber nie einen Goethe in Weimar gekant. Die Verbindung, die ſomit nicht erreicht war, nam indes Goethe ſelbſt nachmals wieder auf. Er gab dem Regierungsrat von Voigt, der im Frühling 1801 in einer Sendung des weimarſchen Hofes nach S. Petersburg gieng, ein Schreiben an Klinger mit, das dieſer beantwortete. Es handelte ſich darum, die Vermählung

Die Aufklärung, die wir hier erhalten, wird durch eine andere längst bekant gewordene Brieffstelle ergänzt. Dieselbe findet sich in einem Schreiben an Goethe selbst vom 26. Mai 1814:* «das letztemal, da ich Sie sah, war in Weimar, während des ersten Sommers Ihres dortigen Aufenthalts; zu jener Zeit, als ich hoffte, durch Vermittlung der unvergeßlichen Herzogin Amalie, in Amerika, meine militärische Laufbahn anzutreten. Ich schrieb damals im Drange nach Thätigkeit, ein neues Schauspiel, dem der von Lavater (er ruhe sanft) zur Bekehrung der Welt abgesandte Gefandte oder Apostel, mit Gewalt, den Titel: Sturm und Drang, aufdrang, an dem später, mancher Halbkopf sich ergötzte. Indessen versuchte dieser neue Simson, da er weder den Bart mit dem Messer schor, noch Gegohrnes trank, auch an mir vergeblich** sein Apostelamt. Er rächte sich dafür. Hätt' ich mich, bey meiner Abreise, mehr als durch Blicke des Herzens, gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiß werther, als je geworden, aber ich sollte es nicht, vermöge dessen, was Sie in mir erkannt hatten. Als ich 1779 in Zürich bey Lavatern war, erzählte er mir in seinem gewaltigen Grimme, folche Schurkenstreiche, und folche unsaubere Dinge, von seinem ehemaligen Apostel, daß man einen Profanen damit erfreuen könnte.»

Diese zweite Stelle fügt also einen Beweggrund für Kaufmanns Verleumdungen hinzu. Es soll Rache dafür gewesen sein, daß Klinger seinen Bekehrungsversuchen widerstand. Hier aber scheint, nach acht und dreißig Jaren, die Erinnerung des Gealterten nicht mehr treu gewesen zu sein. Von einer auf Bekehrung abzielenden Apostelschaft Kaufmanns ist aus den von Düntzer benutzten Materialien zu seiner Geschichte überhaupt nicht viel zu erfahren. Er

des weimarischen Erbprinzen mit der Großfürstin Maria Paulowna anzubanen, und da gebot Klingers freundschaftliche Vertrauensstellung bei der Kaiserin Mutter Rücksichten, die nach dem Eintritte so naher verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Höfen bis zu Ende wirklich sind beobachtet worden.

* Nebst dem vorausgegangenen Briefe Goethes zuerst in den Verhandlungen der Darmstädter Philologenversammlung von 1845, dann von J. W. Appell im Frankf. Mus. von 1857 (S. 3 ff.) abgedruckt. Ich habe Morgensterns Abschrift vor mir.

** Morgenstern las in seiner Vorlage vorgeblich; er vermutet, daß K. schreiben wolte vergeblich sein vorgeblich Apostelamt. Jedenfalls fordert der Zusammenhang vergeblich.

spielte den von Gott gesanten Spürhund nach waren Menschen, und Lavater erkante in ihm «einen Seher Gottes und der Wahrheit», «der mit Kraft zeuget von dem Leben Jesu»*, letzteres offenbar sofern seine wunderbaren Heilungen, als objective Erscheinung betrachtet, die von Jesus berichteten glaubhaft machten; aber von einer Bezeugung bestimmter Warheiten, davon, daß er die Menschen zur christlichen Warheit zu bekehren ausgegangen oder ausgesant worden, hört man nichts, und der Gedanke des Christentumes spielt in seinen Aeüßerungen, wie sie bis dahin vorliegen, noch keine Rolle. Ein halbes Jar später kommt allerdings in Königsberg etwas der Art zum Vorschein. Der damals dreiundzwanzigjährige Chr. J. Kraus, später neben Kant eine Zierde der dortigen Universität, schrieb einem Freunde: «er (Kaufmann) ist eigentlich Arzt, aber noch besser würde ich Ihnen sagen, er ist ein Apostel des 18. Jahrhunderts, auf dem Lavaters und Hamanns Geist ruht, ein liebenswürdiger Schwärmer, der in Maske alle Länder durchstreicht, im Stillen Kranke heilt, Menschen schüttelt, wie er sich ausdrückt, und das Christenthum, wie es zur Zeit seiner Stiftung war, in den Seelen derer, die dazu bestimmt sind, sie mögen Fürsten oder Grafen sein, zu errichten sucht.» Man sieht, daß er, der im Schoße der Brüdergemeine endigte, sich damals bereits auf den waren Christen zu spielen verstand, wo diese Rolle Effect verhielß. Daß mag sie im Hauße des Grafen Keiserling, wo Kraus ihn kennen lernte, getan haben; in Weimar und bei Klinger war damit nichts zu machen, und Kaufmann war klug genug dies zu erkennen. Der Gegenstand der Mission, die er sich selbst gegeben, war ganz allein, sich wichtig zu machen, und die Mittel dazu wußte er der jedesmaligen Umgebung anzupassen. Man könnte höchstens denken, daß er versucht habe, Klinger zum Vegetarianer und barbrüstigen Mäenträger zu machen: aber wenn er diese Propaganda überhaupt betrieb, so mußte er so an Miserfolg gewönt sein, daß ihn derselbe kaum zur Rache reizen konnte.

Es bliebe übrig, Klingers Worte ungenau zu verstehn und ihnen den Sinn unterzuschieben, daß er von seinem Glauben an Kaufmanns Größe schon in Weimar zurückgekommen und ihm entgegen getreten sei, was freilich ein vollgültiger Grund zur Rache

* An Gaßner, bei Düntzer a. a. O. 158.

gewesen wäre. Aber man sieht aus dem 33. Briefe, daß er noch im April des folgenden Jahres in Kaufmann den «großen, mächtigen Menschen» sah, «der auf alles Einfluß hat in Deutschland, was gut und groß ist;» daß er noch immer seinen Besuch annahm, daß er auch damals noch eine günstige Wendung seines Schicksals durch Kaufmanns Einfluß, und zwar jetzt in Rußland, zu hoffen bereit war. Er ist also in Weimar noch nicht entzaubert worden, hat Kaufmann keinen Anlaß zur Rache gegeben, hat auch dort noch keine Anung gehabt, wer Goethe jenes «erbärmliche Zeug» über ihn hatte glauben machen. Wann und durch wen er davon unterrichtet wurde, läßt sich vielleicht an einem andern Orte vermuten.

Der wirkliche Beweggrund zu Kaufmanns schlechtem Streiche kann entweder gewesen sein, Klingern durch eine völlige, unheilbare Trennung von Goethe desto fester an sich zu ketten, oder diesem, bei dem er eine ungünstige Stimmung gegen Klinger bemerkte, durch Zutragen von Beschwerdestoff sich wichtig zu machen; und das letztere ist mir das wahrscheinliche. Gleichzeitig spielte er bei Klinger den hilfreichen Freund. Ob die letzte für diesen so schmerzliche Unterredung mit Goethe statt fand bevor oder nachdem der Entschluß, mit Kaufmann nach Dessau zu gehn, gefaßt war, bleibt ungewiß; doch lautet der Brief von 1789 so, als habe sie erst die Entscheidung bewirkt. Daß Klinger am 25. nichts hierüber an Schleiermacher schrieb, daß er seine Angehörigen sogar versicherte, Goethens Liebe sei groß, spricht nicht dagegen: es entspricht nur dem wahrhaft großmütigen Sinne, in welchem er auch jetzt noch die Wunde seines Herzens mit seiner alten Verpflichtung gegen Goethe zudeckte und zu allen Zeiten sich bitterer Aeußerungen über ihn enthielt. Auch daraus, daß er am 25. nicht beschlossen hatte auf der Stelle, sondern erst in der kommenden Woche abzureisen, läßt sich nicht schließen, daß damals der Bruch noch nicht geschehen war; er mußte ja auf Kaufmann warten, und dieser mußte doch in Weimar seine Rolle so lange spielen, bis er auf dem Gipfel des Effectes angekommen war.

Damit gieng es nicht so schnell. Vor allem konnte er nicht abreisen, one Herdern gesehen zu haben. Dieser zog mit seiner Familie am 2. October ein, und es zeigte sich alsbald, wie sehr der Mühe wert es gewesen war, ihn zu erwarten. Er wurde mit samt seiner Gattin von Kaufmann völlig eingenommen und gehörte

nachmals zu denen, die den Glauben an ihn am längsten festhielten. Aber auch Goethe war, wie das Tagebuch zeigt, seinem Zauber ganz hingegeben: «den 22. Kaufmann früh. herrlicher Morgen. d. 24. Herrliche Nacht mit Kaufmann. d. 26. Nachts mit Kaufmann. d. 28. Mit dem Herzog, Kaufmann, Wedel zu Mittag. Nach Tische zusammen im Garten. d. 30. Nach Schwansee mit Lichtenberg und Kaufmann über Umpferstädt u. s. w. nach Tennstädt.» Erst am 9. October heißt es: «Kaufmann weg.» Er war nun endlich nach Leipzig und Dessau gereist; aber er war nicht auf lange geschieden, da Wieland am 1. November an Jacobi schreibt: «Dieser Tag ist mir weggekommen, ich weiß selbst nicht wie, zwischen Herder, der nun bei uns ist, und Kaufmann, einem wunderbaren, aber edeln guten und unbeweglich in seinem Centro ruhenden Menschen»*. Hierauf gieng er abermals nach Dessau oder Wörlitz, wo er in seinem berufenen grünen Friescostüm mit offener Brust nicht nur bei der schönseligen Fürstin, sondern auch bei dem praktisch-verständigen Fürsten Franz die beste Aufnahme fand und vorläufig festen Fuß faßte. Goethe, der mit seinem Herzog vom 4. bis 20. December in Wörlitz zu Besuch war, konte sich also auch hier seines Umganges erfreuen, der ihm demnächst wieder in Weimar das Christfest verschönerte, wie das Tagebuch am 24., 25. und 26. ausweist. Von dort gieng Kaufmann nach Darmstadt, wo ihn Claudius verlangend erwartete. Da schrieb denn Wieland am 13. Januar noch ganz vorsichtig an Merck: «wie gefällt Ihnen Kaufmann? *Entre nous*», und erst auf eine kräftige Antwort Mercks wagte er seinem eignen Herzen über das Phänomen Luft zu machen (Wagner I, 101 f.). Kaufmann aber, der nun den Plan einer apostolischen Reise nach Rußland gefaßt hatte, konte im Februar nochmals wagen sich in Weimar zu zeigen, ward von Lynker in Tennstädt beherbergt und von Herder an Hamann empfohlen. Im März trat er auch in Dessau wieder auf, und noch jezt bekam man dort nicht genug an ihm.

Durch seinen verlängerten Aufenthalt in Weimar war die Verabredung mit Klinger zerfallen, und dieser one Zweifel in der Woche, die den 29. September begann, allein nach Leipzig gereist. Von da schrieb Nicolai den 12. October an Höpfner: «Hr. Klinger

* Jacobis Auserl. Briefw. I, 254.

ist hier. Erst wollte er in Geschwindigkeit die Artillerie lernen, um nach Amerika zu gehen und da mit Thatkraft die Freiheit zu verfechten. Er ändert aber kurz seinen Entschluß, bleibt bei Seilern und macht Trauerspiele oder Mordspiele *si Diis placet*» (Wagner III, 143). Fünf Tage später bekam Merck die gleiche Nachricht von Wieland, zugleich mit der vom Erscheinen des Grifaldo: «à propos von Dramen, wissen Sie schon, daß Klinger dato sich als Theaterdichter bey Seilern in Leipzig, pr. 500 Rth. jährlich engagiert hat? Und bewundern Sie nicht mit mir die täglich überraschender werdenden *mirabilia Dei* in unsern Tagen? Von diesem unerschöpflichen Genie ist schon wieder ein neues Schauspiel, ich weiß den Titel nicht mehr, voll Maurischer und Spanischer Könige herausgekommen, und alle Augenblicke haben wir noch Eins, das er hier in Weimar angefangen, zu erwarten! Das heiß ich Zeugungskraft!» (Wagner II, 80 f.)

Nicolais Gerede lautet, als habe Klinger sich in Leipzig zuerst mit einem neuen Militärprojecte getragen: denn bei dem in Weimar entstandenen handelte es sich ja um Bekämpfen, nicht um Verfechten der Freiheit. Aber aus seinem ersten Leipziger Briefe an Schleiermacher sieht man, daß das Engagement bei Seyler schon am dritten Tage seines dortigen Aufenthaltes vollendete Thatfache war; Nicolai hat also nur aus einer unbestimmten Kenntnis jenes Planes der Herzogin Amalia gesprochen.

Wahrscheinlich gieng Klinger, nachdem er den Gedanken aufgegeben hatte, mit dem zalungs säumigen Schroöder ein zweites Geschäft zu machen, in Leipzig mit seinem neuen Stücke alsbald zu Seyler und bot es ihm für seine Bühne an. Dieser fand Gefallen am Drama wie an der Person des Verfassers, fand es zum größeren Rume seiner Bühne neben der Schroöderischen dienlich, den Dichter der Zwillinge für sie zu monopolisieren, und machte demselben das für jene Zeit sehr anständige Anerbieten einer dauernden Verbindung für 500 Taler jährlich bei freiem Tisch und Logis, das von dem gekränkten Flüchtling sofort angenommen wurde. Es war ein ebenso jäher Entschluß wie jener, der ihn von Gießen nach Weimar geführt hatte.

Den Schluß dieses Capitels mag Kaufmanns eigne Darstellung des Hergangs bilden in einem Brief an den Maler Müller, der für

ihn in jeder Weise bezeichnend ist*: «Dessau am 28 October 76. O Bruder! wie wohl mirs thut deine heilige Epistel an Gottes Spürhund — das kannst du dir nicht vorstellen. Wärfst du aber ferner mit mir über Berg und Thal, über Hügel und Felsen aus dem Lande Gofen in diese Sandwüste gezogen, wärest Zuschauer gewesen, wie ich Ehrmann rufen ließ, wie er mir ein Pak Briefe bracht! Nichts vom Müller? Ja ich glaub. Nun da lies, schau friß dich auch satt an den Excrementen dieses himmlischen Jungen. — Bis jetzt liebster Müller ifts das erstemal ein wenig ruhig um mich, hab ihn also vor mir deinen lieben Brief, segne Gott dein Herz und deine Treue, gebe dir Gott was mein Herz für dich wünscht einen baldigen Ruf durch den Apostel Hans Kaspar in das Land der Stärke und Freiheit, und aus demselben einen freien Zug ins himmlische Jerusalem nach Italien. Heute schreibe ich noch ein Wort an Lavater von dir, mache dich also fertig und bereit einzuziehen in das Land wo dein Kaufmann geboren ward, und wo (die Abschr.: wenn) er dich wiedersehen, (die Abschr. setzt hinzu: wünscht) dich umhalsen, mit dir meinem Vater L. Pf. K. H. S. (d. h. wol Lavater Pfenninger Kayser Heß Sarasin) u. f. w. zu Tische sitzen wird — Ja, ja — das wird geschehen, wenn Ahndung Wahrheit ist oder wird. Lenz wohnt auf dem Lande, Göthe den großen herrlichen, wirkfahmen, Herder den edlen starken, Wieland den schwachen aber guten Bruder habe ich wochenlang zu himmlisch allgemeinem Gedeien genoßen. Klinger traf ich in Gotha, reiste mit dem irrenden Ritter nach Eifenach und hernach zurück nach Weimar, fandens gut daß er aus Weimar mit mir nach Leipzig ziehe. Wäre Seiler der warme ums deutsche Theater sich verdient gemachte Mann nicht da gewesen, so wäre Klinger jetzt noch bey mir. Aber da dieser Mann, eine der besten edelsten Truppen, und eine herrliche Sängerin hat, da dieser edle Direktor Absicht hat, den Geschmack des Theaters zu erheben, da er glaubte, daß Klinger ihm behülflich seyn könnte, so entschloße sich Klinger mit ihm zu reisen und wenigstens ein Jahr bey ihm zu bleiben. Seit dieser Zeit denke ich immer daß diese Truppe für Manheim passen würde, glaubst du nicht auch mit mir, willst dich nicht

* Er liegt mir in einer Abschrift Jegors von Sivers vor, die von einer für R. Köpke gefertigten Abschrift des Originals genommen ist; dieses fand sich in Tiecks Nachlaß und ist verschwunden.

erkundigen, und mir Nachricht geben vielleicht ließe sich dies herrlich rangiren? soviel ich weiß wird (die Abschr. setzt hinzu: er) in 2—3 Monaten ein neues Engagement getroffen am churfürstlichen Hof. — Also Bruder mit erster Gelegenheit Nachricht über diesen mir wohlgefälligen Einfall — Mach, treib steure wie du kannst daß die Sache zu Stande komme, du wirst Freude daran haben Glaube. »





VIERTES CAPITEL.

Bei Seyler.

Erinnert man sich, mit welcher hellen Begeisterung Klinger die Aussicht auf das Kriegshandwerk ergriffen und darin den einzigen seiner Natur entsprechenden Beruf erkannt hatte, so muß es Wunder nehmen, wie leicht er dieser Aussicht entsagte, sobald sich ihm eine andre zwar auskömmliche, aber weder sichere, noch äußerlich ehrenvolle Versorgung darbot. Er bezeugt es selbst (Br. 29), daß dieses Engagement nicht notwendig war; er «ward gesucht von hier und da», von Kaufmann wie von Seyler, und jener hätte es ihm, so schien es wenigstens, möglich gemacht, einige Zeit auf die von der Herzogin angebotene Anstellung in einer Mietstruppe für Amerika zu warten. «Bloß die Liebe zur Kunst und meiner Mutter etwas zu geben rief mich hin.» Das erste dieser Motive tritt aber erst hervor, nachdem er an dem Zusammenleben mit der Seylerischen Gesellschaft Gefallen gefunden; in dem ersten Briefe aus Leipzig ist es lediglich das andere, das den Ausschlag zu geben scheint. Er kann seiner Mutter jährlich 200 Taler geben, die sie in einem Monat zum ersten Mal empfängt. «Es macht mir unendliche Freude für sie das thun zu können.» Als Soldat hätte er das im günstigen Falle doch erst in unsicherer Zukunft gekont; und so hat ihn damals ein Beweggrund reinster Menschlichkeit zu dem Schritte geführt, den er selbst nachmals als «Sottise» bezeichnete. Die Mutter war krank als er sie verließ (Br. 13); sie litt an Gicht, die sie sich durch ihrer Hände Arbeit an der Waschbütte

zugezogen hatte, und sie mußte diesem Gewerbe entsagen; die Anstrengung der Töchter, von denen die jüngere als Putzmacherin arbeitete, reichte nicht aus um ihren Verdienst zu ersetzen, und es gieng knapper. Dabei fürte der Son in Weimar ein nobles Leben von geborgtem Geld und wartete auf die Erfüllung von Ausichten, die nicht einmal mehr als eine Existenz für ihn selber versprochen. Kein Wunder, wenn er das am 23. Juni gegebene Versprechen, jezt öfter nach Hauße zu schreiben, nicht hielt: was hatte er zu schreiben, das nicht für ihn beschämend und für die Seinen unbefriedigend war? Durch Schleiermacher verschaffte er sich Nachrichten von ihnen, deren Schicksal ihn «peinigte», und ließ ihnen das nötigste mitteilen; ja er gab diesem Freunde den stärksten Beweis eines «unendlichen Vertrauens», indem er ihm, der Mittel hatte und eine gesicherte Zukunft vor sich sah, die Unterstützung der Armen an seiner Statt bis auf weiteres anbefal (Br. 17). Von dem militärischen Projecte durften sie vor der Hand gar nichts wissen, erst vor der Ausfürung solte es ihnen «mit Zuker» eingegeben werden, und er fürchtete sich vor der Qual, womit sie es hinunter schlucken würden. Endlich sah er sich genötigt ihnen mitzuteilen, daß er Weimar unverrichteter Dinge verlasse, one daß er sie auch nur mit einer neuen Ausicht an einem andern Orte trösten konte, und je liebevoller die Ausdrücke sind, desto deutlicher sieht man, wie viel ihn der Brief kostete. Welches Glück nun, so kurz darauf die Nachricht eines Engagements geben zu können, das zwar sehr gegen den Geschmack der Mutter war, aber bei den bescheidenen Bedürfnissen der Frauen all ihre Not zu stillen versprach; schade daß der Brief sich nicht erhalten hat, der ihnen diese Kunde brachte. Offenbar aber ist es, wie ihm ein Zurückweisen des Seylerischen Antrages, nicht nur den Angehörigen, sondern auch dem Freunde gegenüber, moralisch unmöglich war.

ABEL SEYLER gehört zu den Menschen, die one eigne literarische Verdienste ihren Namen unverlöschlich in die Geschichte unfrer Literatur eingezeichnet haben. Er war ein herabgekommener hamburgischer Kaufmann; er hatte mit seinem Genossen Tillemann aus einem Bankrott von vier Millionen eine Silberraffinerie und etwa 30,000 Mark für jeden gerettet. Er war «ein Mann von Geschmack, Kenntnissen und Empfänglichkeit für die Freuden des

Lebens», gehörte zu den «Kennern» Hamburgs, welche die Leistungen der Ackermannſchen Büne mit beſonderem Anteil verfolgten, und war neben dem Schriftſteller Løwen der vornehmſte Träger jenes berühmten Unternehmens einer Gefellſchaft hamburgiſcher Bürger, das unter dem Namen eines Nationaltheaters im April 1767 an die Stelle der Principalschaft Ackermanns trat und deſſen Haus, Material und meiſte Schauſpieler übernahm. Es handelte ſich dabei in Seylers wie in Løwens Sinne ohne Zweifel um einen großgedachten Fortſchritt im deutſchen Bünenweſen: um die Befeitigung aller der längſtbeklagten Uebelftände, darunter die Büne litt, ſo lange ſie Privatunternehmen einzler Künſtler war; und man verband ſich mit Recht zur Ausföhrung dieſes Gedankens mit dem Schöpfer des erſten wahrhaft nationalen Dramas, den man zuerſt zum Theaterdichter gewinnen wolte und, da er hierauf nicht eingieng, als Dramaturgen und Conſulenten anſtellte. Daß mit Eröffnung des neuen Nationaltheaters Leſſings hamburgiſche Dramaturgie zu erſcheinen begann und die Vorſtellungen vom 1. Mai bis 28. Juli im Lauf eines Jares mit Erörterungen begleitete, die für immer zu Grundlagen unfreier Literaräſthetik geworden ſind, an dieſer folgenreichen Tatſache hatte Seyler ein Verdienſt, das ihm nicht vergeſſen werden darf.

Bei den Hergängen, die zu dieſem Verdienſte führten, fehlte es jedoch nicht an Menſchlichkeiten niederer Art. Zu den hervorragendſten Mitglidern der Ackermannſchen Gefellſchaft hatte Friederike Sophie Sparmann, verhehlchte HENSEL, gehört, eine Dame nicht mehr in der erſten Jugendblüte — ſie war 1738 geboren — aber auf der Höhe der Kunſt und des Rumes; eine Perſon von Geiſt, die wie ſo viele ihrer männlichen Berufsgenoffen dem Theater zugleich mit der Feder diente, und wegen ihrer Fähigkeit, jüngere Künſtlerinnen zu unterweiſen und heranzubilden, beſonders geſchätzt wurde. Man kennt das glänzende Lob, das ihr Leſſing im 4. und 13. Stücke der Dramaturgie in den Rollen der Clorinde und Sara Sampſon geſpendet hat; ſie war nach ſeiner Meinung «eine von den beſten Actricen, welche das deutſche Theater jemals gehabt hat»; er rümt ihre «ſehr richtige Declamation, durch welche der verworrenſte, holprichſte, dunkelſte Vers die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhalte», und das damit verbundene «Raffinement, das entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung,

oder von einer sehr richtigen Beurteilung zeuge». Vielleicht noch mehr sagt er 1772 in einem Brief an Gebler: «Wien hat jetzt die einzige Person, von welcher ich glaube, daß sie die Orsina würde gut gemacht haben — — Ich bin kein persönlicher Freund von Madame Hänfelinn; aber ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich noch keine Actrice gefunden, die das, was sie zu sagen hat, mehr versteht, und es mehr empfinden läßt, daß sie es versteht» (Lessings Schr. hsgeg. v. Maltzahn 12, 443). Sehr viel weniger günstig beurteilte sie Schroeder, der bei Ackermann ihr College war: ihm waren, nach Meyer (I, 96), ihre «Zittertöne», ihre «Ooo, Aaach, Thrääänen, Seeelenpein ein Gräuel, ohnerachtet der freilich sparsame Gebrauch der achtbaren Schöenemannschen Schule sie halb und halb in Schutz nahm». Er hielt sie indes «für trefflich in sanften Rollen; bei heftigen kam ihr nur der starke Körperbau zu Statten, die Zittertöne beleidigten darin noch mehr; gleichwol wurde sie auch in solchen Rollen vom Publikum vergöttert und auch ihr Cothurngang bewundert, den Schroeder für einen Dragonerschritt erklärte» (a. a. O. 141). Dieses Urteil ist, wie man sieht, durch den entschiedneren Realismus, den Schroeder zur Geltung brachte, bedingt, aber auch von einer Eingenommenheit nicht frei, die persönliche Urfachen hatte. Sie hieng mit dem unbändigen Ehrgeiz und Rollenneide der talentvollen Frau zusammen, an dem auch Lessing bald seine Erfahrung machen sollte. Die Hensel mochte den Beifall nicht ertragen, den neben ihr Caroline Schulz erwarb; und sie benutzte Seylern als Werkzeug, sie von dieser Nebenbulerin zu befreien. Sie lebte mit ihrem Mann, einem Schauspieler, der in «schläfrigen dummen Bedienten und Alten sehr brav war», in einem unbefriedigenden Verhältnisse. Sie hatte sich von ihm getrennt und war nach Wien gegangen; Ackermann vermittelte eine Ausfönung und engagierte sie von neuem, aber nachdem am Abend ihrer Ankunft — 23. October 1765 — das Ehepaar bei ihm zusammen gespeist hatte, fürte Hensel die stolze Schöne in das für sie gemietete Logis, um selbst vor der Türe wieder umzukehren und in seinem bisherigen Quartier zu schlafen. Seyler würde darauf vom Bewunderer ihrer Kunst zu ihrem Anbeter und blieb nicht unerhört. Es kam zur Gründung des Nationaltheaters, dessen höheren Zielen es zu entsprechen schien, daß es dem Ballet entfatge; und so wurde Caroline Schulz, die von Haus aus Tän-

zerin war, samt ihrem Vater, dem bisherigen Ackermannischen Balletmeister, nicht engagiert. Schröder, der ebenfalls gewont war, im Ballet nicht minder als im Schauspiel zu glänzen, lehnte darauf das Engagement ab, bis er im Februar des folgenden Jares doch eintrat.

Leider zeigte sich bald, daß man einen so bedeutenden Schritt, ob nun mehr der Hensel zu Gefallen oder mehr aus Grundsatz, sehr voreilig gethan hatte. Die Teilname des Publikums war one Ballet so schwach, daß man es nachträglich wieder einführen, nun aber sich mit viel geringeren Kräften begnügen mußte, als diejenigen waren, die man von Ackermann hätte übernehmen können. Und die Hensel herschte doch nicht so unbedingt als es ihr Bedürfnis und für die Ruhe ihrer Umgebung erforderlich war: denn jetzt fand Madame Löwen neben ihr zu viel Anerkennung, auch bei Lessing. Nachdem dieser gar gewagt hatte, ihr im 20. Stück der Dramaturgie eine kleine Lection zu geben, indem er bedauerte daß sie eine Rolle gespielt, für die sie zu groß sei, und die Worte hinzufügte: «ich möchte nicht alles machen was ich vortrefflich machen könnte», da fiel etwas vor, das ihn veranlaßte, dem ursprünglichen Plan der Dramaturgie zuwider von da an nur noch von den aufgeführten Stücken zu handeln und kein Wort mehr über die Vorstellungen selbst zu sagen.

Trotz der Wiederaufnahme des Balletes war das Capital der Unternehmer schon nach einem halben Jare zugefetzt, und um seine Tage zu fristen, mußte das neue Nationaltheater, wie die alten Principale, auf die Wanderschaft gehn. Es spielte zwischen Advent und Fasten — denn in diesen Zeiten gebot die kirchliche Sitte die Büne zu schließen — in Hannover, vom Mai 1768 an wieder in Hamburg, im folgenden Winter nochmals in Hannover. Es rang immer hoffnungsloser mit seiner Finanznot, obgleich es nicht im mindesten mehr wälerisch in Reizmitteln für das Publikum war, und schloß mit den Fasten 1769 für immer. Der gutmütige Ackermann hatte sich bereit gefunden, den Vertrag unter den billigsten Bedingungen rückgängig zu machen, trat noch im März seine Principalschaft wieder an und fürte die Gesellschaft nach Braunschweig, indem er die tatsächliche Direction von nun an seinem Stieffon Schröder überließ.

Seyler aber hatte durch eine so herbe Erfahrung entfernt nicht

die Luft an dem ergriffenen Berufe verloren, noch auch sich für den Gedanken erkaltet, der Nation das Beispiel einer stehenden und in ihrem Bestande gesicherten Bühne zu geben. Mit dem Nationaltheater in Hamburg war es nicht gegangen, da galt es einmal die Probe mit einem Hoftheater in Hannover zu machen. Es gelang ihm bei dem dortigen Statthalter, Herzog Karl von Meklenburg, ein Privileg für die hannoverischen Lande zu erwerben, mit welchem freie Benutzung des großen Schloßtheaters in der Hauptstadt samt Dekorationen, Garderobe und Orchester sowie ein namhafter Geldzuschuß verbunden war. Die Hensel und einige unbedeutende Mitglieder der Ackermannischen Gesellschaft waren in Hannover zurückgeblieben und standen ihm zur Verfügung. Als er sein Privileg in der Tasche hatte, reiste er nach Braunschweig und vergalt die von Ackermann erfahrene Großmut damit, daß er ihm die tüchtigsten Kräfte, die er außer seiner Familie besaß, abspannte. Eckhof stand an deren Spitze; der bis dahin größte und berühmteste Schauspieler Deutschlands vertrug sich nicht mit dem aufstrebenden und jugendlich übermütigen Schroeder. Madame Brandes, die Gattin des bekannten fruchtbaren Theaterdichters*, gieng der Rivalität der Dorothea Ackermann aus dem Wege und tauschte dafür die der Hensel ein.

Seyler stand an der Spitze einer glänzenden Truppe, er erfreute sich der bedeutendsten äußeren Vorteile, und das Hamburger Unternehmen schien auf anderm Boden lebensfähiger wieder aufzuleben; dennoch war auch dies nur Schein. Die Teilname des Publikums in Hannover und den hannoverischen Landstädten reichte nicht aus um das Unternehmen zu tragen, obgleich die Lieblingsgattung der Zeit, das Singspiel, bevorzugt und dafür sogar ein eigener Theaterdichter in Michaelis, einem Genossen des Gleimischen Kreises, angestellt wurde. Die Hensel trug durch ihre geradezu krankhafte Empfindlichkeit bei das Publikum zu erkälten. Als in der Melanide von La Chaussée die Brandes mehr Beifall als sie erhalten hatte, befand sie sich in einer solchen Stimmung, daß sie das Kreischen einer Logentüre für einen Pfiff nam, und mit den Worten «wenn ich den Zuschauern misfällig bin, will ich mich lieber entfernen» die Bühne verließ, worauf die Vorstellung

* Deffen «Lebensgeschichte», Berlin 1800, von hier an als Quelle dient.

abgebrochen werden mußte. Seyler selbst ward in Hannover misliebig, wol wegen seines Verhältnisses zu der Hensel, da sonst keine Urfachen ersichtlich sind, und er sich in seinem Beruf alle Mühe gab. Man wanderte bis Hamburg, bis Lübeck; aber die Wanderungen waren kostspielig und verschlangen die Zeit zum Einstudieren neuer Sachen. Endlich lieh ein Schwager Seylers, der ihm schon öfter durch Vorschüsse aus dem Gedränge geholfen hatte, nochmals Geld unter der Bedingung, daß die Direction und Kassenverwaltung versuchsweise auf Eckhof übertragen würde. In dieser neuen Verfassung gieng die Gefellschaft 1771 nach Wetzlar, wo sie sich wirklich finanziell erholte. Die Hensel aber gieng, um Eckhofs unparteiische Direction nicht ertragen zu müssen, lieber wieder nach Wien; ihren Mann abermals zurück zu lassen, fiel ihr nicht schwer.

Während des dreimonatlichen Aufenthaltes der Gefellschaft zu Wetzlar verwirklichte sich die in Hannover unerfüllt gebliebene Hoffnung ganz ungefucht in der glücklichsten Weise. Die Herzogin Regentin von Weimar bot, nach Abgang der Kochischen Gefellschaft von dort, der Seylerischen unter sehr guten Bedingungen ein dauerhaftes Engagement an, auf das mit Freuden eingegangen wurde. Seyler übernahm die Direction wieder selbst, und sein Glück ward vollkommen, als die Hensel von Wien zu ihm zurückkehrte und bald darauf, nachdem sie sich von ihrem Manne hatte scheiden lassen, durch priesterliche Einsegnung Madame Seyler wurde.

Hier in Weimar hatte man die Stellung erreicht, darin allein das Theater seinem Berufe, Geist und Herz des Volkes auf eine veredelnde Weise zu vergnügen, one Wanken gerecht werden kann. Man war von den Launen und dem groben Geschmacke des Haufens vollkommen unabhängig; man hatte sich allein nach den Anforderungen einer Autorität zu richten, die jenen edeln Beruf des Theaters selbst im Auge hatte; und auch diese Autorität hieng von dem Haufen nicht ab, weil sie nicht darauf rechnete, daß er die Kosten einbrächte. Die Herzogin Amalie gab nur unentgeltliche Bilete zu dem Theater in ihrem Schlosse aus*.

Eine Vereinigung von Künstlern hätte sich mehr Teilname und Anerkennung und eine angenehmere gefellschaftliche Stellung

* S. Diezmann, Weimar-Album 7.

nicht wünschen können, als die Seylerischen auf dem empfänglichen und vorurteilsfreien Boden dieses Hofes fanden. Wieland gibt hievon im ersten Jargange seines Merkurs (1773) das beste Zeugnis: «wo sollte es weniger von nöthen seyn das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen als an dem Orte, wo ich dieses schreibe? Der Schutz, den eine durch Geist und Herz erhabene Fürstin dem deutschen Theater in ihrer Residenzstadt angedeihen läßt; die Talente und Sitten der hauptfächlichen Personen, aus welchen die hiesige Schauspieler-Gesellschaft besteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird; der Eyfer, der den Unternehmer und die Glieder seiner Gesellschaft beseelt, das ganze Institut der Vollkommenheit immer näher zu bringen; — alles dies macht den bloßen Gedanken unmöglich, daß jemand unter uns sich sollte einfallen lassen, Blitze von Colofonium und Bärenlappen auf eine so beschaffene Schaubühne loß zu schleudern. — — Nicht allein die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauspiel ein Reiz mehr ist, der sie dahin zieht, genießen die Vortheile eines fortdauernden von dem Hofe selbst unterhaltenen Theaters; die ganze Nation nimmt im gewissen Maße Antheil daran. Die Talente der Schauspieler vervollkommen sich bei einem solchen Institute ebenso unvermerkt als der Geschmack der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß derselben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert» u. s. w. — — «Wenn die dermalen von dem hiesigen Hofe angestellte Schauspieler-Gesellschaft zu bescheiden ist, sich selbst einen Vorzug vor ihren deutschen Mitschwestern zuzueignen: So können wir doch der Wahrheit das Zeugniß nicht versagen, daß sie in allen Betrachtungen eine der besten ist, die man noch in Deutschland gesehen hat. Ihr Vorsteher, Herr Seiler, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Prinzipalen gar sehr zu seinem und des Theaters Vortheil. Er ist ein Mann von Empfindung und Einsicht, besitzt alle Kenntnisse, die sein Posten in dessen ganzem Umfang erfordert, und empfiehlt sich uns eben so sehr durch seinen Umgang, als durch die gute Art, womit er ein Amt verwaltet, dem er sich, da er selbst kein Schauspieler ist, ganz widmen kan. Die Talente und der Ruhm der Madame Seiler (ehemaligen Mad. Henfel)

und des Hern Eckhofs, welche beyde an der Spitze unsrer Gesellschaft stehen, sind zu bekannt und entschieden, als daß ich nöthig haben sollte zu sagen, wie groß der Vorzug des hiesigen Theaters dadurch wird, daß wir sie besitzen. Beyde sind unstreitig die einzigen in ihrer Art» u. f. w. — — «Die Achtung, womit hier den Gliedern der Theatralischen Gesellschaft begegnet und der Beyfall, der ihren Bestrebungen häufig zugeklatscht wird, läßt ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig» (I, 266 fgg.).

Wieland selbst hatte den Vorteil, daß seine Alceste in Schweitzers Composition von den strebsamen, obwol im Stil der ernstesten Oper ungeübten Kräften dieser Gesellschaft überraschend gut auf die Bühne gebracht wurde; und somit ist auch der Ursprung der deutschen *Opera seria*, deren erstes Beispiel die Alceste war, ehrenvoll mit Seylers Namen verbunden.

Dieser glücklichsten und sorgenfreiesten Epoche seiner Gesellschaft bereitete der Brand des Weimarer Schlosses am 6. Mai 1774 ein jähes Ende. Die Beschränkung des Aufwandes, die dem Hofe nun zur Pflicht wurde, schloß jeden Gedanken an Erhaltung der so liebevoll gepflegten Kunstanstalt aus. Zwar konnte Seyler sich alsbald bei dem Herzog Ernst von Gotha engagieren und fand auch in dessen Residenz freundliche Aufnahme und empfänglichen Sinn; er fand dort Gotter, der für ihn zu arbeiten bereit war, und Benda, der das Melodram Ariadne auf Naxos von Brandes und Gotters Medea in Musik setzte, jene eine Gelegenheit des Triumphes für Madame Brandes, diese für Madame Seyler. Aber einen festen Aufenthalt, wie Weimar, gewährte Gotha nicht: man hatte sich zur Aufbesserung des Engagements das Recht ausbedingen müssen, regelmäßig die Leipziger Messe zu beziehen. Als man dort im Frühjahr 1775 verweilte, kam ein Ruf nach Dresden, der wol wegen der dortigen größeren Verhältnisse angenommen ward, obgleich die Notwendigkeit der Meßwanderungen nach Leipzig damit nicht weg fiel und der unerfetzliche Eckhof dadurch verloren gieng. Denn er blieb mit der Hälfte von Seylers Leuten in Gotha als Director des Hoftheaters, das nun der Herzog auf eigene Rechnung unternam. Seyler ergänzte seine Gesellschaft, so daß sie ihren Rum noch immer behaupten konnte, und suchte sie durch Anlage eines Pensionsfonds zu befestigen. Unter ihren männlichen Mitgliedern nam nunmehr der liederliche aber geniale Borchers den ersten Rang

ein; und dies war ihre Lage, als Klinger sie auf der 76er Herbstmesse in Leipzig fand.

Es konnte wol einen dramatischen Dichter locken, dieser Gesellschaft, die in einer aufstrebenden Zeit neben der Schröderischen als vornehmste Pflegerin unseres Theaters erschien, seine Dienste zu widmen. Eine Stellung dieser Art war nicht neu: Schröder hielt von 1772 bis 78 einen Theaterdichter Bock, der viele ausländische Sachen bearbeitete und eigne lieferte; auch Seyler hatte bis 1771 seinen Michaelis gehabt. Unter seinen Schauspielern waren dormalen zwei, die als Bünendichter Beifall fanden und bereits einen Namen hatten, Brandes und Großmann; der letztere hatte erst jetzt in Gotha seinen Beruf auf den Bretern gesucht, nachdem er vorher nur als Literat tätig gewesen war. Es ist ein Beweis für Seylers Fähigkeit zu großen Auffassungen, daß ihm keiner dieser Männer, die er ohnedieß im Sold hatte, genügte, um mit ihm als seinem Theaterdichter vor der Welt zu figurieren. Er verlangte danach, Novitäten von größerem Wurf, von tieferer Eigenart auf seine Bühne zu bringen, und fand one Zweifel, daß Klinger der Kunst des Schauspielers neue dankbare Aufgaben stellte. Hatte dieser Dichter in der *Arria* ein mangelhaftes Intriguenstück geliefert, so bewiesen doch die *Zwillinge*, daß er in der pathologischen Tragödie neue und gewaltige Wirkungen zu entfalten vermochte, und das Manuscript von *STURM UND DRANG*, das er jetzt vorlegte, schien eben solche zu versprechen.

Es ist Zeit, daß wir von diesem Werke, damit unser Dichter sich bei Seyler einkaufte, Kenntnis nehmen.

Die phantastische Richtung, die sein Geist mit dem Grifaldo eingeschlagen hatte, beherrscht auch *Sturm und Drang*. Doch verweilt er hier nicht mehr in einer Welt nach dem Zuschnitte Ariosts, wo man das Phantastische natürlich zu finden bereit ist: er schiebt es one Umstände in den Horizont der Gegenwart herein, und nur daß der Ocean zwischen dem Zuschauer und der Handlung liegt, dient zu einiger Milderung. Berkley und Bushy, zwei Namen aus Shaksperes *Richard II.*, bezeichnen hier einen nordenglischen und einen schottischen Edelmann, unter welchen ursprünglich freundschaftliche Verbindung, nachmals Rivalität bestand. Berkleys Schloß wurde in einer Nacht feindlich überfallen und zerstört; die Lady

verlor dabei das Leben und der unerwachsene Son Harry verschwand spurlos; der Lord blieb allein mit der dreizehnjährigen Tochter Jenny Caroline — sie vereinigt die Namen der Darmstädter Freundin und der lustigen Schönen in Weimar — und erfuhr zu dem Verluste von Weib, Kind und Haus auch noch das Loß der Verbannung. Er glaubte sich genötigt anzunehmen, daß der Urheber des Ueberfalles und seines ganzen Unglückes Niemand anders als Busby in Verbindung mit einem gewissen Hubert war, über den wir nichts näheres erfahren; aber auch über den Grund dieser Annahme erhalten wir kaum am Schlusse des Stückes eine Andeutung; noch weniger erfahren wir über die Ursache der Verbannung, und über die Möglichkeit einer mittelalterlichen Familienfehde im England des 18. Jahrhunderts bleiben wir unsern Gedanken überlassen. Waren vielleicht Berkley und Busby ursprünglich beide Anhänger des Prätendenten und hatte Busby die siegreiche Partei des Hauses Hannover ergriffen? Auf diese Weise wäre ja die Sache wahrscheinlich zu machen gewesen; aber hier wie in früheren Fällen lag dem Verfasser an der sachlichen Motivierung nichts, gab er sich keine Rechenenschaft darüber, daß dieselbe unerläßlich ist, um den Zuschauer wirklich für die Handlung zu interessieren. Genug, Berkley wanderte mit seiner Jenny nach Nordamerika aus.

Zehen Jare sind vergangen, die Empörung der Colonien ist ausgebrochen und der sechzigjährige, noch immer rüstige und feurige Berkley hat sich den Verteidigern seines neuen Vaterlandes angeschlossen. Sein Charakter ist der des im Grunde gutherzigen und gefühlvollen Polterers. Er brütet über seinem Unglück und seinem Haß gegen dessen angenommenen Urheber, und diese Leidenschaft beherrscht ihn bis zum krankhaften Trübsinn, darin er bald geistesabwesend, bald kindisch erscheint; wir finden ihn zuerst mit dem Bau eines Kartenhauses beschäftigt, das ihm sein ehemaliges Schloß vergegenwärtigt und in dem er den alten Freund Busby mit sich will wonen lassen, bis er es in ausbrechendem Zorne umwirft und sich in Verwünschungen ergießt. Die gute empfindsame Jenny leidet unter seiner wilden Unverfönllichkeit; sie nährt eine geheime Liebe zu ihrem einstigen Gespielen Karl, dem Sone Busbys. Auch mit diesem ist die Liebe zu Jenny in der Trennung herangewachsen; sie zu suchen, die ihm Tag und Nacht vor Augen schwebt, ist er mit seines Vaters Erlaubnis in die Welt gegangen,

und weil er ihre Spur nicht fand, in ein zweckloses, verzweifelter Treiben verfallen. Er nennt sich Wild. Er ist das Kraftgenie des Stückes, das sich in seiner Leidenschaft zerreibt und doch vor quellender Kraftfülle nicht aufreiben kann; natürlich der Repräsentant des Verfassers selbst, dem jetzt längst die «Grifaldische Sanftmut» wieder vergangen ist. Es werden dieser Person Worte in den Mund gelegt, die ganz eigentlich Klingers Stimmungen in der letzten Weimarer Zeit ausdrücken: «es ist mir wieder so taub vorm Sinn. So gar dumpf. Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ist so weh wieder. O könnte ich in dem Raum dieser Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte. O Unbestimmtheit! wie weit, wie schief führt du den Menschen! — — Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbestimmtheit zu kommen, mußt ich fliehen. Ich meinte die Erde wankte unter mir, so ungewiß waren meine Tritte. Alle gute Menschen, die sich für mich interessirten, hab ich durch meine Gegenwart geplagt, weil sie mir nicht helfen konnten. BLASIUS. Sag lieber, nicht wollten. WILD. Ja, sie wollten». Und nun wird ausgemalt wie es mit Klinger hätte werden können one Seylers Antrag: «ich mußte überall die Flucht ergreifen. Bin alles gewesen. Ward Handlanger um was zu seyn. Lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgends Ruh, nirgends Raft. — — Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne hier mitmachen, als Volontair, da kann sich meine Seele ausrecken, und thun sie mir den Dienst, und schießen mich nieder, gut dann!» Ein bemerkenswerter Unterschied Wilds von Klinger ist übrigens, daß er in guten Verhältnissen lebt. Er führt daher den rettenden Gedanken des amerikanischen Kriegsdienstes, der jenem nur tanzalisch vorgegaukelt ward, wirklich aus; und nicht als Mietling, sondern als Freiwilliger; auch will er nicht, wie Klinger, dem König von England, der doch sein König ist, sondern den Colonien dienen. Wie er dazu kommt wird nicht gesagt: der Dichter braucht es eben so, damit er mit Jenny zusammen kommen kann, und doch liegt das natürlichste Motiv auf der Hand, da man nachher erfährt, daß auch sein Vater Busby ein Verbannter geworden ist. Nahe hätte es überdies hier gelegen,

Wilds Charakter mit einer tüchtigen Dosis Rousseauischen Freiheit-schwindels zu verätzen, unausweichlich war es, wenn der Dichter selbst nur eine Spur davon befaß; aber dieser hatte ja nicht nur mit Seelenruhe, sondern mit Begeisterung sich in den Gedanken gefunden, gegen die Freiheit als Landsknecht zu Felde zu ziehen. Vielleicht kante er bis dahin nicht mehr von Rousseau als den Emil und die Heloise, und sein Geist neigte weder jezt noch später zu politischer Schwärmerei.

Wild also ist in demselben Gasthaus eingekehrt, wo Berkley mit seiner Tochter wont, und findet die letztere, indem er aus Versehen ein falsches Zimmer betritt. Man erkennt einander, aber man kann seines Glückes nicht froh werden: der racheschnaubende Alte darf nicht einmal wissen wer Wild ist. Dieser, von ihm bei Jenny überrascht, gibt vor, daß er ihn habe besuchen wollen, um durch seine Vermittelung bei den Truppen enroliert zu werden; er kann ihm die Kunde geben, daß auch Busby in des Königs Ungnade gefallen und mit einem bescheidenen Reste seines Vermögens unsichtbar geworden sei; aber er gefällt ihm nur halb, weil ihn sein Gesicht und sein Wesen an die Busbys erinnert. Nun verwickelt sich die Handlung stärker durch die Ankunft des jungen Berkley, aus dem unter dem angenommenen Namen Boyer ein Seecapitän geworden ist, der einen Caper der Colonien führt und mit einer englischen Prise eben jezt in den Hafen einläuft. Dieser junge Mann ist längst ein Bekannter Wilds; drei Mal sind sie an verschiedenen Orten zusammen getroffen, jedesmal hat ihn der Capitän aus einem grundlosen, unerklärlichen Hasse, den er keineswegs erwidert, zum Zweikampfe gefordert, und einer hat dem andern Wunden beigebracht. Wieder treffen sie nun im Gasthaus zusammen und es kommt one weiteres zu einer neuen Ausforderung; sie wird aber vertagt, weil morgen eine Bataille bevorsteht, die nicht nur Wild, sondern auch der Capitän mitmachen will. Inzwischen besucht der letztere aus Höflichkeit den im selben Hause wohnenden alten Berkley, und dieser erkennt seinen vor zehen Jaren verschwundenen Son. Der Capitän erfährt hier erst den Tod seiner Mutter, der Busbys Schuld vermehrt: und doch hat er die Rache bereits vollzogen, hat Busby und Hubert, die auf seinem Schiffe furen, allein in einem Bote dem wildesten Sturme preisgegeben. Mit dieser Geschichte wird Wild, der von Berkley zu Tische ge-

beten war, empfangen, nachdem ihm der Capitän als Son seines Wirtes vorgestellt ist. Mitten in dem Affecte, darein ihn eine so schreckliche Nachricht versetzt und der bereits zu bloßen Degen führt, wird durch die Zudringlichkeit einer Person, die der nachher zu beschreibenden Nebenhandlung angehört, auch noch ver-raten wer Wild ist; und wenn es möglich war ihn noch wilder zu machen, so geschieht es durch ein Bild seiner Mutter, das ihm ein freundlicher dem Capitän angehörender Negerknabe mitten in dieser Situation übergibt. Der alte Berkley setzt jedoch die Verschiebung des Zweikampfes bis nach der Bataille durch, und damit schließt der vierte Act in der denkbar straffesten Spannung.

Im fünften Acte kommt man aus der siegreichen Schlacht zurück, der Capitän mit einem Schuß in der Wade, der ihm Sorge für seine Reputation macht, bis sich zeigt, daß er neben eingegangen ist. Wild aber hat «mit seinen Freiwilligen» — die sich erst während der Action zu ihm gefunden haben müssen — das Beste gegen den Feind getan, wodurch der alte Berkley «Ehrfurcht für ihn kriegt hat» und der Capitän nur zu wilderem Haß entflammt ist. «Die verdammte Gegenwart, Festigkeit und Starrheit im Menschen.» Wild dringt auf den Zweikampf, trotz der Wunde, die seinen Gegner am Gehn hindert, trotz den Schmerzen die es ihm selber macht, Jennys Bruder feindlich gegenüber treten und sie, wie auch der Ausgang falle, verlieren zu müssen. Jenny gesteht selbst, daß er nicht vergeben könne; die Kräfte verlassen sie und sie möchte sterben: «laß mirs nur noch dunkler werden vor den Augen, und schwerer hier. Ich geh zu Ende, so gern zu Ende — du zerstörst so gewaltig». Da kommt der Mor, der Wild längst vergeblich gesucht hat, und verrät daß der alte Busby nicht tot ist. Er selbst im Bunde mit dem Schiffslieutenant hat ihn und Hubert gerettet. «Ich bettelte so lange zu seinen Füßen, bis er einwilligte. Wir belogen den Capitän, als wären sie in die Barke gesetzt, und die Barke schwamm doch leer weg. Ha! ha! ha! — — Wir versteckten die Alten in einen kleinen, kleinen Winkel, und ich stahl ihnen Zwiback und Waffers fatt. Aber nur verrath dem Capitän nichts, und auch du nicht, Miß! er würde mich fortjagen, oder todtpfeitschen.» Kaum haben die Liebenden Zeit ihre Freude über diese Enthüllung auszudrücken, so erscheint

der alte Busby selbst, und führt in einer Schlußscene, zu der sich beide Berkleys einfinden, die vollkommene Lösung des Knotens herbei. Er ist ein schwacher Greis, aber ein Sieger über seine Leidenschaften, und tritt den andern aufgeregten Charakteren mit überlegener Ruhe und Sanftmut gegenüber. Wild möchte mit seinem Vater und seiner Geliebten fliehen und die Berkleys ihrem Haß überlassen; aber der Vater hat seinen Feind gesucht um ihn zu versöhnen. «Friede und Ruhe ist in meine Seele gekehrt, sie wird auch zu Berkley einkehren. Ich hab nichts gefunden in all meinen Verirrungen, als dies, und habe alles gefunden.» Die Berkleys wollen sich in ihrer Feindschaft versteifen; der alte ist jedoch beim Anblicke Busbys, beim Ton seiner Stimme alsbald seiner Haltung nicht mehr sicher. Und nun hört er von diesem, daß sein ganzer Rachedurst von Anfang grundlos gewesen ist. «Sieh ich stehe am Rande des Grabes. Gedanken der ewigen Ruhe haben längst meine Seele gefüllt, und geben mir Stärke, jemehr mein schwacher Körper zusammensinkt. Berkley, da lügt man nicht, und ich thats nie. Hier, wo Wahres vom Falschen getrennt wird, sag ich Dir, daß ich unschuldig bin am Verheeren Deines Hauses, an Deiner Verbannung. Der es that, liegt längst im Thale des Todes verschlossen. Ruhe seiner Asche! sein Name und seine Triebfedern sollen nicht über dieses Herz kommen. BERKLEY. Du hättest das nicht gethan? — alter Heuchler! BUSBY. Es ist hart, Berkley! mein Angesicht spricht für mich, und meine Offenheit, die mich viel gekostet hat. Unser Unglück war Mißverständniß, daß wir nach einem Ziele trieben, unsere Interessen sich an einander stießen, meine zu heftigen Leidenschaften, und Deine noch feurigere. O Mylord! was erhielten wir, was wurden wir Beyde? Laß uns alles gut machen, laß uns in Liebe leben!» Der Capitän gibt die Fehde unwillig verloren: «es ist schändlich, sich vertragen wie Weibsleute am Ende». Der Alte wendet sich mit einem letzten Versuch ab: «ich kann Dich nicht lieb haben» — um sich gleich darauf mit den Worten «bleibe hier!» zu ergeben. Indes sein Son sich zurück zieht um erst mit sich selbst einig zu werden, eh ers mit andern werden kann, schließt er: «komm Busby, die Allee hinab, ich will versuchen, ob ich mich mit Dir vertragen kann. Ich kann Dir noch über keine meiner Empfindungen Wort geben, haß Dich noch, und — es fällt mir so vieles ein — Komm

nur!» Ueber einer stummen Umarmung des zurückbleibenden Liebespares fällt der Vorhang.

Es ist, wie wir früher zu bemerken Gelegenheit hatten, ein altbewährtes wolfeiles Mittel, eine auf tragischen Ausgang angelegte Handlung dadurch zu glücklichem Ende zu bringen, daß man die Voraussetzung, darauf die tragische Verwicklung beruht, sich als irrig herausstellen läßt. Auch wenn man diese Methode an und für sich nicht beanstandet, wird man doch finden, daß sie hier einen sittlich befriedigenden Ausgang nicht herbei zu führen vermocht hat. Eine abscheuliche Handlung kalter Rachsucht ist begangen; ihr Urheber, der Capitän, rümt sich ihrer; der alte Berkley hat für sie höchstens ein Wort des Schauders, keines der Misbilligung. Das verlangt Sünde an beiden, und daß der Erfolg des Verbrechens durch die Gutherzigkeit eines dritten heimlich vereitelt worden, kann daran nichts ändern. Hätte der Dichter dem alten Berkley Unwillen über die Tat seines Sones, diesem selbst Reue geliehen, so mochte die Enthüllung des Moren und das edle Auftreten Lord Bushys alles versöhnen, so aber endigt das Stück mit einem sittlichen Misklang, wie er in keinem früheren Drama Klingsers vorgekommen war. Was ihn mildert ist nur die phantastische Natur der Handlung und der Charaktere, die uns, wie in manchen Lustspielen Shaksperes, hindert den Maßstab des vollen sittlichen Ernstes anzulegen.

Dieser Eindruck des Phantastischen wird durch die eingeflochtene Nebenhandlung sehr erhöht. Wild hat sich bei seinen früheren Kreuz- und Querzügen mit zwei wunderlichen Freunden zusammen gefunden, über deren bunte, leidenvolle Vergangenheit nur unzusammenhängende Andeutungen gemacht werden. La Feu — ein Name aus Shaksperes Ende gut Alles gut — ist ein sanguinischer Phantast, der von bewußten Illusionen lebt, jede Lage und Umgebung ins Feen- oder Schäferhafte umzudichten und zu einer Quelle eingebildeter Freuden zu machen versteht, und das eingestandner Maßen, um sich für die herben Erfahrungen des Lebens zu entschädigen. «Träumen muß der Mensch, lieber, lieber Blasius, wenn er glücklich sein will, und nicht denken, nicht philosophiren. Sieh, Blasius, in meiner Jugend war ich ein Poet, hatte glühende, schweifende Phantasie, das haben sie mir so lange mit ihrem eiskalten Wasser begossen, bis der letzte Funke verlösch. Und die

häßliche Erfahrung, die scheußliche Larven von Menschengesichtern all, wenn man alles mit Liebe umfassen will! Da ein Hohnge-lächter! da ein Satan! — Ich stund da wie ein ausgebrannter Berg; gieng durch Zauber-Oerter, kalt und ohne empfangendes Gefühl. Das schönste Mädel rührte mich eben so wenig, wie die Fliege die um den Thurm schwirrt. Um des Elends loß zu werden, be-stimmte sich meine Seele anders zu fühlen, und zu sehen (lies: glühen) wo ihr kalt bleibt. Alles ist nun gut, alles lieblich und schön!» Blasius seinerseits ist verrückt vor Blasiertheit. «Nein, ich lieb nichts. Ich habs so weit gebracht, nichts zu lieben, und im Augenblick alles zu lieben, und im Augenblick alles zu vergessen. Ich betrüg alle Weiber, dafür betrügen und betrogen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengedrückt, daß Gott erbarm! Ich hab alle Figuren angenommen. Dort war ich Stutzer, dort Wildfang, dort tölpisch, dort empfindsam, dort Engelländer, und meine größte Conquete machte ich, da ich nichts war.» Eben darum scheint er gerade dieser Eroberung nachzutruern. Sonst rürt ihn nichts mehr an, langweilt ihn alles, sein Sinn ist stumpf und sein Kopf schläfrig. Er will nichts und ist nichts, wie La Feu alles will und alles zu sein glaubt. Diese zwei curiosen Heiligen hat Wild mit Gewalt zuerst aus Rußland nach Spanien geschleppt, indem er sie in der Kutsche festband, mit der Pistole bedrohte, für Rasende ausgab; nach Spanien, weil er geglaubt hatte, der dortige König «fange mit dem Mogol Krieg an». Als dies nicht geschah, packte er sie wieder auf und schleppte sie nach Amerika, was sie erst erfahren da sie angekommen sind; Blasius will sich darüber mit ihm schießen, aber Wild geht nicht darauf ein: «sey gescheid Freund! Ich brauch und lieb euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel konnte keine größere Narren und Unglücks-Vögel zusammen führen, als uns. Desßwegen müssen wir zusammen bleiben, und auch des Späßes halben. Unser Unglück kommt aus unserer eignen Stimmung des Herzens, die Welt hat dabey gethan, aber weniger als wir». Er setzt beide zu Erben ein für den Fall, daß er im Kriege das Leben verliert. Sie bekommen dadurch in dem Stücke zu tun, daß sie mit des alten Berkleys Schwester und Nichte, die man bei ihm lebend zu denken hat, zusammengeführt werden. Lady Kathrin ist eine girrende alte Coquette, ihre Nichte Louise eine mutwillige junge; jene wird von La Feu mit schwärmerischer An-

betung beglückt, diese strebt vergeblich Funken aus Blasius zu schlagen und steht Qualen des Neides aus, indes die Tante schwelgt. Dieses Motiv gibt die komischen Szenen des Stückes ab. Eine derselben ist zwischen beiden Paren im Garten des Gasthauses bei Mondschein: hier belauschen sie Wild, der in den Aesten eines Baumes bis vor Jennys Fenster geklettert ist und dort mit ihr kost — eine Reminiscenz an das Leidende Weib und an Romeo und Julia. So kommen die Damen dahinter wer Wild ist, und durch Lady Kathrin erfahren es die Berkleys: dies der einzige Punct wo die Nebenhandlung wesentlich eingreift. Sie schließt damit, daß La Feu und die Lady sich als Damon und Phyllis zu einem Schäferleben in rein geistiger Liebe verbinden: so will es wenigstens Damon, Phillis stichelt aufs Heiraten; indes Blasius, der sich mit dem Gedanken des Todes neu versöhnt hat, dem in einer schönen Nacht «Himmel und Erde, die ganze Natur Freund geworden ist», sich mit seinem «noch übrigen Gefühl» als Einsiedler in einer Höle niederlassen will, ganz unangesehen, daß nun die arme Louise allein übrig bleibt.

Klinger schrieb den 4. September bezüglich des damals so genannten Wirrwarrs an Schleiermacher die Worte: «wo du einen Herrn Wild, Blasius und La Feu sehr lieb kriegen wirst». Damit können nicht die Charaktere der Fabel als solche gemeint sein, denn La Feu wenigstens ist lediglich zum Lachen und Blasius kaum zu etwas mehr behandelt. Da nun Wild ganz deutlich die Maske des Autors selbst ist, so kommt man auf den Gedanken, daß hinter den beiden andern zwei gemeinschaftliche Freunde Klingers und Schleiermachers stecken, die man auch in der Caricatur lieben wird, sobald man sie erkennt. Aber welche? Kayser hat vielleicht etwas von Blasius, aber wer wäre der andere? Man rät vergeblich. Bei näherem Zusehen überzeugt man sich, daß nicht Wild allein, sondern alle drei Masken des Autors sind. Wie er in den Zwillingen die Rolle des Grimaldi dazu bestimmt hatte, einer gewissen Art von Stimmungen, die neben den starken und wilden durch seine Seele giengen, zum Ausdrucke zu helfen, so hat er hier sogar zwei Nebenpersonen benutzt, um die Seiten seines Wesens darzulegen, die in Wilds Charakter keinen Platz fanden. Da es Seiten waren, die Klinger in sich selbst nicht wolte zur Geltung kommen lassen, weil sie zu dem männlichen Charakter-Ideal, das ihm vorschwebte,

nicht paßten, so hat es nichts auffallendes, daß er ihre Träger im Drama in ein lächerliches Licht stellte oder fratzenhaft ausmalte. Aber man sehe nur die vorhin ausgehobenen Stellen darauf an, ob sie sich der aller subjectivsten Auffassung entziehen können, wenn auch alles, auf den Autor selbst bezogen, poetisch gesteigert erscheint. Und gar was Wild von den drei Narren und Unglücksvögeln sagt, deren Elend noch mehr aus ihrem Herzen als von der äußern Welt kommt — so sprach Klinger in Briefen zu seinen jüngern Freunden, und so mußte er zu sich selbst sprechen, wenn er sich über den Blasius und La Feu, die in ihm selbst waren, erhob: über das mutlose, naturfelige, todersehrende Schwelgen in der Resignation und über das phantastische Schwelgen in der Illusion; über die Gefülsweichlichkeit, daraus beides in seinen schlimmen Stunden ihn anwandelte. Und nun wird es klar was die wunderliche Erfindung bedeutet, daß Wild seine Freunde gebunden wie Irrsinnige seines Weges mit sich fortzuschleppt, daß diese seltsamen Toren überhaupt seine Freunde sind und daß er meinen kann, sie müssen zusammen bleiben, «auch des Späßes halber»: es ist eine Allegorie über des Dichters eigne, wunderbarlich zusammengesetzte Natur, darin doch das tatkräftige, kampfdürstende Element das herrschende und bestimmende, auf die andern humoristisch herabblickende ist. Um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß des Dichters eignes Herz auch durch den Mund des Blasius spricht, sei noch folgende Stelle hieher gesetzt: «Liebe, Unglückliche alle die ich verlassen hab, weinet nicht nach mir, vergeßt mich! Ich konnte Euch nicht geben, keine Ruhe, keine Hülfe, ich hatte nie. Vergebt mir!» Wer verkennt hier die schmerzliche Erinnerung an eine leidende Mutter, an zwei hart arbeitende, ihre Jugend verkümmernde Schwestern, die er um eine Hoffnung nach der andern betrogen hatte und deren Bild auch seine heitern Stunden vorwurfsvoll verfolgte.

Fünfzehn Tage nach Klingers Ankunft in Leipzig sollte die Seylerische Gesellschaft nach Dresden zurückkehren (Br. 26), und im ersten Briefe, den er von Dresden an Schleiermacher schrieb, erwartete er die Aufführung von Sturm und Drang bereits «kommende Woche». Auf der Ostermesse zu Leipzig, am Dienstag nach Ostern, dem 1. April, wurde die Bühne damit eröffnet (Br.

33. Theaterjourn. 2, 167); dürfen wir dem Verfasser glauben, so schlug das Stück, so fremdartig es dem Publikum vorkam, immerhin ein. Das Theaterjournal verrät in der Correspondenz vom 7. Mai (a. a. O.) was den Haupteindruck machte: «der Mohrenjunge und der wahnwitzige Lord sind herrliche Charaktere». Am 2. Juni folgte die Vorstellung, über die Wagner in seinen «Briefen die Seylerische Schauspielergesellschaft und ihre Vorstellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend» handelt. Hier erfährt man die Besetzung einiger Rollen: «zu Wilds Rolle hat Herr Opitz all das glühende Jugendfeuer, das sie erfordert, und spielte von Anfang bis ans Ende herrlich. Herr Borchers als Lord Berkley, war ganz in seinem Fach unnachahmlich». Lady Kathrin war die Seyler. Opitz war nach der «Kurzen Charakteristik der Seyler'schen Schauspieler-Gesellschaft» im siebenten Stück des Theater-Journals «ein hübscher, wohlgebildeter, junger Mann, blond ohne fad zu seyn»; der Verfasser will «manchen sich wundergroß dünkenden Schauspieler auffordern, den Wild in Sturm und Drang so zu spielen, wie er ihn gespielt hat». Seyler hatte ihn, wie Brandes angibt, im Herbst vorher zu Leipzig von seinen Studien weg engagiert. Meine Mutter wußte, daß er als Wild Klingers Persönlichkeit so teufelnd auf die Bühne gebracht habe, daß in Frankfurt die Sage gieng, Klinger hätte die Rolle unter falschem Namen selbst gespielt. Das Haus war übrigens schwach besetzt (Wagner S. 206), das Frankfurter Publikum hatte kein Interesse an seinem, wenn nicht berühmten, doch bereits vielberufenen Landsmann gezeigt, und der befreundete Wagner glaubte denselben über diesen Erfolg mit den Worten trösten zu sollen: «daß sein Stück, bey der ersten Vorstellung wenigstens, an keinem Ort — es müßte denn allenfalls in Hamburg seyn — diejenige Wirkung thun würde, die jedes andre mit mehr Spektakel, Sentenzen, Exklamationen und Theaterstreichen angefüllte Marionettenspiel gewiß thun muß, konnte der Verfasser, wenn er das hörende und richtende Publikum kennt, schon zum Voraus an den Fingern abzählen». Ueber weitere Vorstellungen des Stückes finde ich im einzeln keine Nachricht; aber es wurde one Zweifel überall gegeben, wo die Gesellschaft in der nächsten Zeit ihren Thespiskarren aufschlug. Eine unter dem 17. September 1777 in das Theater-Journal (3, 176) eingerückte «Antwort, die Herr Abel Seyler auf ein an ihn abgelassenes Schreiben

hätte ergehen lassen können; an seiner Statt aufgesetzt von F. . .), gibt folgende während jenes Sommers von der Gesellschaft aufgeführte deutsche Originalstücke an: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, der Freygeist von Lessing; der geadelte Kaufmann und die Hochzeitfeyer von Brandes; Henriette und die Feuersbrunst von Großmann; der dankbare Sohn und der Edelknabe von Engel; der glückliche Geburtstag von Schletter; Sturm und Drang von Klinger; das Duell von Jestern; die Subordination (oder der Graf von Walltron) und Sophie von Möller; der Tadler nach der Mode von Stephanie. Von diesen Verfassern gehörte der Gesellschaft außer Großmann — denn Brandes war abgegangen — jezt auch Möller als Schauspieler und Schletter als Souffleur an.

Im Drucke war Sturm und Drang am 3. April 1777, wo Klinger seinem Freunde das Manuscript in einiger Zeit zu schicken versprach, noch nicht erschienen und stand auch noch nicht in Aussicht; bei der Ausgabe unter dem Titel: «Sturm und Drang. Ein Schauspiel von Klinger. 1776», one Angabe des Ortes und Verlags, bezieht sich also die Jarzal auf die Zeit der Abfassung. Doch ist sie noch 1777 erschienen; und demnächst wurde das Stück nachgedruckt im ersten Bande der «Sammlung neuer Original-Stücke für das deutsche Theater. Berlin und Leipzig bey Decker, 1777», zusammen mit dem Schauspiel «Besser getrennt als ungeliebt» von d'Arien und den Lustspielen «Der glückliche Geburtstag» und «Das Goldstück oder der kleine Menschenfreund» von Schletter.

Der im October erschienene Grifaldo hatte begreiflicher Weise das Kopffschütteln der Kritik, das der Arria gefolgt war, gesteigert. Im Vergleich mit ihm mußte die Arria noch edel und maßvoll erscheinen. Lessing schrieb am 8. Januar 1777 seinem Bruder, daß er Klingers letztes Stück unmöglich habe auslesen können, und findet, daß Lenz — den er für den Verfasser der Kindesmörderin hält — «immer noch ein ganz anderer Kopf» als jener sei (Maltzahn 12, 575). Boie, der dem Verfasser ja persönlich wol wolte, schrieb den 13. December 1776, ihn mit Phil. Ludw. Hahn in einen Topf werfend, ganz entsetzt an Bürger: «hast du zwey Trauerspiele gesehen die Weygand verlegt, Adelsberg und Marie von Wahlburg, und Klingers Simfone Grifaldo? Wohin will das noch kommen mit unsern deutschen Dramatikern?» Und zwei Tage

darauf an Gotter: «was will aber Seiler mit Klingern? doch ihn nicht mehr Stücke schreiben machen wie den Simfone? Welch eine Menge verschwendeter Kraft darin und in der Arria! Ich weiß sehr wohl was in Klinger steckt, aber heraus ist es wahrlich noch nicht»*. Man mag sich vorstellen, wie Christ. H. Schmidt im Almanach der deutschen Mufen auf 1778 (S. 56), Eschenburg in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (Anh. zum 25—36 B. S. 759) und ein dritter Recensent vom Handwerk im 48. Stück der Erfurtischen gelehrten Zeitungen von 1776** mit dem unglücklichen Helden umgingen. Der Autor wird sich mit dem Spruche «Philister über dir, Simfon» getröstet haben; leider waren hier die Philister mehr denn je vorher gegen ihn im Rechte. Ihre Auslassungen würden indes die Mühe sie mitzuteilen nicht verlonen.

Interessanter sind die über Sturm und Drang. Schmidt zwar gibt in seiner Weise nur ein kurzes Aperçu, das sich in dem Bedauern zuspitzt, «daß die Geniefunken nur sprühen, und nicht in eine helle Flamme auffchlagen» (Alm. d. d. M. auf 1779, S. 83). Im Berlinischen Litterarischen Wochenblatt von 1777 (S. 660 fgg.) findet sich dagegen eine verhältnismäßig gehaltreiche Kritik, die hier, bis auf den unwesentlichen Schluß, mitgeteilt werden mag. «Seit Lessing Orfina und Göthe Werthern schuf, seitdem sind die wahnwitzigen Damen und die überspannten Kerle so gäng und gebe geworden, daß man aufm Theater nichts anders zu sehn bekommt, als Weiber die rasen, und Männer die schwindeln. Wer da Luft hat eine Portion Narrheiten vom ersten Range sich voragiren zu lassen, der lese diesen Sturm und Drang! Was auch in dem Schreckenstücke spricht und handelt, scheint dem Tollhaufe entsprungen zu seyn — Jung und Alt, Greiß und Jüngling, Mann und Weib — jedes hat seine Portion Niesenwurz nöthig, um sich zu Verstande zu prusten. Wahrlich uns ist es unbegreiflich, wie Lavater im dritten Bande seiner physiognomischen Fragmente, wo Klingers Profil abgedruckt ist, in diesem Sturm und Drang den poetischen Mann hat erkennen können. Wir erkennen ihn nicht darin, ob wir gleich weit entfernt sind, Klingers dramatisches Genie

* Mitteilung Weinholds.

** Diese ziemlich eingehende und gleichwol oberflächliche Recension ist als besonders wertvoll ins Allgemeine kritische Archiv von 1777, S. 444 fgg. aufgenommen worden.

überhaupt zu verkennen. In seinem leidenden Weibe, in seinem Otto und seinen Zwillingen strahlt immer der Geist von That und Kraft hervor, immer der Mann, von dem unser Theater viel zu erwarten hat! Nur wünschten wir Herrn Klinger mehr kühles Blut — wünschten mehr seinen Verstand über seine Einbildungskraft Meister — denn diese rennt nur gar zu oft mit seinem Verstande davon. Auf dem Theater wollen wir doch einmal Menschen sehn, Wesen, wie sie auf unsrer sublunarischn Erde Mode find. Aber man lese seine neue Arria, seinen Simsone Grifaldo und diesen Sturm und Drang — sind das wohl Menschen, die in diesen Dingen auftreten? — Menschen, gebohren unter der Mittagslinie, am Gehirn und Herzen verfenkt — können kaum so unsinnig reden und handeln. Was nützen nun solche Schauspiele? wer kann die sehen? und wer will die sehen? Wer vermag mit solchen Menschen zu sympathisiren? Leute, die so viel Sommer im Kopf haben, daß sie sich des Sonnenmeeres, wie eines kühlenden Bades bedienen — solche Leute sind nicht für die Theater unsrer sublunarischn Erde! Fährt Herr Klinger so fort in seinen Dramen zu rasen, so ist er mit allen seinen Dichtertalenten für uns verlohren — und Kunst-richter die in solchem Unsinn noch Denkmähler seiner Vergötterung finden, und ihn mit Lob und Bewunderung ausposaunen, jemehr er Mensch und Menschennatur untergräbt, die mögen denn mit ihm eine Reise nach der Sonne antreten. Vielleicht — wenn sie bewohnt ist und ein Theater hat — interessiren da die Klingerischen Karikaturen mehr, denn wir vermögen nicht mit ihnen zu sympathisiren, und danken den heiligen neun Mufen, daß wirs nicht vermögen, weil uns gefunder Menschenverstand lieb ist!» Um alles dies richtig zu würdigen muß man hinzunehmen, daß der Recensent das in der Deckerischen Sammlung auf Sturm und Drang folgende Schauspiel von d'Arien im ganzen sehr vorteilhaft beurteilt: «zugegeben, daß Klingers dramatischer Genius nicht auf Hrn. d'Arien ruht; daß er nicht die volle männliche Kraft hat auf die menschliche Seele zu wirken, wie sie Klinger hat: so hat doch Hr. d'Arien einen mächtgen Vorsprung vor Klingern, wenn es auf Sprache der Empfindung, auf wahre Sprache der Natur ankömmt» u. s. w. Mit solchen hohen Titeln wird die conventionelle Flauheit der damaligen dramatischen Dutzendware beehrt! Dieser Schlag Aesthetiker hatte warlich nicht viel Beruf über die Fehler eines Dichters zu richten,

der gerade nach einer Sprache der Natur strebte, die mächtig genug wäre, neuen Charakteren von größerem Stil, eigentümlicheren psychologischen Problemen, wilderen Leidenschaften gerecht zu werden, der in jeder Weise eine neue Epoche des deutschen Dramas bezeichnete, wenn er auch weder Reife noch Maß noch Formtalent genug befaß um sie durchzuführen.

Während der Recensent des Berliner Wochenblattes Sturm und Drang in eine Classe mit dem Grifaldo und der Arria setzt und mit diesen eher als einen Rückschritt denn als Fortschritt nach den früheren Dramen des Verfassers will gelten lassen, sprach Eschenburg in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (S. 760) die entgegengesetzte Meinung aus: «das beste Schauspiel von diesem Verf.; und da es sein neuestes ist, so steht zu hoffen, daß sich seine zu wilde, überspannte Phantasie, noch etwas mehr abkühlen, und sich zu gemäßigtern Scenen, zum menschlichen Tone des Inhalts und Dialogs herabstimmen werde. Dieß wird die Wirkung seiner Schauspiele, und ihre Fähigkeit zur Vorstellung unftreitig befördern. — Freylich fehlt es auch diesem Schauspiele nicht an wilden Auswüchsen; wir rechnen vornehmlich dahin die episodischen Scenen und Charaktere des La Feu und Blasius: besonders war der erstere in einem Stücke, das schon ohnehin so viel leidenschaftlichen Sturm und Drang hatte, entbehrlich. Aber die meisten Scenen, Charaktere, und Reden der Hauptpersonen sind besser, als man sonst bey diesem Verfasser gewohnt ist; vornehmlich die Scenen der Erkennung und des Kampfes zwischen Pflicht und Neigung. In diesen sind die Situationen meistens glücklich angelegt, und auf eine geschickte Art benutzt und gut ausgeführt».

Das Stück verdiente hinsichtlich der dramatischen Oekonomie in der That alles Lob, wenn auch die alten Unarten des Stils, der zerhackte, mitunter dunkle Satzbau, das Uebermaß der Ausrufungen und Apostrophen und Anadiplosen, das Ueberschlagen des leidenschaftlichen Ausdruckes in Roheit, keineswegs abgelegt sind. Auch die Nebenhandlung ist geschickt eingefügt und das Stück fällt durch sie nicht auseinander. Eschenburg behauptet kaum mit Recht, daß La Feu die Zal der leidenschaftlichen Charaktere ungebührlich vermehre, denn er ist ein harmloser Phantast, der sich selber künstlich aufregt; die Haupthandlung selbst hat ihre mildernden Elemente in den ruhigen Charakteren der Jenny, des Morenknaben und

des alten Buſhy. Es war nach dem zügelloſen Grifaldo eine glückliche Wendung, daß Klinger überhaupt nur wider mit feſtem Hinblick auf das Theater ſchrieb. Im Punkte der Bühnengemäßheit hatte das Stück die zuverlässigſten Richter in der Seylerſchen Geſellſchaft, und es hat die Probe beſtanden. Es iſt meines Wiſſens das einzige von Klinger, das in der Zeit, darin wir leben, ſich einer Aufführung rümen darf; und dieſer Rum wird dadurch nicht geſchmälert, daß die Aufführung von Dilettanten in einer geſchloſſenen Geſellſchaft geſchah. Es war die Geſellſchaft Litteraria in Halle a. d. Sale, die ſich 1877 auf ihrem Winterfeſte am 25. Februar — zufällig am Todestage Klingers — mit beſtem Erfolg auf Seiten der Zuſchauer jenes Verdienſt erwarb*.

Ehe wir Sturm und Drang verlaſſen dünkt es mir gelegen ein neuerdings als Klingerſch erkanntes Gedicht zu erwänen, das vielleicht dem Wild in den Mund gelegt werden ſolte, aber aus irgend einem äußern Grunde geſtrichen ward. Es paßt für ihn vortrefflich, und ſo würde ſich die Ueberſchrift «Schottiſches Lied» einfach erklären. Eine Compoſition deſſelben von Kayſer hat Burkhardt mit anderm Material aus Zürich erhalten (S. 78 feiner Schrift «Goethe und Kayſer») und mir den Text mitgeteilt. Unter der Aufzeichnung ſteht: Klinger 29. Sept. 1777, ein Datum, das ſich gewiß nicht auf die Abfaſſung — warum hätte der im Schreiben ſo flüchtige Dichter ſie angemerkt? — ſondern auf die Mitteilung an Kayſer bezieht. Das Gedicht lautet:

Mir iſt als müßt ich dir was ſagen,
Als wollte dir mein Herz was klagen.
Mein Innerſtes bewege ſich,
Mit jeder Regung lieb ich dich.

Mir iſt als müßt ich zu dir wallen,
Als Pilger dir zu Füßen fallen,
Von mancher Regung heilen mich
Und ach nur ſehn und lieben dich.

Mein Herz den Banden will enteilen,
Mein Auge möcht an deinem weilen,
Und Herz und Aug ergießen ſich,
Mit vielen Thränen lieb ich dich.

* Halliſche Zeitung vom 27. Febr. 1877, zweite Beilage. Die Mitteilung verdanke ich Herrn Prof. Zacher.

Es ist zarter und inniger als etwas, das wir in lyrischer Form von Klinger kennen, aber es hat ganz feinen Liederstil. In Wilds Munde hätte es ein schottisches Nationallied vorgestellt; im Sinne des Dichters war es vermutlich, aus dem wirren Leben in Weimar heraus, eine wehmütige Erinnerung an die Darmstädter Jenny, der er einst in harmlosen Tagen seine Lieder gewidmet hatte. In Weimar hat es sich abschriftlich erhalten und wurde von Herder in den 80er Jahren in eine Sammlung Goethischer Gedichte, die er sich anlegte, aufgenommen; noch 1807 bekam es Spohr dort in die Hand, setzte es in Musik und gab es, unter Namen eines Dichters, unter den «Sechs deutschen Liedern» (Op. 25) heraus, die er damals zu einem gewissen Zwecke der Maitresse Karl Augusts widmete; worauf es denn 1836 von Erlach in die «Volkslieder der Deutschen» (5, 495) aufgenommen wurde*. Jetzt findet man es mit Spohrs schönem Tonfatz in dem bei Peters erschienenen «Liederschätze».

Klingers neuer Beruf als Theaterdichter war mit Sturm und Drang nicht unglücklich inaugurirt. Er selbst hatte wie es scheint an dem Stücke mehr Freude als an irgend einem früheren. Er nennt es seine Lieblingsarbeit (Br. 33); «das liebste und wunderbarste was aus meinem Herzen geflossen ist» (29); «mit Feuer-Strömen», sagt er, «braust mein Genius in Sturm und Drang» (30). War das allein weil er darin so viel subjectives, sein Herz erleichterndes niedergelegt hatte, und er immer die neueste seiner Schöpfungen am höchsten schätzte; oder machte ihn auch das Gefühl glücklich, wider etwas auf der Bühne lebensfähiges geliefert zu haben, und sich damit auf dem rechten, erfolgverheißenden Wege zu befinden? Man sollte es denken, und daß damit, unter der äußern Anforderung seiner Stellung, in der anregenden Gesellschaft eines für seinen Beruf begeisterten Principals und mehrerer der bedeutendsten Bühnenkünstler, eine neue Epoche eifrigen, fortschreitenden Schaffens auf dem eingeschlagenen Wege hätte anbrechen müssen. Wäre er der deutsche Shakspeare gewesen, als

* S. Suphan, Goethische Gedichte in älterer Gestalt. Zfch. f. d. Phil. 7, 232. 455 fgg. Der obige Text ist nach Suphan. Die Varianten der Burckhardtischen Abschrift sind folgende: 1, 1. 2, 1 ist's. müß. 1, 3 Inneres. 2, 4 Und ganz nur. 3, 3 ergießet.

den ihn Schubart einst verkündet hatte, welches günstigere Lebensverhältnis für die Entwicklung seines Genius hätte ihm werden können? Leider hatte er jene Verkündigung so wenig durch eine aufsteigende Kunstentwicklung war gemacht, daß auch Schubart ihn jetzt einem andern Genie, dem Maler Müller, zum warnenden Beispiel aufstellen konnte. Er schrieb diesem am 27. November 1776*: «Du siehst jezo klar wie unsere Nation aus dem Traume erwacht und die von einigen Genies verursachte Anarchie verdammt. Schau, Müller, Gott ist größte Genie und hat doch Alles nach Maß, Zahl und Gewicht so weißlich geordnet. Genies und sichtbare Gottheiten, sollen sie also nicht auch dem Gott nachahmen, der der Gott der Ordnung ist? wie viel herrliche Gedanken hat Klinger ohne Wirkung verkritz, da liegen sie nun im Mist und kannst lange warten biß Aesops Hahn kommt und das Edelgestein ausscharrt».

Es war ganz natürlich, daß die nächste Arbeit, die er im Laufe des Winters in Dresden zu Stande brachte, in einer bühnenmäßigen Umarbeitung des Leidenden Weibes bestand. Es konnte ihm sowenig wie dem erfahrenen Seyler entgehen, welch vielversprechender Stoff für das Theater hier der Gestaltung wartete, und er versprach sich «die größte Wirkung» davon (Br. 29). Aber nie mehr verlautet etwas von dieser neuen Bearbeitung. Sie befand sich, wie man oben gesehen hat, während des 77er Sommers nicht auf dem Repertoire der Gesellschaft und war demnach noch nicht einstudiert; ob Seyler nachmals von ihr Gebrauch gemacht hat weiß ich nicht zu ermitteln. Ein zweites Stück, das eine besonnene Umarbeitung für die Bühne wol verlont hätte, war die neue Arria. In der Seyler hatte Klinger «ein Weib wie Solina» gefunden (Br. 28), daher sie in seinem Briefwechsel mit Heinse im Winter 77 auf 78 stets als die Donna bezeichnet wird; wie mußte es ihn verlangen, diese Rolle durch eine so geistesverwandte Vertreterin auf die Bühne gebracht zu sehen; aber es findet sich keine Spur davon, daß er die nötige Arbeit dafür geliefert oder daß dieselbe Benutzung gefunden hätte.

Dagegen war im Frühjahr 1777 ein neues Trauerspiel begonnen. Die schon angeführte Leipziger Correspondenz des Theaterjournalen

* Abschrift des Briefes (aus Tiecks Nachlaß) besitze ich durch Jegor v. Sivers.

vom 7. Mai sagt am Schlusse: «die Familie des STILPO ist jetzt das neueste, was Klinger arbeitet». Die Arbeit dauerte weit länger als man es bei ihm gewont ist; erst gegen Ende des Jares war das Stück vollendet: «der Stilpo ist zu aller Befriedigung da und vielleicht zu der deinigen» schrieb damals der Autor an Heinse (B. 42). Diese Befriedigung bestätigt der Verfasser der gleichfalls angeführten «Kurzen Charakteristik» der Seylerischen Gesellschaft, der über deren Theaterdichter folgendes zu sagen hat: «ein noch junges, feuriges, bisweilen nur zu sehr brausendes, Genie; seine ersten Stücke waren nicht nach der bisher bey uns hergebrachten Theater-Convenienz zugeschnitten, und folglich nicht wohl brauchbar: nach und nach lernt er aus Ueberlegung Das thun, worauf so viele andre, die ihm aus Schwäche nicht nachfliegen konnten, stolz sich brüsteten, seinen Ton nemlich herabstimmen, für den größern Haufen arbeiten. Ein noch ungedrucktes Stück von ihm, Stilpo und seine Kinder, soll, wie ich gehört habe, ganz in Rücksicht auf Zuschauer und Vorstellung geschrieben seyn». Aber von einer Aufführung des Stückes gibt das Theaterjournal (13, 14) erst geraume Zeit später Kunde, als Klinger sich schon längst von der Gesellschaft getrennt hatte: sie geschah zwischen dem 23. Februar und 9. Mai 1779 zu Mannheim; doch läßt nichts darauf schließen, daß es gerade die erste war.

Der Inhalt des Trauerspielles ist wie in der Arria eine erdichtete italiänische Statsaction; der Held trägt feltfamer Weise den Namen eines alten griechischen Philosophen. Als Schauplatz ist Florenz angenommen; der zeitliche Horizont wird durch nichts angedeutet, nur daß man sich eben in der Ritterzeit befindet. Fürst Hilario übt im Bunde mit der Partei der «Edlen» eine drückende Herrschaft aus; an der Spitze der Volkspartei steht Stilpo, ein alter rumgekrönter General. Dessen Bruder Rinaldo ist durch die Ränke des Pandolfo, eines tapfern aber durch Stilpo verdunkelten Kriegers, das Opfer eines Justizmordes geworden; der junge Rinaldo, sein Son, dürstet Rache und drängt seinen Oheim zu einem Unternehmen gegen den Fürsten. Diesem zur Seite steht der ungestüme, von Neid gegen Stilpo gefoltete Pandolfo und der fette, träge, aber arglistige Statsrat Pomponius. Beide hetzen ihn, sich Stilpo vom Halbe zu schaffen bevor es zu spät ist; Pandolfo zürnt daß es nicht schon geschehen: «freylich machten Sie sich

doppelte Arbeit. Ich hatte ihn geliefert nebst seinem Bruder, und das auf eine brave Art; aber meinen Muth konnte ich Ihnen nicht geben. Sie sollten gewußt haben, daß man nie einen wichtigen Mann im Staate beleidigen muß, ohne ihm zugleich alle Mittel zur Rache abzuschneiden». Pomponius hat einen frischen Grund sich an Stilpo zu rächen, den uns dieser selbst in seiner ersten Scene mit Rinaldo mittheilt: «ich ritt im Wald — traf den Fürsten mit seinem Gefolge auf der Jagd, und all unfre Feinde — RINALDO. Onkel! STILPO. Geduld! Ich sprengte durch, durch sie durch und rief: Rinaldo, mein Bruder, noch ist die Sonne am Himmel! Noch sieht dein Bruder Stilpo die Sonne! RINALDO. Ha Onkel, das letzte Wort, das du ihm zuriefst, als sein Auge uns Lebewohl sagte! STILPO. Und sie höhnten mich, recht bitter höhnten sie mich. Der fette Pomponius sprengte mir vor und rief: Huyfa! Ich hatte schon den Degen gezogen; aber Stilpos Degen hat einen Abscheu vor allen Leuten die bloß Wanst sind. Ich rief auch Huyfa! jagte an ihm vorbei, hub ihn aus dem Sattel, daß der Berg Fleisch in das Dikkig sank, wie in die Tiefe des Meers!» Der Fürst haßt und fürchtet den Pandolfo, den er unter dem Vorwand, seine Verdienste mit einer ehrenvollen Muße zu belohnen, aus dem Kriege gegen die Franzosen an seine Seite gerufen hat; er verachtet und verspottet den Pomponius; aber er verlangt Beistand von beiden gegen die Rächer Rinaldos. Er will Herr sein, Ruhe haben im Stat; er kann nicht schlafen noch wachen «bis ich dieser gefährlichen Leute loß bin. Aber daß es ruhig und stille geschehe — hierüber denkt!» Wieder wolte er, er könnte diese Leute zu Freunden haben; es wird ihm kalt und heiß bei dem Gedanken an Rinaldos Blut und das übrige, das noch fließen muß, weil jenes geflossen ist. «Ich fürchte, Pandolfo machts mit zu viel Geräusch»: das fürchtet Pomponius auch. Er hat einen zuverlässigen, stillen Plan. «O ich habe eine Seite gefunden, verwunden wir ihn da, so verblutet er in sich selbst. Und das sind seine Kinder, Prinz» — man erfährt daß Stilpos Son Horazio des Pomponius Tochter Seraphine liebt. Seinen Eltern fehlt er, sie wissen nicht wo er ist. Den andern Son Pietro hat man bereits kennen gelernt. Er ist ein entarteter Sprosse des Heldenstammes: furchtsamen, lauernden Temperamentes, kalt von Herzen, niedrig von Sinn. Er bewegt sich in der Umgebung des Fürsten; der Vetter Rinaldo beegnet

ihm mit Verachtung, der Vater mit Härte, die Mutter Antonia bemüht sich vergebens, durch liebevolle Fürsprache und Zusprache sein Gemüt aufzutauen. Sie bleibt mit ihm allein, nachdem sich Stilpo und Rinaldo zürnend entfernt haben: «Piedro! stehst du noch da? PIEDRO. Ich weiß ja nicht — ich that ja nichts — Man schimpft mich ja immer fort, ohne daß ich Ursache gebe. ANTONIA. Wie konnt ich dich an diesem Herzen tragen? PIEDRO. Auch Ihr, Mutter? ANTONIA. Sprich dies Wort nicht! Ich bin stark, und doch könnte mich dieser Laut betrügen. PIEDRO. Mutter! ANTONIA. Still! gieng dein Vater nicht weinend weg? PIEDRO. Mutter, ich konnte nicht reden. ANTONIA. Piedro! des Menschen Angesicht ist ein Dollmetscher des Herzens, den keine Sprache, kein Laut erreicht. Es drückt ganz aus, was Worte bloß andeuten. PIEDRO. Ich fürchtete mich für meinem Vater und dem tollen Rinaldo. ANTONIA. Fürchten! Hättest du Reinheit der Seele, wen hättest du zu fürchten? PIEDRO. Ich gehe, Mutter — ich gehe — Auch Ihr? ANTONIA. Wirkt es so? Nun! nimm auch meine Thränen mit — aber fühle, daß es die letzten sind. PIEDRO. Ich liebe Euch! ANTONIA. Ja Piedro, du liebst uns — du sagst es ja. Wo gehst du hin? PIEDRO (ohne Antwort). ANTONIA. Verrathe deinen Vater nicht! Verrathe deine Mutter nicht! Geh nur! Du sollst deinen Vater nicht verrathen und deine Mutter nicht!» (ab). In dies Etwas, -das es zu verraten gibt, hatte Antonia, die in sich die Kraft einer Porcia fühlte, vergeblich einzudringen versucht. Mit dem Schlusse des ersten Actes weiß man, daß von der einen wie von der andern Seite die Entscheidung, die den Fürsten mit seinem Anhang oder das Haus Stilpos verderben muß, vorbereitet ist.

Im zweiten Act enthüllt Horazio seine Liebe dem forschenden Freund Anselmo. Dieser nimmt sein Geständnis mit Schrecken auf: «Seraphine? hier in diesem Garten? die Tochter des falschen Höflings? des Sklaven des Fürsten? Wie? der freye Sohn Stilpos? Und der Fürst, der Todtfeind deines Hauses? HORAZIO. Feind! Kann man sich denn Feind seyn? Ich weiß das nicht mehr, Anselmo!» Dieser Scene folgt eine des Horazio mit Seraphine; der Schauplatz ist vor des Pomponius Garten, sie tritt mit der Laute daraus hervor, gesteht daß sie Horazio mit den Tönen des Instrumentes herbei locken wolte, und läßt sich zögernd zum Geständ-

nis der Gegenliebe drängen. Das Getändel der Liebenden wird durch Pomponius, der mit Piedro kommt, unterbrochen; er spielt die Rolle des strengen Vaters und führt die Tochter ins Haus, hinterläßt aber dem Piedro heimlich die Weifung, seinen Bruder mitzubringen; Piedro lockt ihn wirklich mit sich, obgleich er selbst für Seraphine Feuer gefangen hat und Anselmo zurückkommt, den Son zu seinen Eltern zu holen. Antonia drückt die Bangigkeit um ihre Kinder in einer Scene mit der Amme Piedros und mit ihrem Gärtner aus; dieser hatte zwei junge Bäumchen mit den Namen der Söhne Stilpos genannt, dem einen hat der Wurm die Wurzel abgefressen, den andern der Sturm geknickt, da er eben Blüten trug. Da bringt Anselmo die Nachricht, wo er Horazio gefunden und bei wem er ihn lassen müssen. Nach seinem Abgang tritt Stilpo auf, niedergeschmettert durch das, was auch er von Horazio bereits weiß; er will allein sein; er klagt one sich auszusprechen, und das Weib muß ihn erraten. «ANTONIA. Sahst du ihn? STILPO. Hätt ich! was würd ich angstvoll seyn? Pandolfo! Pomponius! fürchtet ihr Stilpos Rache nicht, so sollt ihr des Vaters Rache fürchten! ANTONIA. Und der Mutter Rache, die das Weib verwandelt, die, wenn du glauben kannst, das Weib dem Manne gleich macht. STILPO. Meine Antonia! wie? was? ANTONIA (lächelnd). Wie? was? Weil ich weiß — weil ich erfahren hab — Ist es das, was dich so stimmt, wohlan! Ich bin sanft und gut, und habe diese Leidenschaften nie in meiner Brust Raum nehmen lassen. Vielleicht daß sie jezt mit größerer Gewalt einkehren. Thun sie das, Stilpo, ha dann glaube, daß das Weib den Mann übertrifft. Fühle das, überdenke das! Fühle es nicht, nur wisse, daß die Mutter dieser Kinder spricht. Unter den Bäumen wart ich deiner. STILPO. Was ist das, Antonia? Ich könnte mich ergözen an dir, wenn ich des Ergözens fähig wär. Es war, so wie du sprachst, als habe die Allmacht der Natur aus deinen Augen geleuchtet, und dieses Herz mit nie gefühlter Wärme erfüllt. Gutes herrliches Weib, so herzlich und lieb! — Nein, überlaß die Rache uns! Nur gieb meiner Seele dieses Licht wieder, wenn ich schwach werde. Geh! (ihre Hand drückend.) Ich fühle deinen Werth.» Rinaldo kommt in einem Hamletischen Humor und rüttelt den Stilpo aus seinem brütenden Gram empor, durch die Nachricht, daß der Anschlag reif sei, durch die Einladung zu einer nächtlichen

Verfammlung auf dem Markte und die Verheißung, ihm Horazio aus der Mitte der Feinde zurückzuführen. «Führ mich zu Antonia, daß mein Blut in Ruhe komme. Dann, bey dem Himmel, nur vor ihren Augen wird mir wohl. Das Ding ist so, daß nur Leben an Leben aushelfen kann, und so möchte ich mir wohl feyn lassen.»

Der dritte Act zeigt den Piedro in Pomponius Händen, der seine schüchterne Seele durch Schmeichelei und Wein aus sich heraus treibt, daß er sich einbildet Mut zu haben und zu großen Dingen berufen zu sein. Ein Zwischenauftritt, dadurch ermöglicht, daß Piedro ins Freie geht um Kühlung zu suchen, führt den Fürsten und Pandolfo herbei; ihnen teilt Pomponius mit, daß jener bereits verraten hat, wie weit es mit der Verschwörung voran gekommen ist. Pandolfo verlangt drein zu schlagen, der Fürst möchte immer noch one Streit und Tumult durchkommen, und Pomponius macht ihm Hoffnung, daß es gelingen werde, den Stilpo durch Entfernung seiner Söhne moralisch zu brechen. «PANDOLFO. O des feinen Hofmanns! — Wer braucht Muth, wo solche Menschen sind? FÜRST. Was sagst du Pandolfo? PANDOLFO. Nichts! nichts! (ab.) POMPONIUS. Lassen Sie den Wilden. Sie brauchen ihn nicht eher als bis das Volk laut wird. Vielleicht daß wir es so im Stillen durchsetzen. Geht es nicht — ha auf seinen Haß und Eifersucht ist zu bauen. Er haßt die Florentiner zusammen, ich sag Ihnen er haßt sie. Es ist Interesse seines Bluts, und Vertilgen war ohnedies immer seine Freude. Also haben Sie ihn, wenn Sie wollen. FÜRST. Es soll auch die meinige werden. Ich seh, es ist mit dem Volke nicht anders auszukommen, als sie so zu beschneiden, daß ihnen weiter nichts übrig bleibt, als das bißchen Licht und Leben. Es ist die Schlange, die man zu seinem Verderben mästet. In Behaglichkeit wissen sie nicht was sie thun sollen — und ich will dafür sorgen, daß sie mager werden. Wenn ausgezehrt werden soll, so will ichs thun, Pomponius.» Er begibt sich in den Garten, um bei dem weiteren Verlauf in der Nähe zu sein, und die Bearbeitung des Piedro beginnt von neuem; seine Exaltation wird durch die Erscheinung Seraphinens, die ihren Horazio sucht — denn sie ist ihm nun anverlobt — auf die Spitze getrieben und er erhebt wilde Wünsche zu ihr; Pomponius macht ihm Hoffnung: «laß deinen Bruder im Wahn und such sie zu verdienen». Die Scene wechselt nun und ist im Garten. Rinaldo und Stilpo treten

auf; ersterer will sein Versprechen lösen und Horazio aus dem Feindeshaufe zurückholen, Stilpo läßt sich mit Mühe bewegen außen zu warten. Rinaldo selbst erwartet im Garten das Liebespar. Seraphine zeigt sich beunruhigt, nachdem sie die Feindschaft zwischen beiden Häusern in Erfahrung gebracht hat. «HORAZIO. Ich fühle das nicht, ich fühlte das nie. SERAPHINE. Wies werde, Horazio, ich bin dein, bin wo du bist — Könntest du mich verlassen um einer Urfach in der Welt willen? HORAZIO. Dich verlassen, da mein Leben in dir besteht, das eben anfang zu blühen. SERAPHINE. Mein Vater legte meine Hand in die deinige, schwur du solltest heute der meinige werden. HORAZIO. Seraphine, nichts in der Welt vermag mich von dir zu trennen. RINALDO (hervortretend). Horazio! HORAZIO. Rinaldo, du hier! RINALDO. Stilpos Sohn, du hier!» Aber Rinaldo richtet mit Schärfe nichts aus; erst die Weichheit des hinzutretenden Stilpo hat endlich Erfolg. «SERAPHINE. Du verläßt mich! Du mußt mich verlassen! HORAZIO. Ich sehe dich wieder. STILPO. Gewiß, Fräulein, das thut er.» Pomponius kommt dem Stilpo, wie er seinen Son entführt, entgegen. «STILPO. Ha Ha Pomponius! Platz hier, sonst möchtest du wieder aus dem Sattel fahren. Dort steht ein Mann, der dich sprechen kann (ab mit Horazio). POMPONIUS. Sieh da Rinaldo! Viel Ehre für mein Haus — viel Ehre in Wahrheit — wollt Ihr Euch nicht aufhalten? RINALDO (ab).» Pomponius verlangt nun von Piedro, der aus dem Gebüsch hervortritt, darin er sich vor seinem Vater versteckt hat, den Horazio wieder zu bringen. «PIEDRO. Den Tod lieber. Was? weißt du nicht wies in meinem Sinn ist? POMPONIUS. Eben darum. Laß dich leiten! Ich war nie so sicher als jezt. Du sollst sie haben, Piedro, aber Muth! Muth! PIEDRO. Ha! laß mich zu Seraphine, und ich will Gift aus ihren Augen trinken. Wilde Trunkenheit von ihren Lippen küssen. Ich bin dazu aufgelegt, und es wüthet so recht stehend (lies: stechend) hier. Ha Ha!»

So weit ist das Drama gut aufgebaut. In Horazios Leidenschaft für die Tochter des Feindes, der dieser arglistig entgegen kommt, in des zurückgestoßenen Schwächlings Piedro Einverständnis mit dem Feinde hat sich ein zwiefach tragisches Verhängnis über dem Hause Stilpos zusammengezogen. Man vermißt nur ein wenig Licht in der Zeichnung Piedros; man möchte etwas deut-

licher anen können, daß er in den Schranken der Kindespflicht geblieben wäre, wenn der rauhe heldenhafte Vater ihn den Ekel an seinem unmännlichen Wesen nicht zu schwer hätte empfinden lassen. Die Kindespflicht hat bei Horazio im letzten Augenblick den Sieg gewonnen; aber man darf diesem Siege bei einer so weichen leidenschaftlichen Natur nicht trauen. Immerhin scheint eine Lösung dieses Conflictes nicht undenkbar: denn Pomponius muß nicht notwendig geopfert werden, da er den Verschwornen nicht als Combattant gegenüber treten wird. Wenn aber Rinaldo darauf besteht, auch ihn dem Rache fordernden Geiste seines Vaters zu opfern, und Horazio ihm dann entgegen tritt, so muß wol einer von beiden fallen. Und damit nicht genug: in dem feigen Piedro ist nun auch eine wilde Leidenschaft entbrant, die ihn zum Nebenbuler seines Bruders macht; wird er ihm nicht eine Falle zu stellen wissen, die ihn ins Verderben reißt? Auf jedem dieser beiden Wege konnte der Dichter die Katastrophe herbeiführen; er konnte es auch durch eine Verschlingung beider, und er konnte dann den Stilpo, von seiner Antonia gestützt, den Untergang seiner Kinder hochsinnig überdauern, als Vater des befreiten Volkes Trost finden lassen. Er verzichtete ganz auf die Herbeiführung des Conflictes zwischen Horazio und Rinaldo und bewirkte des ersteren Untergang durch seinen Bruder auf eine überaus ungenügende Weise. Im vierten Acte bricht Stilpo mit Rinaldo und Anselmo zum Kampfe auf; Horazio folgt ihnen, nachdem er in einer Unterredung mit der Mutter seine ganze Entschlossenheit wieder gewonnen hat; Piedro aber, der sich lauschend im Hause versteckt hatte, holt ihn ein, und fñhrt ihn, des Pomponius Auftrag befolgend, in dessen Haus zurück. Wie er dazu kommt, da es ganz gegen sein Interesse ist, wie und unter welchem Vorwand es ihm gelingt, darüber fehlt jede Andeutung, und Horazio, an dem wir jezt gerade den größten Anteil nehmen müßten, erscheint als ein ganz räthelhafter Schwachkopf. Er fñhlt sich elend, kann der Geliebten nicht froh werden und will wieder fort, erscheint aber, nach einigen Zwischenscenen, mit Seraphinen, die ihm nachgeeilt war, abermals, sagt uns, daß ihm der Ausgang durch Bewaffnete gesperrt worden sei, die, wie man annehmen muß, Pandolfo aufgestellt hat, und beschließt sich durchzuschlagen. Warum hat er es nicht gleich getan, als er auf die Bewaffneten stieß? Bei diesem Versuche ver-

liert er, wie wir nachmals erfahren, das Leben. Nun folgen Kampfszenen auf dem Markte. Pomponius hatte den Kopf verloren, als Piedro die Nachricht brachte, daß es nun losginge, aber Pandolfo die Gegenwehr durch die Edeln und die Leibwache vorbereitet. Daher kämpft das Volk unter Stilpo mit Nachteil, und während Rinaldo den Pandolfo erschlägt, wird jener gefangen und in Pomponius Haus gebracht. Der fünfte Act beginnt mit einer Scene zwischen Rinaldo und Antonia, worin jener die Wiederaufnahme des Kampfes ankündigt, diese zum Fürsten zu gehn beschließt um Stilpos Leben zu retten. Im Hause des Pomponius hat sie zuerst eine Scene mit Seraphinen, darin die beraubten Herzen beider einander finden, dann verlangt sie allein mit dem Fürsten zu sprechen und erficht ihn, da er ihr Stilpos Leben nicht schenken will. Indem ist dieser bereits von dem siegreichen Rinaldo befreit und beide vereinigen sich, indes Pomponius entkommt, mit Antonia an der Leiche des Fürsten. «ANTONIA. Stilpo, wir sind gerochen! STILPO. Herrliches Weib! liegt er da? — — O meine Antonia!» — Was aus Piedro wird, den Pomponius nach Horazios Fall hatte festnehmen lassen, erfährt man nicht.

So verderben die beiden letzten Acte das Stück gründlich. Man könnte sich denken, daß sie nach einer längeren Arbeitspause hinzu gekommen wären, dadurch der Verfasser den Faden verloren hätte. Die Tragödie von Stilpo und seinen Kindern, auf die wir gespannt waren, wird auf die Seite geschoben und in dem Raume, den sie leer läßt, eine ganz überflüssige Heldentat der Antonia in rein epischer Weise herbeigeführt. Eine überflüssige Tat für die äußere wie für die innere Oekonomie des Stückes: für jene weil Stilpo durch den siegenden Rinaldo ja rechtzeitig befreit wird, für diese weil Antoniens Charakter einer solchen Leistung nicht bedarf, um seinen Platz in dem Stücke zu verdienen, und weil die sittliche Weltordnung, die irgendwie gerechtfertigt aus jeder Tragödie hervorgehn muß, die Abschachtung dieses Opfers durch einen besondern Kraftaufwand nicht erfordert.

Klinger wünschte den Stilpo, wie man aus Nr. 40 der Briefe sieht, sobald er fertig wäre durch Müller an Schwan in Mannheim zu verkaufen; aber es ward nichts daraus. Später bemühte sich Boie auf Schlossers Erfuchen ihn unterzubringen*, auch er vergeblich,

* Boie an Voß 29. Jan. 79: Mitteilung Weinholds.

und man sieht wie Klingers literarischer Credit durch die Häufung wilder Erzeugnisse bereits gefunken war. Endlich erschien das Stück 1780 bei Thurneysen in Basel, der inzwischen auch den Orpheus verlegt hatte, one des Dichters Namen, aber mit folgender Vorrede: «dieses Stück ward vor einigen Jahren bloß allein fürs Theater geschrieben. Daher alles das, was dem heutigen Theater gebührt, was Acteur und Zuschauer fordert, nicht mehr; denen ich den Wink geben wollte, hab' ich mich verständlich gemacht. Da Abschriften davon herumgingen, sah sich der Verfasser genöthigt, es selbst denen Dilletanten des Theaters zu präsentieren, das heißt: dem unberechtigten vorzukommen». Noch am 21. Februar 1780 hatte er an Schleiermacher geschrieben: «den Stilpo laß ich nie drucken. Er war bloß fürs Theater». Man sieht, daß das Stück dem Dichter, als es ihm zwei Jare nach der Abfassung wieder zu Gesichte kam, wenig Interesse mehr abgewann. Und doch war es ein großer Irrthum, wenn er meinte nicht mehr geliefert zu haben als ein Bühnenstück für den herrschenden Geschmack. Um das zu erkennen muß man nach dem Stilpo etwa die 1776 erschienenen, einen ähnlichen Stoff behandelnden Medicäer von Brandes lesen. Dieser erfolgreiche Bühnenschriftsteller, ein Jünger und Nachamer Lessings, macht aus der Verschwörung der Pazzi, unter wildester Veränderung des geschichtlichen Sachverhaltes, ein grobes Rührstück, das durch gehörige Anwendung des auf dem Theater so billigen armsdicken Edelmutes zu einem glücklichen, die Zuschauer innig befriedigenden Ende geführt wird; sein Ausdruck ist von einer conventionellen Correctheit und macht bei gänzlichem Mangel an Innerlichkeit, an concretem psychologischem Leben der Auffassung nicht die geringste Beschwerde. Ein solches Stück hätte Klinger gar nicht schreiben können, und ein solches muß man vergleichen um zu ermessen, was bei allen Mängeln sein Auftreten für das deutsche Theater bedeutete. Sichtlich war aber der Stilpo geschrieben um einer übernommenen Pflicht zu genügen, und nicht, wie die früheren Stücke, um sich von gärenden inneren Zuständen zu befreien. Auch nicht etwa, um leidenschaftlich gehegten politischen Ideen Luft zu machen. Zwar ist der Dichter mit Stilpo und Rinaldo Verfechter der Volksrechte und stellt die Herrschaft des von den Edeln gestützten Fürsten — sonst operieren Tyrannen vielmehr mit der Menge gegen die Edeln — in gehässigem Lichte

dar: aber darin folgt er nur der gemeinen Zeitströmung, denn das fachlich politische Interesse wird nirgends detailliert und in den Vordergrund gezogen. Unter allen Charakteren des Stückes findet sich keiner, den wir, wie in den früheren Fällen, als Vertreter des Autors selbst verstehn dürften. Der Held ist ein Greis und schon darum nicht dazu geeignet; die äußerlich an Hamlet erinnernde Rolle des Rinaldo wird vom Pathos der Rache, Pandolfo, ein Art wiedergeborener Guelfo, von dem des Neides bewegt, die beide im Gemüte des Autors nicht lebten; auch der Widerstreit zwischen Heldenfinn und Liebe im Horazio ist ihm nur etwas Objectives, und darüber die Darstellung des Heldenfinnes zu kurz gekommen. Das ist aber seine Schwäche, daß ihm Lust und Sinn für die rein poetische Ausbildung des Objectiven zu wenig gegeben war, und darum war er nicht der Mann, den Seyler in ihm gesucht hatte, nicht der Mann um durch die Stellung als Theaterdichter zu immer höheren Leistungen angeregt zu werden.

Gewissenhaft ist im Stilpo die Bühnenfähigkeit gewart; aber es zeigt sich leider zu deutlich, wie diese Rücksicht den Dichter beengt. Die Aufgabe war durch die Natur der Fabel nicht so leicht zu lösen wie in Sturm und Drang oder den Zwillingen. Die Personen treten daher mehrfach unmotiviert auf, nur weil man sie braucht, und treten ab nur um andern, mit denen sie nicht zusammen-treffen dürfen, Platz zu machen. Um Scenenwechsel zu sparen, die sich in der That höchstens zweimal in einem Acte finden, muß sich in den beiden letzten Acten der Fürst one Ursache beständig in Pomponius Hause aufhalten. Der äußere Verlauf der Handlung gelangt dabei, mit aller Rücksicht auf die Bühne, so wenig wie in der Arria zur rechten sinnlichen Wirkung; die Verschwörung selbst, Piedros Verrat, Pandolfos Gegenmaßregeln, endlich die Wiederaufnahme des Kampfes durch Rinaldo, alles wird nur als geschehen oder geschehen sollend erwänt und kann nicht die Ueberzeugung geben, als wenn es vor unsern Augen geschähe. War in diesem Punkte dem Dichter noch keine Erkenntnis aufgegangen, so hat er sich wenigstens mit Erfolg bemüht seine Sprache zu veredeln. Die geniehafte Nachlässigkeit und Dunkelheit ist aus ihr verschwunden, die Wildheit und gelegentliche Roheit hat einem gehaltnerem Tone Platz gemacht, die Leidenschaft kommt kraftvoll zum Ausdruck, aber sie rast nicht mehr; und in dieser Beziehung

wenigstens gibt sich im Stilpo ein erfreulicher Fortschritt kund. Gleichwol fand eine kurze Recension in der Allg. deutschen Bibliothek (48, 439) von Knigge (G.), die einzige, die ich kenne, auch dieses Werk in stilistischer Hinsicht ungenießbar: «Stilpo ist ein noch schlechteres Product (als Franziska Montenegro). Die Sprache ist verschroben, abgebrochen, schwache Nachahmung von Shakespears Manier. Aber nur leerer Wortprunk, nichts ausgezeichnet. Ueberhaupt ohne Kraft und Interesse».

Dieses Stück blieb das einzige, das Klinger in nahezu andert-halb Jaren für seinen Brotherren schrieb. Nach dem Maßstabe seiner bisherigen Fruchtbarkeit hätte man gut und gerne jedes halbe Jar eines erwarten dürfen; aber sie hatte naturgemäß ihren Höhepunct überschritten, und es war gut, daß sie sich nicht gebieten ließ. Auch machte ja Seyler von dem, was ihm Klinger wirklich gab, nur einen zögernden Gebrauch.

Man darf, wie sich nachher zeigen wird, voraussetzen, daß er noch andre Dienste leistete als die, welche der Name eines Theaterdichters ausdrückt: daß er den Principal, als Mann seines vollen Vertrauens, in den Geschäften, die zur Leitung der Gesellschaft gehörten, zu unterstützen hatte.

Denn das Verhältnis zu Seyler, einem Manne von offenem Herzen und freundlichem Sinne, gestaltete sich sehr angenehm. Klingers erster Brief aus Dresden ist voll Lobes über ihn, und noch nach einem halben Jare (Br. 33) nennt er ihn einen Mann nach seinem Herzen. Die Persönlichkeit der Madame Seyler begeisterte ihn geradezu: «ein Weib wie Solina, zur Herscherin von Völkern geboren»; trotz allem, was man von ihrem Vorleben weiß und auch er wissen mußte, hatte er «so viel Achtung noch für kein Weib». Nach der Genie-Moral achtet man eben was man irgendwie bewundern muß. Es wurde ihm mit der größten Rücksicht und Zuvorkommenheit begegnet; er lebte «frei und ungebunden», und seine Situation war «äußerst behaglich», sein Leben mit Seyler «lieb gut und geehrt» (Br. 33). Wenn im Sommer 77 ein Brief an Müller (Nr. 38) auf vorgekommene Spannungen zurück blickt, so waren sie doch vorübergehender Natur, und Klinger scheint die Schuld davon auf sich zu nehmen. In der späteren Zeit und bei seiner Trennung von der Gesellschaft wird wenigstens kein Misver-

hältnis angedeutet. Bei alle dem — verbat er sich (Br. 29) die Bezeichnung Theaterdichter auf der Adresse seiner Briefe, warf den Gedanken gar Comödiant zu werden weit weg und betrachtete seine Stellung nur als ein Provisorium, darin er «an der Essenz seiner Substanz kochen» könnte. Der Gedanke einer höheren ehrenvollen Bestimmung im tätigen Leben wich nicht aus seiner Seele und machte ihn für die Vorspiegelung einer Carriere in Rußland empfänglich, mit der sich ihm Kaufmann, in Gesellschaft eines vornehmen Russen, in Dresden abermals näherte (Br. 33).

Neue und starke Reize begannen auf seinen empfänglichen Sinn zu wirken, als die Gesellschaft, nachdem sie die Messe in Leipzig ausgedauert hatte, noch im October nach Dresden überzog. Die Lieblichkeit des Elbtales und das groteske Sandsteingebirge, dem damals noch nicht der abgeschmackte Name der sächsischen Schweiz angehängt war, versetzte ihn abwechselnd mit den Meisterwerken der Gemälde-Galerie in ein schwärmerisches Entzücken, das in den stärksten Worten sich selbst bezeugt, aber jede Möglichkeit über seine Gegenstände zu reden ablehnt. Nicht wesentlich anders verhielt er sich nachmals zu den Eindrücken Italiens. Seine Seele schlug Wellen, wenn das Schöne sie berührte; der reine tiefe und stille Spiegel, der die Dinge aufnimmt und wiedergibt, durch welchen Heinse in Düsseldorf so schön sehen und beschreiben lernte, war ihm versagt, und der kunstsinnige Schleiermacher mußte darauf verzichten, etwas von den Dingen, die sein Freund sah, mitzugenießen.

Eine Bekantschaft, die diesem besondere Freude machte, war der alte Lippert, Aufseher der Dresdener Antikensammlung und Erfinder einer Paste, dadurch er zallose antike Gemmen, in der bekanten Daktyliothek vereinigt, glücklich nachbildete. Klinger wurde von ihm mit einem Exemplar einer solchen Nachbildung beschenkt, deren Gegenstand eine Psyche war; es war die Sitte des alten Herrn bei Fremden von Auszeichnung, die ihn besuchten*. Im übrigen fand sich Klinger von den Eingeborenen des Landes nicht angesprochen; sie waren ihm zu «cultivirt», die noch jezt in Oberdeutschland berufene sächsische Höflichkeit erschien ihm als ein «stumpfes, niedergeducktes» Wesen, dem «Nerven mangeln»,

* So bekam Lessing einen Schmetterling über einem Totengerippe: f. Wagner I, 63.

und er freute sich darauf, dieses Land mit der derberen Pfalz zu vertauschen (Br. 28. 33).

Dafür konte der nächste Kreis, auf den er angewiesen war, die musikalischen und scenischen Genüsse, das erregte, prickelnde Leben in einer bunten Gesellschaft von Bühnenkünstlern, reichlich entschädigten. Sorgte sein eigenes Inneres für «Drang und Sturm», so lieferte ihm jene «das gelinde Säußlen unter Musik, Comödie und Spiel, Mufen u. f. w.» (Br. 33). Was ihn äußerlich drückte war höchstens «das allzugut Essen und Trinken» (Br. 29), das über seine Gewonheit und das Bedürfnis seiner Constitution hinaus gieng, aber doch one Zweifel zu den erträglicheren Uebeln gehörte; zumal nun auch, um die angenehme Situation zu vollenden, die Liebe ihre Freuden vor ihm ausschüttete. Wir kennen zur Genüge aus dem von Meyer so genau beschriebenen Jugend-Leben Schroeders die lockeren Sitten in jenen wandernden Schauspieler-Gesellschaften; und so vorteilhaft sich die Seylerische, nach Wielands Zeugnis, durch äußerliche Warung des Anstandes auszeichnen mochte, so war doch gewiß der ehemalige Nebenbuler und jezige Nachfolger des armen Hensel kein Cato gegen seine Untergebenen. So kann es nicht überraschen, wenn wir jezt in Dresden den Dichter der Gesellschaft in einem Verhältnisse zu einer ihrer Schönen erblicken, das er selbst als eine «Connexion» bezeichnet. Es war die Zeit, wo Wieland und Heinse die Verherlichung der griechischen Hetären als Priesterinnen schöner Menschlichkeit betrieben; und der Name, den Klinger jener Geliebten gab, Psyche oder Pŷcharion, ist von Wieland gebörgt.

Er gibt seinem Schleiermacher eine Liebeserklärung in Versen zum Besten, damit er sie angefehmetet, vielleicht die Erhöhung herbeigeführt hatte; er verspricht ihm ihre Bekantschaft: ja er empfiehlt dem guten Jungen one Scham, sein Leben in ähnlicher Weise zu verschönern (Br. 33). Es scheint nicht daß er damit Glück machte, denn Schleiermacher hat die Stelle dick mit Tinte überstrichen. Klinger selbst wäre zwei Jare früher unfähig gewesen einen solchen Rat anzunehmen, geschweige zu geben; aber schon als er den Grifaldo schrieb, hatte Aufklärung und Geniewesen das den Lebensgenuß einengende christliche Vorurteil, das ihm durch Erziehung beigebracht war, entwurzelt, und das weitere hieng nur von Zufall und Gelegenheit ab. Denn lediglich ein Erzeugnis des

Christentums ist die an den Mann sich richtende Forderung geschlechtlicher Enthaltfamkeit, und sie verliert ihren Halt, wo das wesentliche der christlichen Weltanschauung aufgegeben wird. Wie entschieden dies bei Klinger schon damals der Fall war, sollte sehr bald sein Verbannter Götterson der Welt beweisen, indes der Orpheus sein Bedürfnis bewies, die praktisch bereits eingeschlagene Richtung Wielands mit der ihm eigenen Energie auch literarisch zu verfolgen. Das Verhältnis zu Psyche muß übrigens gedauert haben so lange er bei Seyler war, da Heinse noch um Neujaar 1778 an ihn schreiben konnte: «großer König der Thiere! Schüttle deine Mähne nicht, und brülle! und sey einmal wieder Amor im Schooße deiner Psyche».

Während er sich als Lebemann so wol gebettet hatte, fehlte es doch nicht an Stunden tiefer Niedergeschlagenheit, wo ihm all sein Wesen im trübsten Lichte erschien. In einer solchen Stunde schrieb er an Schleiermacher, der ihn durch langes Schweigen auch am Troste der Freundschaft hatte darben lassen: «meine Situation ist drang- und leidensvoll und wars, seitdem ich dich verließ, von allen Seiten, an allen Orten». (Br. 32).

Einer der schönsten Züge seines Charakters ist der warme und treue, Zeit und Raum immer neu besiegende Freundschaftsinn. Dennoch kommt gegen Ende des Jares 76 in sein Verhältnis zu dem Liebling seiner Jugend eine Trübung, daran er, soviel man sieht, schuldiger als der andere Teil ist. Er gehörte nicht zu den regelmäßigen oder gewissenhaften Briefschreibern; seine Briefe entsprangen einem pulsierenden Bedürfnisse der Mitteilung, das naturgemäß nach Zeiten und Personen verschieden war. Nachdem er Schleiermachers Freund geworden, hatte es ihn gedrängt, diesen als dritten in seinen Bund mit Kayfer einzuführen, und da für beide keine Aussicht war sich sehen zu können, hatte er sie in Briefwechsel mit einander gebracht. Narung für denselben gab das Tagesinteresse für Physiognomik, das in Kayfer durch seinen Verkehr mit Lavater entwickelt war und dem andern durch sein Zeichentalent nahe lag; den übrigen Stoff lieferte der gemeinsame Freund und daneben Schleiermachers rebellische Gemütsstimmungen, für die er an Kayfer einen zweiten, schriftlichen Hofmeister gewann: denn die Weisheit, die dieser bisher von Klinger hatte an-

nehmen müssen, konnte er wiederum bei Schleiermacher an den Mann bringen, und er tat es in Briefen, die bis auf den Stil und die einzeln Wendungen ein Widerhall Klingers sind — sofern man nicht Lavater aus ihnen hört. Schon in dem ersten derselben bittet er nun: «o nimm meine Briefe und beantworte sie statt Klingern. Denn mit dem ist nichts rechts anzufangen». Damals schon war also seine Freundschaft auf knappere Kost gesetzt als sie verlangte. Der eifrige Schleiermacher ließ sich nicht umsonst bitten, und Klinger war es wol zufrieden, auf diese Art seine feltnen Briefe durch mittelbare Mitteilungen an den entfernten Freund zu ergänzen. So hielt er es auch von Weimar und nachher von Leipzig und Dresden aus. Dadurch scheint denn endlich Kayser zu Aeußerungen der Ungeduld gereizt worden zu sein, die Klinger, an Unterwürfigkeit auf Seiten der jüngeren Freunde gewönt, so ungnädig aufnahm, daß er ihm nun erst recht nicht schrieb und gegen Schleiermacher die harten Worte fallen ließ: «er ist hingefahren durch Präension und Eitelkeit» — Worte, die er um so eher hätte sparen dürfen, als er dem Freund in Zürich eine geliehene Sache vorenthielt, die dieser nicht missen mochte. Es war der in Wagners erster Sammlung S. 58 ff. abgedruckte an Lavater gerichtete Brief Heinrich Füßlis des Malers über Klopstock, den Kayser ihm, sei es im Original oder in Abschrift, mitgeteilt hatte (Nr. 68 der Briefe). Die Tatsache dieser Mitteilung ist bemerkenswert, weil sie beweist, welchen Eindruck jene derbe, ja ungewaschene Auslassung über den bis dahin verehrtesten deutschen Dichter in Geniekreisen machte — um so mehr machte, als die Stimmung gegen Wieland unter den nächsten Jüngern Goethes jezt völlig umgeschlagen war. Die Art, wie Kayser jene Ungnade seines teuersten Freundes ertrug, ist rürend und macht seinem Herzen Ehre. Noch im folgenden Sommer hat er zu klagen, daß jener «sein liebendes Herz nicht nähre»; aber das Verhältnis ist doch wieder geklärt und wird vor Klingers Abschied aus Deutschland durch längeres Wiedersehen neu befestigt.

In das Capitel seines Verhaltens zu Freunden gehört auch der vielberufene Brief an den Buchhändler Reich, aus Dresden vom 6. März 1777, darin Klinger die Autorschaft der im Jare vorher erschienenen Lenzischen «Soldaten» für sich in Anspruch nam.

Diese Sache, die einen Literarhistoriker wie Koberstein irre führen konnte, hat der Freiherr von Beaulieu-Marconnay im 2. Bande des Archivs für Literaturgeschichte und nach ihm Ulrichs in der D. Rundschau XI, 261 zur Genüge aufgeklärt. Lenz war aus Thüringen nach dem Oberrhein zurückgekehrt, befand sich als Schlossers Gast in der Nähe Straßburgs und fürchtete von neuem die persönlichen Empfindlichkeiten, die sein Stück erwecken konnte. Mit Klinger stand er seit seiner Durchreise durch Frankfurt und ihrem Zusammenwonen in Weimar wenn auch nicht intim, doch vertraulich; nun rief er, der auch one Not schon mit seinen Stücken Versteckens gespielt hatte, in seiner Angst jenen an, dem es, wie er ihn kante, unter Umständen eine Kleinigkeit sein mußte, sich mit einigen französischen Officieren wegen der «Soldaten» zu schießen — abgesehen davon, daß er ja einstweilen weit vom Schusse war; und Klinger war gutmütig und leichtsinnig genug, sich in das Abenteuer zu stürzen. Reich gab sich indessen zu der ihm angedonnenen Förderung der Masquerade nicht her. Vor der Oeffentlichkeit tat er nichts und schrieb von der Sache seinem Freunde Zimmermann, der ihm am 30. März 1777 antwortete: «was Sie mir von Gœthe schreiben, ist wie gewöhnlich, und was Sie von Lenz sagen, zum todt lachen. Ich denke, Klinger wird Sie wohl deswegen auf dem Theater nicht foltern und schreyen lassen» — wie den Ritter von Hungen im Otto — «ob Sie ihm gleich kein Certificat geben wollen, daß er Verfasser der Soldaten und des Engländers sey». Der «Engländer» wird in Klingers Brief an Reich nicht erwähnt; aber offenbar glaubte Lenz auch wegen dieses Stückes und seiner persönlichen Beziehungen Verfolgung fürchten und die Verleugnung seiner Autorschaft bei Reich erwirken zu müssen.

Ich kann nun, durch eine Mitteilung Jegors von Sivers, für den geschilderten Hergang der Sache zum Ueberfluß ein Zeugnis Klingers selbst beibringen, das dem Freiherrn von Beaulieu nicht bekannt war. Klinger schrieb am 17. October 1819 an den durch seine Beschäftigung mit Lenz bekannt gewordenen Doctor Dumpf: «Ihr geehrtes Schreiben mit den beiden Briefen an Lenz von mir, habe ich erhalten; ich sehe die Ueberfendung derselben als eine besondere Gefälligkeit von Ihnen an, wofür ich Ihnen dankbar bin. Natürlich machten diese beiden Papiere aus der Jugendzeit einen besonderen Eindruck auf mich. Das aus Dresden finde ich nöthig,

Ihnen zu erklären und Ihnen allein weil der Inhalt dunkel ist. Lenz war in Straßburg und hatte die Soldaten, ein Luftspiel geschrieben. Auf einmal glaubte er wirklich Ursache zu haben oder bildete es sich nur ein, er habe durch seine Comedie das französische Militair sehr beleidigt, und dieses ginge mit dem Gedanken um, Rache dafür an ihm zu nehmen. Er schrieb mir sehr ängstlich und bat mich dringend, seinem Verleger zu schreiben, ich sey der Autor des Stücs und er habe schon ohne meine Erlaubniß in Straßburg daselbe ausgebreitet. Weil ich nun glaubte, ihn am besten von seiner Angst zu heilen, wenn ich seinen Wunsch erfüllte, so schrieb ich an seinen Verleger, und meine Antwort zeigt Lenzen das Mißtrauen, welches mir von seiner Seite diese Erfüllung einflößte. Indessen der Verleger that nichts davon, das Militair dachte nicht an Lenz, und er hielt sich für sicher». Der Ausdruck des Mißtrauens in dem untergegangenen Briefe wird sich auf die Möglichkeit einer späteren Bloßstellung des Ufurpators durch den wirklichen Autor bezogen haben. .

Ein drückenderes «Weh», als jenes von Kayser seinem Herzen verursachte, gieng für Klinger aus seiner finanziellen Lage bei Seyler hervor. Dieser hatte als leichtfinniger Geschäftsmann, der er war, seinem Theaterdichter einen flotten Gehalt bewilligt, one sich zu fragen, ob er ihn auch zalen könnte, und Klinger hatte wesentlich auf die Aussicht hin, seiner Mutter etwas auskömmliches davon abgeben zu können, vertrauensvoll mit ihm abgeschlossen. Nun bekam er nicht einmal so viel bares Geld zu sehen, daß er seine Schulden in Frankfurt und Gießen bezalen konte. Er mußte es ertragen, daß Höpfner seine Habseligkeiten, seine geliebten Bücher als Pfand zurück hielt; und doch war dies noch weniger peinlich, als daß er an Diehl und Riese, deren Ehrenschnldner er war, dem Freunde, der die Verbindung unterhielt, immer neue Vertröstungen auftragen mußte. Mehr als peinlich aber mußte es ihm sein, mit der gleichen Kost auch die «Unglücklichen in Frankfurt» abzuspeisen. Die Lebensstellung, die er gewält hatte, wurde für die Begriffe der Mutter entschuldbar, wenn sie ihm die Möglichkeit verschaffte, seine Kindespflicht an ihr in unverhofftem Maße zu erfüllen; aber in welchem Lichte stand er da, wenn dies auf eine Täuschung heraus kam.

Er wäre berechtigt gewesen, einen Principal, der die eben erst übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte, alsbald wieder zu verlassen, wenn sich nur ein anderes Unterkommen dargeboten hätte. So aber mußte er Seylers Vertröstung sich selbst gefallen lassen, und hätte es gemußt auch ohne das persönliche Verhältnis zu ihm, das eine Trennung erschwerte. Indes hatte sich eine Aussicht eröffnet, die Seylern von seinen chronischen Verlegenheiten für immer zu befreien versprach.

Wir erinnern uns, daß im verwichenen Sommer Klinger von Wieland mit dem Gedanken versucht worden war, in ehrenhafter fester Anstellung bei dem neuen deutschen Nationaltheater, dessen Gründung zu Mannheim im Werke war, sein Glück als Schauspieler zu machen. Der Kurfürst Karl Theodor rechnete im Sinne des großen Fürstenvorbildes Ludwig XIV. auch die Pflege der Wissenschaften und Künste zu den Gattungen des Luxus, deren Entfaltung in seinem Berufe läge, und die neue Bewegung der Geister in Deutschland hatte sich seiner Umgebung so weit mitgeteilt, daß es ihm zum Lieblingsgedanken werden konnte, neben der welschen Oper auch der deutschen und dem deutschen Schauspiel eine Stätte der Blüte zu bereiten. Ein neu errichtetes Gebäude harrete zu diesem Zwecke der Benutzung. So klug wie Kaufmann, der am 28. October dem Maler Müller den Einfall hinwarf, daß Seylers Truppe für Mannheim passen würde, war nun dieser letztere selbst, und er beschloß sich um die Uebernahme dieses neuen deutschen Nationaltheaters zu bewerben. Im December verweilte bereits Großmann in Frankfurt, um von da in seinem Auftrage nach Mannheim zu gehn und die Sache persönlich zu betreiben. Zugleich hatte er sich an seinen alten Bekanten Lessing um Empfehlungsbriefe für Großmann gewant, die diesem am 17. December wirklich zugesant wurden, obgleich die Angelegenheit des Mannheimer Theaters für Lessing «nicht mehr so völlig *res integra*» war (Lessings Schr. hsggeg. v. Maltzahn XII, 571).

Der kurpfälzische Hof hatte ihn zum besoldeten Mitgliede seiner Akademie der Wissenschaften gewonnen, mit der mäßigen Verpflichtung, jährlich einmal zu einer Sitzung zu kommen und eine Abhandlung zu liefern. Man hatte aber dabei den Hintergedanken, sobald einmal eine feste Beziehung zu ihm hergestellt wäre, sich seiner Sachkenntnis und Autorität zur Gründung des beabsichtigten

Nationaltheaters zu bedienen; und Lessing konte das nicht von sich weisen, so ungern er sich nach den früheren Hamburger Erfahrungen abermals mit der Bühnenwelt befaßte. Noch im September trug er seinem Bruder in Berlin auf, für Mannheim Schauspieler anzuwerben; aber es war noch nichts festes oder ganzes daraus geworden, und er konte Seylers Wünschen entgegen kommen. Im Januar 77 gieng er selbst nach Mannheim, studierte sechs Wochen lang die Verhältnisse und den Boden des Unternehmens und machte dann bestimmte ausführliche Vorschläge dafür. Einer der Hauptpunkte war, daß der Kern der Seylerischen Gesellschaft mit Pensionsanspruch in festen Dienst genommen werden sollte, um durch ihn die einheimischen Kräfte, auf deren Entwicklung es hauptsächlich abgesehen war, für die Bühne heranzubilden. Die politisch bürgerliche Aufsicht des neuen Institutes sollte ein Organ des Hofes, die ökonomische Verwaltung Seyler, die Aufsicht von Seiten der Kunst und Moral die vor kurzem gegründete deutsche Gesellschaft in Mannheim übernehmen.

Unter diesen Umständen wagte Klinger schon im ersten Brief aus Dresden seinem Freunde Schleiermacher ein baldiges Wiedersehen in Aussicht zu stellen; das Nähere darüber mußte ihm noch Geheimnis bleiben: «anders kann ich dir noch nicht reden». Aus dem folgenden Briefe geht hervor, daß damals schon ein Besuch bei Lessing vor dem Ueberzuge nach Mannheim im Plan war: «kommenden Sommer komm ich dir nach, wenn du nach Göttingen gehst». Im dritten Brief endlich kann er in vollem Jubel die bis dahin geheim gehaltene Sache zur Mitteilung auch an Mutter und Freunde offenbaren. Alles ist nun gut, der bisherige Druck durch die neue sicher gewordene Aussicht von ihm genommen, und in diese Freude mischt sich die andre um der Sache willen, daß man nun hoffen darf «die vaterländische Bühne auf teutscherem Boden zu einer Vollkommenheit zu bringen». Am 17. März sodann, am 3. April noch rechnet man darauf, im Mai nach Mannheim überzusiedeln; die Reise nach Wolfenbüttel scheint jezt nur in unsichere Aussicht genommen. Das Engagement in Dresden war natürlich bereits gelöst und das zu Mannheim nach Lessings Vorschlägen, wenn auch nicht formell, doch in moralisch bindender Weise abgeschlossen. Das Publikum las im Theaterjournal: «die Seylerische Gesellschaft hat am 13. Merz 77 die

letzte Vorstellung in Dresden gegeben und geht, nachdem sie die Leipziger Messe abgewartet, nach Mannheim, wohin sie der Churfürst berufen».

Aber das Ufer, an dem man ankern wolte, erwies sich eben jetzt als ein trügerisches Nebelbild. Ein am Mannheimer Hofe mächtiger Einfluß — der jesuitische, wie man vermuten muß — arbeitete gegen Lessing und also auch gegen das, was auf seinen Rat geschehen sollte. Der Minister von Hompesch sah sich veranlaßt ihn fallen zu lassen und gab ihm dies in einem Briefe vom 7. April in der Weise zu verstehn, daß er fingierte, als habe Lessing die Pension als Akademiker, mit Verbindlichkeit jährlich einmal nach Mannheim zu reisen, ausgeschlagen, während er doch nur den neuerdings gemachten Antrag, ganz in pfälzische Dienste zu treten, ausgeschlagen hatte. Gleichzeitig war auch die Absicht Seylern mit den Seinen anzustellen wieder aufgegeben worden. Man ließ Lessing nichts mehr darüber hören. Er begann den entwürdeten Brief an Hompesch (Lessings Leben v. K. Lessing I, 517), darin er alle Beziehungen zu Mannheim abbrach, mit folgenden Worten: «ich darf Ew. Exc. meine Antwort auf Dero letztes vom 7. Apr. nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seylerische Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte». Inzwischen hatte auch Seyler von der schlimmen Wendung der Sache Kunde erhalten und hielt ein persönliches Benehmen mit Lessing vor jedem weiteren Schritt in Mannheim für nötig. So brach er mitten aus der Leipziger Messe mit Klinger — wobei sich der Theaterdichter deutlich als Adlatus des Direktors zu erkennen gibt — nach Wolfenbüttel auf. Dort finden wir Beide (Br. 34) am 15. April; am selben Tage sah der Wildfang der Sturm- und Drangperiode den großen Lessing. Die Begegnung kann nicht unbefriedigend abgelaufen sein, da ihn dieser später durch Müller grüßen ließ (Maltzahn XII, 583); die Persönlichkeit des jungen Mannes, der sich mit warmer Verehrung nahte, wurde ohne Zweifel erfreulicher als sein Dichten befunden. Man gewann die niederschlagende Gewißheit, daß man an Lessing keine Stütze mehr in Mannheim hatte. Man nam von ihm einen Brief an Müller* mit, durch dessen Vermittelung der Minister Hompesch nach-

* Den Maler, nicht den Wiener Schauspieler dieses Namens, wie Maltzahn

träglich doch wieder um gutes Wetter bei Lessing gebeten hatte; einen Brief, der jedes Einlenken als unmöglich bezeichnete und nur Seylern aufs wärmste empfahl: «und was sagen Sie nun vollends dazu, was man mit dem ehrlichen Manne machen will, der Ihnen dies übergiebt? Ich empfehle ihn Ihnen, wenn ein ehrlicher Mann von einem ehrlichen Manne empfohlen zu seyn braucht». Man reiste von Wolfenbüttel unmittelbar nach Mannheim; unterwegs konte Klinger in Göttingen mit dem dahin übergesiedelten Schleiermacher ein kurzes Wiedersehen feiern.

In Karl Theodors Residenz fand man das Spiel verloren und den Platz, den man gehofft hatte einzunehmen, durch die viel geringere Gesellschaft Marchands, die jetzt dort angenommen wurde, warscheinlich schon besetzt. Müller versuchte noch einmal Lessing wenigstens zu einem Einschreiten zu Gunsten Seylers zu bestimmen und fand ihn bereitwillig. Was er am 6. Mai antwortete, bezeichnet die Situation und sei daher mitgeteilt: «sehr gern, mein lieber Müller, will ich thun, was Sie verlangen. Ich will an den Churfürsten schreiben, und der Churfürst soll wahrlich noch wenig Briefe von der Art erhalten haben. — Aber wird er meinen auch wirklich erhalten? — Da wir eine so große Kabale wider uns haben: wird man den Brief nicht unterschlagen? Er ist ja wohl der Mann nicht, gegen den man so etwas nicht wagen dürfte! — Also auf freyer Post darf ich es doch nicht thun? — Soll ich Ihnen oder Seylern den Brief schicken? Doch wenn Seyler sein Memorial nicht einmal anbringen können, wie will er einen Brief von mir anbringen? Ihnen aber die Uebergebung desselben zuzumuthen wäre unfreundschaftlich. — Folglich ein Wort über diese Schwierigkeit, und mein Brief ist fertig. *In integrum* wird er Seylern freylich nicht restituiren, wenn er auch noch so gute Wirkung hat. Aber vielleicht hilft er doch eine Schadloshaltung für ihn auspressen, welches ihm bei sothaner Lage der Dinge angenehmer seyn muß, als die völlige Haltung des Contracts».

Man ersieht nicht ob daraufhin der angebotene Brief wirklich geschrieben worden ist; es scheint kaum. Karl Lessing, in der

unbegreiflicher Weise meint, obgleich Lessing in dem Briefe vom 6. Mai den Adressaten einen gebornen Pfälzer nennt, und Maltzahn in der Anmerkung zu dem vom 15. April angibt, daß der Schauspieler Müller zu Aderstädt im Halberstädtischen geboren war.

Lebensgeschichte seines Bruders, weiß nichts von einem Brief an den Kurfürsten; dagegen citiert er (I, 389 f.) aus einem an Hompesch folgende Stelle: «ich könnte meines Theils mit einem kleinen Désappointement (das ist der gelindeste Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann) schon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch so wenig beygetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung gewesen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit gesetzt würden, wovon sich die Großen freylich keinen Begriff machen können». Daß Lessing Seylers Sache so sehr zu der seinen machte, mag diesem immerhin zu gute gekommen sein. In die schon angeführte Antwort auf des Ministers Brief vom 7. April hatte er folgende Drohung einfließen lassen: «auf die erste Sylbe, die sich jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publico alles rein heraus». Wenn nun Seyler mit einer Veröffentlichung drohte, one dieselbe von einem ersten Schritte des Gegners abhängig zu machen, so war es unmöglich dieser entgegen zu treten one Lessings Sache mit zu berühren, und dann war dieser zu einer Polemik heraus gefordert, die man Ursache hatte zu den unerwünschtesten Dingen zu rechnen*. Das Ende war, daß Seyler mit einer Entschädigung von 1000 Reichstalern abgefunden und damit jedem öffentlichen Aufsehen zuvorgekommen ward.

Die Gesellschaft versammelte sich nun statt in Mannheim in Frankfurt und begann dort am 14. Mai die Reihe von Vorstellungen, über die Wagner seine Briefe geschrieben hat. Die überstandene Krise hatte sie mehrere namhafte Kräfte gekostet, mit welchen der Contract ja hatte gelöst werden müssen, wenn nach Lessings Vorschlag in Mannheim nicht alle solten übernommen werden. Es kam aber hinzu, daß Brandes von dem sächsischen Hof als Director einer

* Ueberdies war Lessing bereits provociert und glühte vor Kampflust, wie aus seinem Briefe an Müller vom 6. Mai hervorgeht: «das Düsseltdorfer Blatt habe ich noch nicht gelesen: aber warum legen Sie mir es nicht sogleich bey? Ich bitte Sie recht sehr, schicken Sie mir es ja mit erster Post. — Dahin wollte ich die Sache nur erst gern haben, daß die Herren Pfälzer zuerst gedruckt ausschlugen!» Da er in der Tat nicht auf dem Kampfplatz erschien, könnte man vermuten, daß er angeboten habe, auch jetzt noch zu schweigen, wenn etwas zu Seylers Schadloshaltung getan würde.

nun zu gründenden eignen deutschen Büne gewonnen worden war und für diese verschiedene Glieder des Seylerischen Theaters alsbald gewonnen hatte (seine Lebensgeschichte II, 218). So lag dem geteufchten Seyler auch noch die Sorge ob, seine Truppe so rasch als möglich zu ergänzen und neu zu befestigen. Auf dieses Geschäft blickt Klinger im 38. Briefe mit den Worten zurück: «du kanst leicht denken was ich in den bedrohenden Neuerungen all gelitten habe. Hellmutts haben nun zweyjährigen Contract». Worte, die uns von neuem zeigen wie er die Sorgen und Arbeiten des Prinzipals teilte, und zugleich wie ernst er es damit nam.

Dem mehrwöchigen erfolglosen Aufenthalt in Mannheim hatte er immerhin die Kenntnis eines neuen Stückes Welt, eines neuen Hofes und einiger seinem Streben verwanter Menschen zu verdanken. Mit solchen Trägern des dortigen Anteils an der literarischen Bewegung wie Heribert von Dalberg und dem Buchhändler Schwan ist er one Zweifel in Berührung gekommen; auch wol mit Otto von Gemmingen, der einige Jare später mit seinem «deutschen Hausvater» einen Erfolg auf der Büne davon tragen solte, wie Klinger nie einen errang. Allen diesen Männern stand Friedrich MÜLLER nahe, mit dem Klinger nach der Weiße der Genies schnelle Freund- und Bruderchaft schloß. Er war, etwas älter als Goethe, damals bereits ein Mann von Bedeutung in der Literatur, da er durch seine Idyllen einen kräftigen Schritt zur realistischen Lebens- erfassung in einer Gattung getan hatte, die bis dahin in abstracten Sphären und conventionellem Stil verweilte. Er hatte die Künheit sich neben Goethen mit einer Dramatisierung des Doctor Faust zu tragen, davon eine Probe unter dem Titel «Situation aus Fausts Leben» bereits veröffentlicht war; eine Farce «Fausts Spazierfahrt», die daher ihr Motiv nam und gegen Merck, den Recensenten der Situation, gerichtet war, hatte er eben jezt vollendet. Er hatte sich für die theatralischen Plane in Mannheim lebhaft intereffiert und dafür «Gedanken über Errichtung eines deutschen Nationaltheaters» und «Gedanken über Errichtung und Einrichtung einer Theater-Schule» ausgearbeitet, one Zweifel auch eingereicht. Eine kräftige und reichbegabte, aber ungebildete und im sinnlichen Trachten befangene Natur; ein Mann des Sturms und Dranges, der sich mit Klinger in Geschmack und Richtung für jezt begegnete, aber von

zu weniger Consistenz des Charakters und Tiefe des Gemütes, als daß ein dauerndes Verhältniß sich hätte gestalten können. Müller kam indes im Laufe des Sommers und Herbstes einige Male nach Frankfurt und gab dadurch Gelegenheit zu erneuten persönlichem Verkehre. Einstweilen helfen Klingers Briefe an ihn einigermaßen die großen Zwischenräume ausfüllen, die nun zwischen denen an Schleiermacher entstehn. Denn der briefliche Verkehr mit diesem waren Herzensfreunde litt allgemach unter den unausbleiblichen Wirkungen der Trennung. Wenn man sich auch im Anfang vieles sagt, man kann sich unmöglich alles sagen: so wächst die Summe des nichtgesagten immer mehr an, bis endlich im Vergleich mit dem, worin man sich nicht berührt, der Berührungspuncte so wenig geworden ist, daß das Bedürfnis der Mittheilung nur noch langsam pulsiert. Daß es so gekommen war stellt Klinger im 36. und 45. Briefe ausdrücklich fest; das Wiedersehen in Göttingen war zu kurz und rasch gewesen, um hierin etwas ändern zu können.

Frankfurt war unter den jezigen Umständen gewiß der letzte Ort, wo Klinger zu verweilen gewünscht hätte. Der oft getrösteten Mutter trat er mit leeren Händen entgegen, und für das übereilte Engagement bei Seyler fehlte nun in ihren Augen alle Entschuldigung. So natürlich auch bei allen dortigen Freunden. Am wenigsten konnte er sich mit denen, die noch immer seine Gläubiger waren, des Wiedersehens freuen, und auch mit der alten Gönnerin, Goethes Mutter, war nach seinem Zerwürfniß mit dem Sone das Wiedersehen peinlich. Um seinen Humor vollends zu verderben fehlte nur noch das leere Haus, vor dem am 2. Juni Sturm und Drang gespielt wurde und das ihm, gewiß gegen seine Erwartung, bewies, wie wenig er noch immer für seine Vaterstadt als Autor existierte.

Den 15. Juni zog die Gesellschaft nach Mainz und im Juli nach Cöln. Dort fürte sich Seyler mit einer Handlung ein, die ebenso fein großartig generöses Wesen wie seinen Leichtfinn als Geschäftsmann bezeichnet. Die Doblerische Gesellschaft, deren Platz er einzunehmen kam, hatte soeben Bankerott gemacht; Seyler, der selbst die größten Verlegenheiten erst notdürftig konnte überwunden haben, machte gleich bei seinem Eintritte dem verunglückten Kollegen Dobler ein Geschenk von 100 Ducaten, erwies

sich woltätig gegen die Glieder der zertrennten Gesellschaft und «zwang seinen Feinden Thränen der Dankbarkeit ab» (Theater-Journ. 3, 96). Ob er seinem Theaterdichter gleichzeitig etwas von dem schuldigen Gehalte zalte, darüber schweigt die Geschichte; viel kann es nach allem was wir sonst wissen nicht gewesen sein.

Nach Cöln kamen von Düsseldorf, wol um die berühmte Gesellschaft spielen zu sehen, Friedrich Heinrich Jacobi und Heinse (Br. 35). Den ersteren hatte Klinger bereits in Frankfurt im Januar 1775 kennen gelernt; die erneute Berührung fürte jezt, wie man schließen muß, zu einer freundlichen Einladung nach Düsseldorf oder vielmehr auf den nahegelegenen Sommerfitz Pempelford. Hier verlebte der fahrende Mann sonnige Tage, seinem «zerknirschten Herzen zu warem Balsam und Forthelf». Er wurde in das harmonische, innig befriedigte Dasein eines Kreises guter Menschen in glücklichen Verhältnissen hereingezogen und durfte sein inneres und äußeres Elend auf Tage oder Stunden darüber vergessen. Welchen Eindruck er in diesem Kreise machte ergibt der Beiname Löwe, den er bekam: der gefangene, gegen sich selbst wütende Löwe war damit gemeint. Neben Fritz Jacobis eigentlichen Familiengliedern, der geliebten und liebenswerten Hausfrau Betty, den Kindern, den beiden Schwestern gehörte Georg der Anakreontiker zum Hause, der in seinem guten Gemüte die Nadelftiche des leidenden Weibes gewiß nicht nachtrug; und Johanna Fahlmer, die zarte und reine Seele, war von Frankfurt zu Besuch da. Nach der Art, wie Klinger ihrer gegen Müller gedenkt, hat er sie hier zuerst näher erkant, obwol er sie früher im Goethischen Hause mag gesehen haben. Fritz, der jüngere Bruder und als Autor erst von beginnendem Rufe — Allwills Papiere waren bereits erschienen und Woldemar, unter dem ersten Titel «Liebe und Freundschaft», wurde eben im Merkur veröffentlicht — mußte nach Tiefe und Kraft der Persönlichkeit dem Fremdling als das unbestreitbare geistige Haupt des Kreises erscheinen. Auch das mußte ihn in dessen Augen erheben, daß bei ihm der Cultus der Mufen und des Gefülslebens, so ganz er sein Element schien, doch nicht das Leben ausfüllte, sondern nur soviel davon einnahm als dem in ansehnlicher Stellung wirkfamen Geschäftsmanne übrig blieb. Klinger hat ihm die damals genoßene Güte nie vergessen, ihm lebenslang eine achtungsvolle Freundschaft bewart und noch

in seinen späten philosophischen Kämpfen als Freund für ihn Partei genommen.

Naturgemäß war es gleichwol, daß er sich für jezt näher an Heinse anschloß und von ihm stärkeren Einfluß aufnahm. Wilhelm HEINSE war Wielands Zögling, hatte in seiner Laidion mit Wielandischem Apparate die Philosophie der Grazien verkündigt, und hatte insofern mit der Schule der Genies und mit Klingers frühestem Streben nichts gemein. Aber er war zugleich ein Zögling der Not; er lebte zur Zeit von der Güte der Jakobis, die ihm in der Form sehr reichlichen Honorars für das, was er in die Iris und den Merkur lieferte, zukam; er war ohne Ausichten*, eine suchende, unfertige Existenz, wie Klinger selbst. Er war wie dieser ein begeisterter Jünger Rousseaus und vermittelte mit der Philosophie der Grazien das Evangelium der Natur. Sein Denken und Trachten gieng über die behagliche sinnlich-ästhetische Gestaltung des privaten Daseins hinaus: er rüttelte mit ausgedachten Projekten an den Formen des Gemeinschaftslebens, und ihm gebürt ein Platz unter den Patriarchen des Socialismus. Schon in der Laidion (Cap. 32. Von den Quellen des menschlichen Elends) war das Thema, das nachmals im Ardinghello ausgeführt wurde, deutlich angeschlagen: die Herstellung eines glücklichen Zustandes der Menschheit durch Begründung des States auf Gütergemeinschaft und freie Liebe. Bei diesen gärenden Ungeheuerlichkeiten in seinem Kopfe war Heinse persönlich ein harmloser Gefelle, dessen «Charakter» auch Jacobi schätzte, obwol er ihm das «Herz» absprach und meinte, «seine Seele sei in seinem Blute, sein Feuer bloße Glut der Sinne» (Briefw. zw. Goethe u. J. S. 42). Klinger, der ihn an physischer und moralischer Kraft wie an Wuchs überragte, mußte bei ihm durch überlegene geistige Ausbildung, vor allem aber durch das betroffen werden, was er «seine wirkliche wahre poetische Phantasie» nennt; womit Angesichts der Duffeldorfer Gemäldefammlung zunächst seine Fähigkeit gemeint sein wird, das Schöne der bildenden Kunst rein und treu in sich aufzunehmen und in glücklichen Worten wieder zu geben. Hierin fühlte sich Klinger ja arm, der für das was ihn am tiefsten berührte Worte nicht zu finden wußte; in dessen Seele die Bilder der Kunst wie der Natur nur wirbelndes Gefül, aber kein Bild zu erzeugen ver-

* F. Jacobi an Wieland 29. Oct. 77 (Jacobis auserl. Briefw.).

mochten; während Heinfe unter dem Titel «Ueber einige Gemälde der Duffeldorfer Galerie» im Merkur jene glänzenden Auffätze veröffentlichte, deren Wert nie veralten wird und die durch klares, festes Erfassen des Nationalen in der Kunst, neben Goethes Dithyrambus über das Straßburger Münster, eine neue Epoche der Kunstanschauung bezeichnen.

Klinger trug sich jezt mit der Idee eines Werkes nach Art der Göttergespräche Lucians, der einer seiner Lieblinge unter den Alten war; und sein Verkehr mit Heinfe trug ohne Zweifel bei, diese Idee zu entwickeln. Er verwart sich gegen denselben (Br. 42) daß das was in seinem Götterfohn dastehe vom Wandel des Genies auf Erden «mit den einst unter uns verabredeten Ideen» keine Aenlichkeit habe, sondern schon im Götterfohn lag, und auf ganz andre Weise: «also kein Eingriff in deine Idee». Zeugnis genug, daß unter den beiderseitigen Ideen Berührung und Verwandtschaft muß gewesen sein. Heinfe, der zwar damals an seiner Uebersetzung des rasenden Rolands arbeitete, aber, nach Jacobis Mitteilung an Wieland (f. oben), zugleich von ein par Romanen sprach, muß davon auch mit Klinger gesprochen haben. One Zweifel lagen diese Entwürfe bereits in der Richtung des Ardinghello, der ja in seiner eignen Weise vom «Wandel des Genies» auf Erden handelt. Heinfes Gedankenwelt stand mindestens seit der Laidion fest; sie bereicherte sich wol, aber sie ward nicht mehr umgebaut.

Die hedonische Philosophie ward von dem entschlossenen Geiste des Jüngers in Consequenzen verfolgt, zu denen sich der Meister Wieland freilich nicht bekennen mochte. Dazu gehörte die Leugnung einer göttlichen Weltregierung; denn wenn der Zweck des Menschendaseins im Vergnügen besteht, so ist es klar, daß diesem Zweck im erfahrungsmäßigen Weltlaufe zu vieles entgegenwirkt, als daß man ein planvolles Walten der Gottheit anerkennen könnte. «Wahrscheinlich ist es im höchsten Grade, daß das ganze menschliche Geschlecht zugleich glücklich seyn kann; und folglich müßt' es auch gegenwärtig glücklich seyn, wenn eine Fürscheidung der Götter dafür wachte: denn ich sehe nicht ein, warum man außerdem eine Fürscheidung der Götter glauben sollte? Alle Einwendungen dawider sind, wenn sie die Weisen machen müssen, Sophisteryen, und wenn sie Schwärmer machen, ärgerlicher Unsinn und

Dummheit»: so läßt sich die ebenso weise als schöne Laidion aus dem Elysium vernehmen (S. 161). Klinger war jetzt bereits unter den Entteufungen, dem manigfachen moralischen Druck und dem innerlich aufreibenden Müßiggange des Jares, das seit seiner Flucht aus Gießen verflossen, einem so leidenschaftlichen Pessimismus verfallen, daß ihm jene epikuräische Vorstellung einer unwirksamen, um die Welt unbekümmerten Gottheit nicht genügte. Wieland hatte in seinen Komischen Erzählungen das Treiben der Götter in niedrig burleskem Sinne behandelt, ohne eine andre Absicht, als damit die Lachlust und die Sinnlichkeit zu reizen. Klinger gieng in dem VERBANNTEN GÖTTERSOHNE auf diese burleske Manier ein, aber er machte aus seinem Jupiter zugleich einen herzlosen blasierten Weltdespoten, der die elende Wirtschaft auf Erden zu seiner Unterhaltung selbst angestiftet hat. «Treib ich sie nicht wie Wirbelwind wider einander und unter einander! Hab ich ihr Sinn und Herz nicht so geformt, ihren Glauben an mich so gestimmt, und ihnen die fatalen Begriffe vom Schickfal und Verhängnis, die ihre Größe und Stärke zerknicken müssen, ins Herz gelegt? Hab ich sie nicht aus Muthwillen und Spott so kurzsichtig, schwach, lächerlich, dumm, verzerrt, verschoben, verzwittert, halbganz (so wird für «halb, ganz» zu lesen sein) und widerfinnig gemacht?» So elend ist ihr Loß, daß sie ihr Geschlecht notwendig würden aussterben lassen, wenn Jupiter ihnen nicht «den verfluchten Streich» gespielt hätte, das Zeugungswerk mit so viel Reiz zu verbinden, daß sie ihm «in dieser Sinnesverwirrung immer neues Spielzeug daherrafen». Und wie ernsthaft das gemeint ist, sieht man, wenn der Verfasser brieflich an Schleiermacher die Worte seines Jupiters in eigener Person wiederholt (Br. 36).

Das Thema des Stückes, das diese Ansicht von Gott und Welt zur Voraussetzung hat, ist «der Wandel des Genies auf Erden». Daß Klinger was hievon gesagt ist auf sich selbst bezieht, erweist derselbe Brief: «ich leb wie ewig, und ieder von Prometheus wahren Söhnen im innern Krieg der Kräfte und Thätigkeit mit den Grenzen die die Menschen den halb Göttern gelegt haben, und das zu ihrer Behaglichkeit, weil sie sonst ewig ecrasirt würden. Bruder! der Menschen Sache sind zwey: Schaffen und Zerstören, und wer keins von beyden zur vollen Befriedigung seines Gefühls (so hoch es gehen mag) treiben kann, der lebt wie ich». Worte,

die an eine Stelle des Stilpo (I, 10) anklingen, wo Pandolfo, sonst nicht des Dichters Repräsentant, sagt: «es ist eine verfluchte Art von Müßiggang, wenn die besten Triebe unter einander im Menschen selbst kämpfen! — — Der Mensch lebt nur in zwey Empfindungen glücklich, er muß schaffen oder zerstören». Nimmt man die Auslassungen des Briefes und die im Göttersohn selbst zusammen, so ist vielleicht nirgend sonst die Selbstüberhebung des Genietums so rasend emporgetrieben worden. Man würde sie titanisch nennen, wenn sie von einem Spieler auf dem Theater der Weltgeschichte statt von einem unreifen Theaterdichter ausginge.

Der Urheber des Genies ist, wie uns Jupiter selber sagt, nicht er, sondern Prometheus. «Um die verwirrte, verzerrte Creatur zu vollenden, mußte Prometheus den gestohlenen Strahl der Gottheit einigen in die Seele gießen, und diese zugleich zu den fee- ligsten und unfeeligsten Geschöpfen machen, da sie auf dem Leimen- klumpen von den schwachen und schiefen Geschöpfen entweder gekreuzigt werden, oder sich selbst in ihrem Feuer aufbrennen müssen. Und die, deren Geist den Feuerstrahl ganz aufsaßte, und in voller Glut erhalten konnte, schleppen, gleich uns, die übrigen nach sich, und erhalten den vollen Stempel der Gottheit in der Vollendung. Diese brauchen keinen Jupiter.» Die Hauptperson, die das Genie in seinem Erdenwandel vertreten soll, ist Dios, aus dem Geschlechte Inos; mit Ino ist offenbar Io gemeint, da Dios sonst nicht Göttersohn wäre. Er hat im Olymp bei den Göttern gelebt, war aber hier dem alten Weltdespoten durch seine Stärke und seine Gewalt über die Weiberherzen schrecklich geworden. Er hat Junos Liebe gewonnen. Jupiter hat ihn auf die Erde verbannt, da soll er «aufdorren», «der mächtige Göttersinn stumpf werden!» «Dann wollen wir ihn wieder herauf nehmen, und der geschwächte Geist soll uns zum Gespötte dienen». Merkur berichtet auch schon von ihm: «der Göttersohn fängt an sich zu zehren, da er jezo weder zu schaffen noch zu zernichten Macht hat». «Brav, Schwager!» sagt Jupiter: «kein Herz hat sich gefunden, für das er, und das für ihn volles Interesse fühlen könnte. Nicht wahr?» In dem zweiten Gespräche finden wir Dios selbst in einem Hain am Gestade des ägäischen Meers (wo nachmals Ardinghello in Freuden lebte!) die Morgensonne begrüßend. Er gibt ihr Aufträge an die geliebte Juno und labt sich mit Worten pro-

metheischen Trotzes gegen den Göttervater. Er scheint die ihm von diesem zugedachten Erfahrungen doch noch nicht zur Genüge gemacht zu haben, denn er spricht noch die flottesten Vorsätze aus: «siehe, was ich vermag! auf der niedrigen Erde will ich dein Reich zerstören. Die Menschen, deine Sklaven unterrichten, wer du bist, was du bist, und wie du bist. Will ihren Geist von der Kette entfeßlen, die du ihnen angelegt hast, wie man dem edlen Roß den Zaum anlegt, um es in seinen Dienst zu zwingen. Die Starken und Großen will ich mit meiner Allmacht anzünden, und die Schwachen dahin bringen, daß sie deine Bildsäulen mit Ruthen peitschen». Juno erscheint auf ihrem Pfauenwagen ihn zu besuchen und wechselt mit ihm überschwengliche Liebesworte. Er fühlt sich in ihrer Umarmung offenbar als den eigentlich berufenen Schöpfer einer Welt wie sie sein sollte: «ich habe noch diese Empfindung, wie dort auf dem Olymp, wo Himmel, Erde und alles vor uns ward, in uns ward, durch uns ward, und wir schafteten aus Nichts, und bereiteten aus Ungestalten die herrlichsten Gestalten, und lockten aus Dissonanzen die lieblichsten Harmonien, und alles war einfach und groß wie unfre Liebe».

Soweit das Product, das in der anregenden Berührung mit Heinse Gestalt gewann. Die Seyler, das königliche Weib, erscheint in den Briefen an Müller mehrfach unter dem Namen Juno: sollte gar in dem Göttersohn nebenher an sie eine Huldigung beabsichtigt sein?

Das Seylerische Ehepar nam übrigens in einzeln Besuchen seinen Teil an dem angenehmen Verkehr in Düsseldorf. Es hatte noch mehr davon: der allezeit geldbedürftige Theaterdirector bekam «durch die lieben Jacobis viel Zuwachs zu seiner Existenz» (Br. 35), d. h. doch wol ein Darlehen; die großartige Weise, mit der Fritz Jacobi seine Glücksgüter zum Besten anderer gebrauchte, ist ja bekant. Obgleich Seylers Absicht, auf die Messe wieder in Frankfurt zu sein, von vorn herein fest stand, nam sich Klinger vor, falls Müller seinen Plan einer Reise nach Düsseldorf zeitig genug ausführte, bei ihm bis zum November dort zu bleiben; man sieht, daß Seyler ihn nicht so notwendig brauchte um ihm einen Urlaub zu verweigern, und zugleich, wie gern er den Düsseldorfer Freunden noch länger nahe geblieben wäre. Die Meinung war wol, daß er deren Gastfreundschaft nicht ferner in Anspruch nehmen, sondern

mit Müller zusammen logieren wolte. Daraus ward indes nichts, weil Müller nicht kam, und Klinger zog mit der Gesellschaft gegen Ende Auguft wieder nach Frankfurt, wo fie am 26. eine neue Reihe Vorftellungen eröffnete.

Von hier wurden am 5. September die erften zwei Scenen oder Gefpräche des Verbannten Götterfohns dem befreundeten Gotter nach Gotha gefchickt, damit er fie, one Namen und Druckort, zum Druck beförderte. «Die Suite davon ift bereits auch fertig, ich will aber erft die Gefichter hierüber fehen» (Br. 37). «Den erften Wifch vom Götterfohn», fchreibt er im December an Heinfe (Br. 42), «hab ich drukken laffen um zu probiren wie mans verdaut.» Es war die gleiche Ungeduld, die ihn auch die Scenen des Pyrrhus einzeln ans Licht fördern ließ. Unter der Ueberschrift «Idee» war diefem Drucke folgender Wink zum Verftändnis für das Publicum vorausgefchickt: «Die Hauptidee ift: der Triumph der Offenbarung über das blinde Heidenthum, *vid.* letzte Unterhaltungen. Die Nebenidee ftellt vor: den Wandel des Genies auf Erden; oder Contrebande des Großen und Erhabenen. *vid.* die Folge». Die irreführende «Hauptidee» folte offenbar dem Werke den Weg banen, indem fie den Widerfpruch vorläufig entwaffnete. Als Perfonen waren außer den in den beiden «erften Unterhaltungen» wirklich auftretenden angegeben: Dio — wol eine Schwester des Dios? — und «die Weißagung Prometheus in dem Trauerspiel diefes Namens von Aefchilus». Das Geheimnis des äfchyleifchen Prometheus, der Liebesbund, deffen Sprößling den Zeus einft ftürzen wird, folte alfo zum Schluffe des Ganzen eine Rolle fpielen.

Die zwölf Seiten, die von diefem Werke gedruckt wurden, find mit wirklicher Kraft gefchrieben, und es trug unftreitig eine bedeutende Anlage in fich; aber es war kein Wunder, daß der anonyme «Wifch» one Wirkung verflog. Der buchhändlerifche Erfolg war one Zweifel nicht dazu angetan, daß mehr auf diefe Weife veröffentlicht werden konte; der Autor verlor die Luft an feiner Conception, und die fchon gefchriebene Fortfetzung wird zu den Manuscripten gehört haben, die er nachmals verbrannte, als er das erfehnte Ziel der Anftellung im Kriegsdienst erreicht hatte.

Eine vorübergehende Erfcheinung in Klingers Lebensgefchichte

ist um diese Zeit der Schauspieler und nachmalige Bünenschriftsteller Johann David BEIL, von dem die Briefe an Müller handeln. Er war später in Mannheim und spielte am 13. Januar 1782 den Schweizer in den Räubern; schrieb «die Spieler» und war ein Spieler; übrigens eine glücklich ausgestattete Natur, damals drei und zwanzig Jare alt und, wie man aus seinem Briefe (zu Br. 40) sieht, ganz auf den Genieton eingeschossen. Er hatte wie es scheint in Mainz Klingers Bekantschaft gesucht, um durch ihn bei Seyler anzukommen, aber es war, gegen Klingers Wunsch, nichts daraus geworden. Er war dann, ohne Zweifel von Klinger an Müller empfohlen, nach Mannheim gegangen um an der dortigen Bühne sein Glück zu versuchen. Da sich auch das nicht machte, ließ er sich von Müller, mit dem er rasche Freundschaft geschlossen, dem großen Doctor Bahrdt zuweisen, dessen Weizen damals in Mannheims Nähe zu blühen versprach. Dieser seine Zeitgenossen viel beschäftigende Aufklärungsprophet war von Marschlins und dem dortigen Philanthropin des Freiherrn von Salis hinweg einem Rufe des Grafen von Leiningen-Dachsburg nach Dürkheim an der Hard gefolgt und dort zur Abwechselung Superintendent geworden. Da dieser Beruf seinen Geist nicht ausfüllte, hatte er seit 1777, unter großem Vorschub von Seiten des Landesherren, auf einem leerstehenden gräflichen Schlosse Heidesheim unweit Worms ein eignes Philanthropin eröffnet. Hier sollte der vacierende Schauspieler Beil in die Zal der Lehrer eintreten, warscheinlich mit so viel und so wenig Beruf wie die anderen, deren Persönlichkeiten Bahrdt in seiner Autobiographie in grellster Beleuchtung schildert. Das Ding stand ihm aber nicht an; er konnte, was seinem Verstand zur Ehre gereicht, zu Bahrdt kein Vertrauen fassen, und trennte sich bereits nach acht Tagen von ihm. Er reiste, ohne sich nochmals in Mannheim zu zeigen, den nächsten Weg nach Frankfurt; Bahrdt aber rächte sich durch einen ihn bloß stellenden Artikel entweder in dem pädagogischen Wochenblatte oder in dem Litterarischen Correspondenzblatte, die er beide in Verbindung mit dem Philanthropin gegründet hatte. Jezt lag Beil in Frankfurt krank, und während sich dort Klinger seiner annam, verhandelte Müller mit Bahrdt wegen einer öffentlichen Genugtuung für ihn. Der Doctor unternam in diesem Herbst eine Reise nach Holland und England, um dort reiche Zöglinge anzuwerben, die seiner Anstalt besser auf die Beine

hülften. Er war fort, ehe Müller etwas bestimmtes erreicht hatte; aber er kam durch Frankfurt. Er erzählt aus seinem dortigen Aufenthalte nur eine romanhafte Geschichte, wie ihm, der mit zwei Gulden und fünfzig Kreuzern von Mannheim will ausgezogen sein, ein Jude, den er von früher her kante, zufällig begegnete und die Mittel zur Reise ungebeten darreichte. Er gedenkt überhaupt Beils mit keinem Worte. Aber während seines Aufenthaltes in Frankfurt ist ihm Klinger auf die Stube gerückt, um Beils Sache da aufzunehmen, wo Müller sie hatte aufgeben müssen. Bahrdr verpflichtet sich wenigstens zu einem Besuche bei dem ans Zimmer gefesselten Beil, damit in Klingers Gegenwart eine Verständigung angestrebt würde; aber er blieb zweimal aus, und dann war er abgereist. Klinger berichtete den Hergang an Müller um ihm begreiflich zu machen, daß man nun one weitere Rücksicht auf Bahrdrts Interesse Beil selbst vor der Oeffentlichkeit seine Sache müßte ausfechten lassen. Müller war offenbar ein Verehrer des Doctors geworden und wolte ihn möglichst geschont haben; aber Klinger «kante den Kerl», natürlich von Gießen her, wo er bis 1775 Professor gewesen war.

Beil scheint nach seiner ersten Berührung mit Klinger nicht one Verdruß von ihm geschieden zu sein und auch Müllern gegen ihn eingenommen zu haben. Es ist menschlich, einem Unrecht zu tun, von dem man etwas vergeblich erwartet hat. Zu Klinger drang von diesen Misstimmungen etwas durch und er trat ihnen mit einigen Worten an Müller entgegen (Br. 38). Nachdem aber Beil von Heidesheim nach Frankfurt gekommen, war sofort alles zwischen ihm und Klinger aufgeklärt, und er legte davon gegen Müller redlich Zeugnis ab.

Klingers Gemütszustand, der auch in äußerlich beglückten Tagen die Düffeldorfer an einen gegen sich selbst wütenden Löwen erinnert hatte, wurde durch den abermaligen Aufenthalt in Frankfurt schwer gedrückt. Er lebt «einsam und meistens in fatalem Humor». Er sehnt sich an Müllers Brust «ausweinen zu können». Er spricht die traurigen Worte aus: «meine Lage ist hier von Seiten meiner Mutter erschrecklich». Die Lage der Mutter und der Schwestern war für ihn, der mit Seylers auf einem nobeln Fuß im Schwanen logierte (Br. 36), ein stiller Vorwurf; und auch an lauten Vorwürfen kann es von dieser Seite nicht gefehlt haben.

Die Mutter war keine enge oder mürrische Natur; die wenigen Briefe, die mir von ihr vorliegen, zeugen von guter Laune, und dem genialischen Verkehr des Sones hatte sie ihre ärmliche Wohnung gerne geöffnet. Aber daß dieser nun mit allen seinen Fähigkeiten, statt im hoffnungsreichen Anfang irgend einer ehr- und arbeitamen Laufban zu stehn, als Genosse eines mit dem Bankerott ringenden Schauspieldirectors herumlungerte, one ihr und feinen Schwestern die Last des Lebens irgend erleichtern zu können, das war für sie warlich mehr als man ihr hätte zumuten dürfen zu verhalten. Und wenn sie gar von dem Verhältnis zu Psyche etwas gewar wurde, so verstand sie in diesem Punkte als eine Bürgersfrau von altem Schrot und Korn nicht den geringsten Spaß. Von Haus aus ein guter Son und zärtlicher Bruder knirschte denn Klinger jetzt, als wären es unwürdige Ketten, sogar in die heiligsten Familienbände. So muß man ja offenbar die Worte an Müller verstehn «ich wollte daß mich nichts an die Erde fesselte, und auf die Erde geworfen wäre vom Mond herab». Mögen gemeine Sterbliche Mütter und Schwestern haben, was sollen sie dem echten Prometheusfone, dem ringenden Halbgotte?

Solte er um ihretwillen gar die russische Hofmeisterstelle annehmen, mit der ihn Kaufmann von neuem versucht hatte? Da wäre ja wol Hoffnung gewesen, bares Geld zum Heimfenden erübrigen zu können. Es war ihm «ein schrecklicher Gedanke». Seit Lenzens Schauspiel galt dieser Beruf für die schlimmste Art von Sklaverei und tiefste Demütigung, der ein Genie verfallen konte. Er verstand sich noch eher zu einem andern fauern Schritte. Die mir zugekommene Ueberlieferung sagt mit großer Bestimmtheit, daß er sich einmal auf Wunsch und dringendes Zureden seiner Mutter um eine städtische Anstellung in Frankfurt beworben, aber, one einflußreiche Verbindungen wie er war, eine verletzend frostige Aufnahme bei den Hochmögenden gefunden habe. Man glaubte sogar eine versteckte Rache dafür in den Streichen zu finden, die sein Faust den Autoritäten einer gewissen Reichsstadt spielt. Meine Mutter verlegte diese Bewerbung vor seine Reise nach Weimar, wo sie sich, bei den Hoffnungen, die ihn damals erfüllten, und nach plötzlich abgebrochenem Universitätsstudium, kaum denken läßt; aber sie paßt in die gedrückten Umstände der Zeit, von der wir jetzt handeln.

Sehr ernstlich war sie wol nicht gemeint. Noch mußte man

ja, auch one dieses äußerste, Hilfsmittel im eignen Geiste haben, um auf dem literarischen Markte zur Erfüllung von Pflichten, die das Gewissen einmal nicht erließ, Geld zu verdienen.

Kaum war in dem Verbannten Göttersohn der pessimistische Unmut erleichtert, so sehen wir Klingern wirklich an eine neue, gewinnverheißende Art der Schriftstellerei Hand anlegen. Er fragt Müllern (Br. 38), ob dieser ihm nicht von Schwan Vorschuß auf einen Roman verschaffen könne, «und wärens nur 6 Carolin für meine Mutter». Den Winter durch will er ihn schreiben; über den Anfang kann Beil bereits Auskunft geben. Müller verlangte begreiflicher Weise erst eine Probe um sie dem Buchhändler vorzulegen; diese verspricht Klinger im folgenden Briefe zu schicken sobald er in Mainz sei, und fügt noch das Anerbieten hinzu, auch seinen Stilpo nach Neujar, wo vermutlich Seylers abschließlicher Anspruch an das Stück zu Ende gieng, an Schwan zu verkaufen.

Diese Briefe müssen aus dem October stammen, bis zum November wolte man ja in Frankfurt bleiben. Eh er sie schrieb hatte Klinger bereits einen andern Versuch gemacht den Roman anzubringen; einen Versuch, der ihn Ueberwindung muß gekostet haben. Er hatte sich an Wieland gewant, ungeachtet der enttäuschenden Erfahrung, die er an dessen Charakter in Weimar, wie wir oben sahen, gemacht hatte. Am 30. September schrieb dieser an Goethes Mutter: «liebe Mutter Aja — diesen Augenblick bekomm ich einen Brief von Klinger, der mich in einige Verlegenheit setzt. Er bietet mir ein Werklein an, Apologie der Damen oder Der Neue Orpheus, eine tragische Geschichte — er hab's zum Behuf seiner Mutter geschrieben, sagt er, und es stehe dem Merkur nach und nach zu Dienste, vorausgesetzt, daß ich ihm, zum Profit seiner Mutter, soviel dafür gebe als ich jedem andern honnetten Kerl bezahlen würde. Nun ist mir Klinger als ein honnetter gutherziger Kerl lieb, und seiner armen Mutter möcht' ichs auch wohl gönnen, wenn der Neue Orpheus ihres Sohns etwas dazu beytrüge, daß sie desto besser durch den bevorstehenden Winter käme. Allein — Sie sehen selbst, liebste Frau Aja, daß es damit allein noch nicht ausgerichtet ist. Wenn dies neue Werklein von dem Schlage der bisherigen tragischen Explo-

fionen unsers Freunds Klinger seyn sollte, so kann ichs für den Merkur nicht brauchen. Ich sollte also, um keine Katze im Sack zu kaufen, vorher wissen was es ist. Sie haben sich sonst des guten Klingers angenommen, liebe Mutter. Ich weiß nicht wie es izt steht, und ob er indeffen nichts gethan hat, das ihm Schaden bey Ihnen gethan hat. Hat er aber, wie ich vermuthete, noch Zutritt bey Ihnen, so möcht' ich Sie wohl bitten, daß Sie Sich das besagte Mscpt. von ihm geben ließen, und mir dann unverhohlen Ihre Meynung davon sagten. Ist Ihnen aber diese Commission nur im mindesten unangenehm und lästig, so nehmen Sie, ich habe Nichts gesagt. Klinger mag mir dann sein Mscpt. selbst schicken, und es darauf ankommen lassen, ob ichs brauchen kann oder nicht» (Keil, Frau Rath S. 82 f.). Obgleich Wieland hier die Anfrage von Klinger «diesen Augenblick» bekommen haben will, hatte er doch schon den Tag vorher auch an Merck davon geschrieben: «haben Sie Klingern lang nicht gesehen? Bessert sichs mit dem jungen Mann, — oder säuft er noch Löwenblut? Ich hab' eine Urfache nach ihm zu fragen; denn er hat mir (um die Gebühr) ein Manuscript, Der neue Orpheus oder Apologie der Frauen, eine tragische Geschichte genannt, für den Merkur angeboten. Ich habe aber eine starke Ahnung, daß ich's nicht werde brauchen können» (Wagner, Br. an u. von M. S. 106).

Ob nun Wielands Entschluß durch einen Bericht der Frau Aja oder durch eigne Einsicht des Manuscriptes bestimmt worden ist, es wurde nicht angenommen, und der Verdruß darüber ist wol nicht one Einwirkung auf den bitteren Spott geblieben, womit der Verfasser sich wenige Monate später (Br. 43) gegen Heinse über Wielands verunglückte *tour de vanitat* ausließ: die Reise nach Mannheim zur Aufführung seiner von Schweizer componierten Oper Rosamunde, die durch die Hoftrauer um den Kurfürsten von Baiern und Karl Theodors rasche Abreise nach München vereitelt wurde. Aber Klinger hätte sich das Schicksal seines Antrages leicht voraus sagen können. Der Merkur war eine ehrbare Zeitschrift, die sich gröberer Anstößigkeiten grundsätzlich enthielt; Wieland selbst war vorsichtig geworden und von der faunischen Tonart, darin er sich früher gefallen hatte, abgekommen; und der ORPHEUS war ein Feenmärchen in der Manier des jüngeren Crebillon.

In die französische Dichtung unter Ludwig XIV. war einst ein

frischer Hauch gekommen, als Perrault die Fundgrube des Volksmärchens eröffnete und daraus seine *Contes de ma mère l'Oye* schöpfte; aber in der neuen Literaturgattung, die damit begründet war und rasch in die Mode kam, konnte sich der reine Geist ihres Ursprunges unmöglich behaupten. Schon die Gräfin d'Aulnoy bot in ihrer Sammlung von Feenmärchen erfundenes neben dem gefundenen, und die Erfindung wucherte dann aufs üppigste weiter. Der Apparat, damit sie arbeitete, wurde bereichert als man 1704 durch Gallands Uebersetzung die Märchen der tausend und einen Nacht kennen lernte; zu den einheimischen Riesen, Zwergen und Feen bekam man nun noch persische Dschinnen oder Genien nebst Sultanen, Favoritinnen, Wessiren und Bonzen mit fremdklingenden Namen. Fügte man dazu noch Ritter und Zauberer aus der Welt Ariosts, Salamander, Undinen, Sylphen und Gnomen aus dem Systeme des Paracelsus, wie es im *Conte de Gubalis* des Abbe von Villars ironisch ausgebildet war, endlich Nymphen und Faune aus der classischen Sagenwelt, so hatte man so verschiedenartige, von Haus aus einander weltfremde Elemente vereinigt, daß bei deren Verwendung notwendig alle nationale und poetische Eigentümlichkeit, jedes Gepräge des überlieferten abgestreift wurde und eine fantastisch willkürliche Vorstellungswelt entstand, in die nur dadurch Einheit kam, daß sie im Sinne des Rococo stilisiert wurde. So hatte die Aufnahme des Volksmärchens in die Literatur zu dessen äußerstem Gegensatze geführt, zu einer prickelnden Unterhaltungslecture für die exclusiven Kreise. Diese Lecture mußte, um ihren Zweck zu erfüllen, dem Geiste des Zeitalters gemäß dessen Sittenverderbnis einerseits in vollem Maße in sich aufnehmen, andererseits sie satirisch beleuchten. Die schicksalwebende weiße Frau des alten Volksglaubens, die Verwandte der nordischen Norne, der die romanische Zunge aus dem unperfönlchen Fatum den Namen *Fata* oder *Fée* geprägt hatte, nam nun die Züge einer gealterten, darum nicht weniger lüfternen, aber desto boshafteren Coquette vom Hofe Philipps von Orleans oder Ludwigs des XV. an, und das ganze Gewirre der Abenteuer und Zaubereien, die man zu erfinden hatte, drehte sich nur um den einen Punct des zuchtlosen Geschlechtsgenußes. Der Koryphäe dieses Literaturzweiges war Crebillon, der Son jenes Tragikers, den Frankreich durch den Beinamen des Schrecklichen ausgezeichnet. Er hatte seine Laufban in eben dem

Jare, darin wir mit unserer Lebensgeschichte stehn, siebenzigjährig beschlossen.

Keine literarische Speculation kann bei dem großen Haufen aller Völker ihres Erfolges sichrer sein als die, welche sich auf die geschlechtliche Lüfternheit gründet; und war eine solche Schriftstellerei einmal in Frankreich guter Ton geworden, so konte es ja nicht ausbleiben, daß sie es auch in Deutschland ward. Wieland war es, der sich das Verdienst erwarb, sie mit dem Nachdruck eines fruchtbaren und glänzenden Talentes unserer Literatur einzupfropfen. Unter den manigfaltigen ausländischen Elementen, die er in seinen Schöpfungen verarbeitete, nam Crebillon gleich von vorn herein eine hervorragende Stelle ein. Zwar gab sich Wieland in seinem Don Silvio de Rosalva die Mine, diesen Autor oder dessen Gattung zum Gegenstand der Satire zu machen, indem er einen Helden vorführte, der die Feenmärchen, wie Don Quixote die Ritterromane, für Ernst nimmt; aber das eingeflochtene Märchen vom Prinzen Biribinker, das angeblich den Crebillon ironisch überbieten soll, wirkt eben doch aufs stärkste mit dessen Mitteln, und darauf kam es dem Dichter eigentlich an. Wenn Wieland nachmals im Idris und neuen Amadis vom Roman zum romantischen Epos des Ariost übergieng, so nam er doch auch hiezu das Colorit wesentlich von Crebillon, sowie er im Goldnen Spiegel umgekehrt den Ramen von ihm entnam. Es versteht sich daß er ihm selbst, indem er in seiner Manier arbeitete, in Deutschland nur um so mehr die Wege bante; und er lehrte auch, als Popularphilosoph, den heuchlerischen Vorwand, darunter man sich dieser Lectüre mit scheinbar gutem Gewissen hingeben konte, nämlich daß man auch aus ihr Weisheit lernen könne. Unter diesem Vorwande hebt Heinse in der apologetischen Vorrede seines Enkolps (1773. S. 22) den pikanten Franzosen, nach andern Schriftstellern verwanten Geistes, wie seinen eigentlichen Liebling hervor: «wie viel gute Lehren kann man aus den Erzählungen des Boccaz und der Margarethe von Navarra und des Hanns la Fontaine und Rofts und Wielands lernen? Wie sehr kann man sich auch darüber erbauen und sich freuen? Welch eine seelige Wonne kann man bey dem Sopha des Crebillon und seinem beliebten Schaumlöffel empfinden? Wenige unter uns Weibskindern verstehen freylich die Kunst, wie die Bienen, das Honig zu suchen!» Das merkwürdigste bleibt für

uns immer — da heutzutage die Corruptionsliteratur, wenigstens die unverhüllte, im ganzen «nur für Herren» da ist — daß damals auch die Frauen unfres Volkes unge scheut daran zur Weide giengen; ein Umstand, one den die ganze Manier eben niemals hätte guter Ton werden und eine Bedeutung in der Tagesliteratur gewinnen können. Im März 1782 schrieb Fräulein von Göchhausen, die bekante Thusnelda des weimarischen Kreises, an Knebel: «vor einiger Zeit las ich *Ab quel conte* von *Crébillon*. Ich war davon so eingenommen, daß ich viel davon schwatzte; der Herzog, die Stein und andere lasens auf meine Recommendation; Wieland erzählte die Geschichte den Weib- und Mägdlein»*.

Heinfe fürte, wie man aus Fritz Jacobis, Goethes und Klingers Briefen sieht, in dem Düssel dorf er Kreise den Spitznamen «Rost». Er war einem ältern Verfasser von «Schäfererzählungen» entlehnt, der durch Frechheit alles dagewesene überboten und in dessen Manier sich Heinfe zuerst in die Literatur eingeführt hatte. Er hatte daneben den klassischen Schmutz Petrons unter dem Titel «Begebenheiten des Enkolp» behaglich vor dem Publikum ausgebreitet, worauf die idealisierte Hetärenmoral seiner Laidion immerhin von einer Veredelung des Sinnes oder doch des Geschmacks Zeugnis gab. Der Aufenthalt in Düsseldorf konnte nicht anders als günstig auf ihn wirken, und was er dort schrieb war ja aller Ehren wert. Aber seines alten Geschmacks an Crebillon und dessen Manier hatte er sich darum noch nicht entäußert, und es liegt sehr nahe zu vermuten, daß er damit auf Klingern und dessen empfängliche, jetzt sinnlich erregte Natur während des Verkehrs in Düsseldorf einwirkte. Von einem Roman in Crebillons Manier konnte man sich wol am ersten den namhaften klingenden Verdienst versprechen, danach man aus guten Gründen ungeduldig verlangte; nur hätte man sich natürlich auf jene Manier niemals eingelassen one einen Reiz daran zu finden.

Crebillon hatte in seinem vielgelesenen *Ecumoire* das von einer boshaften Fee verhängte geschlechtliche Unvermögen des Helden zum Motiv der Handlung gemacht. Der schöne Prinz und Gemal der schönsten Prinzessin, den dieses Misgeschick betrifft, wird nur dadurch entzaubert, daß er in eine geschlechtliche Un-

* DIEZMANN, Goethe u. d. lustige Zeit in Weimar S. 115.

treue an seiner Gemalin zu Gunsten der geilen alten Concombre, der Urheberin seines Schadens, willigt. Eben jenes Motiv griff Klinger für seinen Roman auf, indem er ihm eine pikantere Wendung im Sinne der Satire gab. Bambino, der schönste und liebenswürdigste Jüngling der Welt, entbehrt durch den Zorn der Fee Brillante, deren Gunst von seinem ebenso schönen Vater verschmäht worden war, den Hauptgegenstand der männlichen Geschlechtsausstattung. Die Bedingung aber, an welche die Fee die Heilung des Schadens geknüpft hat, besteht darin, daß ein Weib dem Unglücklichen seine Liebe schenke, one das ihm versagte zu vermissen. Bambino, ganz gemacht um sinnliche Liebe zu entfachen, ist also dazu verurteilt, die Welt nach einer rein geistigen Liebe zu durchsuchen, und die Entteuschungen, die er hiebei nicht nur erfährt, sondern verschuldet, weil er seines Zustandes vergeffend sich nicht enthalten kann, die Sinnlichkeit der Frauen überall auf Proben zu stellen, bilden das Salz des Romans. Die noch kränkenderen Entteuschungen, die er den bis auf einen gewissen Punct getriebenen Frauen durch seine plötzlichen Rückzüge bereitet, solten nach dem ursprünglichen Plane, wie der Verfasser sich über diesen gegen Heinse (Br. 42) äußert, zu dem Ausgange führen, daß Bambino, wie der Gemal der Eurydice, von den entteuschten zerrissen würde, und das solte offenbar ein gerechtes Gericht über eine der Natur zuwider laufende Zumutung an die weiblichen Gefühle darstellen, womit denn das Werk sich Wielands so dankbarem Kampfe gegen den Platonismus in der Liebe angeschlossen hätte. Nach dem December 1877 jedoch, wo Klinger jene Mitteilung an Heinse machte, fand er sich zu einer Umbildung dieses Ausganges bewogen, die ihm ermöglichte, den Faden noch weiter zu spinnen. Während die Schönen des letzten Schauplatzes von Bambinos unvorsichtigen Eroberungen, unter dem man sich offenbar Paris denken soll, zur Ausführung ihrer Rache über ihn herfallen, eilt die jungfräuliche Canzane in seine Arme, um aus Liebe mit ihm zu sterben. Sie war ihm längst vorher begegnet und er hatte gehofft in ihr die Erlöserin gefunden zu haben: aber auch in ihr hatte er ein sinnliches Feuer entzündet, das sie bewog, sich ihm rasch zu entziehen. Doch hatte die Liebe zu dem schönen Unbekanten in ihr gehaftet, und als sie ihn wieder fand, hatte sie ihn geliebt, obgleich er zwischen anderen hin und herflatterte. Nun bestand

ihre Liebe im Angesichte des Todes die Probe, die sie im Leben nicht bestanden haben würde: sie gab sie zweifellos kund unter völligem Ausschluß irdischer Wünsche. Die Fee muß Wort halten, indem sie zugleich durch ihr Dazwischentreten Bambinos Leben rettet; aber bei der Lösung des Zaubers ist noch immer eine Bedingung: «so lang du ihrer Liebe würdig bleibst, sollst du haben was du nicht hast». Mit dieser Wendung schloß nun nicht der Roman, sondern sein zweiter Teil, der mit dem ersten zusammen in der 78er Herbstmesse wirklich erschien, nicht unter dem ursprünglich beabsichtigten Titel «der neue Orpheus», sondern als «Orpheus» kurzweg, weil jetzt eine minder bestimmte Anspielung erforderlich war.

Die angegebene Fabel mit dem was notwendig und unmittelbar zu ihr gehörte reichte natürlich nicht hin, um des Verfassers Interesse an dem Buche zwei Teile hindurch auszufüllen. Er gab daher dem sinnlich überfinnlichen Freier Bambino einen Mephistophelesartigen Gefellen zu, dessen Kunst und Zweck es ist, aus der Torheit der Welt durch eine kluge, von sittlichen Erwägungen nicht beengte Behandlung der Menschen und Dinge äußere Glücksgüter für sich herauszuschlagen. Ali ist so arm und häßlich, wie Bambino reich und schön, so roh von Herzen, wie jener gefühlvoll und verfeinert; aber er steht in drückender Ueberlegenheit neben ihm, weil er das was er ist ganz ist. Von Bambinos Verwünschung und seinem dadurch bedingten Zustande hat er keine Kunde; er hat ihn bestimmt, die Heimat Ormus zu verlassen um einen größeren Schauplatz für seine Gaben und Triumphe aufzusuchen, während Bambino darauf einging, um sich den gefährlichen Annäherungen der Damen von Ormus zu entziehen und in der Ferne vielleicht zu finden was ihn erlösen könnte. Das Ziel der gemeinsamen Reise ist der Hof des «großen Königs», in dessen Schilderung des Verfassers satirische Laune sich nun behaglich ergeht.

Nachdem das 17. Jarhundert die Kritik gegen das despotische Königtum herausgefordert hatte, war es im achzehnten zum Gegenstande des Spottes geworden. Crebillon hatte jenen Typus des abgeschmackten, selbstgefälligen, in Weichlichkeit verkommenen Sultans in die Mode gebracht, den Wieland im Goldenen Spiegel und in Stücken wie der Schah Lolo weiter ausbildete und variierte.

Man brauchte nicht die Königs-Throne Europas zu mustern um zu diesen Gestalten Modelle zu finden; man fand auf Deutschlands Fürstenstülen, neben so mancher kräftigen und würdigen Gestalt, Nachamer der französischen Ludwige bis in die kleinste Dimension; und die Nachamung des fünfzehnten gelang um so besser, je leichter sie war. Vor kurzem erst hatte Klinger den Hof von Mannheim kennen gelernt; er hatte gesehen und sich schildern lassen, wie ein von der Natur gesegnetes Land und ein begabtes, aber geknechtetes und knechtisch gefinntes Volk darnieder lag unter einem schwachen, eiteln und sinnlichen Fürsten, dessen Anläufe zum Guten wenig Wirkung hatten, weil sie nur aus Liebe zum Rum hervorgingen, indes das Böse durch seine Nachgiebigkeit gedieh, weil seine Neigungen sich dabei wol befanden. Gewiß waren diese Eindrücke nicht unbeteiligt bei der tollen Caricatur, die er von dem großen König und dessen Treiben entwarf; aber er nam die Züge zu seinem Gemälde wo er sie fand, und Kenner wären vielleicht im Stande manchen heimzuweisen. Offenbar ist daß er, mit unsagbarem Hone, das berühmte Verfönungsmanifest des Herzogs Karl von Würtemberg zu seinem fünfzigsten Geburtstage — dem 15. Februar 1778 — zu verwerten sich beeilte (1, 194). Die größte Angelegenheit des Hofes und ganzen Volkes ist des großen Königs tägliche Verdauung, zu deren Behuf er in feierlichem Zuge ausgetragen wird; er selbst ist groß in kindischen Anschlägen und in der Meinung von sich selbst; seine stärkste Leidenschaft ist die Neugierde, seine größte Tugend der Mangel an Eifersucht; seine Gesellschaft besteht aus einem Bonzen, einem Poeten und einem Projectenmacher; die Stelle einer schönen und klugen Gemalin, die er nicht leiden kann, hat eine geschminkte Mätresse eingenommen; und die Königin trägt mit einem tüchtigen Kanzler die Sorgen der Regierung, von denen ihr Gemal so wenig wie möglich erfährt und erfahren will. Ali führt sich an diesem Hofe mit einem modisch stilisierten *Eloge du Roi* ein und macht solches Glück, daß er alsbald zum Sprecher und Geschichtschreiber des Königs ernannt wird. Er verdunkelt die alten Günstlinge indem er den König aufs beste unterhält, der nicht merkt, wie er ihn mit jedem Worte zum besten hat. Die Mätresse hat natürlich, wie alle Damen, ein Auge auf Bambino geworfen; da sie von ihm nicht befriedigt werden kann, nimmt sie, einmal erhitzt, diesen Dienst von dem

häßlichen Ali an und wird damit dessen Verbündete. Es fehlt nur daß sein Freund als Liebhaber eine feste Herrschaft über die Königin gewinnt, um Alis Stellung auch von dieser Seite völlig zu decken. Bambinos Unwiderstehlichkeit hat sich allerdings bei der von der Liebe noch nie berührten Frau bewährt; sie irrt mit ihm in den Gärten und Hainen ihres Luftschlosses umher, lauscht seinem Gefange, gestattet seine Zärtlichkeiten, schwelgt mit ihm in Gefühlen, die der ärmste für platonisch nimmt. Aber zu seinem Schrecken wird er plötzlich entteufcht und muß aus der Nähe der angebeteten fliehen, die den ihm vergebens angebotenen Schatz demnächst einem unschönen und blöden, aber heldenhaften Prinzen schenkt. Daß sie hiemit nur tut was in der Ordnung ist, versteht sich im Sinne des Verfassers von selbst, Rücksichten ehelicher Treue gegenüber einem Gemal wie der große König kommen nicht in Frage. Dem Starken gehört die Schönheit — und jede Schönheit: diese Grifaldo-Moral gilt auch hier.

Vom Hofe des großen Königs versetzt der Dichter seinen Helden in «die große Stadt», und kann nunmehr sein Buch durch Streiflichter auf die gesellschaftlichen Zustände in Paris beleben. Bambinos erste Bekantschaft ist dort eine sanfte, einfache, unschuldige Blondine, mit der er das bei der Königin verlorne Spiel von neuem beginnt. Der abgeschmackte Ehemann, der die tugendhafte Schöne nur zur Weide seiner Eitelkeit benutzt, bant ihm selbst die Wege. Schon glaubt er hier gefunden zu haben was er sucht, als er die Entdeckung machen muß, daß die vermeintliche Platonistin heimlich auf Ehescheidung geklagt hat — wegen physischen Unvermögens ihres Gatten. Er bricht in Vorwürfe gegen sie aus: «du betrogst mich, daß du in all meine geheiligte Empfindungen eintratsst, da es nichts war als Werk deiner Einbildungskraft — bey dir sind alle Seelenkräfte gleich — du kennst den Unterschied nicht zwischen den untern und obern Seelenkräften, die allein heilig, unserer werth. — BELLY. Gütiger Himmel! was soll ich von oberer und unterer Seele — ich bin so grade wie mein Herz will und liebe dich nach all seinen Kräften». Um seinen Kummer zu vergessen läßt sich nun Bambino in die große Welt einführen und lernt alsbald seine Rolle auf dieser Bühne spielen. «Sanfte Canzane! o Belly! o Königin Alma! hättet ihr euren Liebling jezt gesehen, den ihr in Macht des größten Gefühls wieder eure liebende heiße

Brust drückt! wie jezt Schaalheit und Unvermögen aus seinem eitlen Blick leuchtet, da doch in eurer Gegenwart, an eurem Hals jedes herrliche, was die Natur in ihn gelegt hatte, lebendig ward. Ach jezt schift er mit so leichtem, dünnem Wind dahin, als wär er bloß für dieß und nichts anders gebohren, und der Unglückliche schmeichelt sein edles Herz so weit ein, daß er ihm eine Glückseligkeit aufbürdet, wobey es ganz zu Grunde gehen muß. Doch er ist schuldlos, und wer wird die schönfarbigte, augenergözzende Tulpe anklagen und darum verachten, daß sie keinen süßen Geruch duftet wie die süße Rose oder die Nerven ergreifende Lilie.» Eine Reihe von verschiedenartig charakterisierten Coquetten stellt ihm Netze, zwischen denen er sich mit glücklicher Impertinenz bewegt. «Er nahm zu an List, Verschlagenheit, Bosheit und Großsprechen. Machte den guten Damen so viel von sich weiß, daß sie auf tausend wunderliche Grillen verfielen, wenn sie den Knoten auflösen wollten, warum das immer bey dem Reden bliebe.» Elend sind nur seine stillen Stunden; um darüber hinaus zu kommen legt er sich aufs Verfemachen, das ihm neue Triumphe bereitet; und hier findet der Verfasser Gelegenheit zu folgendem, in eine Anmerkung verwiesenen literarisch-politischen Ausfalle: «viele seiner kleinen Gedichten, an Miene, Chloe u. s. w. nebst einigen schauerlichen Balladen sind von unsern Dichtern aufgefunden worden, und paradien in Almanachs und periodischen Schriften. Ihr Stempel ist leicht zu erkennen. Sie tragen die *Castratio cordis et mentis* an der Stirne. Meistens sind sie artig und fein, thun dem Herzen auch gar nicht weh noch wohl. Auch haben sie einige Trauerspiele in dieser Art an den Tag gegeben, worin sie die Leidenschaften völlig nach dem Ton der Welschen Capaunen, die in Kirchen und Opernhäusern die Ohren der Großen kizlen, gestimmt haben. Die ganze Welt lieft und sieht das Ding gern, denn das Blut bleibt so ruhig, die Lebensgeister so kalt, und die Dinge (? soll wol Dinger heißen) von Menschen sehen den entnervten Kerls so gleich — daß es *salus publica* worden ist, es müsse und dürfe nicht anders gehen als *via castrationis cordis et naturae*, daß es uns wohl behage, und keiner die Sporen empfinde, die die Gewaltigen der Erde in die Rippen uns sezen. Laß sie reiten, sagte ein Mann, ich hab noch keinen mucksen gehört. *Vid. Theorien, Journalen und Bibliotheken*». Mitten in diesem der Eitelkeit ge-

weihten Leben findet der Held die selbstlos liebende Canzane wieder, die alles verlassen hat um ihn zu suchen. Er genießt an ihrer Seite felige Stunden, one darum dem Geflatter in der großen Welt zu entgehen. Die Enthüllung, die die Katastrophe herbeiführt, bewirkt ein Professor, der Experimente mit der Elektrifiziermaschine macht*; der Umstand, daß Bambino den elektrischen Schlag nicht fühlt, führt ihn auf eine Hypothese, die das rechte trifft. Die vorher entzweiten Anbeterinnen des Helden vereinen sich zur Erhärtung des Sachverhaltes und demnächst zur Rache im Stil der thracischen Mänaden.

Die Intermezzos, die Ali und dem großen Könige gewidmet sind, enthalten mehr Dialog als Erzählung. Ali trägt die Geschichte des Königs vor, die er zu schreiben begonnen, obgleich es an allem Stoff dafür fehlt; der König liefert seine Beiträge dazu und gibt sonstige geistreiche Einfälle zum besten, z. B. wie man auf warhaft königliche Weise Schach spielen könne: auf einem quadrierten Hofe, mit lebendigen Würdenträgern statt der Figuren. Hier erscheint der Kanzler um zu melden, daß von einem gefährlichen Nachbarn der Krieg erklärt worden sei. Der König mag den Krieg nicht und will nicht zugeben daß Krieg geführt werde, bis der Kanzler ihn nach den Raritäten des feindlichen Monarchen lüftern macht und ihm selbst einfällt, daß dessen Gefangennehmung Gelegenheit geben würde, das projectierte Schachspiel mit einer wichtigen Figur zu bereichern. Nun gibt er Erlaubnis, wo möglich zwei Könige zu bekriegen und sie ihm zu bringen samt ihren Königinnen. Ali findet geeignet zu raten, daß der große König mit zu Felde ziehe: «ich weiß du hast unendlich viel Wissenschaft im Kriegswesen. — KÖNIG. Bist du toll, Ali? Ich in Krieg — mich friert bey diesem Gedanken. Ein König der in Krieg geht, Ali, meint es schlecht mit sich selbst, und ein König solls gut mit sich meinen oder er ist ein schlechter König. Ist der König da sich für seine Unterthanen todt schlagen zu lassen, oder sind seine Unterthanen da, sich für ihn todt schlagen zu lassen? Nein! Laßt uns das Schachspiel auf königlichen Fuß setzen, uns in die Berge verschließen und die auslachen, die sich für uns todt schlagen lassen,

* Man erinnert sich wie damals in Paris Franklin mit seinen elektrischen Experimenten Mode war.

weil wir ihnen Brod geben. Dann ich sag dir, Ali, todtſchlagen und ſich todt ſchlagen laſſen, ſind die ſchändlichſten und unvernünftigſten Gewohnheiten in der Welt, die ich ſo gerne durch eine allgemeine Verordnung abſchaffen möchte als ich lebe. Wir wollen darauf denken!» Hiemit nimmt der zweite Teil auch von Ali und dem großen König Abſchied.

So hatte denn Klinger mit der Kunſtgattung begonnen, die ihm nachmals den meiſten Rum eintragen ſolte. Das phantaſtiſche Element, das auch ſpäter noch in ſeinen Romanen mit dem ſatiriſchen und philoſophiſchen verbunden bleibt, bis es zuletzt abfällt, iſt für jezt noch das hauptſächliche; es macht vielmehr die Erzählung weſentlich aus. Es ſchwebt in einer unreinen Region, und es geht, wie bei Crebillon, auf eine niedrige Art der Wirkung aus. Doch ruht die Satire, die bei jenem nur die Abſicht hat, mit Behagen zu erhärten, daß wirklich das Schlechte und Gemeine das allein Wirkliche iſt, bei Klinger noch immer auf einem Grunde des Glaubens an das Gute und hat eine Beimischung von verachtendem Zorn gegen Lüge, Heuchelei und Willenſchwäche, die dem entnervten Geiſte des Franzoſen fremd iſt. Sie bewegt ſich in der doppelten Richtung gegen den verrotteten Zuſtand der abſoluten Monarchie und gegen die verlogene Schönſeligkeit des Zeitalters. Dieſer gegenüber pflanzt ſich freilich jener im Grifaldo zuerſt hervorgetretene brutale Naturalismus auf, der im Verhältnis der Geſchlechter zu einander alles auf den Naturtrieb und das Recht des Stärkeren zurückführt und für den ein reines Weſen wie Canzane eigentlich etwas ſo unmögliches und unwares, wie ein ſich ſelbſt beherrſchender, Zucht und Sitte heilig haltender Mann ſein müſte; ein renommiſtiſcher Cultus der Manneskraft, wie ihn auch Schiller in einem bekannten Jugendgedichte getrieben hat. Eigens ihm gewidmet iſt im zweiten Teil die Epiſode von der blonden Prinzefſin und dem ſtarken Prinzen, wo die Jammergeſtalt Bambinos neben Ali ein zweites drückendes Gegenbild erhält. Die Erfindung des Romans iſt keck und kraftvoll, ebenſo die Sprache, die bereits jenen wuchtigen Schritt und Metallklang der ſpättern Werke dieſer Gattung hören läßt und nur in einer Neigung zum haſtigen Fortſchreiten in neben einander geordneten kurzen Satzgliedern und zu ſchwülſtigen Häufungen einen Nachklang der ſtiliſtiſchen Unarten des Anfängers verrät.

Ich habe mit dieser Betrachtung des Orpheus der Lebensgeschichte Klingers vorgegriffen, die vor Vollendung der beiden ersten Teile einen bedeutungsvollen Wendepunct überschritt.

Als er im December an Heinse von seiner zeitherigen Arbeit am neuen Orpheus schrieb, war er in Mainz, wohin die Seylerische Gesellschaft zu Anfang Novembers von Frankfurt abermals übergesiedelt war. Hier verkehrte er mit dem im 49. Brief erwänten Canonicus Molitor, von dem mir nichts in Erfahrung zu bringen gelungen ist, als daß ihn Bahrdt auf seiner Durchreise im Herbst aufsuchte: genug um zu schließen, daß ihm der Ruf eines aufgeklärten Mannes und eine gewisse geistige Bedeutung zugekommen sein muß. Klingers Verhältnis zu ihm gestaltete sich nahe genug, um die örtliche Nähe in der Form des Briefwechsels zu überdauern, ja sein brieflicher Verkehr mit seinen Angehörigen wurde nun eine Zeit lang durch Molitors Einschluß vermittelt, indem dieser durch den noch immer in Mainz verweilenden Schumann die Briefe an Klinger empfing und die von ihm kommenden beförderte. Und noch ein wichtigerer Vorteil entstand den Klingerischen durch dieses Mannes freundschaftliche oder doch menschenfreundliche Teilname. Er wirkte ihnen eine kleine Pension bei dem Statthalter von Dalberg aus; wie es scheint, waren es jährlich zweimal fünfzig Gulden; und er bekümmerte sich auch darum daß die Auszahlung nicht vergessen wurde. Die Beweise für alles dies finde ich in Agnesens Briefen an Schumann, die häufig Aufträge und Worte des Dankes an «unsern lieben Freund Molitor» enthalten. In einem Briefe vom 29. August 1789 spricht Klinger von dem Coadjutor, «den ich sehr gut kenne, und von dem ich manchmal Briefe bekomme». Daraus muß man wohl schließen, daß Dalberg selbst gleichzeitig mit der Seylerischen Gesellschaft, sei es im Sommer oder im Herbst, einige Zeit in Mainz war, da eine von Weimar aus gemachte Aufwartung in Erfurt jene gute Bekantschaft noch nicht wol begründet haben kann. Jedenfalls wird es durch ein persönliches Interesse für Klinger um so erklärlicher, daß der hochgestellte Priester sich durch Molitor zu jener Unterstützung bestimmen ließ, die den Son in einer drückend empfundenen Verpflichtung namhaft und auf die Dauer erleichterte.

Ende Februar 1778 verließ Klinger Mainz und die Seylerische Gesellschaft aus einer Ursache, die uns dunkel bleibt. Seinem

Freunde Schleiermacher, dem er sonst nicht mehr schrieb, weil er ihm schriftlich nicht mehr glaubte deutlich werden zu können, glaubte er wenigstens bei einer Veränderung seiner äußeren Lage seine neue Adresse schuldig zu sein, und dem verdanken wir über jenen Schritt die einzige, räthelvolle Nachricht vom 26. Februar, die wol der Abreise unmittelbar vorausgieng. So viel ergibt sich daraus unzweifelhaft, daß kein Bruch mit Seyler im Spiele war und daß das Verhältniß zu ihm durch die Reise noch nicht gelöst werden sollte. Der Auftrag, auf Befragen zu antworten, daß er noch bei Seylers sei, daß er nur gereift sei um Freunde zu sehen, hätte gar keinen Sinn gehabt, wenn er nicht dem waren Sachverhalt entsprach. Und dennoch «ich muß fort! fort!» Was war es, das eine zeitweilige Trennung von der Gesellschaft, vielleicht mit dem Hintergedanken einer endgiltigen, so notwendig machte? Unwillkürlich bringt man jene leidenschaftlichen Worte mit dem ihnen vorausgehenden Satz in Verbindung: «ich wollt' ich könnte dir einen Strich von all dem Drang, von all den Kämpfen hinwerfen, in denen ich bißher gelebt, und ietzt schrecklicher, wilder, glücklicher und unglücklicher als ie lebe»; aber man kommt damit aus einem Räthel ins andere. Doch leitet der Gedanke «zugleich glücklich und unglücklich» zu dem vorhergehenden Brief an Müller über, darin er sich ebenfalls findet; und hier steht er in deutlichem Bezug auf eine angedeutete Leidenschaft, deren Gegenstand von dem Schreiber durch irgend eine Kluft getrennt ist. Eine Leidenschaft, die neben dem Verhältniße zu Psyche entstanden war: denn diese, auf die noch vor kurzem ein Brief von Heinse angespielt hat, muß wol mit dem «Weib» gemeint sein, an das Müller hier nicht denken soll, «obschon die Nerven voll sind von ihr». Jene Leidenschaft ist gleichwol so mächtig, daß sie zum Selbstmord reizen kann; «mein Herz schwoh gestern dem Rhein hinab», das kann nicht etwa so viel wie Rheinabwärts heißen, wenn man weiter liest: «und es stund jemand gegenüber mit dem ich hinabgegangen dort wäre in Fluthen und Tiefen». Und doch tut diese Leidenschaft zugleich wol und weh, kült indem sie brennt: nur das können die Worte sagen wollen: «mir ist wohl im Schatten meiner Sonne», womit also das «glücklich zugleich und unglücklich» vom Anfang des Briefes wieder aufgenommen wird.

Kein früherer Brief hatte noch diese Leidenschaft angedeutet.

Wenn es im December heißt «längst hätt ich dir geschrieben wenn mich der Teufel nicht immer am Schopf hätte und mich zusammenreiten wollte», so darf man nur an melancholische Anwandlungen denken, die dem ärmsten fein verirrter aussichtsloser Lebensgang warlich nahe genug legte, wenn ihm Aufregung der Sinne und der Phantasie gerade Ruhe ließ. Ganz heiter war noch der letzte Brief an Heinse im Januar gewesen. Es ist sichtlich eine ganz neue Phase seiner wechselreichen Herzensgeschichte rasch eingetreten, und diesmal eine mit ungewöhnlich starker Beteiligung des Herzens, sofern wir uns des bewußten Leichtsinnes erinnern, damit er bereits in Weimar das Verhältnis zum schönen Geschlechte behandelte und darüber an Schleiermacher berichtete. Spätere Briefe kommen natürlich auf das, was jetzt kaum angedeutet wird, nicht im besonderen zurück; aber sie geben zur Genüge zu verstehn, daß er während seiner Verbindung mit Seyler, neben dem, was er bei Psyche fand, noch eine reiche Erfahrung im Fach der Frauengunst gesammelt hat, wozu die freien Sitten der Zeit — man studiere sie nur in dem tugendhaften Siegwart — Gelegenheit gaben, one daß man zu den Verworfenen des Geschlechtes hinabsteigen durfte. «Wenn du nur etwas von den teuflischen, gewaltsamen und herrlichen Lagen gewußt hättest, worin ich mich seit anderthalb Jahren befand» (Br. 46). «Ich hab deiner nicht vergessen, sowenig im Gebrauß des Kriegs, als auf dem sonstigen weichen Sopha in den Armen der Schönen» (Br. 49). «Genossen hab ich was sich genießen läßt. Schwamm an schäumenden glühenden Busen, aus einer Umarmung in die andre, fühlte alles, was Wollust zu genießen geben kann» (Br. 55). Man sieht, was er im Orpheus schrieb, hatte er gelebt und die Frauen so, wie er sie schildert, wirklich kennen gelernt. Seine Crebillonaden waren nicht, wie die Wielandischen, Erzeugnisse der sich im Studierzimmer erhitzenden Phantasie eines ehrfamen Philisters; sie waren Schaum von den Wellen eines wilden Lebens wirklicher, ungezügelter Ueberkraft; und mögen sie darum kunstloser, ja häßlicher sein als jene, sie ekeln weniger.

In Ermanglung irgend welcher bestimmten Auskunft mag man hienach die Vermutung gelten lassen, daß es die Liebe war, eine heftige, unmögliche, ihm mit peinlichen Conflicten drohende Neigung, die Klingern zu Ende Februar von Mainz und der Seylerischen Gesellschaft vertrieb.





FÜNFTES CAPITEL.

Bei Schloffer und im Kriege.

Wo sollte sich Klinger hinwenden, wenn er das Bedürfnis fühlte, irgendwo in der Ferne, in Sicherheit vor den Dingen, die ihn bedrängten, zu Atem zu kommen? Nachdem Goethes Freundschaft wie ein schmerzlich schöner Jugendtraum hinter ihm lag, gab es noch zwei Menschen, an die sich sein Herz in früheren, reineren Tagen tief und für immer fest angegeschlossen hatte: Kayser und Schleiermacher. Der letztere, noch one selbständige Stellung im Leben, konte ihm nicht wol auf einige Dauer eine Zuflucht bei sich bieten. Also mußte Zürich das Ziel der Winterreise sein, die er jetzt antrat, und nur an Zürich konte Schleiermacher bei den Worten «ich reise nach der Schweiz» denken. Dort war neben Kayser dessen Gönner Lavater, der leicht glaubende und liebende, freundliche und hilfreiche, der «herliche Mann», damals noch auf dem Gipfel seines Ansehens in der literarischen Welt; und dort oder in der Nähe war der noch immer nicht in seiner waren Gestalt erkante Kaufmann, noch immer der wunderbare, vielgewanderte, überall geheimnisvoll einflußreiche, das Gute und die Guten unermüdlich fördernde. Schon zwei- oder dreimal hatte er in Klingers Leben einzugreifen versucht; vielleicht daß ihm dieser jetzt eine neue Gelegenheit nahe zu legen wünschte.

Der Weg nach Zürich führte über Emmendingen, an dem stattlichen Amtssitze eines Frankfurtschen Landmanns vorbei, der mehr denn zwölf Jare älter als Klinger, von Hause aus durch einen weiten gesellschaftlichen Abstand von ihm getrennt und seit dem

Herbste 1773 schon von Frankfurt entfernt, ihm nicht anders als im kalten Licht einer Respectsperson erscheinen konnte, wenn er auch vor Jaren in Goethes Gefellschaft eine Weile sich freundschaftlich mit ihm berührt hatte. Daß dieser Mann Goethes Schwager geworden war — Cornelia lag jedoch seit Juni 77 bereits im Grabe — mußte jezt eher als Grund ihn zu meiden erscheinen. Wie kam es, daß Klinger den Plan faßte, bei Georg SCHLOSSER seinen ersten Aufenthalt zu nehmen? Dessen Einwilligung dazu, oder gar seine Einladung muß er ja gehabt haben, als er den 26. Februar seinem Freunde schrieb.

Vielleicht hat seine alte Gönnerin, die gutmütige Frau Rat Goethe, die in einem Brief an Lavater vom 20. März* erwähnt, daß Klinger jezt bei ihrem Schwiegerfohne sei, die Hand im Spiele gehabt. Man kann sich den Hergang auf allerlei Weise ausmalen, aber daß irgend welche alte Bande dabei eine Wirkung üben, bleibt doch die einzige Erklärung für den Umstand, daß Klinger am 26. Februar auf die Gastfreundschaft des Oberamtmanns in Emmendingen rechnen durfte.

Man hat es sonderbar gefunden, «daß die in Weimar verunglückten und mit Goethe verfeindeten bei dem Schwager Schlosser ein Unterkommen fanden»; man hat gemeint, dieser müsse «mehr auf Seite der gefallen Größen» gewesen sein**. Ich denke, als er Lenz aufgenommen, wird er von diesem selbst das erste von dessen Ungnade bei Goethe gehört haben. Wie Klinger bei dem letztern stand mußte ihm allerdings, als jener kam, durch Lenz bekant sein; aber das konnte doch einen Schlosser nicht an der Erweifung eines rein menschlichen Wolwollens hindern, auch wenn er Klingern als den schuldigen Teil anfah. Uebrigens war er bis zu einem gewissen Grade dessen Schicksalsgenosse; zwar nicht Ungnade, aber doch Vernachlässigung war sein Teil geworden, seit Goethe in Weimar sich befestigt hatte. Er schrieb den 3. Mai 1777 an Merck: «Goethe hat mir neulich durch seinen Bedienten schreiben lassen, ohne nur ein Größ dich Gott beizusetzen. Das Ding hat mich anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt. Nun

* 12 Briefe von Goethes Eltern an Lavater. Als Mscr. f. Freunde zur Feier des 4. Jan. 1860 in Druck gegeben v. S. Hirzel. S. 15.

** E. SCHMIDT, Lenz u. Klinger S. 71.

RIEGER, Klinger.

fühl ichs nicht mehr! Er war innig von mir geliebt, er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgültig gegen ihn zu sein» (Wagner 1, S. 113). Daß diese Stimmung einen mit Goethe zerfallenen in ein milderes Licht setzte, läßt sich wol denken.

Es war eine feltfame Fügung, daß Klinger zum zweiten Mal auf feiner Irrfahrt durchs Leben, jezt one alles Zutun von beiden Seiten, mit Lenz unter einem Dache zu wonen kam. Aber welcher Unterschied! Der liebenswürdige, wenn auch wunderliche Dichter, der ihn vor den Göttern Weimars fo fehr in Schatten gestellt hatte, war jezt ein armer Wansinniger, an dem Schloffer Barmherzigkeit übte. Im Januar hatte ihn Kaufmann, nachdem er one Zweifel das feinige getan, ihm den Kopf mit religiöfer Schwärmerei zu überreizen, veranlaßt, von Wintertur, wo er sich zuletzt aufgehalten, ins Elfaß zu Oberlin, dem berühmten Pfarrer im Steintal, zu gehn. Die religiös gefunde Atmosphäre, die ihn hier umgab, hätte etwas früher vielleicht ftärkend auf feinen moralifchen und phyfifchen Menschen gewirkt; jezt war es zu spät. Sein Wansinn, der sich bereits angekündigt hatte, brach in der furchtbarften Weife aus; er ward nach Straßburg in Röderers Hand und von diefem zu Schloffer gebracht, deffen Gaft er bereits vor Jaresfrist, nach der Verbannung aus Weimar, gewesen war. Wie Klinger mit diefer Trauerkunde empfangen wurde und einen wolgemeinten, aber äußerft robuften Curverfuch mit dem Kranken anftellte, hat er nach langer Zeit in dem früher schon benutzten Briefe vom 17. October 1819 dem Dr. Dumpf erzählt. «Ich fah Lenz zum letztenmal in Weimar, völlig blühend und gefund — und eben damals und vorher war das meifte gefchehen, was ihn in kein freundliches Licht fetzte. Als ich nach dem bayerfchen Succelfionskriege meinen Freund Schloffer in Emmendingen befuchte, fagte er mir gleich, Lenz fey bey ihm völlig rafend und in Ketten. Zugleich fagte mir mein Freund, Lenz fey bey Lavater in Zürich gewesen, habe dann zu Fuß die Alpen durchlaufen, durch den Frost der Berge und die Hitze der Thäler, habe die Religion falch aufgefaßt durch die Phantafie, wie es fchiene bey Lavater; fey nach Straßburg gekommen, habe ein verftorbenes Kind durch Gebeth von den Todten auferwecken wollen etc. Ich ließ mich in fein Zimmer füren, wo ich ihn gefeffelt auf dem Bette fand. Ich hörte feine Reden kaum eine Viertelftunde (deren Inhalt ich mich ent-

halte mitzutheilen) als ich den Grund zu seiner Krankheit in der veranlaßten Abschwächung zu entdecken glaubte. Aber es war durchaus keine Verstellung von seiner Seite; er war wirklich rasend. Ich sagte Schloßern daß ich Lenz noch diesen Abend curiren würde. Als die Nacht einbrach, ließ ich ihm die Haare scheeren, in meinen Reitermantel nakend einwickeln, und ihn unter meiner Begleitung hinter dem Garten an einen kleinen Fluß tragen. Ich befahl den Leuten, mit dem eingewickelten Lenz mitten in den Fluß zu gehen, den Mantel aufzuschlagen, und ihn von ihrer Höhe in den Fluß auszufchütten, ihn dann öfters unterzutauchen u. f. w. Dieses Bad dauerte etwa 10 Minuten, und Lenz war völlig bey sich. Man legte ihn zu Bette, er schlief ruhig und Morgens erfuhr er von den Leuten alles, was ich mit ihm vorgenommen. Als ich ihn Morgens besuchte, stattete er mir heißen Dank ab, verdarb aber alles mit einem Bekenntniß alles dessen, was er gegen mich unternommen, worauf ich ihm zur Lehre nur das sagte: ich sehe wohl, daß ich dich von der physischen Narrheit geheilt habe, aber nicht von der eiteln Einbildung, du siehst so wichtig, daß alles was du thust und schreibst gegen deine Freunde, von Bedeutung für sie sei.» Merkwürdiger Weise schien der improvisierte Irrenarzt und Hydrotherapeut durch einen nicht nur augenblicklichen Erfolg gerechtfertigt zu werden. Schloßer konnte an Röderer berichten: «Sie werden sich freuen, lieber Magister, wenn Sie hören, daß Lenz hergestellt ist; wenigstens allem menschlichen Ansehen nach. Er treibt wieder mit uns; das ist mit Klingern und mir. Er spricht, scherzt, lacht, spielt Schach, liest, zeichnet, mit einem Wort, er ist fast wieder wie sonst, nur empfindlicher und schwächer». Am 28. März hieß es freilich schon wieder: «Der arme Lenz ist pitoyable übel», und den 8. April war er «ganz rasend» (Stöber, J. G. Röderer S. 68 f.).

Klingers Bericht enthält übrigens mehr als ein Rätsel. Zwar die Zeitbestimmung «nach dem bayerischen Successionskriege» ist keines, sondern ein leicht begreiflicher Gedächtnisfehler: als Klinger 1779 zum zweiten Male nach Emmendingen kam, war Lenz nicht mehr dort und nicht mehr in Deutschland. Aber was war es, das zur Zeit von Klingers Aufenthalt in Weimar Lenzen in kein freundliches Licht stellte? Und was hatte er nachmals gegen Klinger unternommen? Ob damit etwa dessen Nachfrage bei Heinsen nach

einem Briefe, den Fritz Jacobi von Lenz erhalten, zusammenhieng, und das Versprechen, von diesem Briefe keinen Gebrauch zu machen, der Lenzen schaden könne (Br. 41)? Ich besitze durch Jegor von Sivers aus einer Abschrift, die ihm vorgelegen, folgende Zeilen von Lenz: «ich hab' Euch versprochen es Euch sauer zu machen, Klinger, ja Maler Müller und Wagner selbst, den recht sehr schätze. Nehmt Euch also in Acht vor mir, parirt ja wohl und wenn Ihr Blöße findet, so stoßt hinein auf mich wie ihr wollt und wie ihr könnt. Göthe hat ein Pasquill von mir, worin Euch allen die Köpfe gewaschen werden — bis ihr gescheuter seyd». Ist dieses seltsame Collectivschreiben wirklich an Klinger gelangt, so kann das darin erwänte Pasquill* zur Beantwortung unserer Fragen nicht helfen; die offen angelegte Fehde konnte Lenzens Gewissen nicht drücken. Aber die Abschrift, die Sivers besaß, könnte auch aus einem unbenutzten Concepte herrühren. Etwas geschriebenes war es doch, worauf sich Klingers demütigende Antwort bezog; und ein gespanntes Verhältniß zwischen beiden bestand fort, nachdem Lenz von seiner Krankheit wieder hergestellt schien, was ein Brief Fr. L. Nicolays an seinen Berliner Namensvetter vom 3./14. November 1780 (in Nicolays Briefwechsel bei Parthey) beweist. Gleichzeitig mit Klinger war damals Lenz nach Petersburg gekommen, und Nicolay schrieb, daß beide «nicht die besten Freunde zusammen zu seyn schienen».

Klinger lebte das Fröher gut, «mit Reiten und arbeiten» (Br. 46). Ein Pferd stellte der Gastfreund, und zu dessen vergnüglichen Gebrauche lockte die weite Rheinebene, der nahe Kaiserstuhl mit seinen herrlichen Ausichten und der Schwarzwald, in den mehrere Täler hier einführen; von naher Höhe winkte die Hochburg, der alte Grafensitz, von dem Schloßers Oberamt den Namen trug, in dessen Trümmern Lenz ein Jar vorher sich anungsvoll

* Ist damit das *Pandæmonium Germanicum* gemeint, so muß der Brief in Lenzens vorweimarische Zeit fallen, denn nach seiner Ausfönung mit Wieland konnte er ja mit einer Veröffentlichung des Pandæmoniums weder drohen noch daran denken. Dann aber wäre der Brief vor dem Erscheinen von Müllers Situation und Wagners Kindermörderin geschrieben; und was hatten diese vorher begangen? Ich denke daher lieber an ein unbekant gebliebenes Pasquill aus der Weimarer Zeit.

den Wanfinnsausbruch Lears vergegenwärtigt hatte*. Gegenstand der Arbeit war der Orpheus, von dem die zwei ersten Teile fertig wurden, indes Schloffer durch seine Verbindungen in Basel für einen Verleger sorgte. Der dortige Buchhändler Thurneyfen übernahm das Werk und lieferte die zwei Teile auf die Herbstmesse; warum auf dem Titel sämtlicher Teile Genf als Druckort und J. H. Legrand als Verleger angegeben wird, weiß ich nicht. Ehe das Geschäft mit Thurneyfen zu Stande gekommen war, hatte man, wie es scheint, daran gedacht das Werk im deutschen Museum unterzubringen, wohin es freilich noch weniger als in den Merkur paßte; denn Schloffer schrieb den 28. März an Boie: «Klinger und Lenz sind jetzt bei mir. Der erste empfiehlt sich Ihnen. Er wird wenn er Zeit findet Ihnen wieder einmahl was ins Museum schicken. Er hat in der That viel Genie und scheint mir noch im Wachsen zu seyn»**.

Das eigentliche Ziel der Reise rückte in den Hintergrund. Als Klinger den 28. April an Schleiermacher schrieb, wolte er erst zu Ende Mai mit Schloffer nach der Schweiz gehn und Kayfer «6 Stunden von Zürich, wo ich einer Versammlung der Schweyzer beywohne, im Wald finden». Gemeint ist die Jahresversammlung der helvetischen Gesellschaft, die damals in dem Bade Schinznach im Aargau statt zu finden und von Schloffer als Gast besucht zu werden pflegte: er traf da seine Freunde aus Zürich, Basel und Colmar, die Lavater, Iselin, Sarasin und Pfeffel. An Sarasin hatte er den 8. April geschrieben: «ich werde Ihnen noch mehr» — über Lenz — «mündl. sagen, wenn wir nach Schinznach kommen, denn das Jahr muß ich zu meiner Erholung die Reise machen. Schreiben Sie mir doch wie ichs am besten einrichte. Ich denke mit meinen Pferden biß Basel zu reisen. Schlagen Sie mir vor wie ich dann weiter komme. Klinger der jetzt bey mir ist, wird vielleicht auch mit gehen; und mit Pfeffeln, den ich künftige Woche besuche, will ich auch Abrede treffen»***.

* Merkur 1777, II. 16 fg.

** Original im Besitze Weinholds.

*** Diese und die folgenden Briefstellen sind mir aus Sarasins Nachlaß in Basel von Hrn. Prof. W. Vischer daselbst mitgeteilt worden. Was HAGENBACH, Jakob Sarasin u. seine Freunde, in den Beiträgen zur vaterl. Geschichte hsgeg. v. der histor. Gesellsch. zu Basel 4, S. 67 ff. davon bringt, ist hiedurch sowol vermehrt als berichtigt.

Ein wichtigerer Plan aber als dieser war inzwischen mit Schloffer zu Stande gekommen.

Das unerfprißliche Engagement bei Seyler, das Klinger nachmals gegen Höpfner als eine Sottise bezeichnete, erschien ihm in diesem Lichte wol jezt schon; daß es der ernfte, arbeitfame Schloffer fo anfaß und daraus kein Hehl machte, darauf kann man fich verlaßen. Ernstliche Beratungen über des Gastes Zukunft werden nicht lange ausgeblieben fein, und es konte nicht fehlen, daß dessen alte Vorliebe für den Militärftand wieder zum Vorfchein kam. Da fchaffte nun Schloffer den Rat, daß PFEFFEL ihm durch Franklin eine Stelle im Kriegsdienfte der Vereinigten Staaten verfchaffen folte. Franklin war Gefanter am Hofe Ludwigs XVI., der vor kurzem, am 6. Februar, einen Allianzvertrag mit dem jungen Freiftate gefchloffen hatte und in den Krieg mit England eingetreten war. Ob der blinde Pädagog und Dichter in Colmar eine unmittelbare Verbindung mit dem berühmten amerikanischen Popularphilosophen, Phyfiker und Diplomaten befaß, weiß ich nicht; wenn nicht, fo war ihm derfelbe doch durch feinen Bruder Christian Friedrich zugänglich, der als *Jurisconsulte du roi*, mit Gefchäften des auswärtigen Departements betraut, in franzöfifchem Dienfte ftand und am Sitze der Regierung lebte*. In Deutschland wie in Frankreich nam Alles, was nur von Rousseau angehaucht war, lebhaften Anteil am Freiheitskampfe der Colonien; und wenn Klinger im Sommer 1776 nach dem Plane der Herzogin Amalia aus bloßem Kriegsfeuer bereit gewesen war, als Landsknecht die Sache der Freiheit zu bekämpfen, fo mußte er jezt, auch wenn das politifche Pathos bei ihm keine befondere Rolle spielte, immerhin noch lieber die Gelegenheit ergreifen, auf der Seite das Schwert zu ziehen, der er fich schon damals in der Person feines Wild im Geifte angefhloffen hatte.

Am 22. April war Schloffer mit ihm in Colmar, um ihn dem Manne, der für ihn tätig fein folte, vorzustellen; den 23. ritten fie wieder nach Haufe. Klinger, der um Interesse einzufloßen alle Urfache hatte, fich hier im besten Lichte zu zeigen, zeigte fich charakteriftifcher Weife im schlechtesten; er bewies, daß er noch nicht fo weit zum

* Sein Eloge, 1807 im Institut de France vorgetragen von Degerando, abgedr. bei A. STÖBER, Chr. Fr. Pfeffel der Historiker und Diplomat. 1859.

Manne gereift war, um Rücksichten der Klugheit sowol wie der Höflichkeit und des Zartgefüles für etwas feiner würdiges zu erachten. Der treffliche Mann, dessen Gast er an jenem Tage war und dessen Beistand er suchte, hatte sich in Gellerts Schule als Dichter gebildet und sich der literarischen Revolution, zu deren Trägern Klinger gehörte, nicht angeschlossen. Er glaubte noch an Regeln und Theorien; nicht das Gefühl war sein Feldgeschrei, nicht das rückhaltlose Ausleben und Austoben der Subjectivität war ihm Aufgabe des Dichters, wol aber der moralische Nutzen. Er tadelte es an Lavater, seinem Freunde, daß dieser so viel aus Lenz machte; für Goethes Größe hatte er keinen Maßstab; aber alles redliche Wollen war ihm achtungswert und die Duldsamkeit nicht nur in der Religion, sondern auch in der Literatur Herzenssache. Auf die Literatur kam man natürlich zu reden, Klinger ließ sich mit jenem absprechenden Fanatismus aus, mit jener genialischen Selbstüberhebung, dadurch er einst Höpfner von sich gestoßen hatte, und Pfeffel wurde schwer geärgert. Der frische Ausbruch seiner Entrüstung findet sich in einem Briefe vom 24. an Sarasin und dessen Gattin. «Gestern, liebste Freunde! ist Schlosser und sein Schildknappe wieder abgereift. Wär' er doch allein gekommen! Alle unfre Augenblicke wären selig gewesen! Der brave Mann entwürdigt sich in solcher Gesellschaft, ich hab es gesehen, daß er sich entwürdigt. Aber das Freunde, kann ich nur euch sagen, seit vorgestern bin ich mit den deutschen Genien auf ewig zerfallen. Weder ich, noch die Meinigen sind unmittelbar beleidigt; aber es ist Folter, einen Buben, der eine Handvoll Shakespears-Excrementen gefressen hat, ehrliche Leute, die nicht nach Shakespears-Excrementen stinken und doch ehrliche Leute sind, verachten und beschimpfen zu sehen. Vergieb mir's Bruder! mein Herz läuft über; aber wahrlich mein Blut ist kalt. Ich mußte mich zwingen, aber Gottlob! es gelang mir zu schweigen. Seit vorgestern, Bruder! bist du in meinem Busen um einen Platz höher hinauf gerückt. Aber laß uns vor dem heiligen Gott, vor der heiligen Menschheit, laß uns einander schwören, den Menschen bloß nach den Thaten seines Herzens, und auch da mit Nachsicht, niemals aber ihn nach seinem Wissen, nach der Gattung seines Wissens, nach den Lücken seines Wissens, zu beurtheilen und zu schätzen. Schreibt Einer was, nun, so hab' er Dank dafür nach dem Grade des Nutzens oder des Vergnügens,

so er uns oder andern ehrlichen Leuten verschafft hat, Dank hab' er auch schon dafür, daß er uns Nutzen oder Vergnügen hat verschaffen wollen. Ist aber seine Schrift nicht geradezu ein Balfam für die Unglücklichen, ein Elixir für unfre Jugend, so soll er, wofern sie nicht gerade das Gegentheil ist, uns immer noch lieb darum sein; aber sein Herz, nicht seine Ode, sein Schauspiel, sein Roman soll uns sein Verdienst bestimmen. Es giebt so viel Leute, die nichts von alle dem geschrieben haben und, wo nicht mehr werth, doch gewiß eben so wenig Schurken sind, als alle Klopstock und Wieland und Goethe und der ganze Rudel der wahren oder fein wollenden Genien, deren bloße Intoleranz ihnen jedes brave Herz verschließen sollte. Schade für eine Philosophie, Schade für einen Geschmack, ja Schade für eine Religion, die uns Fehler aufdecken, aber nicht Fehler dulden, nur das Herz durchbohren, aber nicht öffnen lehren» u. s. w. Schon drei Tage darauf folgte ein zweiter Erguß: «mein Genien-Abentheuer werdet Ihr von Doris als einer leidhafften Zuschauerin noch früher als von mir erfahren. Noch einmal, es geht uns persönlich nichts an und das (lies: da) S. erfahren, daß wir dabey gelitten, hat er mich durch Lese um Verzeihung bitten lassen. Der edle Mann weiß nicht wie lieb er mir ist und bleiben wird. Du hattest Recht zu vermuthen daß ich schwieg weil es nicht Zeit war zu reden, Lese thats auch, weil wir ohne Verletzung der Gaßfreyheit nicht anders handeln konnten. Freylich wird S. seinen K. mit nach Schinznach bringen und in einem Wagen mit diesem zu reißen ist für mich keine kleine Buße, wenn ers macht wie hier. Allein du und Schloffer werden ja mit feyn und über dieses habe ich bißher von meiner Philosophie als einzige Frucht wenigstens die Kunst eingeerntet, die schon meine Religion mich hätte lehren sollen: Vertrag gern die Narren».

Als Pfeffer auf diese persönliche Berührung hin es der Mühe wert fand, die literarischen Erzeugnisse des verabscheuten Genies kennen zu lernen, fand er auch da nicht viel, das ihn verführen konnte. «Wir lesen nun», schreibt er am 29. April dem Basler Freunde, «an Klingers Trauerspielen. Hier und da wieder schwimmt ein schöner Gedanke in einer Sündfluth von Schaum und faulem Wasser. Seine Plane aber sind weit natürlicher als Goethens, Lenzens und Wagners feine. Die Charactere hingegen meist rasend. Ein Vater z. B., dem sein Sohn die Entführung seiner Tochter

hinterbringt, will sie nicht hindern, weil der Entführer ein herzhafter Kerl ist, von dem er sich einen raschen Buben zum Enkel verspricht.» Es gibt ein Gedicht von Pfeffel, das eine unsaubere Figur der Auslassung vom 24. aufnimmt und mittelst derselben seine Spitze gewinnt, und das der Dichter in seinem chronologischen Register dem Jare 1778 zuweist. Es ist one Zweifel nach jenem Besuch entstanden und hat dem Dichter dazu gedient, den ärgerlichen Eindruck von Klingers Persönlichkeit und Schriften durch dessen epigrammatische Gestaltung aus sich heraus zu setzen. Es ist überschrieben «Der Fund» und «an meinen Lerse» gerichtet:

Ein Enkel Theuts von modischem Gefühle,
 Ein Genius mit Namen Legion,
 (Denn ihrer, Freund, sind nun in Deutschland viele,)
 That einen Ritterzug nach Albion,
 Um, wie es Goethen einst gelungen,
 Die Muse Shakespears auszuspähn
 Und des Kothurns Begeisterungen
 Mit kühnem Aug ihr abzusehn.
 Er kömmt nach Stratford, küßt mit Wonnenschauer
 Den Maulbeerbaum vom großen Mann gepflanzt
 Und tritt ins Heiligthum, um dessen fahle Mauer
 Noch oft um Mitternacht ein Chor von Elfen tanzt.
 Der Finkenritter fucht in allen Ecken
 Den fronen Schatten auf; allein sein Adlersblick
 Entdeckt nichts; er flucht auf sein Geschick
 Und zog schon seinen Dolch, als er mit füßem Schrecken
 Noch unverfiegt des Dichters Nachttopf fand.
 Er bringt ihn im Triumph ins deutsche Vaterland.
 So prangte Manchas Held mit seinem Wunderbecken.
 Jtzt schüttet er ihn aus . . . das war ein Wetterguß!
 Kopf weg, ihr Deutschen! Was darin gewesen,
 Könnt ihr im Meßkatalogus,
 Artikel: Trauerspiele, lesen.*

Dieser lebhaftete Widerwille konte gleichwol die Gutmütigkeit des Mannes nicht nieder drücken. In dem Briefe vom 29. heißt es vor der schon mitgetheilten Stelle: «ich wiederhole es, daß ich um Schlossers willen seinen Klinger sehr gerne dulden will und daß meine Antipathie gegen die Genies bloß ihre Art zu denken und zu reden, nicht aber ihre Personen angeht. Mit Klingern dürfte ich ohnehin viel zu schwatzen bekommen, weil ich ihm,

* Pfeffels Poet. Versuche (Basel 1789) I, 97.

unter uns gesagt, durch Franklin eine Kriegsstelle in amerikanischen Diensten verschaffen soll und bereits darum geschrieben habe». Und dennoch tut er dem kriegsluftigen Dichter wieder Unrecht, wenn er fortfährt: «sein Voratz ist, als ein braver Kerl zu fechten, alles Mitleid zu verbannen und bei der ersten schmerzhaften Wunde sich selbst durch den Kopf zu schießen. Das heißt in unsern Tagen Kraft, Energie, Selbstständigkeit. Einem solchen Eisenfresser möchte ich aber doch keinen Maulefel zu beschützen anvertrauen. Es ist den tragischen Poeten und Empfindlern so mancher Ausdruck geläufig, bei dem sie nichts denken und nichts fühlen». Daß er jedes eigene Mitleid mit andern verbannen wolle, kann Klinger nicht gesagt haben, denn er war ein gemütvoller und wolwollender Mensch; und daß er jedes Mitleid Anderer gegen ihn selbst verbannen wolte, ist eine undenkbar Tollheit, eben wie der Voratz, sich im Fall einer schmerzhaften Wunde selbst zu töten, eine undenkbar Feigheit. Das wird er gesagt haben, daß er sich erschießen wolte, falls er zum Krüppel geschossen würde, und das wird man ihm, sobald einmal, in einer vom Christentum absehenden Moral, der Selbstmord in Frage kommen darf, nicht allzu sehr verargen. Und Unrecht über Unrecht geschah ihm, wenn er unter die tragischen Poeten geworfen wurde, die bei ihren Ausdrücken nichts denken noch fühlen: seine poetische Schwäche war ja eben das Unmaß subjectiver Wahrheit, womit er nicht überzeugen konnte, weil man in ihm hätte wonen müssen, um alles glaubhaft zu finden, und es dann doch immer nur für ihn war gefunden hätte.

Das amerikanische Project war also im Gange; am 28. April gab Klinger in gehobener Stimmung wie einst bei dem gleichen Anlaß in Weimar, seinem Freunde Schleiermacher Andeutungen darüber, die im Juni von Paris aus völlig solten aufgeklärt werden. Das Reisegeld war beschafft, indem Turneysen die zwei ersten Teile des Orpheus für die nächste Herbstmesse übernommen hatte. Der Theaterdichter lag schon so weit hinter dem freudigen Soldaten der Fortuna, daß er kein Wort mehr über sein endliches Auseinanderkommen mit Seyler verlor. Wie mag Schleiermacher sich erstaunt haben, als er drei Monate später einen Brief aus Ehingen an der Donau erhielt, daraus er sah, daß sein Freund schon mehr denn so lange — vor lauter Freude gab es einen

Irrtum in der Zeitrechnung — Lieutenant bei der Armee des römischen Kaisers wäre. Der Brief, der ihm dies schon früher hatte anzeigen sollen, findet sich nicht vor und muß ihm nicht zugekommen sein.

Wenn der neue Officier die Zeit, daß er seine Charge hatte, so lang schätzen konnte — und die Zeit, die viel neues bringt, verrinnt langsam —, so muß mindestens die unerwartete Wendung seines Schicksales schon in den nächsten Tagen nach dem 28. April, wo er noch nichts davon wußte, eingetreten sein. Die Reise nach Schinznach, die zu Ende Mai beabsichtigt war, konnte nun ohne Zweifel nicht ausgeführt werden; und nach einem spätern Briefe, der auf zwei verlorene Gelegenheiten des Wiedersehens zurück zu blicken scheint, hat er Kayfern vor seinem Abgange nach Böhmen nicht mehr gesehen.

Kaiser Joseph hatte das Erlöschen des bayerischen Kurhauses für die rechte Gelegenheit gehalten, um die alten österreichischen Gelüste nach Vergrößerung auf Kosten Baierns zum Ziele zu führen. Der Erbe dieses Landes, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, hatte sich willig gefunden, seine Anerkennung durch einen Vertrag zu erkaufen, der Niederbairern an Oesterreich überließ, und Joseph hatte sofort Besitz davon ergriffen. Preußen widersetzte sich einer solchen Verschiebung der Machtverhältnisse, Kurfachsen, das Ansprüche auf die Allodialerbschaft hatte, schloß sich ihm an. Während der Streit mit den Waffen der Diplomatie geführt wurde, rüsteten beide Parteien eifrig zum Kriege und suchten ihre Heere durch Kräfte aus dem Reiche zu verstärken. Ein ehrenreicher Veteran aus dem siebenjährigen Kriege, der Feldzeugmeister Joseph Heinrich Freiherr von Ried, einer ortenaufischen Adelsfamilie entstammt und als kaiserlicher Minister, mit der Residenz in Ulm, beim schwäbischen Kreise beglaubigt, verfaß damals zugleich die Oberdirection der k. k. Werbung im deutschen Reiche*. An diesem Würdenträger hatte Klinger, wie er den 29. Juli schreibt,

* Vergl. HIRTENFELD, der Militär-Maria-Theresia-Orden und seine Mitglieder, S. 129 fgg. Rieds Name ist in der Geschichte unserer Literatur besetzt durch den Anteil, der ihm an Schubarts grausamem Schicksal beigemessen wird: f. STRAUSS, Schubarts Leben 1, 338 fgg. 387. 439. Wirkliche Beweise liefern wenigstens die Briefe, die Strauß mitteilt, nicht, und die Meinung, «Ried sei durch Veranlassung einiger Katholiken Schubarts Ankläger», konnte in protestantischen Krei-

einen mächtigen Freund gefunden, der sein persönliches Interesse an einem so martialischen und begeisterten Freiwilligen sogar durch das Geschenk eines schönen Pferdes betätigte. Schloffer war mit ihm bekannt, sei es durch heimatliche, sei es durch dienstliche Beziehungen; in einem Briefe vom 14. October 1777 schreibt er an Röderer: «ich habe mit dem General Ried eine Zusammenkunft in Offenburg verabredet» (bei Stöber a. a. O. 62). So war er im Stande, diesem feinen Schützling empfehlend zu zu führen. Irgend eine zufällige Gelegenheit wird es rasch entschieden haben, daß er den soeben eingefädelten amerikanischen Plan wieder fallen ließ und Klingers Wünschen diesen kürzeren und einfacheren Weg zu ihrer Befriedigung eröffnete.

Im Frankfurter Staats-Ristretto vom 30. Mai 1778 findet sich die Nachricht: «zu Eppingen an der Donau errichtete der K. K. Hauptmann Chevalier de Wolter ein Freykorps von mehreren Compagnien unter dem Namen «Reichs-Volontairs»; in der Nummer vom 3. August heißt es sodann: «das Corps der Wolterischen Reichsvolontärs ist als Garde des Kaisers ins Staabsquartier bestimmt; den 1. August marschirt es von Echingen ab». Mit beiden falschen Schreibungen ist Ehingen gemeint, ein Städtchen einige Meilen oberhalb Ulm. Dort also trat Klinger ein und lernte den Dienst; von dort aus suchte er am 26. Juni seinen alten Bekanten Miller in Ulm auf, der zwei Tage darauf an Voß schrieb: «innliegenden Brief schick sogleich an Friz Stolberg! Es ist viel dran gelegen, es liegt ein dringender Brief drinn von Klingern, der bey einem Kayserl. FreyCorps Lieutenant ist, und vorgestern in Ulm bey mir war. Das wird wohl des tollen Kerls sein letzter Geniestreich seyn. Er machts gar zu toll, und doch bin ich ihm gut». Vermutlich gieng Klinger den Grafen um irgend eine Empfehlung an, die ihm in seiner jezigen Lage Nutzen versprach. Wie sehr waren die beiden jungen Männer, die in den 75er Sommertagen zu Gießen einander so gut verstanden hatten, inzwischen aus einander gewachsen! Der eine war mehr als ein Jar als der Genosse von Schauspielern umhergezogen, der andere ins geistliche

sen gewiß one Beweis entstehn. Fest steht, daß er um seine Verwendung für den Unglücklichen angerufen wurde und nichts für ihn tat: 1, 373. 392. Herzog Karl war wirklich schwer gereizt; aber an Oesterreich hatte sich Schubarth nicht im mindesten vergangen.

Amt eingetreten; jener hatte den Orpheus, dieſer den Siegwart geſchrieben. Was für Klingen ein endliches Anlangen bei ſeiner waren Beſtimmung bedeutete, das konnte Miller nur als den neuen und tollſten ſeiner Genieſtreiche verſtehn. Bei jenem aber iſt nun jede Faſer geſpannt vor Luft und Energie. Keinen Augenblick des Genuffes wußte er nachmals jenem zu vergleichen, da ihn der Feldzeugmeiſter zu ſeiner Charge rief und er im Tumulte der Sinnen einen Stoß Manuſcripte dem Feuer übergab, in der Hoffnung nie wieder nach dem Sodom der Schriftſtellerei zurück zu kehren (Br. 55). «Ich bin ganz Soldat», ſchreibt er am 29. Juli, «denke und empfinde nichts andres»; «alle meine Geiſter ſind lebendig», und «ſo determinirt und gerichtet wie ich bin muß mirs wohl gehn, wie's falle». Dies letzte will ſagen, entweder zeichne ich mich aus und komme empor, oder ich finde den Tod vorm Feinde, oder ich gebe mir, wenn ich zum Krüppel werde, ſelbſt den Tod; und jeder dieſer Fälle iſt beſſer als ein Leben des Druckes und der pedantiſchen Enge, dafür ich von der Natur zu groß und ſtark angelegt bin. Es iſt immer ein miſliches Geſchäft, die möglichen Fälle zu berechnen; daß der Krieg zu Ende gehn könnte one ihn verzehrt noch auch ihm Gelegenheit zur Auszeichnung geboten zu haben, entgieng ihm.

Am 3. Juli erließ Friedrich II. ſeine Kriegserklärung und überſchritt die böhmische Grenze bei Nachod; aber nicht vor dem 1. Auguſt war das auf 500 Mann veranſchlagte* Wolteriſche Corps ſo kriegsbereit, um den weiten Marſch aus dem Herzen Schwabens nach Böhmen anzutreten. Es hatte ſich, ob mit oder one Grund, die Hoffnung gemacht, zur Bedeckung des kaiſerlichen Stabsquartiers beſtimmt zu ſein; es wurde aber, wie aus Klingen's Brief vom 24. October hervorgeht, dem Corps des Generalmajors von Sauer zugewieſen. Die kaiſerlichen Streitkräfte waren in zwei Armeen aufgeſtellt: die eine unter Lacy, bei der ſich der Kaiſer ſelbſt befand, hatte Front gegen den von Schleſien aus operierenden König, die andere unter Laudon gegen den Prinzen Heinrich, deſſen Baſis Sachſen war. Von dieſer zweiten Armee bildete Sauer, dem ein gleichzeitiger Schriftſteller das Lob eines tüchtigen Partiſans gibt**, den äußerſten linken Flügel. Seine Stellung war

* Oeſterr. Kriegsſalmanach 2. Teil (1779), S. 150.

** S. K. W. von SCHÖNING, der bayeriſche Erbfolgekrieg (1854), S. 207.

im Beginn des Krieges auf Teplitz und Außig gestützt; als zu Anfang August, nach dem Gewaltmarche des Prinzen Heinrich über den Paß von Gabel, Laudon sich hinter die Iser zurückzog, mußte er dieser Bewegung hinter die Eger bis in die Gegend von Budin und Wellwarn folgen, wo er am 27. und 28. einen heftigen Stoß des preußischen Generals Platen auszuhalten hatte. Erst nach diesen Tagen kann Wolter zu ihm gestoßen sein. Vom 8. September an führte dann Prinz Heinrich, ohne gegen Laudon etwas ausgerichtet oder nur gewagt zu haben, seine Armee aus der völlig ausgefogenen Gegend ihrer bisherigen Aufstellung bei Leitmeritz über die Elbe zurück; Laudon folgte ihm und reichte am 18. mit seinen Vortruppen wieder bis Wellwarn, während Sauer sich Egeraufwärts nach Saatz gezogen hatte. Bereits am 11. aber war ein Detachement von ihm, das auf 1400 Mann angegeben wird, im sächsischen Erzgebirg erschienen, hatte eine Gewehr-Manufactur in Olbernhau zerstört, erhub in Annaberg und Marienberg Contributionen und trieb sich mindestens acht Tage in dieser Gegend herum. Sauer selbst vertrieb am 23. eine preußische Truppe von 3500 Mann aus der Gegend zwischen Postelberg und Lobositz, welchen letztern Ort Prinz Heinrich den 24. räumte, um seinen Rückzug nach Sachsen über Nollendorf zu bewerkstelligen. Sauer stand hierauf, durch die von den Ständen der österreichischen Niederlande geschickten Truppen verstärkt, am 8. October wieder in seiner ursprünglichen Stellung um Teplitz, und dieses muß mit Baden gemeint sein, in dessen Nähe Klinger am 24. bereits vierzehn Tage in demselben unbequemen Quartiere lag. Die Armeen cantonnierten jezt, ohne daß darum die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Doch geschah wenigstens auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes nur noch ein ernsterer Offensivstoß, im Februar durch den preußischen General Möllendorf auf Brücks, der aber den General Sauer nicht betraf. Von diesem gibt der österreichische Kriegsalmanach (II, S. 61) an, daß er selbst, nach der Detachierung im September, im October verschiedene Befuche in Sachsen abgestattet habe, deren einen denn, nach Klingers Bericht vom 24., das Wolterische Corps mit gemacht haben muß.

Diesem Werke, dem Frankfurter Staats-Ristretto und dem österreichischen Kriegsalmanach ist entnommen was ich über Sauers Anteil an dem Feldzuge beizubringen weiß.

Das böse Quartier hatte doch an jenem Tage die längste Zeit gewährt; denn am 14. November datierte er die Vorrede zum dritten Teile des Orpheus «auf dem Schloß . . . in B . . .». Daß er ihn damals wirklich dem Verleger schickte, beweist der Brief vom 22. deselben Monates, wonach er «unter der Presse» sein soll. So bald also kehrte der begeisterte Soldat, der nun alle Strapazen und Entberungen des Felddienstes kennen gelernt und doch die Campaigne «mit allem Genuß» überstanden hatte, freiwillig nach «Sodom» zurück. Er tat es in einer Lage, die jede Nötigung zum Erwerb für die nächste Zukunft auszuschließen schien: offenbar also zum Vergnügen, denn sein Ehrgeiz lag ja nun auf einem andern Gebiete. Das Quartier auf dem Schlosse schaffte dazu Muße, Bequemlichkeit und Stimmung; und kam er einmal zum Schreiben, so gieng es, wie wir wissen, unglaublich rasch. Die Vorrede ist im Ton der Galanterie an die Damen gerichtet, zu deren Apologie ja das Buch bestimmt sein sollte; obgleich dies, wol gegen die Meinung des Autors, von Thurneysen nicht auf den Titel gesetzt wurde. Der Schluß der Vorrede beweist, wie seltsam jenem selbst die Lage vorkam, darin er den Teil schrieb oder doch vollendete: «wenn Sie wüßten, wie und wo dieser dritte Theil geschrieben worden ist, Sie würden noch einmal so begierig lesen, indessen Geduld! mit dem vierten Theil sollen Sie alles erfahren, und haben Sie diesen einmal geprüft, so bin ich meiner Apotheose gewiß. Wie sanft wird alsdann meine Asche ruhen! Kaum kann ich's erwarten, daß die schönen Hände mir die Kränze winden, und die liebliche Augen, die ich jezt mit aller Wärme des Lebens küsse, auf mein Grab weinen». Man hat die Wal sich bei diesen letzten Worten eine auf dem böhmischen Schloß angeknüpfte flüchtige Soldatenliebschaft, oder nur eine Redefigur zu denken. Der dritte Teil erschien 1779, ohne Zweifel zur Ostermesse. Er ist geringer an Umfang als die beiden ersten; aber die stimmungsvolle Nachtszene aus Pyrrhus, die denn doch dem Scheiterhaufen der Manuscripte entgangen war, und das schon einmal gedruckte Fragment des Götterfestes wurden ihm als Anhänge beigegeben. Seltsam zwar; aber warum nicht, wenn Thurneysen den Druck zu zalen bereit war.

Die Wendung, die dem Schlusse des zweiten Teiles mit Canzanens Auftreten gegeben war, ermöglichte eine Fortsetzung, hätte

sie aber an sich nicht nötig gemacht. Mit Bambinos Entzauberung und mit der Vereinigung des Paares, der nun nichts mehr im Wege stand, hätte das Märchen füglich zu Ende sein können. Um es fortzuspinnen mußte ein neues Motiv gefunden werden; und ein solches ist denn auch dadurch bereits angeknüpft, daß dem Helden bei seiner Entzauberung gesagt ward: «so lang du ihrer Liebe würdig bleibst, solst du haben, was du nicht hast». Es wird sich also nun um die Bewärung des Manngewordenen Bambinos gegenüber einer reinen und hingebend treuen Geliebten handeln. Bewärt er sich, wie bei seinen Antecedentien vorauszusehen, nicht, so sollte er allerdings wieder werden was er war und damit die Geschichte aus sein; aber vielleicht wird der Autor auch dann Rat wissen, um sich ihrer noch ferner gleichsam als eines Spaliers für wucherndes Epifodenwerk bedienen zu können.

Canzane, kaum mit Bambino vereinigt, wird ihm wieder entzogen, noch ehe sie seinen stürmischen Werbungen widerstrebend erliegen konnte. Eine Stimme erschallt: «meine Tochter! vergißt du so deinen unglücklichen Vater! Fliehe! Fliehe! Rette dich und denk an Lucinde deine Baase!» worauf Canzane mit den Worten: «verwünschte Baase! unglückliche elfenbeinerne Bettlade! Bambino, du siehst mich hier nicht weiter» ihm vor der Nase verschwindet. Wie das kommt, was jene Worte bedeuten, bleibt einstweilen dunkel. Der Verfasser braucht den Kunstgriff, den Zusammenhang der Dinge, die er erzählt, anfänglich zu verbergen und dann unerwartet zu enthüllen. So werden wir vom zweiten Capitel an mit dem Zauberer Linko bekant gemacht, one zu wissen, was er uns angeht. Er ist ein sehr gutmütiger Mann, der in seiner Jugend alle Freuden genossen hat und nun im Alter seine Freude darein setzt «diejenigen zufrieden zu stellen, in denen die Quellen des Lebens noch heiß sprudeln». Er hat einen wunderbaren Tempel, darin man dreierlei Echo hört, von allen Liebesseufzern weiblicher Herzen, von allen Klagen gepeinigter Völker und von allen Seufzern des Unvermögens, die von «den Poeten ohne Herz, den Schriftstellern ohne Beruf» ausgestoßen werden. Für diese letzte Art der Not hat er eine Gattung verworfener Sylphen zur Hilfe bestimmt, die er mit «Producten schaler Köpfe» füttert, worauf sie das ekle Mal auf das «trockne Gehirn» der seufzenden «schmeißen», «und so findet ihrs wieder in Almanachs, Bibliotheken, Journalen, Dramen

und Romanen». Für die Not der Liebenden hält er viele Ritter und Prinzen an seinem Hofe, deren Pflicht ist, den guten Kindern beizustehn; die unbarmherzigen Könige reißt er, wenn sie zu toll treiben, vom Thron herunter und versetzt sie an Orte der Qual, den dummen läßt er durch seine Gnomen Streiche spielen, indes er den guten schützende Genien beigibt. Seine eignen Kinder aber, die durch eine höhere Gewalt verzaubert sind, kann er nur mit der Aussicht der Erlösung trösten. Seine Tochter — es ist Canzane — schmachtet in der elfenbeinernen Bettlade, sein Son auf dem Roß Hermelin, das nicht von der Stelle kann. Prinzessinnen und Ritter beruft er durch seine Sylphen in den Zauberwald, der sein Schloß umgibt, um da die schweren Proben zu bestehn, die zur Erlösung der beiden Unglücklichen gehören. Nun werden wir plötzlich in das Königreich Los versetzt; es ist merkwürdiger Weise der Name der Graffschaft, zu welcher die vom Sauerischen Detachement zerstörte Gewehrfabrik Olbernhau gehörte. Es folgt eine neue Variation der Satire über despotische Regierungen. Der alte König stirbt — natürlich ist Linkos Gnome dabei im Spiel — an einem Zusammenwirken von Indigestion und wollüstiger Aufregung, wobei der Autor eine kleine Parodie eines französischen Eloge liefert, und der schläfrige verdrießliche Dauphin besteigt den Thron. Der Kanzler lieft ihm ein nachgelassenes Papier des verstorbenen Monarchen vor, das eine vollständige Anweisung in der despotischen Regierungskunst enthält und das in Wahrheit eine glänzende Partie des Buches bildet. Es steckt, in geschliffener Form, eine Fülle scharfer, treffender Weltbeobachtung darin, die man einem so jungen, in bedeutenden Lebensverhältnissen noch unbewanderten Autor kaum zutraut. Ebenso pikant sind die verschiedenartigen Bemerkungen der Untertanen bei dem Regierungswechsel. Ein andres Bild von verwanten und doch neuen Zügen tut sich demnächst auf in dem moralischen Porträt des Königs von Calmari, so lebendig, daß man unwillkürlich die damaligen deutschen Höfe mustert, um es wieder zu erkennen. Aber dann geht es in fantastischem Stil weiter. Der rechtmäßige Thronerbe, noch ein Knabe, gibt seiner eingekerkerten Mutter Zeichen mit Steinen, die er nach dem Fenster ihres Turmes wirft, damit sie einander ihre Not klagen können; er stellt sich um seiner Sicherheit willen dumm und unterhält sich mit dem Günstling des Königs in Hamletischem

Tone; da ein Anschlag gegen ihn im Werk ist, umgibt Linko die Königsburg mit einer Kluft, daraus Flammen schlagen, worauf das befreite Volk den Knaben zum König ausruft. Beide Geschichten sind aber nicht nur als Beispiele von Linkos heilsamem Eingreifen in die Politik angebracht. Der in Flammen eingekerkerte König hat zwei Töchter, die der Prinz vom schwarzen Roß, der oberste von Linkos Rittern, heraus holen muß, und der verdrießliche Nachfolger in Los hat seine vier Töchter im Schloß von Balsora eingesperrt, «wo sie den Prinzessen Ennui auf eine erstaunende Art fühlen» und plötzlich von Linkos lustigen Pagen in der Chaise des Windes entführt werden. Alle sechs finden sich zu dem uns schon bekannten Zwecke in dem Zauberwald zusammen, und sie treffen daselbst zum Glück sieben Liebhaber, die Linko als Erlöser für Canzanen versuchen will. Die Gesellschaft, die auf diese Weise entsteht, erinnert in der Charakteristik ihrer Mitglieder und der Art von Abenteuern, darein diese verwickelt werden, an den neuen Amadis; unter den Damen finden sich prude, sentimentale, kokette und naive, unter den Herren Gecken, Roués, Tölpel und Männer. Nachdem sie die beschwerlichen Felsen, die den Zauberwald umgeben, überstiegen haben, werden sie von Linkos alter Amme empfangen, die ihnen die Honneurs macht und in einem Altenweiberstil mit vielen läppischen Zärtlichkeiten die Aufgabe, die ihrer harrt, samt allen dazu gehörigen Umständen offenbart. Auf diese Weise werden die Begebenheiten, die zu Canzanens und ihres Bruders Verwünschung geführt haben, episodisch beigebracht, Begebenheiten des Feenreiches, die sich um die elfenbeinerne Bettlade drehen, und darin Crebillons unreine Phantasie und mehr erraten lassende als ausdrückende Manier wo möglich noch überboten wird. Die Probe, die alle vor dem eigentlichen sehr complicierten Erlösungswerke abzulegen haben, besteht natürlich darin, daß ihre Sinne durch die Verführungen, die im Zauberwalde ihrer harren, sich nicht überwältigen lassen; und ob sie wirklich Sinne haben, wird zuerst in einem Tempel der Prüfung festgestellt, dessen Ausstattung dem Leser zum Glück verschwiegen wird. Auf pikante Dinge ist man besonders dadurch vorbereitet, daß Trutine, «die dicke, geistige und keifende», den Plato auswendig weiß und Urini, «die keusche und kluge», den Aristoteles, den Grandison und Siegwart lieft.

Nun endlich, im zwölften Capitel, hören wir wieder von

Bambino, den wir mit dem zweiten verlassen haben. Mit glühenden Farben wird uns die herliche Männlichkeit geschildert, die jetzt in ihm zum Vorschein kommt. Er verläßt die große Stadt um Canzanen zu suchen; aber neben ihr ist seine Phantasie auch von Almas Bild erfüllt. Brillante erscheint ihm, er fragt nach Canzanen, aber die Fee will die erste Frucht seiner Mannheit zum Dank für seine Entzauberung pflücken, und er bezahlt den Dank. «Wie konnte sie — Canzane — ihm das aufrechnen, da sie Beherrscherin seines Herzens blieb?» Und er träumt wieder von ihr in den Armen der Fee, die ihn ohne Aufschluß zürnend verläßt. Neuer Entschluß, Canzanen bis ans Ende der Welt zu suchen. «In diesem Entschluß stürmte er ins Leben hinein, lebte und webte und genoß, und suchte Canzane. Und was war wol natürlicher? Warum verschwand sie vor seinen Augen im schönsten Augenblick seines Lebens? Was konnte er dafür, daß Linko vor so viel tausend Jahren der Fee Lucinde eine elfenbeinerne Bettlade stahl und daß nun Canzane in dieser elfenbeinernen Bettlade liegen muß? Wie konnte er das träumen? Wie ahnden? Wie den Eigensinn Linkos vermuthen, daß bloß sein Herz ihn führen sollte, weil's seine unvergleichliche Prinzessin geführt hatte?» Zu dieser merkwürdigen Betrachtung macht der Verfasser, um sie ins volle Licht zu setzen, noch folgende Anmerkung: «Die Damen werden all diese Entschuldigungen nicht gelten lassen, und die Damen, als Damen, die sich so gleich an Canzanens Stelle setzen, haben recht. Indessen sehen sie immer mehr, wie stark die Richtigkeit der Apologie ist, und mit welcher Unpartheylichkeit sie betrieben wird. Wie leicht wäre es sonst gewesen der Natur eine Nase zu drehen, oder ihm einen Mantel der Schwärmerey oder Philosophie umzuhängen, den die Phantasie der Natur zum Trotz so leicht spinnt». Man sieht hier aufs deutlichste, wie es bei Klinger förmlich zur Theorie geworden ist, daß der Mann, der es im vollen Sinne des Wortes ist, dem Weibe, auch wenn es Treue verdient, nicht treu sein kann. Er kann mit dem Herzen lieben, und er wäre treu, wenn ihn bloß das Herz führen könnte; aber die Sinne verlangen auch neben einer Herzensliebe, zum mindesten wenn diese ihnen keine Befriedigung gewähren kann, ihr Recht. So will es die Natur, und wer anders denkt, teuscht sich und andre durch Schwärmerei oder Philosophie. Dahin also hatte Rousseaus Naturevangelium,

versetzt mit dem Sauerteige Wielands, unter dem Einfluß eines heißen Blutes und unter den Erhitzungen des Geniewesens diesen edeln, aber unbewarten Geist geführt; und vielleicht ist die objective Consequenz darin nicht zu leugnen. Den Leser muß bedünken, daß Bambino nun bereits Canzanens unwert geworden sei; aber so lange die Fee so sehr ihre Rechnung bei ihm findet, darf man offenbar nicht erwarten, daß sie aus dem angedrohten Ernst machen werde. Nun aber verschlägt ihn seine Irrfart in das Land des großen Königs, er kommt vor Almas wolbekannten Garten, er sucht sie auf, findet sie in tiefer Trauer um den Geliebten, der ihn einst ersetzte und der im Kriege gefallen ist. Da er sie von seinem veränderten Zustand unterrichtet, ist sie bald bereit sich von ihm trösten zu lassen, «und so führte sie die Liebe in dunklen Hayn, wo sie sanfte Zephirs, melodischer Gesang, sanftes Surren der Quellen empfing, und sich mit ihrem Seufzen, Girren und Schmachten vermischte». In dieser erwartungsvollen Situation bricht der dritte Teil ab.

Der vierte trägt auf dem Titel die Jahreszahl 1780, aber er ist noch vor der neuen Wendung vollendet, die Klingers Schicksal durch den Friedensschluß vom 13. Mai 1779 erhielt. Dies ergibt sich aus der Vorrede, wo er (S. 13) von einem Schauplatze spricht, «der meinem Herzen volle Genüge giebt, und keine meiner Kräfte ungenutzt läßt»; die hier gebrauchte Form der Gegenwart schließt jeden Zweifel aus. Eine andre Stelle der Vorrede: «Zauberin Phantasie! die du mit deinen reizenden Farben meine beschneite, stürmigte Einöde überschüttest», beweist überdies, daß der Teil noch im Winter abgeschlossen worden ist. Es ist daher für uns in der Ordnung, ihn gleich jetzt nach dem dritten zu betrachten.

Die das erste Kapitel bildende Vorrede, darin Heinse apotrophiert wird, ist durch ihren aphoristischen, alle Mittelglieder des Gedankens sparenden Stil auf den ersten Blick kaum zu verstehen, auf den zweiten durchsichtig genug und für die damalige Lebensansicht des Verfassers lehrreich. Ein Motto aus Ariost ist ihr vorausgeschickt:

*O vita nostra di trovaglio piena,
Come ogni tua allegrezza poco dura*

u. f. w., worauf sie selbst, die Gestalt des Fragmentes affectierend,

nach drei Gedankenstrichen mit Und anfängt. Kurz also und vergänglich find alle unfre Freuden; die Zeit «die ewig am großen Mahl der Zerstörung sitzt», «siehst du, Heinse, wie sie mit der scheußlichen Veränderung, der gänzlichen Vernichtung im Bunde hinter uns herschleicht!» «Glücklich daß ein Schleyer die Augen der Sterblichen dekt, und sie ihre unsichtbare Tritte nicht eher gewahr werden, als im Augenblick der gänzlichen Erschlaffung». Unfre größte Woltat ist «die rosenfarbene Göttin, die Zauberin Phantasie. Wenn sie uns fressende Wunden schlagen, unser Herz zermalmten, daß wir mit Lösung unsrer Existenz all den Geißen entfliehen möchten, so schiebst du uns dein Zauberküssen unter das Haupt» u. f. w. Sie bricht «dem widrigen Geschick die Spitze ab». Und nun geht es in eine Invective gegen die Moralisten und Prediger über, die sich in den Garten der Zauberin stalen, die «räsonniren was uns glücklich macht zu List und Betrug der Sinnen, wenn sie's noch dabey lassen». Ihr ganzer Kampf wird auf eigene Schwäche und Kränklichkeit zurückgeführt. «Warum keucht Gellert Moralen, als weil Obstructionen in seinen Eingeweiden wüthen, und die bleiche Hektik an seiner Leber nagt.» Er hat Cronegks Witz verkältet, seine feurige Seele überdämmert, «daß er sich in Melancholie und Gräbergesang schraubte, und die Muster einer aufgetrockneten Phantasie für die Leiterin der feinigen ansah»; in einer Anmerkung bekommt auch Rabener sein Teil, der mit Gellert zu den Schriftstellern gehört, die beim Publikum immer im unermesslichen Vorteil gegen einen Shakepere, Swift, Pope sind: natürlich, weil sie nie aus dem Kreiß herausgehn, «um den sich eine Wochenstuben-Unterhaltung dreht». Es wird mit Smolletts Reise nach Italien argumentiert, der krank hin kam und nichts von allem schönen genoß, bis sich sein Blut unter heiterm Himmel wider reinigte. Auch die Armut macht den Moralisten. «Füllt den Beutel jenes ruhmredigen Menschenfreunds mit Ludwigs, sein Predigen, die allgemeine Menschenliebe (wovon keiner genießt, weil sie zertheilt ist, wie der Tropfen im Ocean) wird verschwinden, er wird den blumigten Pfad des Lebens suchen und aus seiner Phantasie borgen, was sie ihm darbieten kann.» Der hartarbeitende Ackersmann «achtet die schwühle Hitze nicht, weil sie ihm den Abend mit dem nußbraunen Mädchen bringt. Der Pfaff wird's gewahr und nennt es Sünde. Der König und der Pfaff haben

sich in den armen Teufel getheilt, dieser züchtigt seinen Leib auf Erden, und jener quält seine Seele und bedroht die Unschuld seines Herzens mit schwarzen Höllenstrafen». «Unglückliche Wichte! die ihr nie den Rausch der Leidenschaften gefühlt habt, die Kräfte nicht kennt, womit sie uns ausrüsten! die ihr in der Wiege der Schwachheit seufzt, nicht selten an der Brust des griftgramigten, bleichen Mißbehagens seufzt, warum dringt ihr uns als einzige Muster Ideale auf, womit man eine Welt voll Heuchler, trostloser Hektiker und grillenhafter Hypochondristen peupliren könnte?» Zum Schlusse wird noch als eine besondere Species «der Heereszug der moralischen Bramarbas» hervorgehoben und in einer Anmerkung mit der «Sammlung voll Unsinne, die unter dem Namen *Allerley** herauskam», exemplifiziert.

Der ganze Angriff wird erst durch den Gegensatz recht verständlich. «Es war nur ein Jean Jaques Rousseau — und möchte ich deinen Namen hinzusetzen, Freund . . ., an dessen Seite ich die glücklichsten Tage meines Lebens zubrachte, als ich mich eben dem wilden Geräusch entzog.» Schloffer also ist neben Rousseau der Moralist, den man gelten läßt; in welchem Sinne zeigen die letzten Sätze der Vorrede. Sie hängen mit dem vorhergehenden nicht zusammen und zwei Gedankenstriche machen darauf aufmerksam, daß etwas fehlt, ob es nun der Autor oder der Verleger gestrichen habe. «Aber der Weise! der Weise! Und wer ist weise, der nicht gelebt hat? Und wenn wird er weise? Und wird er darum weise, seine graue Erfahrung auf den jungen Frischling zu pflanzen? Ausrotten ist ihre Sache und nicht leiten. Die Quelle verstopfen, damit sie Schleichwege nimmt; genug wenn sie nur nicht rauscht und ihnen Schwindel verursacht. Ganz anders Socrates, ganz anders die Griechen! Seht in das Herz des unerfahrenen Jünglings. Ihr werdet tausend Neigungen zum Guten entdecken, bis ihr eine zum wahrhaft Bösen findet. Späht dem Grund nach, der Kanal dieser einzigen ist außer ihm. Glückliche, wonnenvolle Zeit, wo sich das Herz zum Menschengenuß drängt, der Jüngling alles mit

* *Allerley* aus den Reden und Handschriften großer und kleiner Männer. 2 Teile. Frankf. u. Lpz. 1776—77. Das Buch, wie es scheint, von Kaufmanns Jünger Ehrmann herausgegeben, enthielt Aussprüche und Briefstellen des erstern neben solchen Lavaters u. a. S. Hamanns Schr. u. Br. hrg. v. Petri 5, 314.

Liebe und Freundschaft umfaßt, bis ihm Erfahrung, Sittenprediger und Helvetius den Betrug eröffnen.»

Die Rückkehr zur Natur war durch Rousseau Lösung für die Moral geworden. Frei von ererbten Satzungen wie von conventionellen Ansichten sollte sie nur aus der Beobachtung der gefunden vollen Menschennatur abgezogen, es sollte gleicher Weise La Mettrie wie die Lehre der Kanzeln und Katheder abgelehnt werden. Clafisch ist hiefür die Stelle im Goldnen Spiegel (bei Hempel 18, 82) über die «moralischen Giftmischer»: «ich finde deren zwei Gattungen in der Welt. Zur einen rechne ich die üppigen Sittenlehrer, deren Seele blos in ihrem Blute ist, die den wesentlichen Vorzug des Menschen vor dem Thiere mißkennen und das höchste Gut gefunden zu haben glaubten, wenn sie den Maulwürfen und Meerfchweinchchen keinen Vorzug eingestehen müßten; zur andern diese gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei, welche unter dem Vorwande, die menschliche Natur von ihren Schwachheiten zu befreien, ihre Grundzüge auskratzen und ihre einfältig schöne Form an einen Orte stümmeln, am andern recken und aufblasen, um eine Mißgeburt aus ihr zu machen, für die man keinen Namen finden kann. Beide sind als Störer der geheiligten Gesetze der Natur und als Verderber des schönsten unter allen ihren Werken anzusehen». Eine Stelle, für die Goethe in seiner Recension (bei Hirzel 2, 458) sich zu besonderem Danke verpflichtet fühlte.

Damit meinte man sich denn auf dem Wege der alten Griechen zu befinden; die Folge war, daß Wieland und entschlossener Heinse griechische Sittenverderbnis als natürliche Moral aufstichten. In ähnlichem Sinne verstand die letztere Klinger, one sich viel Rechenschaft zu geben, daß er damit über seinen Rousseau, der in der Theorie den Genfer Calvinisten nie ganz verleugnen konnte, stark hinaus gekommen war. Wol aber durfte er sich mit Rousseau eins wissen in dem pädagogischen Grundsatz, nicht ausrotten, sondern leiten zu wollen, und ebenso mit Schloffer, der es durch seinen 1771 erschienenen Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk wol verdient hatte, als Apostel für Deutschland neben dem Genfer Propheten genant zu werden. Dieses vielgelesene und in seiner Art vortreffliche kleine Buch ist nicht was sein Titel besagt, sondern eine Anleitung für Prediger zum Unterricht in der natürlichen Moral. «Wenn der Endzweck der Tugend die höchste

Glückseligkeit ist; und wenn der Mensch von Natur gezwungen ist, nach seiner höchsten Glückseligkeit zu verlangen, so ist er gezwungen tugendhaft zu seyn. Mit diesem Satz steht und fällt die ganze Sittenlehre, denn ihr Grundsatz ist ganz willkürlich, wenn er nicht nothwendig in der Natur gegründet ist» (Ausg. v. 1771 S. 23). Schlossers Methode besteht hienach darin, dem Verstande die Folgen der Tugend und des Lasters klar zu machen und dadurch den Trieb nach Glückseligkeit richtig zu leiten. Den Begriff Gottes braucht er dazu nicht, die Folgen werden rein als natürliche, nicht als von Gott verhängte betrachtet. Das Gesetz Gottes, das dem natürlichen Menschen als ein äußeres gegenübertritt, schließt er als Beweggrund zur Tugend ganz aus. Nicht das religiöse Motiv überhaupt: war er doch ein wirklicher Christ, der an die Offenbarung und die Gottmenschheit Jesu glaubte. Aber das religiöse Motiv sollte nur in der Aussicht auf die glücklichen Folgen der Tugend im ewigen Leben bestehn und erst am Schlusse der ganzen Unterweisung hervortreten, wenn der Schüler weit genug gefördert wäre es zu würdigen. Befand sich Schlosser mit diesem Buche ganz im Farwasser des Emil, so trat nachmals sein nüchterner, kritischer, am praktischen Leben geschulter Geist den Torheiten der deutschen Nachtreter Rousseaus schneidig entgegen. In seinen vier Schreiben über die Philanthropinen, die 1776 und 78 in Ifelins Ephemeriden der Menschheit veröffentlicht wurden, erschien der Schwindel der Bafedow und Bahrds, zum Entsetzen ihrer gläubigen Verehrer, in plötzlicher scharfer Beleuchtung. Dieselben Schreiben enthalten aber auch, und besonders das vierte, positive Ratschläge für die Erziehung, darin das unvergänglich wertvolle von Rousseaus Ideen zur Geltung kommt. Schlosser setzt an einer Reihe von Beispielen aus einander, wie der Erzieher die natürlichen Triebe des Zöglings selbst zu seinem Endzweck benutzen könne; er stellt den Satz auf, «daß man die Zöglinge früh zum unmittelbaren Genuß ihres itzigen, und weil es in der Natur liegt auch künftigen Wohls gewöhnen und daß man die angebohrne Begierde nach diesem Genuß als Ressort zur Thätigkeit im Kind und Jüngling eben so gebrauchen soll, wie sie im Manne gebraucht werden». Das war der volle klare Gegensatz zur Methode der Naturverfälscher, und das vierte, noch in frischer Erinnerung stehende Schreiben, das diesen Satz und seine Ausführung enthielt, war es

wol zu meift, dem Schloffer den Platz neben Rouffeau in Klingers Vorrede zu danken hatte*.

Ich verweile nicht umfonft fo lange bei einer Stelle, die Manchem unbedeutend fcheinen kann. Es ift bedeutfam genug, daß hier bereits neben einander die beiden Namen auftreten, die Klinger lange Zeit nachher als Leitsterne feines Denkens und Lebens bekante. An Rouffeau, den man auch in feinen Verirrungen verehrte, weil er fie mit philofophifcher Objectivität bekante, mante fein noch frifches Grab, das fein Bild der Gegenwart entrückte und bereits auf das Fußgeftell der Gefchichte erhob; an Schloffer, deffen Leben und Denken erfreulich übereinstimmte, die gegenwärtigfte Erinnerung genoffener Liebe und Güte. Und fo tritt auch der Gegenftand des Haffes auf, der nachmals in der Gefchichte eines Teutfchen den moralifchen Gegenpol zu Rouffeau bildet, Helvetius, der Verfaffer des Buches *sur l'Esprit*, das die Selbstliebe — etwas fehr verfchiedenes von dem nur in der Tugend zu befriedigenden Glückfeligkeitstrieb — als einziges Princip der Bewegung in der moralifchen Welt proclamierte. Man fieht, daß Klingers fpätere Lebensanftcht in den Hauptpunten jezt fchon feft geftellt ift, und die Elemente eines tiefen Ernftes fcheinen unter dem leichtfertigen Treiben feiner Phantafie hervor, indes er fich diefes in Schutz zu nehmen bemüht.

Denn das ift doch die Beziehung der Vorrede, die uns befchäftigt, zu dem Buche. Sie will fo viel bedeuten, als ob der Verfaffer ausdrücklicly fagte: diefes Buch ift eine der Früchte aus dem Zaubergarten der Phantafie, die mir dazu gedient hat, mich über ein Teil Erdenweh hinweg zu teufchen, und andern eben dazu dienen mag: zum Teufel mit einer Moral, die ihnen und mir das misgönnt.

Ali und der große König waren im dritten Teile ganz vergefien, dafür wurden wir an die Höfe von Los und Calmari geführt, da doch einmal jeder Teil des Romans aus einem politifch-fati-

* Am 7. Januar 1790 fchrieb Klinger an Schleiermacher: «von Schloffern hab ich nie ein gedrucktes Wort lefen können, er ift einer der edelften Menfchen, hat aber feine Seele zu einer Gottheit und zu einem moralifchen Idealismus hinaufgefchraubt, der gegen meine Natur ift». Diefes «nie» kann fich nur auf Schloffers fpätere Schriften (nach 1780) beziehen, da die früheren zu einem folchen Urteil jedenfalls keinen Grund gaben; und es ift kaum denkbar, daß Klinger, als fein Gaft und in täglichem Gedankenaustausch mit ihm lebend, verfchmährt haben folte, von feinen gefchriebenen Worten Kenntnis zu nehmen.

rischen und einem phantastisch-erotischen Faden zusammen gedreht sein muß. Im vierten treten jene alten Bekanten wieder auf, wobei nur zu beklagen bleibt, daß bei ihnen jede Verflechtung mit dem Schicksal Bambinos längst aufgegeben ist. Das erste, fünfte und achte Capitel ist ihnen gewidmet, und das Motiv darin ist die zuerst erwartete, dann glücklich erfolgte Geburt der Leibesfrucht, damit Zuma durch Alis Zutun gesegnet wurde, die aber der große König mit lächerlicher Freude auf seine eigene Rechnung schreibt. Seine Umgebung ist jetzt durch einen Traum- und Sterndeuter vermehrt, der Alis Creatur ist, und ihm dazu dient, den König auf Schritt und Tritt desto sicherer von sich abhängig zu machen. Er war eigentlich Metaphysiker von Fach, benutzt aber nun die philosophische Maske als profitable Verkappung, um doch den eingebildeten, unbeholfenen Pedanten ganz los zu werden. Es würde zu weit führen, wolten wir auf die spaßigen Reden und Einfälle des großen Königs eingehn, welche die drei Capitel füllen; er ist ein ergötzlicher mit wirklichem Humor durchgeführter Charakter, dem man, nach dem Maßstabe der Caricatur, Lebenswarheit nicht absprechen kann. Nur die Ausfälle auf die Philanthropine mögen hervorgehoben werden, damit jetzt Klinger in seiner Weise Schloßers Polemik secundiert. Während Zuma erst in Wehen ist fällt dem hoffnungsvollen Vater plötzlich ein, daß der Erziehungsplan, «wo- von wir so viel redeten», noch nicht da sei, «und doch muß der Erziehungsplan vor der Geburt anfangen». Er selbst ist glücklicher gewesen als der zu erwartende Prinz: «als ich zur Welt kam, waren schon alle meine Lebenstage bestimmt — meine Lehrmeister erwarteten mich, um mich gleich aus dem Schoos meiner Mutter zu empfangen. Freylich hab ich sie nicht leiden können; aber wären sie nicht da gewesen, was hätt' ich anfangen sollen? Wer hätte mir sagen sollen, daß ich der große König wäre? — — Sobald man mir aber auf die rechte Art beygebracht hatte, wer ich sey, und warum ich sey, öffneten sich mir alle Thore der Weisheit und alle Tugenden regneten auf mich, und jedermann konnte sich nicht genug über mich verwundern. Ganze halbe Tage erstaunten die Leute und unterhielten mich von meinen großen Eigenschaften, und alles Wahrheit, pure Wahrheit». Es wird gemeldet, der Prinz sei geboren, aber tot; der König sagt: «wär ein Philanthropin in meinem Lande, würde alles nicht geschehen. Es kann kein Mensch

auf die Welt kommen ohne Philanthropin und Methode». Nun kommt die Meldung, der Prinz lebe, man könne aber nicht erkennen, von welchem Geschlecht er sei, ob Prinz oder Prinzessin; darauf Ali: «nun müssen wir den Erziehungsplan an einem andern Zipfel anfassen. Es geht mit aller Methode so. Es ist freylich so nöthig nicht, dann fast alle Philanthropine sind so eingerichtet, als hätten die Eleven nichts. Ich kenne einen großen König, der hat eine Akademie angelegt, wo man den Reiz und Trieb der Natur niederprügelte. Wir dürfen jezt nur der gewöhnlichen Methode folgen». Indes wird auch die Meldung bezüglich des Geschlechtes in erwünschtem Sinne berichtet, ja der neugeborene ist ungewöhnlich entwickelt und ruft bereits: «ich! ich bin der große König!», worauf der glückliche Vater sagt: «ich danke dem Himmel, daß er da ist, und daß er schon weis was er ist, damit ich ihn nicht zu erziehen brauche — — Sey ruhig, Ali; der Prinz weiß schon so viel als ich, und den möcht ich sehen, der mehr wissen wollte». Wer Bahrds Philanthropinischen Erziehungsplan in Marfchlins zur Hand hat, wird vielleicht in diesen Stellen des Orpheus genaue Beziehungen darauf entdecken; one Absicht wird Rousseau selber mitverspottet, der für seinen Emil schon eh er geboren ist einen Gouverneur verlangt. Nebenbei bekommt wieder Herzog Karl von Württemberg seinen Hieb, indes man in minder bestimmter Weise auch den Fürsten Franz von Dessau und sogar Schlossers Herren, den guten Markgrafen Karl Friedrich, der 250 Exemplare von Bahrds Erziehungsplan übernommen und Kinder nach Dessau und Marfchlins geschickt hatte, wenn nicht getroffen doch gestreift finden mußte.

Das dritte Capitel nimmt die Geschichte Bambinos auf, der am Schlusse des dritten Theiles im Begriffe war, in Almas Armen zu vergüten was er ihr einst schuldig geblieben. Brillante und die alte Fee Ypsilona sind ungefehene Zeugen der Scene. Man sollte denken, daß Bambino nun wenigstens das neugefchenkte verwirkt habe und in seinen früheren Zustand zurückkehren müsse; und wirklich tut ihm Brillante, die hier keine Urfache hat ein Auge zuzudrücken, strengen Vorhalt ob seiner Untreue an Canzanen, seiner Nichtachtung ihres Schicksalspruches; aber der Verfasser hält eine Variation des alten Motives für nötig. Ypsilona, die ihre eignen Absichten mit Bambino hat, muß ihn daher auf eine neue Weise

verzaubern: «das, was Brillante dir wiederschenkte, erfülle jedes Herz mit Ekel und Abscheu, bis dich Cristall entzaubert und du Cristall erwärmt!» Was mit den letzten Worten gemeint sei bleibt bis auf weiteres rätselhaft; Bambino aber gewart eine scheusliche Verwandlung an sich, und Alma hat sich bereits mit einem Schrei von ihm losgerissen. Sie läßt ihn fliehen, macht sich Vorwürfe darüber, möchte ihn wenigstens mit derjenigen Verzichtleistung lieben, wie es unter seinen Umständen allein möglich, und erkennt doch daß «Träume, Schwärmereyen, Empfindeleyen» ihrem Herzen keinen Ersatz bieten können. Bambino selbst aber greift nach diesem Ersatz; «seine Phantasie blickte in sich nach neuen Resourcen, und fischte zum Selbstbetrug auf was sie vermochte». «Heilige, beseehlende Empfindungen säußlen um mich! Schwärmerey, wie sie meine erste Jugend im Hayn, am Bach beglückte, schießt in reinem Gefühl von neuem in mir auf» — und doch wogen mit diesen Gefühlen heiße Erinnerungen an Alma unaufhaltfam auf und ab; ein deutliches Selbstbekenntnis des Verfassers. Bambinos Zustand ist nun weit qualvoller als in seiner früheren Verzauberung: denn «die Kräfte tobten, das Feuer brannte». Er seufzt: «nimm doch Plato mich in deine Arme, dämmere mich ein mit deiner Laute! Umgebe mich heilige, ätherische Luft!» Und wirklich «schlichen Platons Grillen mit einem Heereszug von Langeweile und Leerheit sich wieder ein»; «er tröstete sich zu Zeiten mit Sentiments, und fühlte sich oft nebst dem Ideal der Schönheit, das Ideal der reinsten Tugend, schalt auf seine Sinnen und buhlte mit seiner Einbildungskraft». Und doch war «Alles nur Moment: Kraft, Muth und Liebe, Plato und Wollust». So langt er bei einem einsamen Gebäude an, wo heilige Braminen am Grabe des Gottes Foxix und der Göttin der reinen Liebe beiden mit ascetischem Leben und himmlischer Contemplation dienen. Ihre «ganze Religion ist auf Geist ohne allen Gedanken auf Körper und Natur gebaut». Daneben werden sie von Jung und Alt angebetet, haben den Schlüssel zu allen Herzen, «machen arm und reich, trösten und verdammen, vernichten und helfen, wie Foxix und des Schikfals Buch es will». Hier kann man Bambinos anziehende Persönlichkeit — und seine Schätze gebrauchen. «Laßt ihn einige Wunder thun! Bestimmt seinen Ursprung! Laßt ihn einigemal sehen, alles wird ihn anbethen!» Es ist leicht zu erkennen, welche Religion und Institution mit dem Zerr-

bilde, bei all feinen indischen und platonischen Zügen, gemeint wird; das vierte Capitel wird darüber noch deutlicher. In einem Tempel findet Bambino die Marmorstatue der Göttin der reinen Liebe, die nackt ist «um ihrer Reinheit willen»; er erkennt in ihr die Züge Canzanens und läßt sich in den Orden aufnehmen, um nun ganz in der Schwärmerei für die entrückte Geliebte zu leben.

Die übrigen Capitel des Teiles beschäftigen sich mit den Abenteuern der Herren und Damen in Linkos Zauberwalde, die sich in eine Reihe einzler Erzählungen auflösen. Zuerst von Belline, die einem azurblauen Vögelchen nachläuft und darüber in das Schloß eines Ritters gerät; im spannenden Augenblicke bricht die Geschichte ab. Dann von Trutine und Urini, die wegen der platonischen Verwandtschaft ihrer Seelen zusammen gehn. Sie lösen Sätze aus dem Aristoteles auf; weinen über Siegwart, «dessen Seele sie für wahren Ausfluß der Sternen hielten», und entzweien sich über den von Urini behaupteten Platonismus ihres Papageien, bis dieser eine Papageiin verfolgt und seine Herrin ihm nachläuft. Sie begegnet einem Faun, der auf ihre Ideen einzugehn versteht und angibt er habe sich zum Plato bekehrt. Der Faun ist aber Ritter Pallas, der Anbeter Trutinens, der inzwischen von einer Nymphe, der er nachgestellt hatte, verwandelt worden ist. Im Begriffe, der platonischen Urini den Platonismus immer fülbarer zu demonstrieren, wird er mit seiner Schülerin von Joconde belauscht, die ebenfalls einen Cavalier aufgelesen hat, und die Geschichte bricht ab. Ritter Rok endlich gerät in die Netze der Königin Elfe, die einen ganzen Kreis von Beschützern um sich gesammelt hat, davon sie jede Nacht einen belont. Ihre Schwester Genevra, die ihre Reize durch Zauberkunst hatte zerstören wollen, ist durch den großen Atlas, ariostischen Angedenkens, das Oberhaupt der Feenwelt, in Chrytall verwandelt, Ypsilona hat aber ausgemacht, daß nach Genevras Erlösung die wollüstige Elfe von deren Schicksal betroffen werden soll. Daher müssen immer einige der Beschützer den Zugang zu der Höle bewachen, darin die verzauberte liegt und klagt, und so ist der Faden der Episode glücklich wieder mit Bambinos Geschichte verschlungen.

Als Klinger am 22. November von Schleiermacher wissen wolte, wie er und andre die beiden ersten Teile aufgenommen, schrieb er «der dritte und tollste» sei unter der Presse. Es ist

war, der erste und zweite kommen einem methodisch und gesetzt im Vergleich mit dem dritten vor. Es war natürlich, daß der Verfasser, um das Interesse der Leser und vielleicht noch mehr um sein eigenes an dieser Art von Schriftstellerei zu erhalten, die groteske Phantastik der Erfindungen zu steigern suchte; zu diesem Ende setzte er nunmehr die Feenwelt, die anfangs nur wenig aus dem Hintergrund hervortrat, in lebhaftere Bewegung und schuf einen complicierten Apparat von Episoden, die zuerst selbständig dazustehn scheinen und sich doch in die Haupthandlung einfügen. Wie die Erzählung an ungelösten Rätseln vorbeigeht und jäh von einem zum andern Gegenstand überspringt, fühlt man sich gefoppt und wird ärgerlich; plötzlich hat man den Faden des Zusammenhanges wieder in der Hand, um neuen Neckereien entgegen zu gehn. Der Ton wechselt nach Verhältnis der Gegenstände; er ist im Ganzen leichter gehalten als in den zwei ersten Teilen, am leichtesten und flottsten in den arabeskenhaften Szenen im Zauberswalde. Eine neue Manier, die im dritten Teile auftritt, ist die öfter wiederkehrende Anrede an die Damen, und eine andre die springende Erzählung in kurzen, stilistisch von einander getrennten Absätzen; beides wird im vierten Teile wieder aufgegeben. Wenn dieser seinen Vorgänger nicht abermals an Tollheit überbietet, so gelingt es ihm doch auf dessen Höhe zu bleiben.





SECHSTES CAPITEL.

Nach dem Kriege. Zürich, Emmendingen und Basel.

Beschränkten sich die österreichischen Feldherrn auf eine ängstliche Defensive, so wurde doch auch von preussischer Seite der Krieg nur mit halbem Herzen geführt. Friedrich der Große hoffte Rußland zum Bundesgenossen zu gewinnen und damit Oesterreich mühelos zum Verzicht auf die bairische Erwerbung zu nötigen. Katharina ließ sich auf eine tätliche Beteiligung nicht ein, war aber zu diplomatischen Diensten bereit. Den besten Bundesgenossen hatte Friedrich an der eignen Mutter seines Gegners, so bitter sie ihn haßte. Maria Theresia hatte das ganze bairische Abenteuer von Anfang an mit größter Abneigung geschehen lassen und es ihrem Sone so schwer gemacht, daß auch er endlich nach Rußlands Hand griff, um sich mit einigem Anstand wieder heraus zu ziehen. Am 10. März 1779 wurde der Friedenscongreß in Teschen eröffnet, und von da an ruhten die Waffen. Im April räumten die kaiserlichen Heere bereits ihre bisherigen Stellungen und wir finden Klinger am 23. in Prag, von wo er seinem Freunde Kayser die Nachricht gibt, daß all seine «heißgeträumte, stark gefühlte Projecte verstorben», daß sein «erster kriegertischer Lauf zu Ende» sei. Am 13. Mai ward der Friede unterzeichnet und demnächst zur Reduction der Armeen geschritten, davon die Freicorps vor allen andern Truppenteilen betroffen wurden. Das Ottoische war, wie man den 11. Juni im Frankfurter Staats-Ristretto las, bereits vor dem 27. Mai seinem Schickfal verfallen. Diese Zeitung hatte

zwar am 5. Februar die Nachricht gebracht: «das Wolterische Freycorps soll sich die Ehre verdient haben, daß es zu einem Feldregiment gemacht wurde»; aber daraus war nichts geworden, und Ende Mai, wenn nicht früher, muß auch Klinger seinen Abschied in der Tasche gehabt haben.

Ueber seine Plane für diesen Fall hatte er sich in dem angeführten Briefe gegen Kayser ausgelassen. Er wolte zuerst nach Ulm reisen und sich bei Ried melden, der ihm, wie aus der Anlage zu Nr. 54 der Briefe hervorgeht, bei seiner Anstellung im Wolterischen Corps versprochen hatte, ihn später, bei entstehender Gelegenheit, in das Regiment zu nehmen, dessen Inhaber er war; von da wolte er zu Schlosser, um bei ihm zunächst seine Genesung von einem Uebel abzuwarten, das nach der Weise wie er es andeutet eine Folge lockerer Sitten gewesen zu sein scheint. Diesen letzteren Plan hätte er schwerlich gefaßt, wenn ihm bekant gewesen wäre, daß in Schlossers verödetem Hause seit dem 24. September wieder eine Frau waltete, die feingebildete, zart sinnige Freundin Fritz Jacobis und Goethes, Johanna Fahlmer; wie Schleiermachers und dessen Schwester Briefe (Br. 54) werden ihm auch Schlossers seine auf dem Kriegsschauplatze nicht zugekommen sein. In der That findet sich nirgend eine Andeutung, daß Klinger vor dem Herbst in Emmendingen gewesen sei, und seine Spur verschwindet in diesem Sommer eine Zeit lang völlig. Im 51. Briefe blickt er auf einen lustigen Aufenthalt von zwei Monaten in der Schweiz zurück, und nach Schlossers Zeugnis (Wagner 2, S. 171) war er in der ersten Hälfte des Octobers bereits bei ihm, während er in den letzten Septembertagen, wo Goethe mit dem Herzog von Weimar und Wedel in Emmendingen einkehrte, zweifellos nicht dort war. Rechnet man also September und August auf den Aufenthalt in der Schweiz, so bleibt es unaufgeklärt, wo und wie er im Juli und Juni gelebt hat. Es scheint daß er von Prag statt auf dem nächsten Wege nach Ulm zuerst nach Wien gegangen ist, um sich dort an der Quelle um eine neue Officierstelle zu bewerben, und daß er abschreckende Erfahrungen machte; denn dies dürften doch die Worte «ich kenne Wien» im 54. Briefe, und in dem Zusammenhange den sie haben, voraussetzen. Nachher wird er über Ulm nach Zürich gereift sein, um eine gute Weile mit dem unwandelbar geliebten Kayser zusammen zu leben.

Den 8. September schrieb Wilhelm Gottlieb Becker, ein junger Dichter und Gelehrter aus Kurfachsen, als Conservator der Dresdener Kunstschatze nachmals rümlieh bekant*, an Kayser: «habe herzlichsten Dank lieber Bruder für deine erfreuliche Nachricht, daß du herkommen willst nach Basel mit Klingern, den ich wieder zu sehen mich freue. Grüß ihn zum Voraus, ich wünsch' ihm Glück zu seiner Aufnahme» (Grenzboten 29. 2, 506). So lange also war er geblieben, und hatte sich während dieser Zeit in den Orden der Freimaurer aufnehmen lassen; denn in den Briefen an Schleiermacher gibt er sich von jetzt an wiederholt als Mitglied kund. Es war die Blütezeit der Maurerei, da in der Loge Jedermann, der sich eines humanen Strebens bewußt war, Ersatz für die in Verachtung geratene Kirche suchte; und sie hatte an Kayser einen Adepten, dem es an Begeisterung nicht leicht einer zuvor tun konnte. Bis an sein Lebensende blieb er sich darin treu, und bereits im 77er Sommer sehen wir ihn auf die Erwerbung maurerischer Schriften bedacht (Nr. 69 der Briefe). Wenn in seiner Person die Sache an Klinger heran trat und sich mit der Macht der Freundschaft verband, ist nicht zu verwundern, daß sie ihn für jetzt gewann, bis nachmals mit der schärferen Ausbildung seiner geistigen Eigentümlichkeit ein leidenschaftlicher Widerwille gegen alles ordensmäßige und geheimniskrämerische Wesen in ihm hervortrat.

Während er im Genuß eines alten Freundes und einer ihm neuen reichen Natur frohe Tage verlebte, entstieg seinem Geist eine dramatische Conception, die in heiterer Phantastik sich dazu hergab, gewisse Ideen, die ihm der maurerische Verkehr mit dem Reize der Neuigkeit entgentrug, poetisch zu verwerten. Das erste Element dazu, die Gestalt um die sich alles drehen sollte, lieferte eine literarische Neuigkeit dieses Sommers, die geeignet war, seinen ganzen Sinn aufs lebhafteste zu ergreifen. Vom Dichter der Emilia Galotti war nach sieben Jaren endlich wieder ein Drama erschienen. Unter den Nebenpersonen desselben hat der Derwisch für die

* Er studierte damals in Basel die Reliquien der Renaissance und datiert vom September 1779 auch die Vorrede zu seiner für Thurneisen befochtenen neuen Ausgabe des *Enkomion Morias* von Erasmus von Rotterdam.

Handlung nur den Zweck, zwischen Saladin, dessen Schatzmeister er ist, und Nathan, der sein Freund ist, die Beziehung herzustellen; nachdem dies geschehen, ist er überflüssig und muß verschwinden, und dies wird vom Dichter geistreich so motiviert, daß der ehemalige Bettler, den der Sultan ausgewält hatte, um einer freigebigen Verwaltung seines Schatzes sicher zu sein, durch die Schwierigkeiten dieses Dienstes zur Verzweiflung gebracht sich nach seinem alten Stande zurücksehnt und nach dem Ganges entflieht, wo er allein «Menschen» weiß. Er spielt die Rolle des gutmütigen Polterers im Nathan; von Grund aus edel fehlt es ihm nicht an kleintlichen Zügen: die Liebhaberei am Schachspiel macht ihn zum Pedanten, und in Geldsachen ist er, nicht in seinem, aber in fremdem Interesse, engherzig; dabei ein Fanatiker der persönlichen Freiheit, der eben darum nur unter Gymnosophisten leben kann. Ein mit sichtlich Liebe individualisierter Charakter, der aber über das Stück, darin er vorkommt, hinausweist, weil er aus der Handlung scheidet, um unter andern Verhältnissen sein Wesen voller zu entfalten; daher sich denn auch Lessing mit dem Gedanken trug, ihn zum Protagonisten eines Nachspiels zum Nathan zu machen. Klingsers Phantasie hielt die Hauptsache fest, das Verlangen und die Flucht nach dem Ganges, die Liebe zur Freiheit, die Verachtung des Reichthums und der Ehre, die Furcht vor der Nähe der Sultane; im übrigen mischte er die Elemente des Charakters in seiner eigenen Weise, indem er besonders die Jovialität, die er selber damals für das höchste Gut seines Lebens hielt, stark in ihm hervorhob. Das Hauptmotiv aber für die Handlung in seinem DERWISCH lieferte Niemand anders als Cagliostro — oder zunächst die Loge *la Modestie* in Zürich, als Gefäß dessen Rumes.

Dieser stand zu jener Zeit, wenn noch nicht in höchster, doch noch in frischer, unangekränkelter Blüte. Der geheimnisvolle Graf war zuerst in England, dem Mutterlande der Maurerei, als deren Reformator aufgetreten, indem er sie auf eine angeblich ursprüngliche ägyptische Observanz zurück führte und überall wo er hinkam ägyptische Logen gründete. Eben jetzt war er damit in Mitau beschäftigt, von wo er seinem ersten Misserfolg in Petersburg entgegen gehn sollte. Aus Aegypten stammten seine geheimen Kenntnisse *in verbis, in herbis, in lapidibus*, die er daher auch kurz als die Wissenschaft der ägyptischen Pyramiden bezeich-

nete. Mittelft diefer Kentnisse verrichtete er Wunderkuren, ja er verfprach feinen Gläubigen zu der moralifchen eine phyfifche Wiedergeburt und damit alfo eine unbegrenzte Verlängerung des irdifchen Lebens, wie er auch gelegentlich fein eigenes Leben aus dem fernften Altertum herleitete. Wo er dies nicht tat, behauptete er doch weder feine Eltern noch feinen Geburtsort zu kennen und wolte feine Jugendjare in Arabien und Aegypten zugebracht haben*. Man mag fich denken, wie fehr die Kunde von diefen Dingen, die durch maurerifche Verbindungen überall hin dringen mußte, die Umgebung des wunderfächtigen Lavaters in Bewegung brachte. Fand doch in feinem fonft nüchternen Freunde, dem biedern Jakob Sarafin, Cagliostro fpäter nach fchlimmen Erfahrungen die ausdauerndfte Stütze.

Klingers Derwifch nun befitzt die Kunft, Tote durch ein in den Mund geftecktes Kerzchen zu neuem verjüngtem Leben zu erwecken. Die Methode ift nicht die Cagliostros; fie ift wol nach dem alten, in Märchen auftretenden Volksglauben vom Lebenslichte frei erfunden; die Wirkung aber kommt auf eins heraus. Und der Mann, der fie ausübt, ift nicht was er fcheint, er ift eigentlich Mitglied eines Ordens, der in Aegypten zu Haufe, und feine Kunft ftammt aus den ins Innere der Natur dringenden Studien, die diefer Orden betreibt. In einer Unterredung mit dem Sultan (III, 4) gibt er hierüber die offenfte Auskunft. Der Sultan hat lang einmal vertraulich mit ihm zu reden gewünscht. Der Mufti und feine Schar von Bonzen und Derwifchen liegen ihm an, den Wundermann zu verderben, weil er gegen das Gefetz handelt; um ihnen antworten zu können will er wiffen, woher jener fei und feine Kunft habe. «DERWISCH. Nun dann, ich bin kein Derwifch. — Ich zog den Rock bloß an, weil ich keinen fchlechtern kannte, weil ihr meine Brüder hier nicht kennt. SULTAN. Wer find deine Brüder? DERWISCH. Ich weiß nicht wie ich auf diefe Welt gekommen. Meine Väter, meine Brüder find die Weifen in Egypten, von deren Tugenden und Eigenschaftien ich weiter keine habe, als heitern Sinn. Seit meiner erften Jugend befand ich mich in den unterirdifchen Gängen um Memphis. Dort

* S. DÜNTZER, Neue Goetheftudien S. 136 fgg. und die dort angeführten Quellen.

wohnt Weisheit, Klugheit, Wissenschaft. Da wird das Innere der Natur entwickelt, so weit der schwache Mensch nur dringen kann. Und eben diese Schwäche, diese Unzulänglichkeit zog mich von der Weisheit ab, und führte mich zu näherer Hülfe. Doch wurde ich im Orden in allen Graden eingeweiht. SULDAN. Was ist das mit dem Orden? DERWISCH. Lieber Suldan, der Orden hat das Gute, das er für keinen Suldan gemacht ist, und kein Suldan für ihn. Denn Weisheit, Schönheit, Stärke sind die Pfeiler, worauf der Orden ruht, dazu gefallen sich Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Liebe; ich für mein Theil verband die Freude mit. Merk, dort ist der König das Oberhaupt des Ordens, doch kein Suldan. Ich forschte in den Dunkelheiten der Natur, ließ mich von meinen Brüdern leiten, und fand im Mark der innern geheimen Schöpfung das Licht, womit ich Todte an die Sonne rufen kann.»

Indem Klinger diese mit dem Zubehör Cagliostro's ausgestattete Figur als edeln Charakter mit Liebe durchführt, statt sie, wie Goethe seinen Groß-Cophta, als Betrüger zu entlarven, darf man nicht denken, daß er zu jener Zeit an den Abenteurer aus Messina eigentlich geglaubt habe. Wäre ihm in der Nähe die Frage Für oder Wider praktisch entgegen getreten, er hätte seiner ganzen Natur nach one Zweifel wider ihn Partei genommen. So aber stand das Wunder in einer poetischen Ferne, die es gestattete, mit der Vorstellung nur zu spielen, wobei zugegeben werden mag, daß die Phantasie, mit allem Vorbehalte, vorläufig dafür eingenommen war. Möglich daß der Zorn und die Verachtung, womit Klinger nachmals alles mystische und wunderfücktige Treiben verfolgte, gerade durch die Erinnerung einer eignen vorübergehenden Anwendung genährt ward. Jedenfalls erschien ihm der Versuch dankbar und für die Satire ausgiebig, die Wirkung auszumalen, die das Dasein eines so wunderbar begabten Wesens auf Menschen und Zustände üben müßte, und den Gebrauch darzustellen, den dasselbe von seiner Kraft machen oder nicht machen würde, wenn es sie in den Dienst der sittlichen Idee zu stellen gefonnen wäre.

Beides geschieht schon in der ersten Scene des Stückes. Bei dem Gastwirt zum Löwen in Ormus — diese altberühte Handelsstadt ist uns bereits als Bambinos Geburtsort bekannt — kommen zwei vornehme Fremde an: der Mufti von Sammercand, ein abgelebter alter Geizhals, um hier zu sterben und sich von dem

wundertätigen Derwisch neu beleben zu lassen; der Prinz Oronoko um Ginevra, die Schwester des Sultans von Ormus, in deren Bild er sich verliebt hat, zu verdienen. Beide bestürmen den Wirt um Auskunft, dem Mufti gelingt es ihn in Beschlag zu nehmen, und er erzählt, wie die Stadt voll Prinzen, Schachs, Muftis, Viziers und alter Damen sei, die alle auf das Lebenslicht des Derwischs rechnen, wie er aber beharrlich nur gute lustige arme Leute erwecke, das Gold verachte, in einer Hütte von Milch und Früchten lebe und statt vornehmen Umganges einen Bettler zum Gefellen habe. «Und glaubst du wohl, daß er einen Derwisch, Bonzen oder Kalender erwekte, die doch seine Brüder sind? Um alles nicht. MUFTI. Keinen Derwisch? keinen Bonzen? keinen Mufti? er ist ein Gottesläugner. WIRTH. — — Ja wär der Suldan nicht, der ihn auch brauchbar findet, ich glaube, die Muftis, Derwische und Bonzen hätten ihn schon längst ans Kreuz geschlagen. Sie hassen ihn wie den Satan, weil er sich um sie nichts kümmert.» Wir wissen bereits, was sich bei ihm, etwas jesuitisch, unter der Mönchskutte verbirgt, und sehen den feindlichen Gegensatz der Loge zur Kirche lebhaft hervor treten. Vom Sultan, der den Derwisch schützt um ihn zu gebrauchen, hören wir später, daß er gut war bis jener nach Ormus kam: seitdem, von der Furcht vorm Tode befreit, ist er ausgeartet und ganz Sultan geworden.

Auch Prinz Oronoko findet übrigens viele Mitbewerber in Ormus. In der zweiten Scene begrüßt er sich mit seinem Cousin Prinz Mustapha, der ihn belehrt, daß es nun mit ihm, Oronoko, 101 Prinzen seien, die um Ginevra seufzen. Sie ist verwünscht beständig ihre Diamanten zu zählen, bis sie neun und neunzig heraus bringt, es fehlt aber beharrlich einer, und nur wer diesen, den andern völlig gleichen; liefert, soll ihr Gemal werden: so hat der Sultan geschworen. Beide Prinzen unterhalten sich in einem Tone, der an Strudelwitz und Prudelwitz erinnert. «MUSTAPHA. Und empfindsam ist man jetzt in Ormus zum Entzücken! ORONOKO. Empfindsam, sagst du, *cher cousin*, was ist das? MUSTAPHA. Empfindsam, und die Mode hat den Damen erst neuerlich *faux culs* hinterlegt. Das Ding läßt göttlich und erhaben. ORONOKO. Empfindsam und *faux culs*, und liebt die Prinzessin, Cousin. MUSTAPHA. Du hättest zu keiner brillanteren Zeit nach Ormus kommen können. Die feltene Carricatourn hier zusammen, die Verwirrung in den

Köpfen, in den Herzen, und der gute Ton» u. f. w. Er will seinen Freund, eh er ihn bei Hofe produziert, erst mit zum Derwisch nehmen. «Diese Nacht ist mir ein wunderliches Ding begegnet, und Niemand kann mir's deuten. Von dem Derwisch hof ich alles». Cagliostro sah mit Hilfe seiner Geister ins verborgene, erkante das zukünftige oder entfernte; eben dies wird auch dem Derwisch zugetraut, und zwar mit Grund. Er hat nämlich die ihm vom Sultan aufgegebenene Lösung von Ginevras Schicksal gefunden, und sie hängt aufs genaueste mit dem wunderlichen Erlebnis Mustaphas zusammen. Dieser war in den Besitz zweier Taschenuren gekommen und hatte sie um Mitternacht plötzlich sagen hören: «ach diesmal sind wir wiederum nicht aufgezo-gen worden». Als er nach ihnen griff, waren sie verschwunden. Diese Uren sind zwei vom Zauberer Primroso verwandelte Prinzessinnen aus Illyrien, einst die Geliebten der beiden Prinzen, und sie müssen aus einer Hand in die andre rollen, bis ein Besitzer sie bei dem Glockenschlage zwölf aufzieht und ihnen dadurch ihre Gestalt wiedergibt; alsdann aber wird die eine von ihnen in einer Falbala ihres Unterrockes den Stein finden, der zu Ginevras Erlösung erforderlich ist, und der Erlöser der Uren wird des Sultans Schwager. Dieses Geheimnis ist jedoch dem Derwisch für keinen Mustapha feil. Er bewart es zu eignem Gebrauche: er will damit Derbin den Bettler, seinen Freund, auf die letzte Probe stellen. Dieser Freund ist nämlich zugleich sein dankbarer, bis jezt ganz hingeebener Zögling in der Lebensweisheit, deren Summe man aus folgendem Wort erkennt: «Derbin, so lang der gute innere Funke freyer eigner Behaglichkeit uns bewahren wird eine Rolle in diesem bunten Possenspiel mitzuspielen, so lange wir als Zuschauer an den Verwicklungen, Verzerrungen und tollen Conventionen uns ergötzen, sind wir glücklich». Es dauert den Derwisch, ihn der Gefar jener Probe auszusetzen: «doch übersteht er sie, so hab ich einen Freund. Dann soll er mit an Ganges und in Freuden seines Herzens leben». Er verrät ihm also das Geheimnis der Uren; Derbin antwortet zuversichtlich: «was soll mir das? Uhren und Prinzessinnen sind Derbins Sache nicht! Freude und deine Hand!» Es ist hienach zu hoffen, daß er, wenn die Uren in seine Hand kommen, zwar die armen Kinder aus Illyrien sowie die Schwester des Sultans erlösen, aber auf den Preis verzichten wird.

Hiemit schließt der erste Act; noch aber ist die in ihm enthaltene Anknüpfung der Haupthandlung zu erwähen. Der Derwisch hat sich bisher vor der Liebe gehütet; da er die arme Frau, in deren Hütte er wont, vom Tod erweckte, hat er zuerst gesehen, daß deren Tochter Fatime schön sei. Er ist verliebt; aber er wagt nicht Gegenliebe zu hoffen, macht sich ein Gewissen daraus die Dankbarkeit auszubeuten und stellt sich bei den entgegenkommenden Frauen sehr blöde an. Der Besuch des Muftis bricht die Scene ab, dem er die gewünschte Kerze für den Todesfall verabfolgt, aber nur, um ihm einen Streich damit zu spielen, auf den wir gespannt bleiben.

Im zweiten Acte werden wir an Hof geführt und lernen zuerst des Sultans Günstling Culi kennen, der unter dem Joche dieser Gunst seufzt, aber nicht die Kraft finden würde sich zu befreien, auch wenn nicht sein Vater, der Minister, um sich «zu foudenieren», von ihm forderte, die Plage seiner Stellung zu ertragen. Beide sind das genaue Gegenbild zu Derbin und dem Derwisch. Der Sultan selbst ist im Grunde kein übler Mann, wenigstens hat er Verstand genug, um es zu merken, wenn ihn ein Schmeichler im Schachspiel will gewinnen lassen: «glaubt ihr Affen, weil ich aus Culis Mund gern etwas Süßes höre, so wäre eure plumpe, niedrige Schmeicheley mein Futter?» Den Prinzen Oronoko, der ihm von Mustapha vorgestellt wird, nimmt er als angenehmer, jovialer Lebemann auf; aber Chierwein und Circassierinnen sind sein Verderben, und er wird aus dem Sultanswege, mit der Ueberfättigung durch Steigerung der Reize zu kämpfen, nicht mehr herauskommen. In dieser Scene bereitet sich für den Derwisch, der das Schicksal andrer in Händen zu halten gewont ist, eine Schicksalsprüfung und damit die Verwicklung des Dramas vor. Halli, der schönen Fatime häßlicher Bruder, dient im Palaste, und durch ihn weiß man, daß der Derwisch beider Mutter vom Tod erweckt hat. Die Neugierde des Sultans ist dadurch angenehm erregt, er spendet Gnaden an Halli, er will von ihm alsbald nach der Hütte geführt sein. Zur Unzeit wird er erinnert, daß der Divan gerade jezt seiner Gegenwart bedarf: «der Divan soll sich hängen, ich will ihm Stricke schicken». Die Scene wechselt und wir befinden uns in der Idylle. Im Garten bei der Hütte bringt endlich der Derwisch das Geständnis seiner Liebe vom Herzen und feiert den leichtesten Sieg;

seine Armut und seine Verachtung des Reichtums ist für die arme kein Hindernis; die Mutter und der treue Derbin segnen den Bund, da meldet Halli zu allgemeinem Schrecken den Sultan und sein Gefolge. Der Sultan ist äußerst gnädig, möchte den Derwisch an Hof ziehen: «was sitztest du in der schwarzen Hütte? DERWISCH. Um über dich zu lachen». Auch dies stört des Sultans gute Laune nicht: er will die Mutter sehen und fordert sie auf zu bitten was zu ihrem Glück noch fehle. Inzwischen hat Culi die verschleierte Fatime entdeckt, sie muß ihr Gesicht zeigen, Sultan und Günstling brechen in Entzücken aus. Hier nun bezahlt auch ein so weiser Liebhaber wie der Derwisch den Tribut der Sterblichkeit und unterliegt einer Krise seines Charakters, die den psychologischen Gehalt der Handlung ausmacht. Der gute Mann wird eifersüchtig, was durch seine anfängliche Verzagtheit gegenüber Fatimen, seine Unerfahrenheit in der Liebe gut vorbereitet ist. Er zeigt sogar seine Eifersucht und muß sich vom Sultan schrauben lassen, der mit sehr bedenklichen Verheißungen scheidet. Derbin, der die Scene belauscht hat, sollte nun als unbeteiligter Vernunft predigen: aber er zeigt plötzlich eine kleine Seele, die nicht glauben kann, und gießt Oel ins Feuer. Der Act schließt mit der Aufwartung der zwei faden Prinzen bei der diamantenzählenden Ginevra, die ein tüchtiges Mädchen zu sein scheint, denn sie will von Gecken nichts wissen: «noch hört ich keinen, der in meine Seele ganz gesprochen hätte».

Den dritten Act beginnen der Sultan und Culi. Jener hat nach Fatimens Anblick seine Sklavinnen satt; er hat sie dem Culi alle gezeigt, um sie mit jener vergleichen zu können, und Culi streicht ihm ihre Reize vergeblich heraus. Der Sultan muß Fatimen haben; aber wie sie dem Derwisch abspannen? Er hat diesen zwar bestellt um ihn zu versuchen, und er fängt es nicht uneben an. Das oben mitgeteilte Gespräch hat den Derwisch dahin geführt, ihm sehr ungeschminkte Wahrheiten zu sagen und jede Hoffnung auf die Kerze im Falle des Bedürfnisses zu benehmen. Da meint der Sultan: «hör, lieber Derwisch, ist nicht die Liebe die Quelle alles Guten?» und so kommt er auf Fatimen; der Derwisch lacht ihn aber aus und geht. Culi weiß Rat, die Schöne zu schaffen, jedoch nicht für den Sultan. «Hier» — er meint sich selbst — «ist Jugendkraft, und kein verkälteter, aufgeschraubter, von dem Genuß verbrauchter

Sinn! — — Nach solchen Augen, folchem Wert des Herzens hab ich längst gezeigt, für einen Sultan ist das nichts, der will erhitzt seyn». Er hat Halli gewonnen, seine Schwester zur Abendstunde in den Park zu locken, als gölte es eine Unterredung mit ihm, dem Bruder; dann soll er sie dem Culi überliefern. Fatime geht in diese Falle, weil es ihr anliegt, den entarteten Bruder nochmals zu beschwören, daß er seiner Hofcarriere entsage und sich der Auswanderung nach dem Ganges anschliesse. Der Derwisch kommt nach Hause, erfährt von Derbin wo sie hin gegangen, steckt einen Säbel zu sich und geht ihr nach. Es ist Nacht; er belauscht das Par unter dichtem Schatten, hört misdeutbare Worte, sieht Fatime an eines Mannes Hals, haut zu und beide Köpfe rollen. Ein Sklave kommt um Halli zu rufen und entdeckt den Irrtum. Der Derwisch nimmt sogleich zwei Kerzen, «zündet sie durch eine besondere Bewegung, wie am Licht der Sternen, an», ein kleines schwebendes Flämmchen läßt sich auf sie nieder und er steckt sie den an die Rumpfe angefügten Köpfen in den Mund, worauf die Toten wieder aufstehn. Da aber Derbin nachkommt, um Unglück zu verhüten, zeigt es sich beim Schein seiner Laterne, daß die Köpfe verwechselt sind. Wilde Scene, der Derwisch fucht den Streich zu wiederholen, aber Halli läuft davon, um mit Fatimens Kopfe sein Glück zu machen.

Der Dichter hat hier ein Motiv eines Märchens benutzt, das Wieland im goldnen Spiegel (bei Hempel I, S. 37) mit den Worten anführt: «befaßen Sie vielleicht das Geheimnis der magischen Mundkugelchen, womit der Prinz Telamir seinem Bruder und der schönen Dely ihre Köpfe wieder aufsetzte, als er sie ihnen aus einem Irrthum der Eifersucht abgeschlagen hatte?» Ich kenne das Märchen nicht und muß es dahin gestellt lassen, ob auch die Verwechselung der Köpfe darin gegeben war. Sie dramatisch zu verwenden war gewiß ein starkes Wagnis von Klingers Humor. Um es richtig zu würdigen, muß man bedenken, daß der Derwisch, wie schon aus den genauen Bühnenweisungen hervorgeht, ganz fürs Theater geschrieben und berechnet ist; aber wenn ich mir ein gutlauniges, ästhetisch nicht verzärteltes Publikum denke, scheint mir bei geschickter Ausführung dem Wagnis eine durchschlagende Wirkung nicht fehlen zu können, die sich auch in den folgenden Acten mit seiner Steigerung erhalten dürfte. Denn nun werden wir Zeugen

des Jammers der armen Fatime, die mit einem abscheulichen Barte sich klar darüber ist, kein Gegenstand der Liebe mehr sein zu können, und des unglücklichen Derwischs, der für seine Liebesbezeugungen weder bei ihr noch bei der Mutter mehr Glauben findet, und sich selbst die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen, der Verwandlung keinen Einfluß auf seine Gefühle zu gestatten, gestehen muß. Hierbei ist weislich angeordnet, daß man Fatimen nur verschleiert oder vom Rücken sieht. Andererseits wird Halli, den Culi anfangs für Fatimen genommen, von diesem abgerichtet, um in Frauenkleidern bei dem Sultan aufzutreten und seine Schwester zu spielen, und der Sultan läßt sich wirklich täuschen. Indem sich die Handlung immer märchenhafter entwickelt, kommt es auch auf diese derbe Unwahrscheinlichkeit nicht mehr an.

Inzwischen löst sich das Schicksal der Uren. Am Schlusse des dritten Actes waren sie im Besitze des Muftis, der aus Voricht Abends mit seiner Kerze im Munde einschläft. Die verwünschten Prinzessinnen, die ihn am Hof ihres Vaters einst gekant hatten, wollen ihm einen Streich spielen und wecken ihn mit dem Ruf des Kiebizis, «des Todten Vogels», auf. Der alte Mann stirbt vor Schrecken; er erwacht zwar durch die Kerze alsbald wieder, aber in einer Verwandlung, als «abscheulicher Alter mit zerissnen Kleidern». Die Uren rollen mit dem Rufe «Räuber! Hilfe!» davon, die Sklaven kommen und prügeln ihren unkentlichen Herren hinaus, der im vierten Acte noch einmal heulend auftritt, nur um mit der Absicht sich zu hängen wieder abzugehn. Die Uren werden darauf von Derbin auf der Straße gefunden und wirklich mit dem Schlage zwölf aufgezogen, worauf die erlösten Prinzessinnen erscheinen und ihm sein Glück anbieten; er verschmäht es, wankt, wirft endlich den Bettelsack weg und folgt ihnen zum Sultan, der sein Wort war macht. Muftapha und Oronoko, die hinzu kommen, finden ihn als designierten Prinz-Gemal und stürzen darauf den Prinzessinnen aus Illyrien in die Arme, ohne sie jedoch über das was inzwischen geschehen teufchen zu können. Der Sultan fordert zu Tanz und Lustbarkeit auf, aber Culi beschließt den Act mit den Worten: «gut, ich will dich schon aus dem Taumel erschrecken, und den Bettler aus dem Sattel werfen».

In fünften Act erfüllen die guten Prinzessinnen ihre zweite Dankespflicht gegen den Derwisch, und sind so glücklich ihm einen

ungeanten Beistand anbieten zu können, mittelst dessen er hoffen darf, den schändlichen Halli hiebgerecht vor zu kriegen. Der Zauberer Primroso hat ihnen gestattet, ihn am Tag ihrer Erlösung zu einer «großen, glänzenden, wohlthätigen Handlung» aufzufordern. Er wird beschworen, antwortet und heißt den Derwisch mit Fatime an Hof gehn. Dort fñlt sich Derbin, obwol ihm Culi bei seiner Prinzessin im Weg ist, so wol, daß er bereits an die Verlängerung dieses angenehmen Daseins über das natürliche Ziel denkt und den Schwager Sultan (den er ganz prächtig findet) erinnert, doch ja des Derwischs Flucht an den Ganges zu hindern. Der Sultan will denn auch das heutige Fest damit beschließen, daß er, den Zug des Bacchus nach Indien vorstellend, mit Musik nach des Derwischs Hütte zieht, um ihn an Hof zu schleppen. Einstweilen wogt der Tanz, aber mitten drin schläft alles plötzlich durch Primrosos Zauber ein. Der Derwisch kommt mit Fatimen, der Mutter und den Prinzessinnen, führt Halli aus des Sultans Armen, nimmt an ihm und Fatimen im Hintergrunde die erforderliche Operation vor und legt ihn mit seinem eignen Kopfe wieder dahin wo er ihn genommen hat. Die Prinzessinnen möchten nun fliehen, aber der Derwisch muß erst seinen Spaß haben und den Sultan erwachen sehen. Es geschieht, der Tanz geht weiter, indem folgt die Entdeckung und die Säbel werden bloß. Donner und Blitz, der Sultan bleibt bezaubert stehn und man hört Primrosos Stimme: «Suldan! Suldan! es giebt noch Wesen die einen Suldan drücken können! So macht man dich zur Fabel!» Er hat einen Wolkenwagen bereit um den Derwisch mit den Seinen an der Quelle des Ganges nieder zu setzen. «DERWISCH. Nun, Derbin, an Ganges folgst du mir wohl nicht. Ich vergeb dir alles. DERBIN. Derwisch, ich bin gefallen. — Du hast Recht; Gold, Macht, eine gute Tafel, weiche Betten proben den Mann und greifen die besten Nerven an. Jovialität, die seltne Gabe, selbst gewählte Armuth, setzen uns über alle Menschen, machen uns die Welt zum Possenspiel. Ich spiele mit, leb wohl und lache!» Nachdem sie den Wolkenwagen bestiegen haben wird der Sultan von Culi aus seiner Erstarrung geweckt und schließt mit den Worten: «da fahren sie, und ein Sultan kann sie nicht halten, das ist absurd!»

Dieses Stück gewärt nach meinem Gefñle von allen Jugendwerken Klingers die am wenigsten eingeschränkte Befriedigung.

Es ist in der glücklichsten Laune erdacht und entsprechend leicht und flott ausgeführt. In aller Phantastik spiegelt es die Wirklichkeit des Menschenlebens. Ein lustiges Lustspiel durch und durch ist es zugleich ethisch belebt und mit bedeutenden Ideen gefättigt. Der complicierte dramatische Organismus bewegt sich leicht und glücklich; kein Glied ist zu viel und keines verkümmert, kein notwendiges Motiv leidet an mangelhafter Ausführung. In stilistischer Hinsicht waren die alten Wildheiten schon im Stilpo abgelegt; im Derwisch war um so weniger Versuchung dazu, als in der ganzen Composition nicht einer jener gärenden Charaktere vorkommt, die wir aus den früheren Dramen kennen.

Es ist bekannt — und wer es nicht weiß, der lese Bartholds Buch über Casanova — daß die freigeistliche und sittenlose Gesellschaft des 18. Jahrhunderts aufs tiefste in wüsten Aberglauben verstrickt war. Um drei Dinge drehte er sich, die für den Menschen one Gott und one unsterbliche Seele allerdings der Mühe wert wären: Erforschung der Zukunft, Erzeugung von Gold, Erhaltung der Kräfte und des Lebens. Von diesen Wünschen der Neugier, Genußsucht und Todesangst schmarotzte ein Heer von Schwindlern, darunter Cagliostro nur eine hervorragende Spitze war. Der Derwisch besitzt die dritte der drei Künste, für diejenigen, denen es an Gütern der Welt nicht fehlt, die wichtigste, nur um sie ihnen zu versagen und ihres onmächtigen Verlangens zu spotten; und so hält durch ihn der Dichter seiner Zeit einen Spiegel vor wie Goethe im Groß-Cophtha. Ward sein Werk von diesem an Stil und Kunst übertroffen, so übertrifft es ihn an Frische und guter Laune.

Prüft man das Stück auf den subjectiven Gehalt, der im Stilpo so ganz zurück trat, so findet man sichtlich die moralische Errungenschaft des letzten Jares darin nieder gelegt. «Freude und Jovialität, ihr kostbaren Kleinode, die ich nach so hartem Kampf errungen, als die einzige Würze des Lebens gefunden habe, verlaßt mich nie!» So schrieb Klinger im Frühjahr 1780 an Schleiermacher; und die Ermanungen, die er ihm im selben Briefe (55) gibt, stellen wie ein Commentar den Sinn der Worte ans Licht. Die Voraussetzung jenes kostbaren Gewinnes war das Aufgeben der geniehaften Prätension gewesen, des Herabsehens auf die Menschen, des Tobens gegen die Verhältnisse, des wilden Gefühlskrames und maßlosen Steigerns von Lust und Leid, des wollüstig krank-

haften Zerarbeitens seiner selbst. Bescheidenheit und gesunde, praktische Lebensauffassung hatte er in dem tätigen, harten, streng disciplinierten Leben gelernt, wo ihm «so viele übrige Schuppen von den Augen getrommelt wurden». Er hatte den Grund zu beidem noch in einer andern Schule gelegt: in dem engen Zusammenleben mit Schlosser, das seinem Kriegsdienste vorausgegangen war. Kurz, der Dunst und Nebel, der Sturm und Drang der Jugend war endlich abgetan und der Dichter ein heitrer, fester Mann geworden, entschlossen, mit dem sicher erfaßten Leben kaltblütig zu ringen, und seiner Kargheit zum Trotz die Quelle des Glückes zu genießen, die der leiblich und geistig gesunde Mensch in sich selber trägt. Dies ist, wie man sieht, nicht der Standpunkt des Derwisches, der überhaupt nichts von äußern Gütern an das Leben verlangt; dieser Standpunkt einer auf Entfagung beruhenden Freiheit ist ein Ideal, das Klinger jetzt würdigt, und es zu erfüllen. Sein persönlicher Repräsentant, wenn auch nicht in jedem einzelnen Motive, ist vielmehr Derbin, und im Verhältnisse zu diesem repräsentiert der Derwisch Schlossern. Wie könnte man das subjectiv zutreffende und den Ton des Herzens diesem gegenüber verkennen, wenn Derbin im ersten Acte zum Derwisch sagt: «ich war wild und unbändig, du hast mich zufrieden gestellt, mit meinem widrigen Schicksal ganz ausgeföhnt. Von dir geführt werd ich noch weiter kommen. — Von dir lern ich der Narren lachen, und mit Laune den trüben mühefellen Gang des Lebens froh zu färben». War auch Schlosser nichts weniger als ein besitzloser Einsiedler, so konnte man ihn doch als Typus eines wunschlosen, völlig und aufs würdigste ausgefüllten, friedevoll in sich beruhenden Daseins, das dem Possenspiele der Welt von außen zusieht, mit voller Wahrheit aufstellen. Dem gegenüber spielte Klinger eben doch nur in Ermangelung eines besseren den lachenden Philosophen und war sich bewußt, daß er eine erlöste Prinzessin nebst Zubehör schwerlich verschmähen würde; und so hat er sich in der Rolle des Derbin mit heitrer Selbstironie gezeichnet.

Das Stück gab er, wie aus dem 54. Briefe hervorgeht, einem Verleger in Prag, den er während seines dortigen Aufenthaltes wird kennen gelernt und eine solche Abrede mit ihm getroffen haben. Es erschien 1780 ohne Nennung des Verlegers, mit dem Namen Ormus für den Druckort. Ich weiß nicht ob es je aufgeführt wor-

den ist; es ist völlig bünengerecht, bedarf jedoch einiger Maschinerie. Von Kritiken kenne ich nur die eine, völlig unbedeutende, natürlich geringschätzige Recension in der Allg. d. Bibliothek 46. 2. S. 431.

Ich habe die Conception des Derwischs mit Bestimmtheit nach Zürich verlegt; es ist eine andere Frage, ob er da oder überhaupt noch in der Schweiz vollendet wurde. Ich möchte es glauben, weil er ganz den Eindruck macht in einem Zuge hingeworfen zu sein; fest steht nur, daß er am 21. Februar in der Hand des Verlegers war und daß im November bereits die beiden Teile des Formos fertig geworden sind.

In Zürich kam Klinger natürlich mit Lavater und seinem Kreise, dazu Kayser gehörte, in Berührung, und daß sie freundlich war, kann bei Lavaters entgegen kommendem Wesen und dem vertraulichen Verkehr zwischen beiden im folgenden Jare nicht bezweifelt werden. Der derbe Ausfall im Orpheus gegen das unter Lavaters Aufspicien erschienene «Allerlei» konte, falls er zu dessen Kentnis gekommen war, daran nichts ändern; dazu war der Mann viel zu liebevoll. Nach Klingers später Erinnerung von 1814 (in dem bekannten Brief an Goethe) hätte ihm jezt, im Spätsommer 1779, Lavater selbst über den einst von ihm verherlichten Kaufmann durch Mitteilung erstaunlicher «Schurkenstreiche» desselben die Augen geöffnet. Dieser spielte damals noch den patriarchalischen Landwirt auf dem Schlosse zu Hegi bei Winterthur, zog aber im selben Herbst nach Clarisegg am Bodensee, wo ihm der vorüberreisende, von Lavater kommende Goethe das bekante Epigramm an die Haustüre setzte:

Ich hab als Gottespürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben;
Die Gottespur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben.

Noch am 7. August hatte sich Lavater gegen Herder zwar über Kaufmanns «lieblose, stolze, richtende Härte», über seine «unleidliche Stolzornmüthigkeit, von der wir buchstäblich Arm- und Beinabschlagen fürchten», beklagt, aber von Schurkenstreichen nichts erwähnt*; die Enthüllung jener gewissen «sonderbaren Komödie»,

* Hist. Taschenb. 1859, S. 201.

die er gespielt und dadurch er «alle seine Freunde von sich entfernt» hatte*, müßte also gerade in Klingers Aufenthalt in Zürich gefallen sein.

Wenn der beabsichtigte Besuch in Basel zu Stande kam, so hat Klinger dort Lavaters und Schlossers Freund Jakob Sarasin und die gleichgestimmten Männer, die diesen umgaben, kennen gelernt. Man muß voraussetzen, daß er von Basel nicht nach Zürich zurückgegangen, sondern nach Emmendingen weiter gereist sei, wo er darum nicht minder gut aufgenommen ward, daß Schlosser eben erst mit Goethe verkehrt und die gelockerten Bande, die ihn mit diesem umschlangen, neu befestigt hatte.

Stellt man sich beider Zusammensein vor, so scheint es kaum denkbar, daß Schlosser, der sich Klingers so treulich angenommen hatte und ihn jetzt wieder erwartete, nicht die Rede auf ihn gebracht habe. Darauf muß er denn wol Goethes Darstellung von dem Zerwürfnis in Weimar und dessen Ursachen zum besten bekommen haben, und wenn er damit Klingern demnächst bekannt machte, so erfuhr dieser jetzt zuerst, von wem das «erbärmliche Zeug» stammte, das Goethe bezüglich seiner geglaubt hatte; und es ist schwer zu denken, woher er es früher oder später sollte erfahren haben. Diese Kunde fügte sich nun allzuwol zu dem, was er schon in Zürich über den einst mit Begeisterung umfaßten Kaufmann hatte hören müssen.

In Emmendingen sollte der Zeitpunkt abgewartet werden, wo der Feldzeugmeister das versprochene für seinen Günstling tun könnte. Ein neuer Krieg würde diesem Warten sofort ein Ziel gesetzt haben, und ungeduldig wurde danach am politischen Horizont ausgeschaut. In diese Stimmung seines Gastes läßt Schlosser einen Blick tun, wenn er den 14. October an Merck schreibt: «Klinger ist nun bey mir. Ich wollt, feinewegen mehr als eines Menschen wegen, daß es wieder Krieg gäbe. Die Zeit wird ihm oft verwünscht lang, und ihm wär's gut, wenn strenge Subordination ihn amüsiren hülfe». Und da es eben nichts half, den Krieg herbei zu wünschen, so wurde Schlosser von neuem erfinderisch in Wegen, dem tatendurstigen Freunde die Kriegslaufban zu öffnen. Er schrieb den 4. November an Boie: «es soll vor einiger Zeit ein *patent*

* Häfeli an Hamann: a. a. O. S. 230, Anm. 81.

von England publicirt worden seyn, nach welchem dem, der eine gewisse Summe *recrutes* schafft, *allerley avantagen* gemacht werden. Ich bitte schaffen Sie mir das. Vielleicht können wir für Klingern etwas daraus machen. Wir streifen manchmal in hiesigen Landen und die Schurken, die wir fangen, könnten wir auf keine bessere Art unterbringen. — Schicken Sie den Stilpo wieder. Klinger grüßt sie herzlich»*. Zur Abwechselung sollte er also nun einen Haufen in die Uniform gesteckter Zigeuner und Strauchdiebe nach Amerika bringen, um sie dort im englischen Solde gegen die Sache der Freiheit als Kanonenfutter zu verbrauchen. Man fragt, warum nicht lieber der frühere Plan eines Eintrittes in den Dienst der Colonien wieder aufgenommen wurde — wenigstens dann, wenn die englischen Avantagen sich als nicht verlockend genug herausstellten. Mußte doch Klinger, als gedienter Officier einer europäischen Militärmacht, jezt eine wertvollere Acquisition für die Colonien scheinen denn vormals. Eine Antwort auf diese Frage ist nicht vorhanden. Einftweilen stand auch die auf Ried gesetzte Hoffnung noch zu lebendig im Vordergrunde.

Während einer Wartezeit von unbestimmter Dauer wolte der Beutel des verabschiedeten Lieutenants besser gefüllt sein als mit der uns unbekannten Summe, die der Prager Verleger für den Derwisch zalte, und so mußte die melkende Kuh des bereits vierbändigen Orpheus von neuem erhalten. Klinger schrieb von diesem den 21. Februar 1780 die bezeichnenden Worte: «dieses Buch hat ein großes Verdienst, indem mirs mit 70 Carolin bezahlt wurde». Für jeden Teil, deren damals sieben geschrieben waren, gab also Thurneysen zehen Carolin, und damit Grundes genug zu immer neuen Teilen. Kaum bei Schlosser angelangt muß der Autor ans Werk gegangen sein und es mit der bekanten, von keiner Reflexion gehemmten Hurtigkeit gefördert haben; denn er konte nicht nur die Vorrede des sechsten Teiles «im November 1779», sondern aus demselben Monat auch die des siebenten, sie allerdings von seinem letzten Tage, datieren, und daß bereits der fünfte in Schlossers Nähe geschrieben ist, dürfte sich aus einer gewissen persönlichen

* Mitteilung Weinholds.

Wendung, welche die Satire darin nimmt, schließen lassen, nämlich aus den Beziehungen auf SCHLETTWEIN.

Zu den folgenreichen geistigen Anregungen, die Deutschland im Zeitalter der Encyklopädisten aus Frankreich erhielt, gehört auch die der wissenschaftlichen Nationalökonomie. Hatte die Regierungskunst nach dem Merkantilsystem darin bestanden, durch Regelung der nationalen Arbeit zu sorgen, daß möglichst viel Geld ins Land herein und möglichst wenig hinaus käme, so war nun erkannt worden, daß das Geld nicht selbst Wert, sondern nur Wertzeichen sei, und die Frage nach der Natur des Wertes sowie die damit eng zusammenhängende nach den wirklichen Quellen des Reichtumes in wissenschaftlichem Sinne aufgeworfen. Sie wurde von der physiokratischen Schule, oder wie sie zuerst genant ward, der Schule der Oekonomisten, dahin beantwortet, daß nur die Gaben der Natur unsern Reichtum wirklich vermehren, also nur die Arbeit, die der Natur ihre Gaben entlockt, wirklich productiv sei und alle an ihr nicht beteiligten Classen nur durch Aneignung ihres Ueberschusses reich werden. Diese Aneignung erschien als ein Naturproceß, der wenn er ungestört bleibt, notwendig zum Glücke Aller führe, und dem gegenüber die ganze Regierungskunst in der Enthaltung von allen Beschränkungen der Güterbewegung bestehe. Das Princip der freien Concurrrenz war gefunden und alle Folgerungen daraus, die uns nun so glücklich gemacht haben, wurden bereits gezogen. Im Vordergrund standen jedoch die auf Steigerung des Bodenertrages gerichteten landwirtschaftlichen Neuerungen, von denen man nicht nur einen größeren Wohlstand, sondern eine sich ins unabsehbare mehrende Bevölkerung erwartete. Für dieses Ziel schwärmte man alles Ernstes im Namen der Humanität: denn je mehr Menschen die Natur als Grundlage eines glücklichen Daseins dienen konnte, desto mehr schien deren Zweck erfüllt zu werden; zugleich aber schien damit für die Blüte der Staatsfinanzen das eigentliche und einzige Zauberwort gefunden. Denn aus dem physiokratischen Wertbegriff ergab sich für die Besteuerung der Grundsatz, daß eine einzige vom Grund und Boden nach dem Werte des Ertrags zu erhebende Abgabe die richtige sei, indem dieselbe von dem betroffenen bei dem Verkaufe des landwirtschaftlichen Ueberschusses an die unproductiven Classen nach Verhältnis abgewälzt und so auf alle gleich verteilt werde. Der energischste

und wirksamste Vertreter dieser neuen Lehre war in Deutschland Johann August Schlettwein*, aus Weimar gebürtig, zehen Jare lang bis Ende 1773 als Kammerrat und ökonomischer Reformator in badischen Diensten, 1777 in Basel, wo er öffentliche Vorlesungen hielt, seit dem Herbst dieses Jares durch K. Fr. von Moser als Professor an der neugegründeten statswissenschaftlichen Facultät in Gießen angestellt. Er war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller und fanatischer Doctrinär der Volksbeglückung; er agitierte mit stürmender Beredsamkeit für die Einführung des jene bedingenden «natürlichen Regierungssystems», indem er dessen Sätze als «evidente Wahrheiten» verkündete, denen sich nur der böse Wille entziehen könne. Seine Sat konte keinen bereiteren Boden finden als in dem Lande des Markgrafen Karl Friedrich, der selbst zu den eifrigsten Jüngern der französischen Oekonomisten gehörte. Unter seiner Leitung wurde in drei dazu erkorenen Dörfern mit dem *Impôt unique* der Schule experimentiert; aber sein Einfluß stieß hier mit dem des Oberamtmanns der Grafschaft Hochberg zusammen, der zwei jener Dörfer angehörten. Das Experiment lief zu großer Unzufriedenheit der davon betroffenen ab und wurde, nachdem der Urheber seine Entlassung genommen, allmählig wieder eingestellt.

Schloffer war, so sehr sein Denken unter Rousseaus Antrieben stand und so eudämonistisch er die Moral construierte, eine allem Doctrinarismus, Optimismus, und Utopismus abgeneigte Natur. Er wandelte als nüchterner Mann unter einem jugendlich schwärmen den Geschlechte, als ein echter Politiker unter träumenden Idealisten. Minder anschauungsreich und concret, minder darstellungsmächtig als Justus Möser, ist er dennoch in seiner Weise dessen süddeutsches Gegenbild, wofür man nur auf seine Schutzschrift für den vermeintlichen Abderismus gegenüber Wieland (D. Mus. 1776. I, 147 ff.) zu verweisen braucht. Ein Zustand allgemeiner Glückseligkeit, so sicher er aus einer Lehre zu folgen scheine, gilt ihm bei der menschlichen Mangelhaftigkeit für unerreichbar oder unabsehbar fern. Als Kunst des Statsmannes erscheint ihm nicht die Verwirklichung von Gedankenbildern auf einer *Tabula rasa*, sondern ein beschcheidenes Ausflicken des bestehenden, wodurch es dem erkanten besseren

* Vergl. EMMINGHAUS, Ein deutscher Phyfiokrat: Im neuen Reich 1873, S. 801 ff.

schrittweise genähert wird. Er sucht keine Verfassungsmuster im Ausland, er verlangt die Wiederbelebung und Entwicklung der in Abnahme gekommenen deutschen Landstände. In volkswirtschaftlichen Dingen ist er vor allem genauer Kenner der Volkszustände und versteht die Forderungen der Schule durch ein realistisches Ausdenken der Folgen zu zersetzen: so in seinem auch jetzt wieder lebenswerten «Zweifel über das neue französische System der Policeyfreiheit, insbesondere in der Aufhebung der Zünfte», den er 1776 in *Ifelins Ephemeriden* veröffentlichte. Mit Ifelin konnte er trotz abweichenden Anschauungen gute Kameradschaft halten, da die feine lebenswürdige Art dieses sentimental-Philanthropen seinen verständigen Widerspruch in den *Ephemeriden* duldete und ihm maßvoll begegnete. Anders war es mit Schlettwein, der ihn mindestens seit seinem Schreiben an Ifelin im ersten Stück der *Ephemeriden* von 1777 aller Rücksichten entbunden hatte. Der fanatische Mann forderte hier geradezu, daß keine Ideen mehr in der Zeitschrift Platz finden dürften, die «evidenten Wahrheiten» zuwider liefen, und das mit namentlicher Bezeichnung Schloßers, dessen Ausführungen über die Philanthropine er als Gift und Producte der Eitelkeit, dessen Art der Unterfuchung er als «fittlich böß» bezeichnete, noch vieler derber und kränkender Worte nicht zu gedenken.

Schloßers Wesen war zu gehalten und fittlich zu vornehm, um sich durch Angriffe in diesem Stil auf den Kampfplatz locken zu lassen. Ein leichtgefinnter junger Scribent wie Klinger konnte sich desto leichter berufen fühlen, einem solchen Gefellen, dessen in den Unterhaltungen mit dem Gaßfreund notwendig gedacht wurde, im Vorbeigehn eins anzuhängen; er mochte es um so eher, wenn die pessimistische Anlage seines eignen Geistes im Verkehr mit Schloßer genärt, auf die philanthropisch-politischen Schwärmereien des Zeitalters hingelenkt und ihm dadurch der Hintergrund für den persönlichen Spott geliefert war. Der Schauplatz desselben ist das vierte Capitel des fünften Teiles, das sich mit den Abenteuern des Prinzen Farolimikuk von Goldstein beschäftigt. Dieser Prinz ist ein großer Politiker, in dessen Gehirn «Haller und Marmontels Staatsromane*», der goldne Spiegel u. f. w. — alles Bücher, die

* Ußong, Alfred, Fabius und Cato; *Bélisaire, les Incas*. Man vergleiche Schloßer im Brief an Wieland über die Abderiten: «ihr Herren glaubt doch

die Schäden der Welt mit einem Pflaster heilen — dann der ganze Zug der Staats-Phantaften, samt dem berühmten Schlettwein, den französischen Reformateurs, Finanziers, teutschen Oeconomisten nicht übel wirtschafteten». Man würde hier Ifelins Namen und seine Träume eines Menschenfreundes nicht vermiffen, wenn persönliche Rückfichten seine Schonung nicht geboten hätten. Da der Prinz nicht Reiche genug befaß um in jedem auf eine besondere Art zu experimentieren und fo jeden dieser Herren zufrieden zu stellen, fo beschloß er in der einen Herrschaft, die ihm gehörte, nach allen zufammen zu regieren. Dies tat er fo lange, «bis der politische Calcül fo ausfiel, daß ihm von der ganzen Herrschaft nichts übrig blieb, als Riks» — fein Roß — «und fein Schwert Joconde. Zu feinem allergrößten Verdruß aber mußte er täglich fehen, daß trotz den himmlifchen Grundfätzen, die er nach Anleitung diefer Genies unter das Volk zu streuen fuchte, Mord, Todschlag und alle Gewaltthätigkeiten überhand nehmen». Natürlich hofft er durch Erlöfung der Prinzeffin von der elfenbeinernen Bettlade die erforderlichen Länder zu gewinnen, um die Erfahrungen, die er gemacht, in deren Regierung zu verwerten. «Ich kann alle gefcheidte Bücher auswendig herfagen. Den Professor Schlettwein, ein Mann, der nicht feines gleichen an Finanzen und fonftigen Politicis hat, hab ich auch gelesen. Was geht mir nun weiter ab!» «Dumm war's freylich, daß ich nach meines Verwalters Rath, der alles auf Schlettwein hielt, Torff von meinen fetten Wiefen graben ließ, am Ende weder Heu für dich» — den Riks, — «noch Torff hatte, wovon ich meine Spiel Schulen zu bezahlen dachte; doch muß einer nicht rechnen, was er dem Beften der Menschen aufgeopfert». Nun ift er an eine «goldne Höhle voll Edelsteine und Pracht» geraten und glaubt fein Glück gemacht: «gehn wir immer hinein. Schlettwein hat mich nicht umfonst um alles gebracht, das Ziel, was er mir fo weit hinausgerückt hat, find ich endlich». Da er eine schöne Prinzeffin in der Höle findet, stellt er fich vor und

wohl nicht, daß ein bürgerlich Gefezbuch fo leicht geändert wird, wie ein paar Schuh? Freylich in euren Ufongen, euren goldenen Spiegeln und dergleichen, habt ihr gut Gefezbücher ändern. Ihr fchafft euch lauter Genies, wo ihr fie braucht, lacht über die Feenmärchen der Alten, und macht noch zehnmal unwahrscheinlichere. (A. a. O. 157 f.).

erzält in der Kürze feine Geschichte. «Auch bin ich ein kleiner Liebhaber vom Spiel, besonders von den Würfeln. Hätt aber alles nichts zu sagen gehabt, wär mir der Professor Schlettwein, den Prinzessin Clanduna kennen werden, nicht dazwischen gekommen; der Mann geht etwas ins Große hinein. Calculirt in die Millionen, und läßt die hundert gewiß durchfallen. Sonst ein weiter Kopf!»

Schwerlich ist etwas dabei gewagt, wenn ich meine, daß Klinger auf diese willkürlich und gefüßentlich angebrachten Ausfälle gegen einen Autor, der ihn persönlich nicht interessierte und dessen wissenschaftliche Studien ihm fern lagen, nicht gekommen wäre ohne einen erneuten und noch neuen Verkehr mit Schloffer; und daß daraus hervorgeht, wann der fünfte Teil des Orpheus abgefaßt worden ist. Es ist zugleich von Wichtigkeit, hier die erste Aeußerung jenes politisch-socialen Pessimismus zu erkennen, mit dem Klinger aus seinem Zeitalter so merkwürdig heraus tritt, und zu bemerken in wessen Schule derselbe erwachsen ist. Denn der subjectiv-pathologische Pessimismus des Götterfons war bereits überwunden und bildete kaum noch die Stimmungsgrundlage, darin dieser objectiv-kritische Wurzel fassen konnte.

Und er gibt sich auch sonst noch in eben diesem Teile des Romans kund. Um sich eine Abwechslung in der Form der Satire zu verschaffen schaltet der Verfasser im ersten Capitel ein ganzes Drama «von der moralischen Gattung» ein, das Ali gedichtet und vor dem großen König zur Aufführung gebracht haben soll. Es heißt PRINZ SEIDENWURM der Reformator, oder die Kron-Kompetenten, und wird von Harlequin, der die Hauptrolle darin hat, mit einem Prolog eröffnet, der die Worte enthält: «die Welt ist alt und krüpplich! hat allerley Gebrechen und Beulen! Da es also die Bestimmung der politischen Köpfe ist, alles gerade schief und alles schiefe grad zu machen, so komm ich hierher» u. s. w. Von vorn herein, wie man sieht, eine den Schlettweins entgegen gekehrte Spitze, während das dem Prolog noch vorausgehende Lied des Harlequin die Ideen des verbannten Götterfons anklingen läßt und daran erinnert, wie sehr verschieden der metaphysische Hintergrund bei Klingers Pessimismus von dem des Schlofferischen war. Das Stück selbst ist ein «tolles Fratzenwesen», darin die politische

Frage, ob Erb- oder Walmonarchie, verhandelt wird. Sie lag in der Luft der Zeit, nachdem Rousseau im *Contrat social* gelehrt hatte, daß der Souverän das Volk sei und daß das souveräne Volk jede von ihm übertragene Gewalt jeder Zeit zurück nehmen könne. Indem Klinger eine solche Zurückname practisch *ad absurdum* führte hatte er keinen Angriff gegen die Theorie des verehrten Philosophen im Sinne; aber es zeigt sich zur Genüge, daß er, sofern die Politik Anwendung ist, dessen Schüler nicht sein will.

Der erste Act spielt in dem Grabgewölbe der Könige von Trilink. Der soeben beigeetzte Caromasko stellt hier seine Betrachtungen an, aus welchem die Moral des Stückes sofort an dessen Eingang hervortritt. Der König war als Prinz von fünfzehn Jaren an die Regierung gekommen und doch sagten ihm die Leute damals schon, er wüßte mehr als sie alle, wäre die Sonne die sie erleuchtete. Er glaubte das auch, bis sie gestern dasselbe zu seinem Erben, dem Prinzen Seidenwurm, sagten, der doch «dummer ist als eine Auster»; da lernte er, und diese Sentenz wird durch den Druck ausgezeichnet, «daß das Menschenzeug elendes Lumpen-Gefindel ist, das sich unter einem Seiden-Wurm eben so gut befindet, als unter einem Solon; oder meines gleichen». Er ruft seine Gemalin aus der Gruft hervor, um ihr jetzt, wo es «keinen Lermen mehr macht», die Frage vorzulegen, ob er eigentlich Seidenwurms Vater sei; denn «wenns was mit dem Gewissen wäre, so müßt ich mir wirklich ein Gewissen draus machen, dem Menschen-Geschlecht von Trilink eine so dumme Bestie zum Regenten zu hinterlassen. Das hat aber in so weit nichts zu sagen; denn» — von hier an wieder fett gedruckt — «hier, Frau Gemalin, liegt mancher Seiden-Wurm; aber um sie herum liegen die Leute, die's nicht besser verdienen». Die Königin weiß ihm zu antworten: «er sieht Ihnen so ähnlich — so ähnlich — und Prinz Seidenwurm hat hübsche Wissenschaften. Er spricht unvergleichlich in Gesellschaften. Hat Wiz, erstaunend viel Wiz. Weiß etwas unverfälschtes mit der feinsten Manier zu sagen. Spricht seinen Vers. Hat die französische Finanziere studirt. Spricht von allgemeinen Monarchien. Liebt die Soldaten, weils Mode ist. Macht Schulden, glaubt seinen Ministres wie Sie thaten. Hält die Menschen für Slaven, wie Sie thaten». Darauf recriminiert Caromasko: «die Prinzessin Purperine — giebt's eine eitlere, verliebtere, verschwenderische Seele in Tri-

linik, und ist das nicht Ihr Bild, Frau Gemahlin?» Nun entsteigen die längst verstorbenen Majestäten ihren Gräbern; Caromaskos Vater sagt: «ich höre ja, daß allerley dummes Zeug vorgehen soll. Einige Monarchen lassen sich einfallen, sich Menschenfreunde zu nennen, zu thun wie der Pöbel — ja sogar Armeen zu führen — Staatsgeschäfte zu treiben»; Caromasko weiß sich an dem allen unschuldig. Die früheren Könige wollen gern wissen was man von ihnen spricht — von keinem spricht man überhaupt mehr. Caromasko sagt: «meine Herren, eins in allem zu sagen: so lang ich lebte, sprach man von mir, jezt spricht man von Seiden-Wurm, der so dumm ist wie eine Nus. Wers versteht, machts wie ich, und kümmert sich um nichts. Wenn Prinz Seiden-Wurm, vom schönen Institut der Erstgeburch — » hier kräht der Hahn und alles verschwindet. Die groteske Introduction ist mit einem gewissen Totentanz-Humor kräftig und stimmungsvoll durchgeführt; und es trifft bedeutsam zusammen, daß ungefähr in derselben Zeit, wo Schubart im Kerker seine Fürstengruft dichtete, und ehe sie noch veröffentlicht war, Klinger, sich fast in den gleichen Ideen bewegend, ihr ein dramatisches Ebenbild an die Seite setzte.

Im zweiten Acte tritt Harlequin auf, aber er ist nicht was sein Name sagt, sondern ein ziemlich trockener Intrigant und Streber, und er gibt dadurch seinem Weib Colombine Anlaß, seinem Vorgänger, dem alten deutschen Hanswurft, und der guten alten Zeit, da dieser blühte, eine Lobrede zu halten. «Mein erster Mann war Hans-Wurft. Mein Vater auch. Meine Mutter hieß Kretel. Als die deutsche Nation noch gern lachte, und lachen durfte; die Fürsten noch zwölf Monate im Jahr gelten ließen, und nicht vier und zwanzig der Steuern wegen schufen; kurz da wir noch keine griesgramigte, ernsthafte Gesichter, keine geschundne Rücken, keine tiefgebeugte Naken sahen, da galt Hans-Wurft was Rechts. Mit Jubel und Freuden ward er empfangen, alle Welt klatschte und lachte, riß das Maul bis an die Ohren auf, ließ sich wohl seyn und keuchte die Sorgen vom Mils weg. Da war noch eine Zeit! Ich kann Ahnen zehlen und probiren vom vierzehnhundertn Jahr her. Lies alle große Staats-Actionen, Tragödien und Schwenke, wirft immer finden, daß Hans-Wurft der einzige Mann ist, der die Welt erleuchtete und amüßirte — Hm — Ja freilich, man hat das Ding veredlen wollen und Harlequin, einen politifchen, cultivierten Kopf

draus gemacht, wie du zu meinem Ekel einer bist! Aber kannst du Lachen machen, du raffinirter Bengel? Darfst du unter der Maske der Dummheit solche Streiche spielen, die dir große Summen eintragen, und dir doch aus der Patsche geholfen wird? Es ist ja zum Gähnen, wenn man dich anhört, so vernünftig bist du! Eil dich, daß du zu etwas kommst, sie werden alle Tage ernsthafter, die Mukser, sie küssen die Ketten, und du wirst verbannt. Mach deinen Coup in Trilink, geh nach Teutschland und werd dann ein Critikus. Sind Leute, die jezt etwas gelten, ob sie gleich meinen feeligen Mann ermordet haben. — — O Wurfel! Wurfel, Du Seel und Schmerzenheiler! Warum haben dich trokne Autoren verwiesen». Mit diesem interessanten literargeschichtlichen Excurs nimmt Klinger, wie man sieht, nicht sowol mit Möser und Lessing (im 18. Stück der Dramaturgie) für die von Gottsched geächtete lustige Person überhaupt Partei, er tut es vielmehr für deren ältere, derb volksmäßige Gestalt im Gegensatze zu einer civilisierteren, die sie in Anlehnung an «regelmäßige» Franzosen, wie Marivaux, gewonnen hatte. Er bezeichnet diesen Gegensatz als den zwischen Hanswurst und Harlequin, unbekümmert darum, daß der letztere Name schon lange vor Gottsched auf dem deutschen Theater eingebürgert war, one eine besondere und feinere Art von Narren bedeutet zu haben, und daß neuerdings auf vornehmeren Bühnen Harlequin so wenig wie Hanswurst sich unter eigenem Namen mehr sehen ließ; er folgt aber darin einem Gebrauche, den auch Goethe noch in Wahrheit und Dichtung festhielt, wo er, im 13. Buche, sich über diesen Gegenstand folgender Maßen ausläßt: «um nützlich zu seyn, mußte es (das Theater) sittlich seyn, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack die lustige Person vertrieben ward, und obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereits von der Derbheit des deutschen Hanswursts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italienischen und französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach». Man bezeichnete eben als Hanswurst den älteren, dem Hanswurst gleichartigen Harlequin und sparte diesen letzteren Namen für eine jüngere Art von lustiger Person, der er tatsächlich kaum zukam; wie denn Goethe «nach Anleitung» eines alten Singspieles, das Harlekins Hochzeit hieß,

ein Stück entwarf, das «Hanswurfts Hochzeit» heißen sollte*. Daß Klinger sich in eben diesem Sinne gerade jetzt des Hanswurfts so lebhaft annam, wird man darauf zurückführen dürfen, daß er kürzlich aus den österreichischen Landen gekommen war, wo er jene Maske, unter ihrem deutschen Namen, noch hie und da in ungehörtem Ansehen vorgefunden haben muß, obgleich sie in Wien selbst zur Zeit vom Schauplatz abgetreten und noch durch keinen Nachfolger ersetzt war.

Sein «politischer, cultivierter» Harlequin also war in der Stelle eines Kammerheizers einflußreicher Günstling des verstorbenen Königs gewesen, der ihm dafür Hörner aufsetzte. Die eingetretene Statsveränderung stellt ihm die Aufgabe, neue Wege zu versuchen, um seine bisherige Bedeutung nicht zu verlieren. Da er in Colombinens Tochter Pedrilla eine Prinzessin von Geblüt erkennt, erscheint sie ihm um so mehr als ein geeignetes Vehikel seiner Größe; da aber Prinz Seidenwurms Neigung bereits nach einer andern Seite engagiert ist, gedenkt er dessen Bruder Zed in Pedrilla verliebt zu machen und dann auf den Thron zu erheben. Die Blutsverwandschaft zwischen beiden geniert ihn dabei nicht, seine Philosophie ist eine solche, «die die Gewissens-Scrupel heilt, die Vorurtheile wegjagt». Er nennt sich daher einen philosophischen Kammerjäger, und «bis dato ist mir das Ratten- und Mäuse-Pulver gut bezahlt worden». Mit diesen Gedanken beschäftigt belauscht er den Monolog eines hungrigen Bettlers und erkennt in diesem eine Kraft, die er zu seinem Zwecke brauchen kann; er nimmt ihn in Dienst um das Volk zu bearbeiten. Er selbst nimmt im dritten Acte den Prinzen Zed in Arbeit, der sehr sentimental und gar nicht ehrgeizig ist. Ein veranstaltetes Zusammentreffen mit Pedrilla führt zu einem Kuß und wird in diesem Augenblick von Harlequin unterbrochen, der den Prinzen auffordert, die angefangene Schachpartie auszuspielen. Wir erkennen, wie dieses Spiel auch hier wieder als dramatisches Motiv verwendet wird, Klingers alte Liebhaberei daran. Harlequin knüpft die Bearbeitung des Prinzen, die sein Zweck ist, an es an. «Ha, wie er da steht, der unvermögende, nichts thuende, grillenhafte König! Kann, bey meinem Verstand, nicht einen Schritt vor-

* S. Zfchr. f. d. Altert. 20, S. 119 fgg.

wärts noch rückwärts, so haben Sie ihn in der Beize. Borg ich ihm nun meine Weisheit und er ist aus der Patsche heraus, so wird er lächeln und Wunderdinge von sich glauben. Das kommt vom dummen Gebrauch her. Wie mancher brave Kerl, Prinz Zed, steht hier im Bret, der sein Feld besser zu vertheidigen wüßte, und ist in einen armseligen Winkel placirt. Kommt alles von der Einfalt der Menschen her, und dem Misbrauch, der die Erstgeburt schuf». Der Prinz merkt weder auf solche Reflexionen noch auf das Spiel, phantasiert von seiner Liebe und bietet dem Harlequin alles was er hat für Pedrilla. Harlequin will sie ihm nur als Gemalin überlassen und er geht auch darauf ein: «ich bin wie der Prinz von Tarent in der Komödie. Geb alle Ansprüche hin. Was kann es dir nutzen?» Dieser Wendung begegnet Harlequin, indem er ausführt, wie die Liebe die mächtigsten Kräfte in uns entbinde, genug um eine Krone zu erobern, «und wären wir als Hirten-Jungen gebohren»; wenden wir diese Kräfte an nur um der Liebe willen, was haben wir am Ende davon? Der Prinz meint freilich «Alles! Alles!» aber Harlequin kann ihm die Liebe aus eigner Erfahrung schlecht machen. «Horch auf», sagt er dann, «ich will Euch Balsam in die Wunde gießen, die ich Eurem empfindlichen Herzen gemacht habe. Braucht Euren Namen und Stand und zieht die Vorurtheile aus, laßt Euch die Liebe dazu erhizen — — Ihr könnt König werden.» Der arme Prinz meint noch immer, er habe ja die Erstgeburt nicht, sei apanagiert. «Pfui Teufel, welch ein Gedanke! Also glaubt Ihr, Ihr seyd schlechter gemacht? Ich meinte, Ihr hättet mehr in meiner Schule profitirt. — — Kommt, ich will Euch eine Rede lesen, und Ihr sollt schamrot werden; fühlt Ihrs aber, so ist Pedrilla Euer.» Diese von Harlequin verfaßte Rede hält sodann der Bettler Gleba dem Volke, vor dem er mit einer Bildertafel als «Wundermann von Rotonier» auftritt. Es ist eine lange geschichtsphilosophische Ausführung über das Institut der Erbfolge nach Erstgeburt und dessen Entstehung, die in ihrer demagogischen Methode an die Rede des Antonius im Julius Cäsar erinnert. Gleba schlägt dem Volke vor, die beiden Prinzen als Kroncompetenten zur Entscheidung vor sich zu fordern, fügt aber hinzu: «es lebt ein hier noch etwas unbekannter Mann, heißt Gleba. Hat alle königlichen Eigenschaften. In der ganzen Welt berühmt. Jupiter liebt ihn. Ruft ihn auch auf!» Dem Volke

leuchtet auch dies ein; der Aufruhr ist im Gange, und das Werkzeug des Intriganten arbeitet für seine eigne Rechnung.

Jetzt erst wird uns Prinz Seidenwurm mit seinem Protector, dem Minister Bim vorgeführt. Der Prinz will sich von ihm, während er frühstükt, «alle Tugenden, die ein König haben sollte oder könnte», erzählen lassen um sich «einige davon auszufuchen»; er findet aber an der Tapferkeit keinen Geschmack, «weil wir leben und regieren wollen», meint von der Weisheit, Klugheit, Mäßigung, daß er sie ja alle schon besitze, und schließlich von der Gerechtigkeit «das ist all zu still. Wir wollen brilliren. Wie machen wir das?» Von den vorgeschlagenen Mitteln hiezu will er indes auch nichts wissen; für Ordnung im Stat hat Bim schon gesorgt, Eroberungen setzen Tapferkeit voraus, Verstand glaubt der Prinz so viel zu besitzen, daß er ihn kaum tragen kann, Gelehrsamkeit weist er ab; endlich meint Bim: «zerbrich dir den Kopf nicht mit Kleinigkeiten. Du bist Prinz Seiden-Wurm, wirfst König-Seiden-Wurm. Läßt dir wohl seyn, giebst deinen Namen her, und Bim regiert das Land, wie ers unter König Caromasko auch that». Das leuchtet dem Prinzen ein, doch sicht ihn gleich darauf wieder die Langeweile an. Nun fällt ihm plötzlich bei wie er brilliren könne. Der General-Bonze hat vor kurzem gepredigt «die ganze Welt sei nichts nutz, außer er». «Wir» wollen also reformieren, die Menschen bessern und damit gleich bei denen anfangen, die jetzt in der Antichambre sind. Der erste ist der Poet Stumpf, der seine Huldigung in gereimten Knüttelversen vorträgt, den Wert der Poesie heraufstreicht, aber zu verstehn gibt, daß sie nicht von der Luft leben könne. «PRINZ. Bim, was meinst du, daß dem Kerl fehlt? BIM. Verstand und Luft zur Arbeit. PRINZ. Wir wollen ihn curiren. Sags ihm. BIM. Ist vorbey mit ihm». Er entläßt ihn mit dem Bescheide

Willst du essen, so arbeit

Und laß ungefchoren ehrliche Leut,

worauf der Poet mit der Drohung ihn zu satyrisiren abgeht. Die nächste Audienz hat der General-Bonze; er klagt die Aufklärung des Zeitalters an. «Die Opfer sind selten, und die Tempel leer. Sie blähen sich mit Wissen und verachten uns. — — Der Menschen Verstand nimmt überhand, sie gebrauchen ihn zum Bösen. Die seelige Dummheit der Seelen, die Quelle des Glaubens ist verstopft, Sie arbeiten an ihrem Geist wie an ihren Gärten, und uns gehört

er zum Bebauen. Schon reden sie von den Fürsten wie von Menschen. Ein Uebel zieht das andre nach sich: drum rotte den Saamen des Verstands aus» u. s. w. Hier rät Bim, der von dem Poeten her noch immer in Reimen spricht:

Mit diesem dürfen wirs nicht verderben.
 Laß ihn also nur immer lermen
 Und bezahl ihm seinen Eifer,
 So wird aufhören sein wüthiger Geifer:
 Denn darum ist's ihm doch zu thun.

Nach dem Priester kommt der Philosoph mit einer Lobrede auf das «erleuchtete Jahrhundert». «Jetzt wäre es Zeit Trilink in jene glückliche Insel zu verwandeln, wo wir in Gemeinschaft lebten, wie die Kinder der Unschuld. Der Verstand ist so helle, daß man keine Gesetze mehr braucht. Die goldne Zeit ist vor der Thür». Er vertritt den Optimismus Iselins; Bim will den Vorschlag überlegen und einstweilen damit anfangen eine gewisse Insel zu «peupliren», wofür der Philosoph ein Project einzureichen verspricht. Bim bemerkt abschließend: «soll der erste aufhören zu reimen, so gib ihm Brod. Soll der zweyte aufhören zu schimpfen, so gib ihm Wagen und Pferd, daß er daherfahre wie wir, und gib ihm Zulage. Soll der dritte sehen wo's fehlt, so mach ihn zum Schulmeister»; mit welchen letzten Worten auf Basedows und Bahrds schlimme Erfahrungen gedeutet wird. Zum Schluß erscheint Colombine mit Pedrilla. Sie achtet ihren Mann für einen Dummkopf und hält nichts von Planen, die er one ihre Inspiration und Mitwirkung betreibt. Sie geht daher ihren eignen Weg, macht dem Thronerben das Compliment, daß er alle Könige und Helden in den Haupt- und Statsactionen, worin sie und ihr seliger Hanswurst gespielt, übertreffe, bittet für Harlequin um Bestätigung in seinem alten Amte und präsentiert ihre Tochter. Seidenwurm ist sehr gnädig, gewährt das Gesuch und findet Pedrilla schön. «Wenn wir gekrönt sind und mehr Courage haben, wollen wir mehr mit ihr reden. *Fort bien*, mein Kind!» Colombine empfiehlt sich mit einer unvorsichtigen Denunciation ihres Mannes: «freylich verdient der Bengel nicht, und ich weiß, daß Sie's bloß in Rücksicht meiner thun. Denn er hat heimliche Spitzbübereyen gegen Sie im Sinn mit einem Bettler». In der Schlußscene des Actes kündigt sich der Aufrur an, als dessen Urheber natürlich jetzt Harlequin erkannt

wird, den Bim längst als gefährlichen Menschen kennt. Seidenwurm ist indes im Vertrauen auf die Erstgeburt nicht im mindesten entmutigt, ruft zum Fenster hinaus: «wir sind Euch in Gnaden gewogen, geht nach Haus» und schließt nach der groben Antwort des Volkes mit den Worten: «wollen sie schon reformiren. Zur Tafel!»

Im vierten Acte geht es toll her. Harlequin sieht sich zuerst genötigt, dem Gleba einen Pact anzubieten, daß wer von beiden König werde — Zeds Candidatur hat er bereits fallen lassen — den andern wenigstens zum Minister machen solle. Colombine erscheint um ihm zu sagen was sie für ihn erreicht trotz dem, daß sie zugleich seine Umtriebe verraten habe; aber Bim ist auch schon da um ihn zu verhaften. Colombine nimmt, von ihm befreit, seinen Plan mit Pedrilla und Zed auf, dieser kramt Sentimentalitäten aus, will aber gleichwol die Krone für Pedrilla suchen. Gleba, der dem Minister in der Geschwindigkeit zugerannt hat, Harlequin selbst habe in Verkleidung die Rede ans Volk gehalten, ist einstweilen Herr der Situation. Das Volk verachtet er. «Ich zieh den müßigen Pöbel nach mir her, wie die Kuh ihren Schwanz. Das Volk ist wie Mist im Treibhaus, es treibt alle neue Gedanken schnell hervor. — Es wundert mich nicht, daß die Großen sie cujoniren, ich thät es selbst, ist Kanaillen-Pak, und Jupiter hat sie aus Spott gemacht.» Er gibt jetzt Audienzen als Demagoge, wie vorher Seidenwurm als König. Der Poet, der General, der Bauer Krüz, der Philosoph, alle empfehlen sich ihm als Candidaten zur Königswürde. Der Poet empfiehlt sich ihm durch einen Pak Pasquillen auf Bim und verspricht ihn zum Minister zu machen. Gleba verlangt von ihm ein Loblied auf ihn selbst, vom General das Zeugnis daß er, Gleba, Kriegstaten verrichtet, vom Bauern, daß er irgendwo «das Ackerwesen erfunden» habe, vom Philosophen den Beweis, daß er ein Son Jupiters sei, und verspricht allen, ihrer zu denken. Harlequin aber ist gutes Muts im Turm, zieht durch ein Lied die Aufmerksamkeit des Volks auf sich und ruft ihm zu, er sei als Patriot eingesperrt worden, worauf er gewaltsam befreit wird. Wie er dann von einer Biertonne seine Verdienste unter Caromasko heraus streicht, eine Sendung Jupiters vorgibt und sich die Autorchaft der von Gleba gehaltenen Rede vindiciert, springt dieser aus dem Volk hervor und besteigt gleichfalls eine Biertonne. Schon im Begriff ihren

Wortstreit auf Verlangen des Volkes durch einen Ringkampf zu entscheiden, ziehen plötzlich beide Philosophen auf Harlequins Anregung vor sich zu vertragen und jeder erkennt nun «Jupiters Zeichen» am andern. Die Scene geht in den Palaß über, wo Prinz Aſter von Surifur angekommen iſt, ein bramarbaſierender Kriegerheld und ehemaliger Anbeter Purperinens. Er iſt das Gegentheil von Zed, ihn treibt der Ehrgeiz und nicht die Liebe. «Alles iſt Eigenſinn bey mir, und ich thu als handelte ich aus großen Empfindungen.» Er hat gehört, daß die Trilininiker den ſtärkſten zum König wälen wollen, und als ſolchen fñlt er ſich. Die Prinzefſin will er nebenbei erobern, nur weil er ihren Namen im Schlachtfeld gerufen und ſie dadurch mit ſeinem kriegeriſchen Rume verflochten hat; den «platonischen Pinſel», mit dem ſie ſich ein geſaſſen will er zum Orcus ſchicken. Die Prinzefſin geſteht, daß Tapferkeit Liebe wñrke: «aber Sie müſſen mich nicht geniren wollen. Wenn ich ſpiele, ſo ſpiel ich. Wenn ich mich puze, ſo puz ich mich, und wenn ich tanze, ſo tanz ich». Seidenwurm, der von der Tafel kommt um nun das widerſpännſtige Volk zu reformiren und den Ankñmmling findet, bietet ihm ſeine Schweſter mit «einer groſſen Mitgift», wenn er die Rebellen in Stñcken hauer; Bim iſt in deſperater Angſt wegen der Paſquille; Trompeten erſchallen, das Volk ruft die Competenten auf und Seidenwurm macht ſich auf den Weg mit den Worten: «*Fort bien!* wir wollen uns zeigen, wir ſind kñniglich geputzt».

Im fünften Acte ſitzen ſämtliche Competenten auf einem Gerñfte vor dem Volk und halten ihre Reden. Seidenwurm wird trotz Bims Fürſprache verworfen; Zed, Aſter und Harlequin kommen in die Wal; Gleba beruft ſich für ſeine Verdienſte auf die Zeugen, die er gewonnen zu haben glaubt, ſie verleugnen ihn aber und er fällt durch; eben ſo nach ihm der verdienſtvolle General, weil er zu alt und unanſehnlich, und der Poet, weil er nichts gleich ſieht; der Bauer ſagt «ich bin Euer Bruder und will Euch brñderlich regieren», aber es ſchallt ihm entgegen: «herunter! wir brauchen einen Kñnig»; der Philoſoph will alles glñcklich machen und die Gemeinſchaft der Gñter einfñhren, worauf das Lumpengeſindel ſich für ihn erhebt und die Reichen «weg mit ihm» rufen: darauf «Tumult. Nachdem ſich einige todtgeſchlagen, wirds ſtille». Der Vorſteher des Volkes ruft nun zur engeren

Wal zwischen den drei vorgemerkten auf, und da es wieder allgemeinen Aufstand und Schlägerei gibt, schlägt er vor, sie alle drei zu wälen und es mit ihnen zu probieren, was allgemeinen Beifall findet. Hierauf aber ruft einer aus dem Parterre: «der große König, deffen Weisheit die Teininaer beglückt, beglücke auch Trilini! Er sey König von Trilini und lebe!» Der große König, dem es eigen war, das auf dem Theater vorgestellte für Wirklichkeit zu nehmen, der von Anfang an das Stück durch seine sinnreichen Bemerkungen öfters unterbrochen, auch einzugreifen Lust gehabt und an Seidenwurms Wesen großes Gefallen verraten hat, schenkt diesem großmütig sein Anrecht, und das Volk acceptiert ihn zu seinem Collegium von Königen als vierten. Der große König äußert hierauf seine außerordentliche Zufriedenheit mit dem Drama und Harlequin beschließt es mit folgendem Epilog: «wer ist hier, der an der philosophischen Kammerjägerei noch zweifle? Bin ich nicht durch sie Mit-Regent von Trilini geworden? Es lebe ein Genie wie das meinige! Bei der nächsten Gelegenheit sollt Ihr sehen, wie wir zusammen die Krone verwalten, und sollt sehen, was die philosophische Kammer-Jägerei vor Sprünge machen wird. Ich will sie düpiren, daß Ihr Eure Freude haben sollt. — Morgen also wird vorgestellt: die Regenten von Trilini samt allen Conspirationen, oder der philosophische Kammer-Jäger ein König, ist eine Tragödie in fünf Acten, von Ali dem Weisen. — *Plaudite!*»

In diesem moralischen Drama, darin fast jede Person die andere verrät oder verraten will, führt also die revolutionäre Abschaffung der Erstgeburt zu einem lächerlichen Compromisse, das zwar das fürstliche Blut durch dessen noch immer wirksamen Zauber einweilen bevorzugt, das aber in dem philosophischen Kammerjäger, d. h. dem von moralischen Vorurteilen befreiten und andere befreienden Strebertum ein Element in sich aufnimmt, dem die andern nicht gewachsen sind und das mit Recht seines Sieges gewiß ist. Die Tragödie, die ihm zur Alleinherrschaft verhilft, ist die Aussicht, darüber der Vorhang fällt. Es ist die politische Prognose für die revolutionäre Strömung des Zeitgeistes, die sich in der philosophischen Kammerjägerei der französischen Revolution sattem bewährt hat.

Nicht nur die Methode, zu dem satirisch-grotesken Drama ein

zuschauendes Publikum zu fingieren, das hinein redet oder gar mitspielt, hat Klinger in diesem Stücke vor Tieck geübt: er hat damit überhaupt das erste Beispiel eines rein satirischen Lustspiels aufgestellt, man wolte denn etwa Goethes Puppentheater bereits in diese Gattung rechnen; und er hat zugleich den kühnen, nach jenem harmlosen Zeitalter auf lange nicht mehr ausführbaren Wurf einer politischen, wenn man will, einer aristophanischen Komödie getan. Als solche ist der Prinz Seidenwurm eine denkwürdige Tatsache unsrer Literaturgeschichte; und man wird ihm nicht abstreiten können, daß der Wurf markig ausgeführt ist. Man muß das Ding nur als Farce nehmen und keine Anforderungen einer ernsthaften Charakteristik und Motivierung stellen.

Indes das Stück die zur Revolution hinführenden Tendenzen kritisiert, atmet es doch selbst eine gründlich revolutionäre Stimmung. Nicht minder, obwol in anderer Weise verächtlich als die Demagogie erscheint der von ihr bedrohte Zustand, und was Harlequin durch Glebas Mund gegen die Erbfolge nach Erstgeburt und damit gegen die erbliche Monarchie selbst vorbringt, mußte den Leuten, die mit Rousseaus Strom schwammen, darum, weil es von Spitzbuben herkam, sachlich nicht minder begründet erscheinen. Nur die pessimistische Meinung vom Volke, dadurch sich der Verfasser von seinen Zeitgenossen unterschied, brach jenen Argumenten die praktische Spitze ab und ließ schließlich das bestehende als das mindest schlimme erscheinen; aber mit dem Glauben, der es trägt, wurde es gleichwol angefochten.

An eine Existenz des Stückes auf dem Theater war unter solchen Umständen nicht zu denken, obgleich es nicht bühnenwidrig gearbeitet ist und die Bedingungen einer Bühnenwirkung, bei entsprechend kecker Darstellung, in sich trägt. Es war also zum Lese-drama geboren, und es geschah ihm kein Unrecht, wenn es in einen Roman episodisch eingefügt wurde. Indes erschien es mit dem fünften Teile des Orpheus 1780 zugleich in einem Sonderabdrucke, der nun freilich den Nachteil hatte, daß für seine Leser alles, was vom großen König, von Ali u. s. w. darin vorkommt, nicht recht zu verstehn war.

Auf das durch den Seidenwurm unverhältnismäßig ausgedehnte erste Capitel folgt im zweiten, unter dem Motto: «die Moral wirkt

nirgends mehr als wo man sie nicht erwartet», eine pathetische Abhandlung über den vom ganzen Orpheus illustrierten Satz, daß das geschlechtliche Vermögen im Manne — es wird mit einem physiologischen Terminus von häßlicher Deutlichkeit bezeichnet — «die Hauptkraft unserer Maschine» sei, davon die wichtigsten Gaben des Geistes und Gemütes abhängen. «Und hier liegt also die Klippe der Mahler und Dichter, aller Künstler. Jugendfeuer, das der wirtschaftliche Mann auch und mit mehrerem Wucher hat, du allein bist der Blitz unserer Seele!» Auf den Mangel oder den Verlust dieses Blitzes wird Boileaus «lähmende Druckenheit», Salomos Bekenntnis daß alles eitel sei, Petrarcas Buslied «à la tête seiner ächten Ergießungen» zurück geführt; und damit gelangt der Verfasser schließlich zu einer Betrachtung über Wieland, die beweist, wie wenig seine Verstimmung über den Mann schon damals seiner Würdigung des Schriftstellers Eintrag tat. «So nun auch *vice versa*, wenn die Sinnen gar nicht aufgeschlossen sind, und die Kindheit über unsern Begriffen liegt. Einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller, der lange, wiewohl erst spät die deutsche Welt amüsierte (und oft dabey unterrichtete) wie sie noch nie amüsiert worden war (und sie ist nicht sehr amüsabel, die deutsche Welt) ist das zureichendste Beispiel, das ich unter so viel hundert auffuchen mag. Er fing als Jüngling da an, wo andere schwache Köpfe aufhören. Wie viele Blitzschläge und Funken des Geistes steigen nicht in seinen Jugend-Werken auf? Wie viel üppiges, reichmahrendes, gnußtrebendes, sinnlich gefühltes liegt nicht drinnen, auch in den geistigsten, himmlischsten Begriffen? und doch welche Finsterniß, welche Umneblung, Schiefheit, Unwahrheit, zwangvolle und ängstliche Schwärmerey herrscht darinnen? Dank sey Lucian und Crebillon, die ihn so rein auspurgirten!»

Dieser ehrlichen Anerkennung merkt man es nicht an, daß Wieland den Autor ein Jar zuvor als Hegeſias Hyperbolus neben Lenz und Müller nach Abdera versetzt hatte. Solte ihm dies noch unbekant gewesen sein? Kaum denkbar ist, daß er sich, so deutlich wie er dort bezeichnet wird, nicht erkannt hätte.

Nach diesem gewissermaßen zur Vorrede dienenden Erguſſe nimmt der Erzähler den Faden der Haupthandlung auf und wir hören weiter von Bambinos Erlebnissen bei den Braminen. Er lebt in hohem genügsamem Schwung seiner Phantastie; er hat ans

Volk «eine Rede voll Liebe, Schwärmerey und überirdischen Tugenden» gehalten, und sein Erfolg bei den Andächtigen ist außerordentlich. «Die Eitelkeit hat ihn wieder flott gemacht»; er erkennt in sich die hohe Bestimmung, durch seine Schönheit die Herzen zu läutern und in seiner endlichen Vereinigung mit Canzanen der Welt ein Beispiel geistiger Liebe zu geben, dadurch sie zu seiner Höhe herangezogen werde. Doch wälzt er sich wieder in glühenden Begierden, wenn die schönsten und vornehmsten Damen zu seiner Höle wallfarten und die Aufregung verraten, in die sie seine Gegenwart versetzt. Dann «grif er in seine durch das Pochen des Herzens beflügelte Phantasie und übergoss die betende Schaar mit einer himmlischen Rede von Reinheit und Genuß der seeligen Liebe, vom stillen, ewigen, untrennbaren Einklang zweyer für sich geschaffenen Seelen. Stürzte die Sinnen mit mächtiger Beredsamkeit zu Boden und erhob sich als Gott über den Ruinen der schwachen Menschheit. Riß dadurch die armen Erden-Töchter auf eine Höhe, wo sie einige Minuten in wunderbarem Entzücken schwebten, bis ihr Aug sich auf seinen Reizen fesselte, die Sinnen seinen Worten Ausdehnung und Bedeutung gaben, und dann sich wieder in Geist, Wollust und Zweifel zwängten, wiegten und ängstigten». Alla, die schöne Gemalin des Groß-Vizirs, die wichtigste Gönnerin der Braminen, verrät ihm endlich ihre Glut und gewinnt ihm eine vorübergehende Schwachheit ab. Darauf erlangt sie es vom Oberbraminen, der «über jeden Vorfall Rath und Ausweg» wußte, sich der geliebten Statue substituieren zu dürfen, zu deren Füßen Bambino im Mondschein zu schwärmen pflegt. Er macht dem vermeintlichen Marmor Geständnisse, sieht und fühlt ihn sich beleben und hält plötzlich Alla an der Brust. Das Motiv ist aus Wielands Idris entlehnt, aber mit einer Glut und Ueppigkeit behandelt, die Wieland Ehre machen würde. Man sieht was folgen muß: das scheusliche wird entdeckt und Bambino flieht. Nackt, von allen seinen Schätzen nichts als die Laute rettend, irrt er über Stock und Stein und — hüllt sich von neuem in seine Tugend, in den Abscheu vor dem buleirischen Weibe und dem pfäffischen Kuppler, in die ideale Schwärmerei für Canzane.

Zwischen diese letzte Situation und die Flucht sind zwei Capitel eingeschoben, welche die Abenteuer des Prinzen Farolimikuk enthalten; Dinge, denen genug Ehre geschieht, wenn man sagt

daß sie Crebillons ganz würdig erfunden sind. Die Geschichte mündet damit in Bambinos seine ein, daß dem Leser offenbar wird wie es kommt, daß durch Ypsilonas Eintreten von Atlas, dem König der Zauberer, die Entzauberung des unglücklichen Helden davon abhängig gemacht ist, daß es ihm gelinge Chryftall zu erwärmen.

Nun solten noch zwei Teile, zwanzig Carolin an Wert, geschrieben und doch damit der einträgliche Roman nicht zum Abschluß gebracht werden. Von den Abenteuern der Ritter und Damen in Linkos Zauberwald war noch viel zu berichten übrig, aber Leser und Autor hatten alle Ursache, ihrer müde zu sein; der Rest davon konnte jetzt nur noch rasch abgetan werden. Noch bedenklicher wäre es gewesen, den Bambino selbst in weitere, das Ende aufhaltende Verwickelungen zu stürzen, da sie notwendig den frühern zu ähnlich hätten ablaufen müssen. Mit dem großen König und seinem Ali ließ sich auch nicht mehr viel anfangen, da man mit beider Art allmählig zu bekant geworden war. Es mußte also eine neue Episode mit neuen Motiven gefunden werden, und es war keine leichte Aufgabe, fünf immer tollere Teile abermals durch etwas tolleres zu überbieten.

Die Anknüpfung der neuen Episode oder des FORMOSO ergab sich durch die Geschichte des großen Königs, die Ali zu schreiben beauftragt worden war. Wir erfahren zuerst, wie jener sinnreiche Monarch durch den für ihn so schmeichelhafte Ausgang der Aufführung des Seidenwurms und durch die Veröffentlichung der ersten Hefte seiner von Ali verfaßten Geschichte zu einem Gegenstande des Neides für die übrigen Schachs wurde und diese sich vergeblich bemühten, entweder unter ihren Hofleuten welche zu finden, die für sie etwas ähnliches leisteten, oder den unvergleichlichen Ali selbst zu solchem Dienste zu erkaufen. «Hätten wir den Biograph Schrök», heißt es bei einer dieser Gelegenheiten, «er sollte dich mit seinen Lappen behängen und seiner schiefen Moral beklecksen! Er hat allem hannibalischen Haß geschworen, was den Mann zum Helden macht, und schreibt nach dem Herz und Kopf eines Professors». Ali begnügte sich, den Schachs zum Vorbilde alle *Eloges des grands hommes* der Akademie von Lililum zu schicken, und eine große Sündflut von Geschichten der Herrscher aller Länder gieng wirklich davon aus. Nun will denn der Autor eine Probe von Alis Schreib-

art geben, um dadurch zur Subscription auf die ganze Geschichte des großen Königs zu ermuntern.

Ali beginnt mit einer schwungvollen Anrufung der Mufen, die abermals mit bitterem Spott auf die Biographen und Elogenschreiber nach französischer Mode geladen ist, und kündigt eine Geschichte an, die von mächtigem Einfluß auf die Regierung dieses Reiches, auf den großen König selbst, am meisten auf die Königin seine Mutter und alle Damen ihres Hofes gewesen sei. Diese Geschichte hebt an auf einer Insel im Meere, wo die Träume eines Iselin oder Schlettwein — von denen indes keiner genant wird — längst verwirklicht sind. Die dortigen Könige hatten sich seit undenklichen Zeiten bemüht, «das Menschengeschlecht auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu führen. Nirgends galten die schönen Wissenschaften und Philosophie mehr als in meiner Insel. Man that nichts ohne ihre Hülfe. Die schöne Natur lachte aus allen Winkeln. Das Gute herrschte allenthalben — — Ueber die Frage: ob ihre Zeiten die erleuchteten wären? waren sie schon ein ganzes Jahrhundert hinaus, und giengen immer vorwärts, immer aufwärts!» Die satirische Wendung gegen den Optimismus, der das feichte Ideal seiner Social-Ethik alles Ernstes und gerades Weges zu erreichen gedachte, wird also aus dem fünften Teile von neuem aufgenommen; aber sie wird hier tiefer gefaßt. Die Erreichung dieses Ideals würde aus dem menschlichen Leben den Kampf um das Ideal hinwegnehmen, und damit ein Salz, dessen es, wie unsre irdische Natur einmal angelegt ist, nicht entbehren kann. Sie würde die Unterschiede und Gegensätze auebnen, auf deren Reibung der sittliche Lebensproceß einmal beruht. «Meine Infulaner waren bloß Kopf. Von gefährlichen Leidenschaften wußte man fast gar nichts, alles war so glatt, eben und kahl wie das Kinn eines jungen Mädchens. Und die Erziehung — wo in der weiten Welt waren dergleichen Anstalten zu finden? Alles erzog, bärtig und unbärtig, gelehrt und ungelehrt. Hat sich nicht der König Portimbroso verewigt, daß unter seiner Regierung ein Leist erfunden ward, nach welchem alle Schuhe der Unterthanen gemacht wurden, und worin ihre Füße passen mußten, sie mochten wollen oder nicht? Und dieß war der Haupt-Punct der Erleuchtung. Drüber konnte man nicht. Wären sie noch einen Schritt weiter gegangen, sie hätten keinen Pffierling um Himmel und Paradies gegeben».

Die Folge dieses Zustandes war, daß die Insulaner sich langweilten. Sie «lagen an der Vollkommenheit todt krank — Sie sahen einander an und gähnten — Nichts war mehr zu erfinden — Nichts mehr zu reformiren — Eitel Stroh die Herzen — Todt krank! alle Kräfte stokten! Womit kizlen wir uns? Womit reiben wir uns? Womit erhizen wir uns? Worüber streiten wir? Worüber lachen wir?» Um sich aus all diesen Verlegenheiten zu helfen macht die Akademie des Reiches eine Apostelfart in die übrige, noch unvollkommene Welt und beginnt dieselbe auf sehr radikale Weise in die Cur zu nehmen; man hat aber leider den berühmten Erziehungsleuten vergessen. «Hier haben Sie einen, antwortete der Philosoph von der Elbe, reichte den seinen dar und schloß sich an sie an.» Hiebei wird, zum Beweise von Bafedows Erzieherberuf, in einer Anmerkung die Anekdote zum besten gegeben, wie er seiner Tochter Emilie, damit sie ihren Vater nicht vergäße, zum Abschied ein Par Ohrfeigen gab: «die Herz- und Hirnlosigkeit eines solchen Mannes ist kaum zu ertragen. In gerechtem Unwillen schrieb ich zu seiner Schande und den Menschen zur Warnung hin». Der König selbst, der aus langer Weile beständig unnötige und verkehrte Veränderungen angibt, geht endlich auf Reisen, um zu sehen «wie sie in andern Ländern haben»; und nun wird die Satire vom Feenmärchen abgelöst, da der große König, dem die Geschichte erzählt wird, nicht einsehen kann, was dies alles mit seiner Geschichte zu tun habe.

Nach Portimbrosos Abreise kam seine Königin in die Wochen. «Die überirdische Wesen, die an der Vollkommenheit der Insul bisher so unermüdet geholfen hatten, und dem Ding, ich weiß nicht warum, bald eine andere Gestalt zu geben gefonnen waren», statteten den jungen Prinzen mit Geschenken aus, darin zugleich sein Schicksal eingeschlossen war. Der Zauberer Bradames gab einen Fiedelbogen, indem er dazu bemerkte: «es ist überaus nöthig, Mesdames, daß unser geliebter Prinz Formoso alle Staats-Verfassungen der Welt kennen lerne; und nicht allein die Verfassungen, sondern auch die Triebfedern davon. Dieses ist der einzige wahre Weg dazu, denn die Fiedelbogen und Geigen finds, die den Staat regieren, und nichts anders». Er soll die Welt durchziehen, bis er die Geige findet, die zu dem Bogen paßt. «Hast du diese aber einmal gefunden, so wirfst du ein Duet, Concert oder Symphonie drauf gei-

gen, daß deine Seele den wunderbarsten Tanz im wunderbarsten Takt hüpfen wird, der auf dem Erden-Rund je gehüpft ward, seitdem es Geigen und Musik giebt. Bewahr ihn wie dein Aug, unverfehrt, ungebraucht! Alle andern Geigen werden ihn verstimmen.» Die Fee Solitaire schenkte eine Eule, eine goldene Maul-Trommel nebst einem Gebund silberner Glöckchen; der Eule soll Formoso rufen, wenn er sich in Gefahr mit dem Fiedelbogen befindet, die Glöckchen sollen ihm alles zu Willen machen wenn sie klingen, und wenn sie schnarren, ihn vor Gefahren warnen, die dem Fiedelbogen drohen; «und die Maultrommel? fragte die Königin hastig — Die muß der Prinz spielen lernen, wenn er nicht mehr geigen kann». Die Sensation, die die Geschenke bei den Insulanern erregten, gewährte ihnen ein lang entbehrtes Glück.

Da der Prinz heranwächst werden die Erziehungskünste der vollkommenen Insel an ihm versucht. «Sie giengen mit dem Prinzen spaziren und lehrten — Wie? Sokratisch, lieber Himmel!» Aber er lacht über alles und bleibt so dumm wie zuvor. «In der Musik hat er nicht seines Gleichen, sagte ein College. Er will immer geigen, meinte die Professorin. — — Das kommt von den wunderbaren Dingen her (die Nachbarin). Von welchen, Frau Collega? Vom Fiedelbogen. Pft! (der Professor).» «Da kriecht der Prinz aus dem rauhen Marmorblok heraus, wie himmlisch! Aber ein Ignorant, als einer auf dem Erdboden lebte. Er wußte nichts. Mein Roß! meine Gaben! Seine Stimme war Musik. Man hörte ihm mit Entzücken zu. So viel Harmonie hat noch in keinem Nerven geklungen. Sein Gewand rauschte in Akkorden. Seine Bewegungen giengen in Akkorden. Seine Haare rollten in Akkorden. Unendliche süße Melodie in allem!» Er wird ausgestattet, instruiert und scheidet.

Nach seiner Geburt hatte sich die Fee Sorena alsbald nach Bordon begeben und die dortige Königin von einer Prinzessin entbunden, der sie die zu dem Fiedelbogen passende Geige zum Geschenk machte mit der Auflage, den dazu passenden Fiedelbogen zu suchen und sie vor jedem andern zu bewahren. «Kommst du einmal diesem einzigen nahe, so werden sich die Seiten deiner Geige von selbst rühren» u. s. w. Da aber die schöne Geige alle Geiger reizen wird, fügt die Fee das schnellste Pferd als zweite Gabe hinzu, und als dritte eine Trompete, deren Ton alle

Fiedelbögen, die nicht taugen, in Stücke zerbrechen und sonstige Dinge in die größte Schwachheit und Nervenlosigkeit versetzen wird. Da Prinzessin Sanaclara heranwächst, schmückt sie nicht nur ihren schönen Leib, sondern auch ihren Geist, ist aber, obgleich alles für sie schwärmt, melancholisch. Jeder Geigenton, den sie hört, versetzt sie in süße anungsvolle Verwirrung; sie kann endlich dem Triebe, den Fiedelbogen zu suchen, nicht widerstehn und begibt sich auf die Reise.

Dies ist der Apparat und das Motiv der Geschichte, die nun den unzüchtigen Doppelsinn von Fiedelbogen und Geige von einem Abenteuer zum andern fortspinn und forthetzt, mit einer Frecheit, der nur der bewegliche Witz gleichkommt, womit ihn der Autor auf jeder Seite in irgend einer neuen Weise schillern zu lassen versteht. Er maßt diesem Doppelsinn eine solche Wirkung auf das Publikum bei, daß er die beiden Teile, die er mit der Episode vorläufig füllte, trotz ihrem Zusammenhang mit dem Orpheus und obwol zuletzt darin Bambinos Geschichte weiter geführt wird, äußerlich vom Orpheus trennte und sie als besonderes Buch erscheinen ließ unter dem Titel: Prinz Formosos Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige, oder Geschichte des großen Königs. Vom Verfasser des Orpheus. Die Teile wurden demgemäß nicht als sechster und siebenter, sondern als erster und zweiter gezählt, und die Verbindung mit dem Orpheus nur in Vorreden und Anmerkungen ausgedrückt. Für dieses Buch wendete er einen Stil an, den er schon im dritten Teile des Orpheus versucht und wieder fallen gelassen hatte; jetzt bildete er ihn in seiner Art mit warer Virtuosität aus. Sein Wesen ist der äußerste Gegensatz der epischen Ruhe, die einer Erzählung eigentlich zukommen sollte. Er erzählt in ganz kurzen Capiteln, darin er beständig von einer Scene und einer Handlung zur andern überspringt; in kleinen Absätzen und Aphorismen, mit zahlreichen Apophorezen, mit endlos angeordneten parataktischen Gliedern, so daß man fast an den Stil des Otto erinnert wird; und er unterbricht die Erzählung jeden Augenblick, bald durch das was der große König dazu sagte, bald durch eigene Zwischenreden und Anreden an die Leserin, bald durch Zwischenfragen derselben, die der Autor beantwortet. Eine unerschöpfliche springende neckische Geschwätzigkeit steht ihm dabei zu Gebote, und eine Kunst, mit den manigfachsten Wendungen

um den heißen Brei herum zu tanzen. Wo er die Episode abbricht und Bambinos Geschichte wieder aufnimmt, hört dieser Stil sofort auf und wird durch den altgewonten des Romans ersetzt, um zum Schlusse von neuem seine Capriolen zu schneiden.

Durch die Kraft der Wunderdinge schleppt Formoso alle Weiberherzen im Triumph hinter sich her und beherrscht jede Situation; er entscheidet Kriege, die um den Besitz seiner Person und seiner Kleinode entstehn, ohne alle Anstrengung und Verdienst. Am Schlusse des ersten Theiles haben beide Hauptpersonen mit Hilfe der warnenden Glöckchen, der durch ihren Blick in Schlaf versenkenden Eule und der Trompete alle Gefahren und Versuchungen ihrer beiderseitigen Irrfahrten noch immer glücklich bestanden, wenngleich wir Sanaclara in der etwas bedenklichen Gesellschaft eines sentimental Prinzen verlassen müssen, dessen Wünsche von ihrem Kammermädchen unterstützt werden. Ali bricht aber den Theil ab, um mit der großen Begebenheit, die zur Geburt des großen Königs geführt hat, einen neuen anfangen zu können. Diese Begebenheit besteht darin, daß, als die Königin Mutter im siebenten Monat schwanger war und sich auf einem Landsitz erbärmlich langweilte, Formoso des Weges vorbei kam, sie durch den überwältigenden Anblick des Fiedelbogens in eine Ohnmacht und gleich darauf durch den Klang der Glöckchen in tanzende Bewegung versetzte, und so ihre Niederkunft mit dem nachmaligen großen König auf einer blumigen Wiese ganz unerwartet herbeiführte. Von Rechts wegen müßte nun die Episode abgebrochen werden, da sie nur durch ihren Zusammenhang mit der Geschichte des großen Königs motiviert war; nachdem derselbe aber diesen Zusammenhang mit Vergnügen wargenommen, befiehlt er, zum Glück für den Autor, von Formoso und Sanaclara weiter zu erzählen, deren Schicksale nun erst recht anfangen sich zu verwickeln. Formoso findet endlich die lang gesuchte Schöne, aber leider indem sie sich am Rande einer Quelle von dem sentimental Prinzen den Hof machen läßt. Durch die Nähe des Fiedelbogens ertönt ihre Geige, noch ehe sie Formosos ansichtig geworden, sie versteht das Zeichen falsch und sinkt dem Sentimentalen an die Lippen. Der erzürnte Formoso versenkt beide durch die Eule in Zauberschlaf; nach dieser Täuschung will er auf die einzig passende Geige verzichten und anderwärts geigen bis kein Har an seinem Bogen

mehr greift. Da steigt unter Blitz und Donner vor seinen Augen ein Turm auf, der die beiden schlafenden einschließt, birft aber ebenso schnell wieder, da er ihn zufällig mit dem Fiedelbogen berührt, und aus dem Schutt erhebt sich die Fee Sorena mit Sanaclara und deren Zofe in einem von Nachtvögeln gezogenen Feenwagen. Formosos Zorn schmilzt hin, Sorena gestattet jedoch nur eine kurze Umarmung und entführt die Schöne mit den Worten: «sie liebt dich! Heile dich von falschem Wahn. Treibe die politische Welt aus einander und in einander! Hüte dich vor dem Zauberer Aramando, Damen und Bonzen. Deiner warten dann unaussprechliche Seeligkeiten».

Diese Instruction vergißt Formoso bei dem nächsten Abenteuer, das ihm in einem Felsenflosse zuflößt, läßt sich seine Wunderdinge von einer schönen Dame und einem Bonzen, die er beide durch die Kraft des Bogens aus der Verzauberung erlöst hat, entwenden, und bleibt hilflos und gefangen in dem Flosse. Daraus befreit ihn zwar der Zauberer Bradames, findet aber wenig Anklang bei ihm, da er ihn, auf sich selbst gestellt wie er nun ist, auf eigne Tugend, eignes Verdienst anweist. Er hat ja nichts gelernt, kann auch die Waffen nicht führen, hat sich bisher nur auf die Wunderdinge verlassen. Der Zauberer schenkt ihm zum Ersatz wenigstens ein Wunderschwert, das er freilich muß führen lernen. Mit diesem kommt er, seine Irrfahrt fortsetzend, an einen Fluß und erkennt auf einem Bote Sanaclara, die von dem Färman stromabwärts entführt wird; sie hat sich nämlich von der Kammerjungfer bereden lassen, Sorena habe selbst ein Auge auf Formoso geworfen, hat darauf hin die ihr von der Fee vorgeschriebene Route verlassen und sich dem Färman zur Ueberfahrt anvertraut. Formoso will sich sie zu retten in den Fluß stürzen, gesteht aber zugleich, daß er den Fiedelbogen verloren habe, auf welche Kunde die Kammerjungfer sofort rudern hilft, dem Lande der Fiedelbögen zu, wie der Färman sagt. Der Bonze hat sich inzwischen zu dem Schach Silo verfügt, der als eine Art Louis XIV geschildert wird und sich eben in großer Kriegsbedrängnis befindet; Aramando hat ihm geweißagt, er solle durch den Fiedelbogen gerettet werden. Der Bonze versteht sich besser auf den politischen Gebrauch der Wunderdinge als Formoso; er will durch sie «die Richelieus, Rez, Mazarins, Olivarez und Wolfseys überfliegen». Er dreht Silos

geschlagenes Heer auf der Flucht herum, gewinnt den Sieg und reißt, um den Frieden zu unterhandeln, an den feindlichen Hof, wohin er schon die mit ihm verbundene Schöne vorausgeschickt hat, um die Maitresse des dortigen Schachs einstweilen auf die Erscheinung des Fiedelbogens vorzubereiten.

Soweit gelangt läßt nunmehr der Autor die Episode faren und erklärt, wieder einmal nach Bambinos sehen zu müssen. Wir erinnern uns, daß er ihn als nackten trostlosen Flüchtling nach dem Abenteuer bei den Braminen verlassen hatte. In dieser Verfassung findet ihn schlafend in einem Haine die aus dem vierten Teil uns bekante Königin Elfe, wird von seinen Reizen ergriffen und nimmt ihn mit in ihren Palaß. Bambino, zur Besinnung gekommen, schaudert vor der Anforderung, die er kommen sieht, und vor der unvermeidlichen neuen Katastrophe. Er schleicht sich des Abends von der Gesellschaft weg, hört die Klagen der in Chryßall verwandelten Genevra aus einer Höle dringen und erkennt, daß er seiner Erlösung nahe ist. Durch sein Saitenspiel entzückt er die Wächter der Höle und dringt ungehindert ein — der Leser glaubt vor dem Ende der Geschichte zu stehn: aber «nein Madame», sagt der launische Autor plötzlich, «ich schwör Ihnen hoch und theuer, für jezt keinen Schritt weiter». Er entschuldigt sich, daß ihm die Geschichte Formosos zu sehr im Gehirn gäre, er macht einige räthelhafte Andeutungen über ihren Fortgang, aber nach allerlei wirblichem Geschwätze heißt es auf einmal: «das wird meiner Dame gefallen, dachte ich, und reichte nach einem Bändchen französischer Briefen, die ein großer Meister herausgegeben hat. Ich will Ihnen gleich einige davon ausziehen. Schreiben unfre Damen einmal solche Briefe, so muß der Genius der feinen Cultur und hohen Erleuchtung sein Siegel auf die herrliche Vollendung des großen Werks drücken, er mag wollen oder nicht. Und das wär das erste, was ich dazu beytrug». Damit bekommen wir zum Schluß eine Auswal aus Crebillons *Lettres de la marquise de M* au comte de R**, einer durch die feinsten Entwicklungsphasen verfolgten Ehbruchsgegeschichte, in Uebersetzung aufgetischt, zu keinem andern erdenklichen Zwecke, als um den Teil auf die das Honorar bedingende Bogenzal zu bringen, one sich weder mit Bambino noch mit Formoso weiter befassen zu müssen.

Denn beide hatte der Autor nun offenbar satt bis an den Hals. Nur so erklärt sich bei einem zum Schriftsteller in so hohem Maß angelegten Menschen die bittere Verachtung der Schriftstellerei, die im Formoso selbst zum Vorschein kommt. Unter den manigfachen Intermezzos, die in diesem seltsamen Buche die Erzählung unterbrechen, findet sich gleich im Anfang folgende Betrachtung: «welch ein mächtiges, wunderliches Ding ist nicht der Federkiel eines Menschen, der sich hinsetzt ein Buch zu schreiben! Dies seye nun, die Welt zu unterrichten, zu erleuchten, zu verwirren, zu bekehren, oder aus Langeweile, um sie andern, weil so viele daran krank liegen, angenehm und lehrend zu vertreiben. Ich glaube, ich hab schon anderwärts gesagt, daß dies mein Fall und mein Zweck obendrein ist. — — Nein, in der That, ich gäbe etwas drum, viel nicht, wenn ich nur ein Wort von dem Mann wüßte, nur einen Schattenriß von ihm hätte, oder wenigstens seinen Namen erfahren könnte, der zuerst den kühnen, glänzenden, kampfvollen, fruchtbringenden, zur Ewigkeit führenden Einfall gehabt hat, einen Federkiel aus dem Flügel einer Gans zu rupfen, und dabey zu rufen: komm liebes, liebes Spielding, du sollst uns mit Ehre und Ruhm tränken! — — Es ist doch ungerecht, daß man so kein einzig Wörtchen von dem guten Mann weiß! Was wären Sie ohne ihn, Herr — — und Herr — —? Kennen Sie einen leichtern und bequemern Weg, von sich reden zu machen? Da sitzen Sie auf ihrem weichen Sopha — gebannt steht der Ruhm hinter Ihrem Pult — Geben Sie ihm nur die Hand — er führt Sie wahrhaftig in Tempel, oder — Ich stell mir den Mann, der zum erstenmal in diese Idee sprang, und voll Feuer ausführte, wie den Schach Darno vor, oder so eitel wie — und so schwach wie — Wallfahrten sollte man zu seinem Grabe! Ach, wüßten wirs nur, seliger vergeßner Mann, der du uns den Weg zeigtest, die Köpfe zu verwirren, zurecht zu stutzen, wieder zu verwirren, zu zerzausen, zerrauen, zerschellen und zerschinden, der du den Weg zeigtest, den leichtesten Weg die Herzen zu verführen und mit Sentiments zu rösten! der du den Weg zeigtest, die Mädchen erröthen und lüftern zu machen! der du den Weg zeigtest, die Welt zu reformiren, ohne sich in Gefahr zu begeben» u. s. w. Diese Worte treten in ihr volles Licht, wenn wir dann nach Vollendung des Formoso in Nr. 55 der Briefe lesen, daß den Autor sein

Degen «doch hoffentlich einmal von der schändlichen Autorſchaft befreien» werde. Gewiß konten ſolche Auslaſſungen dem Manne, der einſt ſeine jugendlichen Dramen mit ſo viel Begeiſterung ſchuf, über irgend einer ernſt gemeinten, ſeiner würdigen, ihm von Herzen gehenden Schriftſtellerei nicht zu Sinne kommen. Auch bei früheren Staffeln der Orpheusdichtung hatte ihm eine ſolche Betrachtung noch fern gelegen; wie iſt er noch in der Vorrede des vierten Teiles mit einer gewiſſen freudigen Ueberzeugung bei ſeiner Sache. Aber das konte bei der endloſen Dehnung einer Arbeit dieſer Art nicht vorhalten. Und nun hatte er ſich bereits mit Wonne auf dem Wege befunden, der, wenn nicht zu frühem Tode, zur Auszeichnung im tätigen Leben zu führen verſprach; er hatte vorm Feinde den Säbel geführt: da konte ihn ein Geſchäft wie das Fortſpinnen des Orpheus am wenigſten wieder mit der Feder verſöhnen. Immerhin darf der Hon, den er auf ſie häuft, noch eine allgemeinere Bedeutung in Anſpruch nehmen. Es iſt in einem Zeitalter, deſſen beſte Kräfte in literariſchen Interieſſen, Beſtrebungen und Kämpfen verbraucht wurden, ein Proteſt geſunder Mannhaftigkeit, die das Leben ſelbſt als ihren Gegenſtand und Schauplatz fordert, eine Kriegserklärung an das «tintenklefſende Sekulum», wie ſie wenig ſpäter Schiller ſeinem Räuber in den Mund legte. «Die ganze Welt iſt eine Trompete», heißt es an einer andern Stelle des Formoſo: «die Zeiten ſind vorbey worinn man that!»

Es iſt keine Ehre, auf einem unrümliehen Wege zu beharren, weil er ſich bezahlt macht; doch wird man es dem eher verzeihen, dem wenigſtens nicht wol dabei iſt. Man muß nebenbei nicht überſehen, daß Klinger mit den Waffen Crebillons gegen eine Zeitrichtung zu kämpfen glaubte, die ihm mit Recht verderblich erſchien. Wie er den Weltverbesserern den Spiegel ſeines peſſimiſtiſchen Realismus vorhielt, ſo wolte er gegenüber der herrſchenden Empfindſamkeit die unbedingte Elementargewalt der Sinne zur Geltung bringen und die ſich ihr entheben wollende Tugend-affectation Lügen ſtrafen. Schon im leidenden Weib hatte er nicht nur gegen Wieland, ſondern auch gegen Richardſon und deſſen verbildende Wirkung auf die Frauen Front gemacht; und er hatte jezt noch immer eine Leſewelt vor ſich, die von Richardſon, Gellert, der La Roche, Miller und deren ganzer Sippſchaft beherrſcht wurde. In der Vorrede zum erſten Teile des Formoſo ſagt er den Damen:

«wäre Ihnen in unsern erleuchteten Zeiten das Bücherlesen nicht zum nothwendigen Uebel geworden, wahrhaftig, ich sagte, Sie sollten Alis Geschichte, und all meine Geschichten gar nicht lesen. Hier ist ein Gift gegen Allfanzereyen, sentimentalische Grillen, Verzerrungen und Affectationen, womit Sie die Herren, ich weiß gar nicht warum, austaffirt haben. Beym Himmel, es kleidet Sie so gut nicht, als Sie die Herren weiß machen». In der Vorrede des zweiten Theiles findet sich folgende Stelle: «die lieben, guten, einfältigen Seelen, die von all dem Zeug nichts wissen, was unsern Kopf so helle, unser Herz so empfindsam macht, und wodurch wir in Gesellschaft brilliren, Madame! — Ich haße den Mann, der diesen ein Buch in die Hände spielt, wie es auch heiße — denn ich, Madame, schreibe bloß für sentimentalische Damen, und das weil sie mehr Bedürfnisse haben, und mich leichter verstehen; und weil ich diese stille, liebliche Geschöpfe viel zu sehr respectire, als daß ich in ihr Herz oder Phantasie eine Spalte, Falte oder Rize drücken sollte». Man sieht, der Verfasser hat ein Ideal von naiver, unverbildeter, harmonischer Weiblichkeit vor Augen, das ihm heilig ist, und er treibt die unaufhörliche cynische Neckerei seines Romans mit den Empfindsamen, weil er diese im Verdacht einer geheimen Empfänglichkeit dafür hat und ihnen die Verlegenheit gönnt, in die sie unter der angewönten Maske kommen müssen.

Diese ganze Reaction gegen die seraphische Empfindsamkeit und Tugendseligkeit des Zeitalters hatte längst Wieland in seiner Weise und mit dem größten schriftstellerischen Erfolg in Scene gesetzt. So wenig sie auch jetzt noch gegenstandslos war, konnte sie doch aus Klingers rauher Hand, mit der rücksichts- und rückhaltlosen Derbheit seiner überkräftigen und übersprudelnden Anlage, dem entrüsteten Widerspruche der Ehrbarkeit nicht entgehn, der zu Wielands zamer, gezielter, formglatter und formstrenger Lüfternheit geschwiegen hatte. Ja aus der Feder seines alten Weimarer Bekanten Musäus, der ein Verehrer und Jünger Wielands war, brach über den Formoso in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (XLVIII. 1, 153 f.) ein Strafgericht los, das nicht kräftiger hätte ausfallen können. Glimpflicher noch war ein andrer Recensent (XLVII. 2, 444) mit dem vierten und fünften Theile des Orpheus verfahren, der gleichwol mit der erschreckenden Phrase anhebt: «noch immer strömt diese Lava aus dem Genieschlunde

des Verf. hervor, ohne daß man absehen kann» u. f. w. Mehr kann ich von der Aufnahme des Werkes vor dem kritischen Tribunal nicht in Erfahrung bringen. Besser muß es auf Seiten des Publikums aufgenommen worden sein, da sonst Thurneysen schwerlich gestattet hätte, es mit fortlaufendem Honorar ins unabsehbare hinein weiter zu spinnen.

An Klinger selbst liefen jedenfalls alle kritischen Sprühregen auch jetzt noch so spurlos ab, wie sie es je getan hatten. Sein Selbstvertrauen war unerschüttert; obwol er sich bewußt war, mit diesem letzten Werke sich mehr als je zur dankbaren Zielscheibe gemacht zu haben, gieng er in systematischem Trotze seinen eignen Weg, und was ihm der eigne Genius nicht sagte, war für ihn nicht da. Der erste Teil des Formoso enthält darüber (S. 20) eine geharnischte Erklärung. Es ist da wo er scherzend die vollständige Geschichte des großen Königs in Aussicht stellt: «und wird es Ihnen mit der Subscription Ernst, so geben Sie mirs zu verstehen. Meinen Kritikern sagen Sie davon kein Wort, denn durch sie käme die erfreuliche Nachricht nicht zu mir. Seitdem mich der böse Geist trieb ein Buch zu schreiben (zu diesem hier trieb mich ein etwas besseres), schwur ich meinem Genius einen feierlichen Eid nie ein Wort zu lesen, was die Kritiker darüber sagen. Und nun liegt mein Weg so himmelweit von dem ihrigen, und dem Weg aller Autoren, daß wir uns auch in tausend Jahren nicht begegnen können. Wofür ich dem Himmel dankbar bin!» Er lernte in der That niemals anders denken, und wenn sein Weg nachmals einsam war und blieb, lag die Schuld nicht nur an seiner örtlichen Entfernung vom kritischen Theater.

Wie ernsthaft er ernste Dinge behandeln konnte auch während er am Formoso schrieb, zeigt das Brieffragment unter Nr. 52. Schade, daß das erste Blatt abgerissen und verschwunden ist! es war vielleicht so ernst, daß Agnes nachmals vorzog es ihren Kindern unsichtbar zu machen. Man wartete in der Rittergasse seit einem halben Jare mit Schmerzen auf die Dalbergische Pension, und Agnes hatte dem Bruder einen desperaten Brief geschrieben, worin sie davon sprach, sich als Magd verdingen zu wollen, wenn doch all ihr Sehnen und Ringen nach einem lichterem Dasein umsonst sei. Den 22. December war das Geld glücklich da, und

sie schrieb erleichtert an Schumann: «von meinem Bruder habe ich vor 8 Tag einen Brief bekommen, wo ich vast glauben er ist ein Prediger worden, so gesetzt. Du wirst dich wundern, wenn du den Brief sehen wirst. Kißner freut sich darüber». Der Bruder hatte sie mit strengen Worten in ihrer vom Schicksal gezogenen Sphäre festgehalten. Es bedarf keines Nachweises, wie eng mit der im Formoso ausgesprochenen Verachtung der Feder und mit dem im Hintergrunde des wilden Romans sich bergenden Ideal gesunder Weiblichkeit der Schlußsatz des Briefes zusammenhängt: «mich solls freuen, wenn du mir zu Zeiten schreibst, was du denkst; aber arbeiten ist mehr, als alles, so hab ichs gefunden, fürnemlich für Weiber». Leistung im Leben, Kampf mit dem Leben ist ihm der einzig ware Inhalt des Lebens; Denken ist gut, aber Arbeiten geht vor Denken, geschweige vor Schwärme.

Der zweite Teil des Formoso hat einen persönlichen Epilog, der die Gemütsverfassung kund gibt, darin jezt Klinger, unter der eifrigsten Schriftstellerei, bei seinem Gastfreund lebte: «Freude des Lebens! Warum eilst du so schnell! Herrlich und flüchtig ist dein buntes Gefieder. Weile noch einen Augenblick! Laß dich noch einmal auf mich hernieder! Durchglühe mein Herz noch einmal, daß ich den Nachklang ewig empfinden möge! Kann ich nur den Widerschein deines Wesens an meinen Horizont fesseln, so will ich mit frohem Sinn den Kampf mit Riesen, Drachen, Ungeheuren, Stolz und Heucheley bestehen. So rief ich und drückte dich an meine Brust, dein Busen, die reichste Quelle der Liebe, durchglühte mein ganzes Wesen. Ich eilte einem Schauplaz zu, wo all meine Kräfte lebten, und nun einen Punct zu erreichen hoften, wo ich sagen könnte — jezt ists! — Schreckliche Stokung! feistmachende Ruhe! erschlaffender Friede! — Reiche mir den seeligen Becher der Vergessenheit, der auf deinen rosigten Lippen raucht. Ich will ihn auf den lezten Tropfen schlürfen, und wieder beginnen, biß ich den Bastard Fortuna unter mich drücke!»

So sehr ihn die Ungeduld plagte, glaubte er doch in dem Brief an Schleiermacher, den er am 28. November dem an seine Schwester beischloß, sagen zu dürfen, er sei auf einige Monate bei Schlosser eingekehrt, «von da ich gleich wieder in Dienste trete». Er hatte das Versprechen des Feldzeugmeisters von Ried; aber nur wenige Tage vergingen, so mußte er erfahren, daß dieser

Gönner, auf dem all seine Hoffnung ruhte, nicht mehr unter den Lebenden wäre*. Kein Schlag hätte ihn schwerer treffen können. Er stand nun wieder auf demselben Punkte wie im Frühjahr 1778 und es galt eine ganz neue Anknüpfung seines Lebensfadens zu finden.

Welche Plane zunächst zwischen ihm und Schloffer verhandelt, welche Schritte vielleicht versucht wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Am 10. Januar 1780 aber hatte er sich zu dem Versuch entschlossen, ob einer hohen Verbindung, die einst unter heiteren Umständen ohne den Schatten eines Hintergedankens geknüpft worden war, vielleicht etwas abzugewinnen wäre. Wir erinnern uns, wie er im Sommer 1776 am weimarischen Hofe mit dem jungen Erbprinzen von Darmstadt, dem «herrlichen Menschen», in genialischer Zwanglosigkeit verkehrt und ihm so wol gefallen hatte, daß er zu einem Besuch in Darmstadt aufgefordert wurde (Br. 18). Er war dieser Einladung niemals gefolgt, obwol ihn sein Weg mehr als einmal am Darmstädter Schlosse vorbeigeführt hatte; es war ein erklärliches Gefühl, wenn er alles mied, was an Weimar erinnerte. Nun galt es dieses Gefühl zu überwinden, da der Prinz, wenn er wolte, möglicher Weise eine Verwendung oder doch eine Empfehlung gewären konnte. Doch kante Klinger die Welt genug, um nicht nach mehr als drei Jaren die so lange ungepflegte Beziehung zutraulich, wo er sie gelassen, wieder aufzunehmen; er wolte vielmehr durch seinen alten Freund Schleiermacher, den er nach vollendeten Studien wieder in der Heimat wufte, zuvor einen Füler austrecken. Nur mußte mit diesem Freunde selbst die Fülung erst wieder hergestellt werden, und es war zweifelhaft, ob dies gelingen würde. Schleiermacher hatte sich seit langer Zeit in Schweigen gehüllt. Schon am 29. Juli 1778 hatte Klinger «seit langem, unendlich langem» kein Wort von ihm gehört (Br. 47), obwol er drei Monate vorher bei seiner Schwester und bei ihm selbst förmlich um eines geworben hatte (Br. 46).

* Am 16. December schrieb Helene Schubartin an Miller, daß vor ungefähr drei Wochen «der Herr Baron von Rieth in die Ewigkeit gehen mußte» (Strauß I, 439). Merkwürdiger Weise steht bei Hirtenfeld (der Militär-M.-Th.-Orden u. f. Mitglieder S. 131) und danach in Wurzbachs Biogr. Lexicon des K. Oesterreich 26, S. 80 zu lesen, daß Ried als Minister im schwäbischen Kreise im Alter von 79 Jaren zu Günzburg den 11. September 1799 gestorben sei.

Dennoch schrieb er ihm aus Böhmen wieder und wieder, und immer ohne Erfolg. Aus Emmendingen hatte er ihm noch vor kurzem ein Lebenszeichen zukommen lassen (Br. 51), und war auch darauf noch ohne Antwort. Es gehörte Klingers starkes Freundschaftsgefühl dazu, um auch jetzt noch, am 10. Januar, einen neuen Anlauf zu nehmen und von dem, der ihn vergessen zu haben schien, sogar einen Dienst zu verlangen. Der Befreiungskampf der nordamerikanischen Colonien dauerte noch immer fort, und er dachte zunächst an eine Stelle bei deutschen Miettruppen, dazu ihm einst die Herzogin Amalia hatte verhelfen wollen; doch war es ihm, wegen der Verbindung mit Schleiermacher, auch recht, Darmstädtischer Friedenssoldat zu werden. Schleiermacher hatte ihm, wie auch Jenny, in der That damals nach Böhmen geschrieben, und die Briefe waren nicht angekommen (Br. 54); von da an wenigstens kann aber sein Verlangen die Verbindung wieder aufzunehmen nicht sehr heiß gewesen sein. Doch bewies er sich jetzt wirklich, obwohl allzu zögernd, als Freund. Am 21. Februar hatte Klinger, nachdem er ihn schon in Gedanken aufgegeben, endlich einen Brief von ihm, der ihn aufmunterte an den Erbprinzen zu schreiben und ihm sogar mit dem Anerbieten eines Darlehens für eine notwendig werdende Reise entgegen kam. Dieses konnte er, Dank dem Orpheus und der Gastfreundschaft Schloßers, ablehnen; zum Brief an den Prinzen sandte er sogleich ein Concept ein, um ihn im Einverständnisse mit Schleiermacher abfassen zu können. Dieser hatte offenbar die Aussicht, durch den Prinzen in französischen Diensten anzukommen, in den Vordergrund gerückt; der Landgraf war wegen der elsässischen Gebietsteile seiner Grafschaft Lichtenberg französischer Vassall und dadurch in regelmäßiger Verbindung mit dem Hofe von Versailles, und Frankreich brauchte Soldaten für den Krieg in Amerika, den es an der Seite der Colonien führte. Auch darauf gieng Klinger ein und ließ leicht den Gedanken des heftigen Dienstes faren, in der richtigen Erwägung, daß einem Glücksritter nur auf großem Schauplatze die Hoffnung winke. Eine militärische Verbindung in Wien, deren Benutzung Schleiermacher angeboten hatte, warf er nach seiner bessern Kenntnis der dortigen Verhältnisse weg, und wies dafür auf das kaiserliche Regiment hin, dessen Chef der Landgraf Ludwig IX. war; ein Rätsel ist es aber, wie er hoffen konnte, bei längerem Warten «durch den Kaiser selbst

Dienste zu kriegen». Seltfamer Weise hatte Schleiermachers Brief nichts davon gesagt, in welcher besonders günstigen Lage er sich selbst befand, um seines Freundes Wünsche zu unterstützen, da ihn der Erbprinz, der seinen in Pirmasenz residierenden Vater in der Regierung der diesseitigen Lande repräsentierte, bereits im abgelaufenen Jare als seinen Cabinetssecretär angestellt hatte. Erst in dem undatierten Briefe Nr. 55 zeigt sich Klinger hievon unterrichtet.

Dieser Brief beantwortet einen zweiten des Freundes, der seinem ersten sehr rasch gefolgt sein muß, da ihm das Concept noch nicht wieder beilag. Hier hatte Schleiermacher wieder einmal in alter Weise und mit dem alten Vertrauen sein Herz ausgeschüttet, und Klinger antwortet in dem alten Tone des überlegen beratenden Freundes. Er sah wie der andere, der inzwischen fleißig studiert, aber wenig erlebt hatte, das Leben noch immer als anspruchsvoller genialischer Trotzkopf betrachtete und behandelte, und er nam Anlaß, ihm diesen Kopf in einer Weise zu waschen, die auf sein eignes verändertes Wesen das hellste Licht wirft. Es ist ihm nun klar, wie viel er einst in Weimar, wo er doch mit grifaldischer Sanftmut aufzutreten geglaubt hatte, durch genialisches Sichgehnlassen müsse verdorben haben. Die alte Manier, die ihm jetzt als «Fratze» erscheint, bringt er in den kurzen, glücklichen Ausdruck «die Menschheit zu sich hinauf schimpfen wollen»; die Methode, der er jetzt vertraut, ist die Menschen zu nehmen wie sie sind und sein müssen, und «über sie hinauszusteigen ohne sie merken zu lassen». Der Erfolg hat bewiesen, daß er diese Methode wirklich anzuwenden verstand, und zwar, indem er «ein ehrlicher Kerl» blieb. Im engsten Zusammenhange damit steht die volle, freudige Hingebung an einen Beruf, der wie kein anderer zusammengefaßte Mannheit fordert, darin man sich aber weniger als in irgend einem anderen genialisch kann gehn lassen. Das Joch seiner Disciplin war durch den Grundsatz der Selbzzucht, den sich Klinger nun gebildet hatte, ebenso gerechtfertigt wie erträglich geworden und als Einsatz für einen in unsicherer Ferne schimmernden glänzenden Gewinn nicht zu teuer.

Auf anderes, was der merkwürdige Brief enthält, waren wir schon an anderem Orte veranlaßt Bezug zu nehmen. Hier ist noch der Voratz des Schreibers bemerkenswert, im Falle sich trotz allem und allem, auch trotz der geltend gemachten maurerischen

Bruderschaft durch den Prinzen nichts erreichen lasse, im Frühjahr von neuem in die Welt zu ziehen. Hiemit wird sichtlich ein in zweiter Linie stehender Plan vorausgesetzt, davon Schleiermacher einstweilen noch nichts wissen soll und wir nichts erraten können. Ein weiteres Räthsel ist die Nachschrift: «unter allen Gelehrten, Genies hab ich außer Schl. keinen braven Kerl gefunden. Weg von diesem Misthaufen, wo jeder nur seine Eitelkeit treiben macht. Ich hasse sie, ich verabscheue sie, und verschreie sie». Erinnert man sich gleich der im Formoso zur Schau getragenen Verachtung des Federheldentumes, so fragt man doch: woher eben jetzt dieser maßlose Ausbruch gegen eine Classe, von der der Schreiber im militärischen Selbstbewußtsein sich selber ausschließt? Man fragt vergeblich, welche schlimmen Erfahrungen er denn an Boie, Miller und Stolberg, an Gotter, an Müller, an Jakobi und Heinse gemacht haben könne? Man wird dennoch wieder auf jene allgemeine Stimmung des Ueberdrußes an allem literarischen Treiben zurück gebracht, als dessen gemeinsamer Grundzug ihm jetzt die Eitelkeit und damit ein gewisses unmännliches Etwas erschien. Unter allen Freunden und «Brüdern», die er unter der schreibenden Classe gefunden, hatte ihm schließlich nur an Schlosser die charaktervolle, bescheidene, des tätigen Lebens mächtige und woltätig schaffende Männlichkeit einen bewältigenden Eindruck gemacht, dem eine leidenschaftliche Dankbarkeit zu Hilfe kam, um alle außer ihm in tiefen Schatten zu stellen.

So eifrig Klinger die Hilfe des Erbprinzen Ludwig zur Anbahnung eines neuen Lebensweges gesucht hatte, so bereitwillig dieser sich auf Schleiermachers Fürsprache finden ließ, so sollte doch der abgedankte Lieutenant auf einem andern Wege zum neuen Ziele kommen, und wiederum sollte es Schlosser sein, der ihm dazu verhalf.

Es ist durch Goethe aus Wahrheit und Dichtung bekannt, daß sein nachmaliger Schwager, von der Frankfurter Advocatur, die er nach Vollendung seiner Studien angetreten hatte, nicht befriedigt sich 1766 in den Privatdienst des württembergischen Prinzen FRIEDRICH EUGEN begab, der als Chef eines preussischen Kürassierregimentes zu Treptow in Pommern in Garnison stand. Dieses Verhältniß dauerte bis in den Sommer 1769*. Als Schlosser 1773 Oberamtmann in Emmendingen geworden war und in Colmar

* Schlossers Leben von Nicolovius S. 16.

und Basel verkehrte, war er im Falle, seine Beziehungen zu jenem Prinzen durch persönlichen Verkehr zu erneuern. Derselbe hatte, als zweiter Bruder des regierenden Herzogs Karl, die Regierung der an Frankreich lehnspflichtigen württembergischen Grafschaft Montbeliard überkommen. Er war wie sein älterer Bruder Ludwig Eugen, mit dem ihn Goethe verwechselt, ein Fürst von mildem, den humanitarischen Zeitideen offen stehendem Sinne. Diesen ihm befreundeten und geistig nahestehenden Herren gieng Schlosser, der hier näheren Weg als durch den Erbprinzen von Darmstadt zu sehen glaubte, um eine Verwendung für seinen Schützling an und hatte den besten Erfolg. Klinger erhielt die Erlaubnis, sich in Montbeliard vorzustellen, und begab sich zu Anfang Aprils dahin. Der Herzog fand es wol am geratensten, zuerst zu versuchen, ob er ihn wieder in österreichische Dienste bringen könnte, dazu er eine angemessene Verbindung an dem Feldmarschall-Lieutenant Wurmser hatte. Dieser seit dem baierischen Erbfolgekrieg gefeierte Soldat gehörte einem straßburgischen Patriciergeschlecht an, das Sundhausen, bei Geispolzheim, südwestlich von Straßburg, von Württemberg zu Lehen trug, und dessen Söhne daher auch in Dienste des Hofes zu Montbeliard giengen; Schöpflin (*Als. ill. II*, 718) weiß 1761 von einem Friedrich Dagobert, der dort Oberjägermeister und ein Oheim Dagobert Siegmunds, des Feldmarschall-Lieutenants war. Dieser letztere muß damals in Sundhausen auf Urlaub gewesen sein, und der Herzog sandte Klingern an ihn mit seiner Empfehlung. Er konnte wegen der Menge der überzähligen Officiere nichts versprechen. Klinger kehrte mit solchem Bescheid nach Montbeliard zurück und erhielt nun die Zusage, daß ihm der Herzog zu einer Stelle in der russischen Armee verhelfen wolte. Er war der Vater jener Prinzessin Dorothea, die einst die Braut des Erbprinzen von Darmstadt gewesen war und ihm 1776 hatte entlagen müssen, als die Semiramis des Nordens um sie für ihren Son und Thronfolger Paul warb, der seine erste Gemalin, des unglücklichen Bräutigams Schwester, eben erst verloren hatte. Diese neue, ganz zuverlässig erscheinende Aussicht meldete Klinger dem Freund in Darmstadt am 17. April, den Tag nach seiner Rückkehr nach Emmendingen. Durch Einschluß gieng die erfreuliche und doch wieder erschreckende Botschaft an die vielbekümmerten Frauen in Frankfurt.

Der Herzog bewies sehr bald, daß es ihm mit seiner Zusage voller Ernst war, aber auf eine Weise, die Klingern zunächst in Verlegenheit setzte. Am 23. April kam ein Schreiben von Montbelliard, darin, zu seinem eigenen besten, von ihm verlangt wurde, seinen Aufenthalt in größerer Nähe dieses Ortes zu nehmen, damit die Communication mit ihm weniger zeitraubend würde. Einreden ließ sich einem solchen Gönner nicht und dem glücklichen Afyl in Emmendingen mußte ein Ende gemacht werden. Unter diesen Umständen drohten aber Klingers Geldmittel während der Wartezeit nicht auszureichen. Er hatte in Voraussicht der Dinge, die kommen konten, schon am 17. Schleiermachern um das früher angebotene Darlehen nunmehr wirklich ersucht, wofür seine im Spätjar fällig werdende Forderung an Thurneysen wenigstens teilweise als Sicherheit dienen sollte. Es ist zu vermuten, daß hierauf, Schleiermachers langfamer Gewonheit zufolge, am 24. noch keine Antwort da war. An diesem Tage nam daher Schlosser, um nicht durch Warten Zeit zu verlieren, auch diese Sache in die Hand und schrieb an seinen Freund Sarasin in Basel wie folgt: «itzzt, Sarasin, müßt Ihr mir aber einen Gefallen thun! Klinger ist mit den besten Ausichten von Montb. zurückgekommen, der Prinz wollte ihn aber nicht reifen lassen, biß er nach Rußland geschrieben hat, das kan sich 6 bis 8 Wochen verziehn. Er wäre in der Zeit immer bey mir geblieben, aber gestern schrieb man mir, der Prinz wolle, daß er in der Nähe bey Montb. bleibe, weil es kommen könne, daß er, neben der Bestallung, auch ihm Gelegenheit zur wohlfeilern Abreise machen könne. Klinger muß gehorchen, allein mit 30 oder 40 Ld'ors, die er noch übrig haben kan und die er für seine Reise und Equipirung braucht, kann er die 6. bis 8 Wochen nicht im Wirthsh. zählen. Ich wollt also, daß ihr mir den Gefallen thätet und ihm, wenn's euch nicht genirt, in Prattlen ein Stübchen eures Wirthshauses gäbt, oder genirt's Euch, ihm dort, oder wo ihr sonst wollt eine Unterkunft schafftet, und ihm auch eine Verköstigung ausmachtet, so daß er in der Zeit nicht über 4 biß 5 Ld'or brauchte, kans weniger seyn, so ifts desto besser; thut mir aber den Gefallen und schreibt mir gleich, damit ich nach Montbeillard schreiben und Kl. mit dem nächsten Postwagen weg gehen kann. Ihr werdet mich dadurch sehr verbinden und Klingers Freundschaft und Umgang wird Euch, wenn die Ungewiß-

heit seines Schicksaals ihn nicht manchmal bekümmert, Freude machen». Die Antwort hierauf war so zuvorkommend wie möglich: Klinger wurde eingeladen, einstweilen zu Sarasin nach Basel zu kommen, um später mit ihm und seiner Familie nach Pratteln in das sogenannte Wirtshaus überzusiedeln. Am 8. Mai kam er hierauf an mit folgendem Briefe Schloffers vom 7.: «hier, lieber Sarasin, kommt Klinger zu Euch! Wenn Ihr ihm euren, eures Bruders oder Hachenbachs Tisch geben wollt, so weis ich, daß Ihrs auf eine Art thut, die ihm nicht empfindlich fallen kann. Thut ihm mir zu lieb noch einen Gefallen. Er hat Turneisen und Haafen einige Mfct. überlassen; sie haben ihm auch einige schon voraus abzunehmen versprochen. Vor jene wollen sie ihm 20 Ld. geben, die er hoffentl. baar erhalten wird; für diese haben sie ihm auch so viel aber erst auf das Spätjahr versprochen. Nun braucht aber der ehrliche Mann Geld zu seiner Reise nach Rußland und zu seiner Equipage; wenn Ihr oder Eure Freunde also entweder den Turneisen überreden wolltet ihm gleich gegen die Mfct. alles zu zahlen; oder wenn ihrs ihm auf Turneisans *garantie* zahltet, so würdet ihr mich sehr verbinden. Ich thäts gewis selbst, aber traun, ich kan jetzt nicht; und hab selbst in vier Wochen 200 Louisd. für meine Sachen zu zahlen, wozu ich alles brauche. Lebt wohl und seyd gewis daß ihr mir thut, was ihr Klingern thut. — Gott woll daß er Euer liebes Weib gesund antreffe »*.

Wenn man in Basel den steilen Rheinsprung hinauf nach dem Münsterplatze zu geht, hat man, sobald die Höhe gewonnen ist, zur rechten zwei im gleichen Stile des vorigen Jahrhunderts erbaute palastartige Häuser, davon das untere blau, das obere weiß angestrichen ist. Diese Häuser waren damals neu; das weiße bewonte Jakob SARASIN, das blaue dessen Bruder Lukas, zwei reiche Bürger, welche die damals schon in Basel heimische Bandweberei betrieben. Jakob war ein geistig hervorragender Mann, von dessen Persönlichkeit und Treiben der bekante Theolog und Basler Professor Rudolf Hagenbach 1850 im 4. Bande der von der dortigen historischen Gesellschaft herausgegebenen Beiträge zur vaterländi-

* Beide Briefe in Sarasins Nachlaß; Mitteilung von Prof. Vischer. Die Daten über Klingers Aufenthalt bei Sarasin finden sich in einer Notiz, die dem Briefe Nr. 57 vorausgeschickt ist und die ich durch Dr. Sieber in Basel kenne.

schen Geschichte eine herzerfreuende Schilderung niedergelegt hat. Jener Mann war ein Genosse Iselins bei dessen philanthropischen Bestrebungen, Mitbegründer der noch jezt bestehenden gemeinnützigen Gesellschaft in Basel; er war ein ausdauernder Freund Lavaters, auch als dieser im Namen der Aufklärung überall angefochten wurde. Er verstand sich mit beiden so verschieden gearteten Geistern in dem gefunden Kern ihres Wesens und Strebens. Ein Mensch von ernster, aber nüchterner Religiosität, von warmem, praktischem Bürgerinn, von reiner Begeisterung für die ehrwürdigen Traditionen der Eidgenossenschaft; der die Zeitideen lebhaft verarbeitete, aber mit zu viel konservativem Instinct, um auf ihre Ausschweifungen einzugehn. Ein heitrrer, freundlicher Mensch, dessen Tisch und Beutel vielen offen stand. Ein Freund der Mufen, etwa in Pfeffels Sinn und Geschmack; ein anspruchsloser Dilettant in Versen zum Hausgebrauch; ein Prosaist der Praxis, zur Förderung dessen, was er für war und gut erkante, im bürgerlichen und vaterländischen Kreise. Ein helles Licht und ein Entfacher geistigen Lebens in altväterisch dumpfer Umgebung.

Das Haus dieses trefflichen Mannes gewann für seine Freunde, zu deren weiterem Kreise sich Klinger seit dem vergangenen Herbst spätestens zählen durfte, die volle Anziehung durch eine geistesverwante Gattin, die ihm zur Seite stand. Lenz wechselte Briefe mit ihr wie mit ihrem Gatten; Pfeffer hat sie unter dem Namen Zoe besungen. Und das Behagen dieser Häuslichkeit ward dadurch gekrönt, daß sie sich die schöne Jareszeit hindurch in einer benachbarten ländlichen Umgebung entfalten konte. Etwa zwei Stunden oberhalb Basels, ehe sich das Ergolztal nach dem Rhein zu öffnet, liegt am Fuße der Jurahöhe das Dorf Pratteln. Dort hatte Sarasin ein Wirtshaus zum Engel genant in seinen Besitz gebracht, davon er und Frau Gertrud unter den Freunden scherzweise als Engeltwirt und Engeltwirtin bezeichnet wurden. Dort war es, wo Schloffer zuerst eine Herberge für Klingern erbeten hatte, und dorthin siedelte dieser nun den 22. Mai mit der Familie über, nachdem er bis dahin abwechselnd bei ihr, bei Lukas Sarasin und bei dessen Schwiegerson Johannes Hagenbach gespeist hatte.

Der Kreis in Pratteln ward vom 18. bis 28. Juli durch LAVATERS Besuch erweitert. Dieser kann, wie wir uns erinnern, seit

dem vorigen Sommer kein Fremder mehr für Klingern gewesen sein. War die Zeit auch längst vorbei, da der Gießler Student sich in jugendlicher Arglosigkeit gefehnt hatte, dem «herrlichen Manne» persönlich nahe zu kommen, so war Lavater doch Schlossers und Kayfers Freund und war bei den Genies überhaupt noch immer accreditiert. Goethe schrieb ihm in alter Liebe und Vertraulichkeit, sogar mit hoher Anerkennung einiger seiner neuesten Schriften. Die große Aufklärungshetze gegen den unerfchrockenen, aber schwärmerischen und indiscreten Vertreter des positiven Christentumes hatte noch nicht begonnen; sein Pontius Pilatus, der die eigentliche Loßung dazu gab, war noch nicht erschienen. Auch verstand Lavater mindestens in jener Zeit zu leben und leben zu lassen, one verständnislosen Geistern seine Meinungen an den Kopf zu werfen; und auf seinen sommerlichen Urlaubsreifen entfaltete er die ganze Munterkeit seines Geistes, den ganzen Reiz seines Umganges. So konnte seine Gegenwart auch Klingers Behagen nur erhöhen. Von den harmlos gemütlichen Stunden, die man zusammen verbrachte, hat sich ein Denkmal erhalten, das wir neben jenes tolle Gießler Sendschreiben Klingers und Millers an Kayfer stellen müssen, um es richtig zu beurteilen, und aus dem wir Klingern von einer neuen Seite, als Improvisator in Hexametern, kennen lernen. Auf einem Spaziergang am 21. Juli bekam man den Einfall, denselben auf der Stelle poetisch zu verherlichen; das Papier gieng, während man im Walde lag, von einer Hand zur andern, und es kam offenbar darauf an, ebenso schnell zu dichten als man schreiben konnte, daher denn das ganze auf ein Nichts mit möglichst vielem Bombast hinauslief. Sarasin begann:

Wahre Reifegeschichte von Jacob Sarasin; Reise
 Auch von Jacobs Gemahlin, Geretrud Battier heißt sie;
 Item von Felix dem Kleinen, dem Versifex Klingern dem Großen,
 Ihm dem Zwilling-Gebährer, dem Derwisch Zeuger, dem Auctor
 Von dem hohen Bambino, vom Fiedelbogen Formosus
 Und von viel anderen Schriften, die Preiß erhielten und nicht Preiß;
 Ihm dem mächtigen Krieger, erfüllt vom Geiste des Guelfos,
 Ihm der vom großen Vizir uns bringen bald wird den Turban.
 Item Reise Geschichte von Johann Kaspar Lavater,
 Weltberühchtigtem Schwärmer und apocalypfischem Träumer*.

* Sein «Jesús Messias oder die Zukunft des Herrn», in 24 Gefängen, war damals der Vollendung nahe; vergl. Lavater an Röderer 19. Juli 1780 bei Stöber 97.

Diese Reife geschah den ein und zwanzigsten *huius*
 Da Herr Brenner verweist war, mit lachenden Falten im Antkliz.
 Langsam gingen vorher und Arm in Arm die Gertrud,
 In der Rechten den Stab*, und an der Linken der Schmaucher;
 Hinter ihnen daher der Bewohner eines Pallastes,
 Oben zehen Kamin und unten unendliche Bänder,
 Roth attlaßene Sophas, mit niederhangenden Fetzen;
 An der Seite von ihm, mit indianenem Schlafrok,
 Grauem wollichtem Hut und lokigt fallenden Haaren
 Gieng Lavater einher, mit physionomischen Blicken;
 Bald vorher und bald hinten ließ Felix der Kleine sich sehen.
 Und so gieng es hinan den Berg in ernsten (lies: ernsteren) Eichwald.
 Goldene Strahlen der Sonne beschienen die Wangen, die Hälfte,
 Und beschienen zugleich die beschnittenen Haare der Gertrud,
 Die sich gelageret müd an der Wurzel des moosigten Stammes
 Einer ewigen Eiche, wie Major Klinger sie nannte,
 Wähnend ich woll ihm entwenden den hohen Dichter Gedanken:
 Aber sey ferne von mir, dem Sittenlehrer, der Diebstahl.
 Alsbald als ich vernahm das Wort des schreibenden Dichters,
 Wandt' ich weg von der ewigen Eiche den schnellen Gedanken:
 «Nimm, o Klinger, das Blatt, und setze du fort die Geschichtel!»

Dies tut er folgender Maßen:

Alfo, wie oben gesagt, am Stamm der ewigen Eiche
 Lag die Dame gelehnt, in ihrer Linken den Fächer,
 In der Rechten den Stab, mit einem Bande wie Nacht schwarz,
 Schwarz wie das enge Privet, nicht fern vom bogigten Rathhaus.
 Golden flammte die Sonne den Riesen von Bergen hinüber,
 Kämpft' und raft' im Feuer der goldnen Strahlen, den schönsten
 Am hell blauigten Aug mit Himmel Schönheit zu färben.
 Voll des sanften Gefühls begann sie die Lippen zu öffnen
 Und zu wenden den Blick voll himmlischer Bläue zum Felix,

worauf mit erstaunlichem Wortschwall eine ebenso kurze wie naive
 Unterredung zwischen Mutter und Son wieder gegeben wird. Da-
 mit endet der erste Gesang und Lavater hebt an:

Sing nun zweitens, mein Lied, was ferner geschah am Spaziergang!
 Neben der Gattin und Mutter, der Fünfe Gebährerin, saß jezt
 Hingestreckt mit unendlichen Beinen Herr Major Klinger,
 Schlug mit vielen Schlägen umsonst den Stahl an den Feurstein:
 Endlich gelang es dem Starken, dem Mächtigen, endlich gelang es
 Zu entzünden den Zunder und rauchen zu machen die Pfeife,
 Daß die Wolke des Rauchs sich hob an der ewigen Eiche.
 Unterdeß brach mir mein Stift, und die Dam' an der ewigen Eiche

* Sie hatte, wie es scheint, bereits das Leiden, davon sie nachmals eine vielberufene Wundercur Cagliostro auf eine Reihe von Jaren befreite.

Zog ihr Messer hervor und spitzte mir wieder mein Bleytstift,
 Und ich begann zu klagen, daß mir zum Schreiben ein Tisch fehl.
 Alfbald neigte sich mir das Haupt des Zwillings Gebährers
 Und des Derwisch Zeugers, des Dichters vom hohen Bambino,
 Wölbte den mächtigen Grad des unendlichen Rückens zum Pult mir.
 Ungefäumt beugt' ich mein Knie und legte mein Blatt auf das Blatt hin
 Seiner entzeflichen Schulter, der Felsentragerin, schrieb dann

u. f. w. bis zu Ende des zweiten Gefanges. Im dritten ersieht man nicht deutlich, wie sich die Autorschaft verteilt; doch wol in der vorigen Folge, wenn überhaupt Lavater noch daran kam. Die Sonne geht unter, Sarafin macht den Aufbruch.

Alfo folgten wir schnell mit säumendem Schritt, und wir schrieben
 Peripatetisch den Berg hinunter die tönenden Verse.
 Unterdeß nahten wir uns mit unschuldfröhlichen Herzen,
 Mit genießendem Schritt und Freud einfaugendem Auge,
 Feierlich, Dichter an Dichter und Bleistift an Bleistift, dem Dorfe,
 Pratteln ist sein sterblicher Name. Wir nahten voll Friede
 Dem gerötheten Haus, wo Engel Engel bewirthen,
 Nahten dem Bank vor dem Hauf' und dem rohen Pflaster am Banke,
 Nahten dem herrlichen Brunnen, aus dem die blökenden Schaaf
 Eben hatten gefchlurft die Fülle der kühlen Erquickung,
 Voll von Gefühlen der Luft, gestrichen voll von Erwartung,
 Daß im hellen Gelächter sich wird erheben und sinken
 Ein unendlicher Bauch, daß schnell zwey Hände sich würden
 Innig erbarmen des Fells, erschüttert vom Freudegelächter;
 Hoher Erwartung voll, daß fern des Lachens Erschütterung
 Fühlen würd' in der Wiege im Haufe zum Hafen der Pirro.

Und wir sagten Ade! Ade nußbäumene Mufen!
 Oft von Dichtern geschändet, von uns nur würdig erhoben!
 Dreyimal fahn wir zurück, und grüßten sie freundlich noch dreyimal.
 Ach umfaßten noch dreyimal im Geist die ewige Eiche,
 Wo die herrliche saß, die kurz behaarete Dame,
 Wo sie mit Mutter-Geruch den Erstgeborenen von fünf
 «Sag wie lang trägst du dein Hemd?» mit blauen Augen gefragt.

Warum die Mufen «nußbäumene» heißen, vermag ich nicht zu commentieren. Den wolbeleibten und lachlustigen Freund, bei dem ein so gewaltiger Eindruck des Machwerkes zu hoffen war, wird man in Basel durch die Erwänung des Hauses zum Hafen wol zu erkennen wissen*.

* Mir liegt der «Spazier-Gang in Pratteln» in einer Abschrift aus Morgensterns Nachlaß vor. Auf der innern Seite des Umschlages steht das Motto: «Seyd fröhlich mit den Fröhlichen»; dazu hat Morgenstern, nach Vergleichung des

Man wird sich leicht vorstellen, daß Klinger, so eingenommen er jezt gegen die «schändliche Autorschaft» war, die ihm auferlegte Wartezeit schon des Gelderwerbs wegen nicht one literarische Arbeit herum bringen mochte. Er schrieb, wie aus Sarafins oben mitgetheilten Verfen hervorgeht, an einem Roman, der der Turban des großen Vizirs heißen solte; es war das Werk, das nach Schlossers Briefe vom 7. Mai von Thurneisen und Haas schon im voraus übernommen war, und one Zweifel solte es wiederum als Episode in den Ramen des Orpheus eingespannt werden. Es wird vor des Verfassers Abreise nach Rußland nicht fertig geworden und dann liegen geblieben sein; man hört nie mehr ein Wort darüber, und der Orpheus selbst blieb one Schluß, bis er ihn in der neuen Bearbeitung unter dem Titel Bambino fand. Auch kam noch in Pratteln eine andre Arbeit dem Turban in die Quere: der PLIMPLAMPLASKO.

Auf dem ersten weißen Blatte des Exemplars, das sich von diesem sehr selten gewordenen Buche in der Sarafinischen Familienbibliothek findet, ist daselbe handschriftlich bezeichnet als ein «spaßhaftes Geistesproduct, zusammengetragen bei ländlicher Muße in einer Sommerwohnung in Pratteln, das nunmehrige Wirthshaus zum Engel, durch Jakob Sarafin, Klinger, Pfeffer und Lavater» (Hagenbach a. a. O. S. 103). In einem Briefe L. H. Nicolays dagegen, an Fr. Nicolai Petersburg 15/26 December 1780, wird das Buch kurzweg als ein «Werk von Klingern» bezeichnet. Dieses Zeugnis darf man gegenüber der Sarafinischen Familientradition nicht allzu sehr pressen; Nicolay interessierte sich eben für

Originals, bemerkt: «v. Lavaters Hand *ni fallor*»; dann hat er dies ausgestrichen und gesetzt: «ich weiß nicht von welcher Hand». Unter dem Motto steht: «*Ulula cum lupis!* Uebersetzt zu Bonershof in Odense bey Altona. Den 16. Sept. 80 von D. Unzer»; dazu Morgenstern: «v. Unzer's Hand». Da wir wissen, daß Klinger den 14. September 80 in Hamburg und den 19. noch in Lübeck war, wo er sich nach Rußland einschiffte, so ist klar, daß er in einer Gesellschaft, dazu der als Schriftsteller bekante, in Altona wonhafte Arzt Unzer († 1799) gehörte, das Ding zum besten gegeben und diesem sein Manuscript davon überlassen hat. Wäre das von Morgenstern verglichene Original nicht eine Baßler Urchrift, sei es Klingers oder eines andern, gewesen, so hätte er nicht auf den Gedanken kommen können, das Motto, dem Unzer eine boshaft sein sollende Uebersetzung beifügte, sei von Lavaters Hand. Bei Sarafins Nachlaß findet sich ein zweites Manuscript.

das Werk nur, sofern es von dem ihm persönlich nahestehenden Klinger war, auch wenn ihm dieser etwa gesagt hatte, daß noch andere daran beteiligt waren. Es gibt aber aus Sarasinischer Ueberlieferung noch eine zweite Nachricht, die von der ersten erheblich abweicht. In der schon angeführten Notiz zu dem Briefe Klingers aus Montbeliard heißt es, nachdem Lavaters Besuch in Pratteln erwähnt worden, einfach: «bei welchem Anlaß Plimplamplasko und ein anderes Gedicht gemeinschaftlich zu Stande gebracht wurden». Hier wird Pfeffels gar nicht gedacht, und der Verfasser der Notiz hat von einem Zusammentreffen deselben mit der damaligen Prattler Gesellschaft offenbar nichts gewußt. Aber auch Lavaters Anteil an der Autorschaft leidet wenigstens an innerer Unwahrscheinlichkeit. Der persönliche Gegenstand der Satire ist der einst von ihm so gefeierte, aller Welt anempfohlene Kaufmann. Dies erkennt man leicht, und es steht überdies fest durch einen Brief Klingers an Schleiermacher vom 7. Januar 1790, worin er schreibt: «wie hast du's gemacht, um jenen Elenden in Plimplamplasko zu erkennen? Wer hat dich damit bekannt gemacht?» In dem Briefe, der diesem vorausgeht, hatte er erzählt, wer es war, der ihn mit Goethe aus einander gebracht. Lavater nam aber die an Kaufmann gemachte Erfahrung sehr ernst, und er hatte alle Ursache dazu. Er schrieb eben jetzt aus Pratteln, den 19. Juli, an Röderer: «Mochels Urne wirst du gesehen haben? — und sonst wissen, oder vermuthen, durch welche gerechte Demüthigungen der euch allen, wie abgestorbene K. gereinigt und zu Gott und sich selber zurück geholt werden muß? — — Gott öffne K. die Augen bald und lasse nichts sie ihm wieder schließen». Dies war die seiner allein würdige Stimmung und Anschauung der Sache. Und wie unwürdig beschämend wäre es für ihn gewesen, sich bei einem spottenden Vorgehn gegen den ehemaligen Lieblingssohn seines Glaubens zu beteiligen. Nur das wird man glaubhaft finden, daß er während der Tage in Pratteln sein Herz über Kaufmann ausgeschüttet und dadurch den wesentlichen Antrieb zu einer an dessen Person zu knüpfenden Satire gegeben haben möge. Es ist früher angeführt worden, daß er nach Klingers später Erinnerung diesem schon im Sommer 1779 in Zürich voll Entrüstung von Kaufmanns Schurkereien erzählt haben soll, wo er doch kaum erst über ihn volles Licht haben konnte; wer weiß, ob nicht hier

einer von Klingers Gedächtnisfehlern vorliegt, und diese Enthüllungen nicht erst ein Jar später in Pratteln gegeben wurden. Auf alle Fälle hatte Lavater jetzt mehr als damals zu berichten. Den 26 Januar 1780 schrieb sein treuer Freund und Amtsbruder Pfenniger an Röderer von Kaufmann: «er ist ein grimmiger Häßer Lavaters worden; und ist voll Plan». Er wonte damals, nach demselben Brief, «in einem prächtigen Landhaus» bei Stein, am Ende des Bodensees, und hatte den in der Nachbarschaft angesiedelten Baron Haugwitz in der Mache, weshalb Goethe den 6. März an Lavater schrieb: «des armen schlesischen Schafes erbarme sich Gott — und des Lumpenpropheten der Teufel». Lavater war anderer Meinung: «Haugwitz betrügt sich daubeneinfältig und schlangenklug gegen ihn», heißt es in dem oben angeführten Briefe. Gleichwol kam es vor Ablauf des Jares dazu, daß er Kaufmann zu sich nach Schlesien berief und da seine Erfahrung an ihm machen mußte. Kaufmann kam endlich im Schoße der Brüdergemeine zur Ruhe, und doch nicht zur Reue.

Anders ist es mit Sarafins Anteil an der Autorschaft. Er muß bei den aus seiner Familie stammenden Nachrichten als eigentlicher Gegenstand des Interesses und darum als der feste Kern der Tradition betrachtet werden. Auch dieser verständige Mann hatte einst mit so vielen seines gleichen an Kaufmann geglaubt, und noch im Mai 1781 hatte er, nachdem die Herlichkeit bei Haugwitz ein baldiges Ende genommen, einen Anlauf mit pietistischen Redensarten von ihm zu bestehn; der Erfolg desselben beweist aber, wenn es dessen bedürfte, seine völlige Enttäuschung (Düntzer a. a. O. 213).

Sieht man das Buch selbst auf ein Zeugnis über die Autorschaft an, so wird das zunächst durch den darin gemachten Versuch, Sprache und Stil eines Werkes des 16. Jahrhunderts nachzubilden, erschwert; aber eben diesen Einfall möchte ich lieber auf Sarafins als Klingers Rechnung setzen. Ein schweizerischer Patriot und Bewunderer der eidgenössischen Vorzeit mochte sich leicht so in seinen Tschudi hinein gelesen haben, daß es ihn reizte, in dessen Deutsch sich selber einmal zu versuchen; wie wäre der hastig producierende Klinger von sich aus dazu gekommen, sich einen solchen Zwang aufzuerlegen?

Liest man nun in das Buch hinein, so wird man in den ersten elf Capiteln kaum etwas finden, das an Klingers Weise viel er-

innert. Die Erfindung ist harmlos und weder phantastisch noch pikant, wenn man nicht einige starke Derbheiten dafür will gelten lassen; die Darstellung treuherzig und etwas breit, weit entfernt von dem bald unruhig springenden, bald übervoll blühenden Stil im Orpheus. Der Vater des Helden, Anthoni Plimplamplasko, ist ein an Höfen vielbeschäftigter Maler, der endlich, nach reichem Verdienst, in Rom den Entschluß faßt, zu seiner harrenden Penelope heimzukehren und einen Erben seiner Reichtümer zu zeugen. Da er sich vom Pabste verabschiedet, weißagt ihm dieser, der beabsichtigte Son werde ein hoher Geist und großes Wunder sein. Nach prophetischen Träumen der Eltern erfüllt sich ihre Erwartung bereits durch die gewaltige Leibesbeschaffenheit des Kindes; es wird daher sofort als Kraftmensch behandelt, kalt gebadet und auf hartes Stroh gebettet. In der Taufe gibt man ihm keinen der gemeinen Vornamen, sondern nennt es schlechtweg Plimplamplasko, was «in der Sprache des Landes» bedeutet «König und Herr, Prinz oder Sternenfürst, auch groß Schwanzstern, wie auch Quintessenz des menschlichen Wesens»; aus der deutschen Sprache aber erklärt sich der Name S. 51 in den Worten: «da sölten sie ihm nun Gold schiken wegen des Aufwands, und verplimplamplamt alles in hohem Geist». *Plampen* ist ein altes schweizerisches Wort*, soviel als hin und her schwanken; mit ablautender Reduplication *plimplampen* und komisch verstärkt *plimplamplampen* mag es vagabundieren bedeuten. Hierin erkennen wir also Sarasins oder doch eines Allemannen Erfindung, und nicht Klingers, dessen wetterauisches Deutsch das Wort nicht kennt und dafür *bambeln* hat, sowie *verbambeln* in der Bedeutung: durch Trägheit oder Nachlässigkeit veräußen. Bei der Taufe geberdet sich der Held höchst ungebührlich gegen den Pfaffen, gegen seine Eltern nachmals noch schlimmer, so daß der besorgte Vater darüber an den Pabst schreibt und von diesem den Trost erhält, das gehöre zu einem hohen Geiste; kein Wort von allem verheißenen werde auf die Erde fallen «von wegen der Infallibilität»; «das Drekwerfen in dein und deines Weibs Gesicht ist eitel Humor, das haben große Geister viel»; auch läßt der Pabst den hoffnungsvollen Jungen ein, mit dem Vater zu ihm zu kommen, wenn er erst auf der Akademie gewesen. Er

* Weigand belegt es aus Josua Maaler.

verachtet von Jugend auf alles, «was nit er was und fein selbst». Vom Schulmeister wird er wegen seiner bösen und unsaubern Streiche zurückgeschickt. Da er groß ward «thät auf einmal ein recht Licht in ihm sich entzünden, ja gar wie eine Sonne». Er ließ sich des Pabstes Verheißung oft vorsagen und seinen Brief vorlesen. Er studierte nun auch, «aber alles gar seltsamlich, und alles was thät nur lermen, aber ordentlich mocht er nits lernen»; und über all das kamen den Eltern nur Tränen der Freude in die Augen. Auf der Akademie «hielt er sie all für klein Geisterlein», begann viel und lauter großes, ungeheures, «meynend es sey all nit was er fäh und hört, denn was begann er selbst mit seiner Eigenheit, hoher Gewalt, die er in sich hielt für die Quintessenz der Sternen. Und stund er morgens auf, rief er dann: was soll ich heut beginnen, ewiges Gestirn? Es ist ja ein Jammer Ding ums Menschen Gepäk, verstehen gar nit von meinem hohen Sinn, und haltens zumal für eitel Phantasey und Windkunst». «Und grief oft giftig den Fürsten, Königen an die Schädel und Bärten, auch den Erzbischöffen, schont aber den Papam; und da giengs recht drüber und drauf in der großen Herren Herz und Bauch: dann so zog er als herum an ihren Höfen, was er aber weg und weit fort, lachten sie fein und machten alles noch wie vor.» «Hätt er nun Wochen lang gestreift und Ungeheuer gesucht, und Historien gedichtet von seinen Siegen und Triumphen über die schwachen Geister, warff er sich hin auf die Erd und zappelt mit den Füßen und den Fäusten, kunt sich selber nit ertragen in der engen Welt, noch Himmel noch Erde; das was nit dabey als weils andre nit so loben thäten wie er wöllt, und sein Thaten nit priesen. Dann er thäts auch, daß er allerley ausschwätze, verbreitete und untereinander hezte alle Leut.» «Oft ließ er große Wort fallen wie von ungefähr, und wöllt doch dabey, man sollt sie auffassen und ihn anbethen für die Weisheit und Gnad des abgeworfenen Wort, Krafft und Sinnspruch und sie fassen in Gold (ergänze: wie) den edlen Stein Bedellion. Oft ritt er zu Pferd, einem weißen Rösslein.» «Oft lauert er im Gebüsch auf vornehme Ritter und Herren, naht sich ihnen samt (lies: sam) was er ihr Bruder oder Vater, giebt ihnen Lehr und Raht ungebeten.» «Er hat fast wenig Freund, dann er wöllt die Leut nit gehn lassen auf ihrem gemein Weg, und sie gleich hoch spannen, und was anders aus ihnen kneten, daß dann einigmal gar

poßirlich Leut aus ihnen worden.» «Einmal hätt er einen Freund gehabt, der in seinem Gesicht las den Hoch Geist und die Gewalt seines Wesens, und däucht der Freund sich fast schwach gegen ihn, und wie eitel Nit, und was doch ein ganzer Mann. Solches thät denn recht herzlich behagen dem Plimplamplasko. Und thät ihn der Freund hernach heißen etwas vorzunehmen ehrlichs und bitters (lies: bieders), sein Brod zu gewinnen, und nicht so zu verthun seines Vaters Schweiß, den er schon bald ausgedrückt hätt, und soll den walten lassen, der die Menschen so gemacht hätt, und sollt ertragen in Geduld die schwache Menschen, und nit alles schelten und beeklen, noch ihnen den Hintern aufzudeken und ihre Scham zu entblößen, daß es Ekel und Spuk erwekt. Alsbald schlug er aus wie ein böß Roß hinten und vornen, zermalmt den Freund mit Blick und Wort, und floh flugs von ihm, als wöll er der Erd entfliehn.» Hier haben wir offenbar aufs genaueste Lavaters Erfahrung mit Kaufmann, auf den überhaupt fast alle Punkte der Schilderung, einschließlichs des schwachen, verblendeten Vaters, passen; und doch kann Lavater gerade hier nicht der Autor sein, da er sich nicht selbst einen ganzen Mann genant hätte. Gleich darauf aber paßt es nicht recht, wenn gesagt wird, daß der Held «sich ans Schreiben machte», daß «sein Geschreibs unendlich» war und «daß er schrieb über die Erziehung»; denn dieses hatte Kaufmann wenigstens für den Druck aus guten Gründen verschmäh't. Man dürfte also nur an eine profuse Brieffschreiberei denken. Die nächsten Züge sind wieder ganz porträtthaft. «Seine Trabanten» — man denke an Ehrmann und Consorten — «tummelt er tüchtig h'rum, das waren so Leut wie Windhund, die um ihn sprungen, um ein Bröcklein vom hohen Geist seiner Weisheit zu haben, und da schont er doch nit ihren Bukel und Schädel mit Stok und Peitsch, wies ihm gut däuchte, und fordert doch unaufhörlich Sturm und Treiben und Anhängen, daß sie all ihm söllten an der Verfe kleben und vor Gottes Huld halten söllten, ihm den Staub von den Füßen zu leken.» «Daher dann auch kam, daß er nit Ruh hätt an einem Ort, wies heiße, zielt immer weiter.» «An sein Vater und Mutter dacht er gar nit, als wenn er wollt Geld haben, da schrieb er ihnen dann, wie er mit Fürsten und hohen Geistern gut stünd und bald mächtig werden wird, da söllten sie ihm nun Gold schiken wegen des Aufwands, und verplimplamplamt alles in hohem Geist und thät die

Leute weiß machen, er brauchs zum besten der Menschen, und lege ganze Länder an voll Schulen und Hospitälern, und baue Erziehungshäuser, wo er wöll machen die Leut zu dem was er was.»

Diese durch zwei Capitel sich erstreckende allgemeine Charakteristik des hohen Geistes beruht offenbar auf genauer persönlicher Kenntnis; aber sie ist wenig dichterisch. Wäre Klinger hier der Erzähler, so hätte er sie, sollte man denken, durch Entfaltung von Ereignissen gegeben, die den Charakter *in concreto* desto anschaulicher enthüllt hätten. Fragt man sich nun, wie die Geschichte im Sinne dessen, der sie begann, weiter gehn müsse, so wird man sich sagen, daß dem Pabste, dessen Weißagung sie einleitet, der auf die Entwicklung des hohen Geistes durch seine Worte Einfluß übt, den dieser schon während er sonst nichts schon, und der ihn für den Zeitpunkt seiner vollendeten Bildung an seinen Hof eingeladen hat, eine weitere bedeutsame Rolle vorbehalten sein müsse. Ja, man wird es wahrscheinlich finden, daß die revolutionäre Hochgeistigkeit, die alles so tief unter sich sieht, durch jene Connexion dahin geführt werde, selbst von dem Stule der *Infallibilitas* aus zu orakeln, im Besitze päpstlicher Autorität die Welt zu reformieren und mit ihrem Beginnen irgendwie belustigend zu scheitern. Dazu hätte das historische Costüm, die von vorn herein angelegte Voraussetzung einer mittelalttrig katholischen Welt gestimmt, dazu der angestrebte treuerherzige Ton eines alten Schriftwerkes.

Im zwölften Capitel aber zieht Plimplamplasko nicht zum Pabste, sondern einfach «in die Welt», was er nach der vorhergehenden Schilderung doch schon längst und wiederholt getan hat; er tut es auf Geheiß eines Genius, der ihm im Traum erscheint, der aber überflüssig ist, wenn man schon frühere Auszüge anzunehmen hat. Auch im weiteren Verlauf bleibt der Pabst one alle Bedeutung für die Geschichte, die sich ganz als Feenmärchen weiter entwickelt. Man ist davon überrascht, weil man gewont ist, ein solches von vornherein mit Feerei motiviert zu sehen; man fragt sich, warum die Rolle, die anfänglich der Pabst spielt, nicht vielmehr einer Fee zugeteilt sei. So scheint denn wol hier eine neue Hand einzugreifen; und gleich auch finden wir einen Gedanken, bei dem wir Klingern deutlich erkennen. «Des Menschen Sache sind zwey: Schaffen und Zerstören, und wer keins von beyden zur vollen Befriedigung seines Gefühls (so hoch es gehen mag)

treiben kann, der lebt wie ich»: so schrieb er an Schleiermacher im August 1777. Wir erinnern uns der Wiederkehr dieses Gedankens im Stilpo und verbannten Götterfon. Der Genius im Traum aber sagt zu Plimplamplasko: «so geh nun in die Welt und würk, und mach auch andere Dinger aus den schlechten Menschen, daß du werdest ein Schöpfer, und zerstöhr alles schwache, damit du auch werdest ein Zerstöhrer»; und darauf läßt der Held sein weiß Roß satteln, legt «sein schwarzroth groß Geist Kleid» an; und reitet in die Welt hinein, «mit seinem hohen Geist und mächtig Verstand zu würgen, zu schaffen und zu zerstöhren». Ein bedeutungsvoller Anklang! Die Idee des Götterfones wird wieder aufgenommen, aber in einem neuen Sinne. Hat sich vor drei Jaren der Autor mit dem rebellischen Dios identifiziert, so tut er es jezt mit der realistischen Weisheit Merkurs, der dort sagt: «wie kann der Götterfon Dios die Menschen zu sich hinaufziehen, ohne sie zu verdrehen, daß sie ihm weder Mensch noch Gott sind». Es ist der von den Prätenfionen des Geniewesens durch ein Jar im Kriegsdienst curierte Autor, der seinem Schleiermacher jezt das «Hinauffchänden wollen» der Menschheit so kräftig widerredet; und Plimplamplasko ist ihm mehr als Kaufmann, er ist ihm sein eignes genialisches Selbst, das er jezt hinter und unter sich erblickt.

In dem nächsten Capitel kommt gleich mehr, das in diesen Sinn paßt und zugleich in einzeln Zügen den Autor verrät. Der Held gerät auf seiner Irrfart eines Abends in ein Luftwäldlein, setzt sich an einen Bronnen klaren Wassers und bricht in Klagen aus — wie Bambino. Es ist nichts anzufangen mit den Menschenkindern; «wie kann doch ein Gott mit Würmli leben?» Dieses aus dem Allemannischen aufgeschnappte Deminutiv begegnet auch in Klingers Anteil am Spaziergang in Pratteln. Plimplamplasko will hier in der Einsamkeit bleiben und gar leben in seiner Gottheit, wie Apollo, da ihn Jupiter vertrieben hatte — als verbannter Götterfon. Statt der Juno aber, die diesen zu trösten kommt, hat ihn ein altes Mütterchen belauscht, das da sitzt und spinnt und eine «Faya» ist, Tartarella genant. Sie redet ihm sehr verständig zu: «mein Sohn, bist du so gar hoch oben, daß sie dir nit können reichen ans Knie, ey so buck dich und sez dich tief, daß sie zu dir reichen, dann das wird eher gehen bevor das andre, und ist das

doch eitel Thorheit. Und ist auch Freude mehr dann das, dann sie macht dir die Glieder frisch und muthig». Hier klingt auch jener Cultus der Freude an, dem wir bei dem ernüchterten Klinger seit Jar und Tag begegnen. Plimplamplasko bleibt unzugänglich für solches Zureden. Des freut sich die Fee, die hier auf der Grenze des Reiches der Prinzessin Genia sitzt und des rechten Freiers wartet für deren «unendlichen hohen Geist». Sie spricht ihm «wie eine Wahrsagers Frau» von seinem Vater: «und ist so worden, wies ihn und den Papam dünken that — — das hätt ihm auch nit gelingen können ohne die Fyen — — du bist das Kindlein, das wir ihm zum Geschenk geben thäten». Unverkennbar fühlt der Autor, wie der Leser, das Misverhältnis zwischen dem Fortgang und Anfang der Geschichte, und er versucht, das Motiv des ersteren noch nachträglich in den ersteren einzuschwärzen. Die Fee zieht nun einen «drekgigen Schuh» vom Fuß, schiebt einen Riegel davon weg und bringt das Bildnis der Prinzessin Genia zum Vorschein, darob der Held alsbald in verliebte Zuckungen verfällt. Er erfährt, daß die Schöne beschloffen hat «nit zu geben ihre Hand als dem, der sey recht unendlich hoh Geist über alles auf Erden». Viele, die sich dafür halten, umwerben sie; diese alle muß er bekämpfen, und überdies einen schönen jungen Mann, der in einem Hain voll Bächlein und singender Vöglein sitzt und *Puro Senso* heißt. Dieser ist bei aller Sanftheit doch so hart, «daß sich zerfchellen das Gehirn an ihm viel Geisterlein hoch und niedrig», und er hat zwei Flügel, die das Land der Prinzessin überfchatten: die müssen ihm abgehauen werden, «daß hoher Geist Paß und Platz hätt im Land». Natürlich vermißt sich Plimplamplasko des Abenteuers; die Fee begleitet ihn, indem sie mit samt ihrem Spinnrad hinter ihm aufsitzt. Indeß er die Nacht mit Liebesgefängen erfüllt, wird er von Drachen angefallen, die ihm der Zauberer Furifull, Beschützer eines andern Freiers der Genia, entgegenstellt. Das Feuer, das sie speien, brennt aber nicht, weil sie der Zauberer aus faulen Pfaffen, bösen Nonnen und gemeinen Bücher Schreibern gemacht hat. Plimplamplasko verliert gleichwol den Mut, bis ihm die Fee auf sein Anrufen das Konterfey im Schuh zeigt, worauf er gleich einen Drachen ergreift und erwürgt. Dieser offenbart ihm sterbend, daß er ein Auctor war, «viel berühmte in der Feder und des Bücher Geschreibe, und stritt gar viel»;

er wünscht, daß ihn der Held am Bein nehme und die übrigen Drachen, die er haßt, mit ihm erschlage. Dies geschieht, und auf den Rat der Fee badet der Sieger, so sehr es ihn eckelt, in ihrem Blute, daß er hörnen wird wie Seyfried gegen «all Hieb und Stich der Schreiber vom Orient zum Occident». Wir erkennen die Verachtung der Autorschaft und des Federheldentums wieder, die sich im Formoso und brieflich gegen Schleiermacher kund gegeben hat.

Nach mehreren Zwischenfällen, die zum Teil etwas in Crebillons Manier einschlagen, bei denen jedoch die Fee, gegen die Gewonheit ihres Standes, einen tugendhaften Charakter beweist, langen die Wanderer in einem Hain vor dem Schlosse der Genia an. Hier finden sie eine Reihe von hohen Geistern in verschiedenen sonderbaren Stellungen, an denen Plimplamplasko verachtend vorübergeht, bis er mit dem letzten einen Wortwechsel und dann einen Kampf beginnt. Durch den Anblick des Konterfeis gestärkt, schmeißt er ihn fort «wie nit», daß er wider den nächsten seiner Collegen fährt und ihn umwirft; dieser wirft im Fall einen dritten um und so fort, bis alles «wie Drek» daliegt. Des Streites satt betritt der Sieger das Schloß, da ihm aber vorher die Fee eine starke Malzeit von ihrem Spinnrad gesponnen hat, verlangt er zunächst nach dem Privet. Hier findet er viel Bücher und Schriften aufgestellt, «nit von hohen Geistern, sondern gemeinen Schreibern», und beginnt sie one weiteres in der Weise, die der Ort mit sich bringt, zu verbrauchen. Inzwischen zeigt die Fee der Genia in ihrem andern «drekigten» Schuh das Bild des ihr bestimmten Gemals, und da zugleich ein Sylphide meldet, was der Ankömmling sich auf dem Privet zu schaffen macht, erkennt die Prinzessin das Zeichen des Schicksals: denn alle andern haben auf dem Privet gefessen und dergleichen nicht getan wie er. Man sucht ihn auf und findet ihn mit dem letzten Schreiber zwischen den Fingern. Bei der hierauf folgenden hochgeistlichen Conversation äußert er sich wieder mit deutlichem Anklang an den Götterfon. «Guk her, meine Liebwerthe! mit den Menschen ifts allweil nit, außer uns beyden, und der Faya, die uns thut verstehen. So ift auch nit zu bessern mit den Menschen, dann das macht sie gar schwach und zu eitel Lumpen, weil sie allweil auf einer Seit verliehren thun, was sie auf der andern gewinnen sollen, und sind sie noch besser

fo, wie sie sind, aber vor uns nit tauglich, so wöllen wir sie dann so machen, wie wir sind beynah, daß dann die Götter, die sie in die garstig schwache Band geschlagen, ihr Herz verdukt und verzagt und ihren Kopf verdunkelt haben, nit mehr vor ihnen sind, fundern sie leben mögen in völliger Eigenheit Kraft und Independenz ihres Willen und Geists — — Und ist das noch zu merken, meine liebwerthe Prinzessin Genia, daß alles bloß sey in Kraft und nit in Erleuchtung, dann Erleuchtung ist der natürlichen Kraft und der Menschheit schädlich» u. s. w. Nach dieser Conversation hat die Fee Not zu verhindern, daß das Par in seiner genialischen Laune den Bund nicht vor der Zeit fleischlich besiegle. «Was ist Sittenlehre und Predigt all, ist doch der Geist und das Herz alles und rechtfertigt sich in diesem, alles übrige ist Eseley und für Esel gemacht.» Sie muß einen kühlenden Blasbalg anwenden voll hohen Windes «aus den Lungen vieler Weisen, die die Menschen wöllten klug machen, das aber all nit viel hilft, wenn hohe Geister dazu kommen thun, aber der Blasbalg ist eitel voll davon, und wird schier helfen wie die Sittenlehre es thut». Nachdem er gleichwol geholfen rüstet sie den Plimplamplasko mit allegorischen Waffen zu den noch übrigen Abenteuern aus. Er bezwingt in wildem Grimme den Puro Senso, indes die Fee sich von dem schrecklichen Schauspiel vor Erbarmen abwenden muß. Der Gefangene bricht in hochstilisierte Klagen aus, darin die altertümelnde Form fast vergeffen ist: «O weh! Soll ich nit mehr stimmen zu Reinheit und Feste den tobenden, unstäten, verlohrnen Jüngling mit meiner Lyr! O weh! Soll ihn lassen rasen hin in verzerrtem, verwornem Sinn, daß nie mehr klinge ein Laut der Warheit in seinem Ohr! O weh! O meine Jünglinge! O meine Jünglinge! auf meinen Bergen da stundt ihr! in meinen Haynen da stundt ihr! an meinen Bächlein da stundt ihr, und ich reichte mit meinen Fittigen über euch, kühlend da den wilden Gang eures Bluts, den raschen Schlag eures Herzens in meinem Schatten!» u. s. w. Er wird fortgeschleppt und wie Prometheus an einen Felsen geschmiedet, wo die Vögel mit windigten Kröpfen kommen, ihn picken und sich an ihm voll fügen sollen. Noch folgt der Kampf gegen das eigentliche Gros der hohen Geister, dazu der Held wieder durch den Anblick des Konterfeyes gestärkt werden muß; gegen den friedlichen Puro Senso hatte sein Zorn ausgereicht. Er siegt mittelft einer «Keile» aus

eitel Gestank, die ihm die Fee gegeben, und wird von ihr getadelt, daß er nicht einige leben lassen, die er brauchen könnte in seinem Wesen. Indem sieht sie einen neuen großen Zug kommen, «eitel hohe Geister im Erziehen der Menschen», und meint, diese könne er wol brauchen «und stiften eine *Academiam* zum Erziehen»; er geht auch darauf ein, vorausgesetzt daß sie kommen, «lekend mir den Staub untern Füßen». Hier ist also Plimplamplasko wieder ganz Kaufmann, und wir haben Basedows Unterwerfung unter dessen reformierendes Prophetentum vor Augen. Der Anführer des Zuges berät sich mit seinen Brüdern, und sie huldigen: «du Quintessenz der Sternen! so du uns willst lassen am Leben, so wollen wirs mit den Menschen machen wie du willst»; worauf sie zu Gnaden angenommen werden.

Nun gibt es eine große herliche Hochzeit, indes Plimplamplasko noch in Verlegenheit über die Wal eines Ministers ist; den alten aus der Zeit des Puro Senfo kann er nicht brauchen und es hat doch keiner noch so außerordentliches getan, um sich zum Nachfolger zu empfehlen. Da kommt auf die Tafel eine ungeheure Pastete, an der alle Taten und Glorie des Königs künstlich in Figuren dargestellt ist, und er erkennt sofort in dem Künstler dieses schmeichelhaften Werkes den zu seinem *Alter ego* berufenen hohen Geist. Derselbe heißt prophetischer Weise Plim, und der König ehrt ihn, indem er noch die Silbe Plamp zu seinem Namen hinzufügt, sich selbst nichts als Plasko vorbehaltend. Nach dem Krönungsmal hält er dem Volk eine große Programmrede, deren Summa ist: «und wie ich zerbrech das Stöcklein, so zerbrecht all eure *Præjudicia* und Schwächlichkeit und Banden, worin ihr geschlagen seyd von schwachen Menschen!» Hier verschwindet die Fee, «sie überlassend dem großen Wesen, was sie begonnen». Dagegen sind die Eltern auf des Sones Einladung unter Freudenstränen angelangt, werden aber als gemeine Geister übel genug angelassen; doch ist Meister Anthoni gut genug, Plimplamplaskos Taten in eine *Galleriam* zu malen.

Nach einem halben Jare hat das neue System Wunder im Volke gewirkt, indem das Lesen der königlichen Büchlein «Mann, Weib und Kind recht aus ihrer wahren und gemeinen *Existentia*» schraubt. Dazu kommen die neuen «Kraftgefäße», nach dem «*Ideali*, das sich thät halten der König und die Königin und der

Minister Plimplamp», und richten «groß Unzucht und Unheil an», indem das Volk «sich auch bald da nein finden thät, und fing an recht kräftig zu feyn in allem Gelüst». Auch war ein neuer Rat gemacht, in den alle kamen, «die recht hoch hätten geschrieben und recht hoch hätten gethan». Schließlich war «keiner mehr sicher an feim Herd. Und waren die Mönche ihnen nit, und hätten die Mönchen auch mit gemacht in allem». König und Minister wissen nicht mehr zu raten und flicken bald hier bald da am Regiment; «aber so ist ein geflicktes Regiment ein böß Ding, und heilt man hier ein Geschwür zu, so thuts ausbrechen an viel andern Orten». Da der König mit Hêeresmacht wie Osiris in die Welt ziehen will um ihr eine neue Form zu geben, bricht Aufrur aus, weil das Volk nicht dafür zalen will. Auf Plimplamps Rat werden Concessionen gemacht und die Schriften der gemeinen Geister wieder aus dem Privet geholt, finden aber begreiflicher Weise keinen Beifall mehr. Zuletzt fliehen König und Königin in den Wald und wollen in einer Höle selbgenugsam als hohe Geister leben. Leider bekommen sie Hunger; so lange ihn Genia allein fült, schimpft Plimplamplasko über ihre Schwäche, bald aber ruft er vor eigener Not die Fee mit ihrem Spinnrad an. Sie erscheint als eine hübsche muntre Frau und offenbart den beiden hohen Geistern, daß sie auf Befehl des Schikfal alles so habe tun müssen, um ihnen und andern durch sie ihre Narrheit zu zeigen. Sich selbst gibt sie als die Fee «des Fleißes, der Arbeitsamkeit und Ordnung» zu erkennen, ihre Schwester ist die Fee der Freude und ihr Bruder der Puro Senfo, der jezt von seinen Banden wieder los ist und seine Flügel von neuem über das Land streckt. Plimplamplasko ist groß genug, auf diese Rede noch immer grob und trotzig zu antworten, aber der Hunger kämpft siegreich mit dem hohen Geist in ihm. Die Fee läßt das Par durch ihre Geister in der Illyrier Land bringen, wo sie mit ihren Händen das Feld bauen sollen, und läßt ihnen das Spinnrad, um sie zu nären bis es der Boden tut; aber es wird nichts geben, wenn sie nicht täglich arbeiten. «So flog die Faya weg, und was der Plimplamplasko ein Narr, so blieb ers all fein Lebtag; nur daß er müßt arbeiten, wöllt er essen, und so hab ich geschrieben aus Erfahrung an solch Narren diese *Historiam* zum Nuz der Menschen und zur Beßrung der Narren, das aber nit wird viel helfen an dem der's ist.»

Das Büchlein erschien mit folgendem Titel: Plimplamplasko

der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdollings und Doctor Martin Luthers. Zum Druk befördert von einem Dilettanten der Wahrheit; und mit Kupfern geziert von einem Dilettanten der Kunst. 1780 (one Angabe des Druckortes und Verlags). Die Kupfer des Dilettanten sind nur drei an der Zal und stehn auf der untersten Stufe künstlerischer Leistung; Thurneisen hat aber acht von den Holzschnitten aus seiner im gleichen Jar erschienenen Ausgabe des Lobs der Narrheit von Erasmus von Rotterdam hinzugefügt, die nach Federzeichnungen Holbeins auf einem zu Basel befindlichen Exemplar des Frobenischen Druckes von 1514 geschnitten sind. Passen diese nun gerade nicht zum Inhalt, so sind sie doch ein Zierat. Für die Herausgabe hat jedenfalls Sarasin gesorgt, da Klinger darüber Deutschland verließ; er mag auch das ganze hinsichtlich der Form ausgleichend übergangen haben*.

Wenn Pfeffer, wie ich glaube, nicht daran mitgeschrieben hat, so mußte sich doch der gute Mann über die rückhaltlose Bekehrung des Fortsetzers der Geschichte, dessen geniemäßige Ungeberdigkeit ihm einst so viel Verdruß gemacht hatte, aufrichtig freuen. In der Tat hätte Klinger mit keinem unzweideutigeren Beweise, daß er ein andrer Mensch, ein Mensch des nüchternen Ernstes und der praktischen Lebensweisheit geworden, seine schriftstellerische Tätigkeit in Deutschland abschließen können. Und nicht nur für seine persönliche Entwicklungs-geschichte hat das Buch diese Bedeutung. Seine Krankheit war ja keine isolierte Erscheinung; in ihm nam die Geister-Epidemie der siebenziger Jare nur einen besonders acuten Verlauf. Kein schlagenderes Symptom derselben hatte es gegeben als Kaufmann, nicht sowol an sich selbst, als in dem allgemeinen Zauber, den die völlig hohle Geniefratze durch ihn auch auf die besten und größten üben konnte. Und eben dieses Symptom bewies sich zugleich als Medicin. Es liegt ein wunderbarer Humor

* Nicht auf seine Rechnung kann das echt mitteldeutsche und unallemannische *gucken* kommen, das vor S. 59 gar nicht und von da an neunmal vorkommt; Klinger brauchte es, weil es ihm volksmäßig und darum dem altertümlichen Stil entsprechend vorkam. Ebenso mitteldeutsch ist *nippen* für schlafen und *als einmal* für öfters S. 67; *Sprüchelchen* statt Sprüchlein S. 79; *Dannen* statt Tannen S. 81. In den ersten 11 Capiteln findet sich nichts dergleichen. Specifisch oberländisches in Klingers Anteil beweist natürlich nichts.

des Weltgeistes darin, wie er dieses in die Subjectivität verrante Geschlecht durch eine grobe Mystification und die damit verbundene Beschämung curiert. Als ein Zeichen daß die Cur angeschlagen hat und die Krankheit glücklich überstanden ist, steht der Plimplamplasko am Schlusse des Jarzehents.

Der Kunstwert des merkwürdigen Buches wird durch das darin gemachte sprachliche und stilistische Experiment herabgedrückt. In unsern Tagen ist dieses in der Schweiz mit Glück, wiewol an ganz andern Stoffe, wiederholt worden; damals gieng es weit über Wissen und Können der Verfasser und konte nur ein barbarisches Ergebnis liefern. Doch kann man der Erfindung, soweit wir sie als Klingerisch erkant haben, etwas von aristophanischem Geiste nicht abstreiten; und diesem verzeiht man ja die Natürlichkeit, auch wenn sie bis zum übelriechenden geht.

Klingers Gastfreunde reisten Anfang August ins Bad nach Plombieres; er selbst verweilte auch dann noch in Basel, wol als Hagenbachs Gast, den er in einem spätern Briefe (an Kayser 19. Oct. 1792) unter den dortigen Freunden namentlich hervorhebt*. Während dieser Zeit hatte er die Freude seinen Freund Heinse, der auf der Reise nach Italien einen Aufenthalt in Basel machte, wieder zu sehen; und vielleicht begegneten ihm damals auch zwei alte Bekante aus Weimar, mit denen es dann so manches aus einander zu setzen gab. Lavater schreibt nämlich den 10. August aus Zürich an Knebel, der mit dem Prinzen Constantin die Schweiz bereifte: «es thut mir sehr leid, daß meine liebsten Leute eben aus Basel verreißt sind — die Sarrafins nämlich, nach Plombiere. — In Basel werden Sie Klingern (dessen halben Gignon gegen Sie ich zu tilgen suchte) und Heinse treffen. Doch vielleicht sehen Sie keinen»**. Man sieht hieraus, daß auch Knebel zu den Leuten gehört hatte, mit denen Klinger sich nicht mehr verstand, als er Weimar verließ.

Gegen Ende August scheint er endlich nach Montbeliard berufen worden zu sein. Eine Bestellung als Lieutenant im russischen

* Neben ihm Thurneisen, indes er der Sarafins nur als der «übrigen Freunde» gedenkt.

** Knebels Lit. Nachlaß, hsggeg. v. Varnhagen und Mundt 2, S. 399.

Marinebataillon oder doch die Zufage derselben war aus Petersburg eingetroffen. Daß dies die Charge war, mit der Klinger in den russischen Dienst eintrat, sagt Nicolay in dem schon angeführten Briefe vom 15./26. December. Die ebenda erwänte Verwendung als Ordonnanzofficier des Großfürsten Paul war von vornherein gleichfalls in Aussicht genommen. Herzog Friedrich Eugens Gedanke bei der ganzen Empfehlung muß gewesen sein, neben dem Straßburger Nicolay einen weiteren zuverlässigen Deutschen in die Umgebung seines Schwiegerfones und seiner Tochter zu bringen, und in Petersburg zeigte man sich für diese gute Absicht empfänglich. Dies ist der Sinn der «ausnehmend schmeichelhaften und glüklichen Ausichten», davon Klinger in dem am 30. August nach Plombieres gerichteten Dankfagungschreiben an Sarasin spricht. Den 31. wird er sich wieder nach Basel begeben haben, um von da, wie aus demselben Brief hervorgeht, den 1. September die Reise nach Norden anzutreten. Er machte sie, wie meine Mutter erzälte, in Gefellschaft eines «russischen Feldjägers», d. i. eines großfürstlichen Couriers, und dies war die wolfeile Reisegelegenheit, auf die der wolmeinende Herzog nach Schlossers Briefe vom 24. April für ihn gerechnet hatte.

Die Reise fürte über Emmendingen und gab erwünschte Gelegenheit zum Abschied von der würdigen Familie, die dem Reisenden so lange eine zweite Heimat gewärt hatte. Wir verweilen mit ihm einen Augenblick, um uns völlig zu vergegenwärtigen, was er hier an dauerndem Gute fürs Leben gefunden hat und wie er es hat finden können.

Die Vorbedingung dafür, daß Schlosser einen näheren Anteil als den der allgemeinen Menschenliebe an ihm nehmen und daß er ihm etwas mehr sein konte als ein Woltäter in äußerlichen Dingen, war daß beide einander in irgend einer für jeden von ihnen wichtigen Beziehung von vorn herein verstanden. Diese Bedingung war durch Schlossers Geschmacksrichtung und Stellung zur Literatur gegeben. Man kennt ihn aus Goethes Schilderung als eine solide und gewissenhafte, ernste und strenge, ja starre und verschlossene Natur, und man fügt aus dem Gesamteindrucke seinem Bild unwillkürlich einen Anflug von Trockenheit hinzu. Sofern er Dichter war, hatte er sich an Pope gebildet. In seinen prosaischen Arbeiten erscheint er als scharfer Denker und methodi-

fcher Kopf, und seine größte Stärke ist die nüchterne Kritik geistiger Ausschweifungen. Wer ant aus diesem allem, daß derselbe Mann als Aesthetiker sich mit beiden Füßen auf den Boden der revolutionären Schule gestellt hatte? daß er in der Poesie ein Verächter der Systematik, des Form- und Regelzwanges war? daß er nicht nur dem Großen, Urgewaltigen, das vor aller Regel da war, sondern auch dem unvergorenen Neuen, das im Namen der Natur, des Genies und des Gefüls die Regel umstieß, mit einer heißen Empfänglichkeit offen stand? Und als ein solcher war er 1775 in der Flugschrift «Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza» für Lenz in die Schranken getreten. «So giebt es denn tausend Formen, und nur ein Geist, der sie belebt. — Eine Regel, und die ist: Fühle, was du fühlen machen wilt. — Und die Regel lehrt keine Aesthetik. Das ist der Stempel des Dichter-Genies. Du hast ihn, Lenz! begnüge dich mit dem.» Wie hoch er die Zwillinge stellte, wie vorteilhaft er von Klingers Genie dachte, haben wir aus einigen Briefstellen an Boie gesehen, und diesem gegenüber hatte er Ursache, sich mäßig auszudrücken. Er war im Grunde selbst, unter der strengen Selbucht, die ihm zum Charakter geworden, eine stürmische drangvolle Natur; man erkennt es an seinem Stil, der kaum je etwas behagliches, immer etwas straff angezogenes und oft etwas leidenschaftlich zuckendes hat. Er begegnete sich in wesentlichen Ideen mit Klinger. In der Verteidigung naiver Zustände und enger, aber sittlich gesunder Vätersitte, die den Gegenstand seines Schreibens über die Abderiten von 1776 bildet, ist auch der Protest gegen die ästhetische Verbildung und moralistische Ueberspannung der weiblichen Einfalt, gegen die modische Schöngelüstei und Empfindsamkeit enthalten, der bei Klinger schon im Leidenden Weib da war und wieder als Grundmotiv sich durch den Orpheus zieht; und wiederum paßte in Schlossers Ideenkreis durchaus die Satire auf verrottete Stats- und Hofzustände, die von Anfang im Orpheus breit angelegt war. So war er denn, wie wenige, ein Mann für Klingern; war, weil er dessen Wesen verstand, fähig, ihm die Nachsicht zu schenken, der er bedurfte, und fähig, mit dem was er vor ihm voraus hatte auf ihn einzuwirken, soweit es in seiner Natur einen Anklang fand.

Zu diesem gehörte Schlossers klarer Weltverstand und jener Realismus des Denkens, der ihn zum Gegner der Doctrinäre und

Utopisten machte. Daß in seiner Schule Klingers Pessimismus sich entwickelte, ist schon früher angedeutet worden; ein Pessimismus nicht der Verstimmung, sondern der empfindlichen Sittlichkeit und der unbeflecklichen, unbarmherzigen Wahrheitsliebe. Unzugänglich war ihm dagegen was den Misklang dieses Pessimismus in Schlossers Denken löste: dessen christlicher Glaube; unzugänglich, so frei derselbe von kirchlicher oder theologischer Befangenheit war. Klinger gehörte zu den trotzigen Geistern, die das Christentum mit seiner Forderung, zu glauben wo man nicht sieht, beleidigt; er bewies nachmals, da er den Goldenen Hahn schrieb, daß ihm auch der letzte Rest von Pietät für die Volksreligion abhanden gekommen war; und damit zugleich, daß ihm auch deren realistische Würdigung als einer weiterhaltenden moralischen Macht entgieng. Hier also fehlte alles Verständnis zwischen ihm und Schlosser, der ungefähr zu der Zeit, wo Klinger in seinem Hause den Formoso schrieb, sein «Schreiben über das Werk vom Zweck Jesu» für das deutsche Museum verfaßt hatte, einen sehr feinen apologetischen Versuch, darin er sich die Mine gab, Lessings Veröffentlichung nur darum zu bedauern, weil die Herzen der Menschen noch nicht vorbereitet seien, soviel Erleuchtung des Kopfes ohne Gefahr zu ertragen, dann aber die häßliche Geschichtsverzerrung des Reimarus in ihrer Haltlosigkeit vortrefflich aufdeckte. Und nicht nur in seiner Stellung zur Religion, auch als Moralist war Schlosser für Klingern unverständlich, wurde er noch 1790 von ihm perhorresciert. Ich habe schon Gelegenheit gehabt, die in diesem Jar an Schleiermacher geschriebenen Worte anzuführen: «er ist einer der edelsten Menschen, hat aber seine Seele zu einer Gottheit und zu einem moralischen Idealismus hinaufgeschraubt, der gegen meine Natur ist». Man kann dabei an nichts denken als an den Satz, darauf Schlosser alles zurückbezieht, die Glückseligkeit und daher die Bestimmung des Menschen sei der unge störte Genuß seines inneren Selbst, nebst den Konsequenzen dieses Satzes. Klinger war nicht Sensualist, er wolte weder von La Mettrie noch von Helvetius wissen. Aber er war überhaupt kein philosophisch angelegter Kopf. Er war ganz Empiriker und stets geneigt, von diesem Standpunct aus die praktische Unzulänglichkeit jeder Philosophie im Lichte des Lächerlichen zu sehen.

Man solte denken, daß solche klaffende Zwiespalte beide Män-

ner nach der ersten Annäherung wieder müßten aus einander gebracht haben. Allein Schloffer war tolerant und verstand es, einen Freund, der sonst ein guter Kerl war, seines Wegs gehn zu lassen. «Er ist der treueste, der beste Freund», heißt es in jenem Briefe weiter, «und mag es vertragen, daß du seine Ideen anekelst, wenn du ihn sonst nicht erkennst». Klinger andererseits war dankbar, und dadurch im Stande, diesen Mann wenigstens in seiner Empirie auf sich wirken zu lassen. Er fand in einem Zeitpunkt seines Lebens, wo er dessen am meisten bedurfte, bei ihm menschlichen Anteil, unbegrenzte Gastfreiheit, tätige, ausdauernde Förderung auf seinem Lebenswege; er fand sich durch ihn sogar in der Erfüllung einer Pflicht vertreten, die ihm selbst nicht zu erfüllen gelang, in der Unterstützung seiner Angehörigen*. Und er fand mehr denn alles dieß. Einst hatte er in ähnlicher Lage von Seyler gutes erfahren und ihn seinen Freund genannt. Welcher Unterschied! Am Ende war es doch ein Lotterleben, das er bei diesem führte, und die sittliche Atmosphäre, die es umgab, unrein. Meine Mutter hatte ein Wort wiederholen hören, das er von jener Umgebung gegen die Seinen brauchte: «diese im Grund alle schlechten Menschen». Nun sah er das pflichttreue, arbeitame, für viele heilbringende Leben des Mannes mit an, der das schöne Wort aussprach: «ich weiß daß ich für etliche hundert Arme leide, denen ich Brod schaffen will. Das allein kann uns aber gegen die Armen entschuldigen, daß wir reich sind nach unsrer Art, wenn wir eben die Arbeit und Mühe, welche sie übernehmen müssen um eigene Noth abzuwenden, freiwillig um fremder Noth willen übernehmen»**. Er sah diesen geistig hervorragenden Mann glücklich und zufrieden in einem schlichten Berufsleben, froh in seiner mit anspruchlosen Genüssen ausgefüllten Muße. Er sah einen treuen Vater und, als er 1779 zum zweiten Mal kam, eine edle Frau als zweite Mutter

* Alfred Nicolovius, Schloffers Enkel und sein Biograph, erinnert sich, wie er mir mitzuteilen die Güte hatte, in Briefen deselben an seine zweite Frau gelesen zu haben: «heute besuchte mich Klingers Mutter und klagte mir ihre große Noth; ich schenkte ihr zwei Carolin». Dies muß also bei einem Besuch in Frankfurt geschehen sein, der zwischen seine Verlobung mit Johanna und die Zeit fiel, wo Klinger selbst von Petersburg aus jeder Not ein Ende machte; und es ist, wie Nicolovius meint, mehrmals geschehen.

** Nicolovius S. 75.

über Kinder walten. Er durfte sich, was seiner alten Neigung entgegen kam, mit diesen Kindern tummeln wie ein großer Bruder; noch in seinen späten Briefen an Schloffers Eidam Nicolovius kehrt die heitere Erinnerung wieder, wie er die kleine Luise zu seinem Rekruten machte und das kaiserliche Exercitium mit ihr trieb. Die reinen Freuden des Familienlebens zugleich mit dessen sittlicher Würde konten sich seinem Herzen von neuem einprägen. Das Ergebnis aus allem war, daß er von diesem Orte, wenn auch keine Theorie, doch ein Ideal des sittlichen und glücklichen Lebens mitnahm, an dem sich sein besseres Selbst befestigen konnte und das für seine Zukunft auf einem schlüpfrigen, verführungsvollen Boden von unermeßlichem Werte war. Hierüber war er sich später vollkommen klar und hat es verschiedentlich aufs kräftigste bezeugt. Man kennt das Denkmal, das er jenem Freund in seinen Betrachtungen und Gedanken gesetzt hat*.⁷ Am 24. November 1799 schrieb er auf die Nachricht von Schloffers Tod an Nicolovius: «ohne Worte zwischen ihm und mir bildete sich eine Verbindung, die leider die seltenste unter den Menschen ist. Ich sah in ihm das lebende Bild des Guten, und es prägte sich so fest meinem Geiste ein, daß die widrigsten Erfahrungen an den übrigen Menschen meinen Glauben an das, was ich so rein in ihm erkannte, nicht erschüttern konnten»**. In seinem Briefe vom gleichen Datum an die Witwe finden sich die starken Worte: «er» — d. i. ihn wieder zu sehen — «war das Ziel meiner Hoffnung, so wie er Mittelpunkt meines moralischen Daseyns war. Das letzte wird er mir bleiben»***. Es ist ein merkwürdiges Beispiel, wie ein Mensch nicht durch seine Lehre, sondern durch sein Sein des andern Mittler werden kann; eine Warnehmung, die es nicht erklärt, aber veranschaulicht, wie Einer dem ganzen Geschlechte zum Mittler werden konnte.

Klingers Reise führte weiterhin über die Stätten seines frühen Wandels, Darmstadt, Frankfurt, Gießen. Er konnte Schleiermacher und Jenny noch einmal sehen, konnte den Segen der Mutter empfangen und seine Schwestern umarmen. Er fand sogar, wie

* Nr. 158 der Ausgabe von 1803, 131 der spätern.

** A. Nicolovius in der Denkschrift auf seinen Vater S. 118.

*** Mitteilung des Hrn. Prof. Urlichs in Würzburg.

Creizenach aus frankfurtischer Ueberlieferung berichtet, die Zeit, seinen alten Woltäter, den Professor Zink zu begrüßen, der damals seine Ferien zu Petterweil in der Wetterau zubrachte. Daß er in Gießen angehalten wissen wir durch einen Brief Albertinens von Grün (Wagner III, 167), die noch immer ihren harmlosen launigen Götzendienst mit ihm trieb und sich darüber von Höpfner aufziehen ließ; eben jetzt hatte dieser sie damit geplagt, daß ihr Angebeteter warscheinlich bei Katharinen Glück machen und Potemkin ausstechen würde. Wir hören, daß Höpfner ihn hatte «warm und herzlich umarmen» können; «tausend Dank, daß Sie ihm wieder so gut sind. Es freut mich daß er sein Engagement bei Seiler eine Sottise nannte». So war auch dieses früh gestörte Verhältnis zu einem redlichen Woltäter woltuend beglichen. In Hamburg wurde Schröder aufgefucht, in dessen Stammbuche* sich die Einzeichnung findet: «*Marte Venereque*. Hamburg 14. Sept. 1780. *Frid. Max. Klinger*. Dieses selbstbewusste Motto des Glücksfoldaten ist das letzte Lebenszeichen, das er auf deutschem Boden hinterließ. Den 19. September schrieb Boie von Lübeck an Voß: «Klinger ist auch hier. Er geht als Lieutenant in Russische Dienst und morgen zu Schiffe nach Petersburg ab». Hiemit war das langgefuchte Schiff seines Glückes endlich flott geworden.

* Gedruckt bei Lebrun Jahrb. f. Theater u. Theaterkunde. Hbg. 1841, S. 17.



- I. V. X. XII. XLVIII. L nach den Originalien im Besitze des Herrn J. G. Hallier zu Hamburg, früher des Kanzlers von Müller in Weimar.
- II—IV nach dem Frankfurter «Gedenkbuch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst» S. 107—110. Den Originalien habe ich in Frankfurt nachgefragt, sie scheinen verschollen.
- VI nach dem Originaldrucke.
- VII. VIII nach Abschriften des Herrn Professors Weinhold in Breslau.
- IX. XIII. XVI. XXIV. LII nach den Originalien im Besitze meiner Tante, der Frau Juliane Hoffmann, geb. Authäus in Darmstadt.
- XI. XIV. XV. XVII—XXIII. XXV—XXX. XXXII—XXXIV. XXXVIII. XLV—XLVII. XLIX. LI. LIII—LVI nach den Originalien im Besitze des Herrn wirkl. Geheimen Rats und Ministerialpräsidenten Schleiermacher Exc. in Darmstadt.
- XXXI nach dem Drucke des Freiherrn von Baulieu-Marconnay im Arch. f. Litt. Gefch. II, S. 255.
- XXXV. XXXVIII—XL. XLIV nach Abschriften, die ich durch Jegor von Sivers besitze; XXXVIII und XLIV verglichen mit Abschriften Weinholds, XXXV. XXXVIII und XLIV mit dem Druck in Holteis 300 Briefen I. 1, S. 29. 2, S. 97. 99.
- XXXVII nach dem Original in meinem Besitze.
- XLI—XLIII mit zwei Antworten Heinfens ungenau abgedruckt im Frankfurter Gedenkbuch S. 96—106; hier nach den Originalien im Besitze des Herrn von Sömmerring zu Frankfurt, die mir durch Herrn Profeffor Hettner in Dresden zugänglich wurden.
- LVII nach einer Abschrift des Herrn Dr. Sieber in Basel; Original bei dem Sarafinischen Nachlasse dafelbst.
- Die Briefe des Anhangs wie XI u. f. w.



I. An Kayfer.

(GIESSEN im Sommer 1774.)

Zu dir Lieben mit wallendem Blut, theilnehmenden Herzen und Troßt wenn du ihn noch brauchst, das ich weder will noch hoff. Sey jovialisch und hör. Nichts heißt du dich und schwach pfuy schäme dich du nichts! bei dem Kraft ist dabei im Treiben. Sag das nicht mehr. Elend ich mag nichts wiederholen. Kannst du, willst du Sprünge machen, geht was im Sturm? Kannst du das menschliche Gewebe und Verhältnisse zerreißen? schwerlich — Nun sieh lieber, da wir das alles nicht können, es gut ist daß wirs nicht können, so geh denn langsam lerne immer und unvermerkt stehst du aufm Punct, und wie muß dirs und mir seyn, wenn wir sagen können, das thaten wir — ganz da unten auf der letzten Bank saßen wir, und jetzt schon sind mir* so viele Plätze oben am großen Gastmal der Welt. Ist das nicht alles herrlich, und du kommst gewiß hin — nur Geduld — könnt ich dir doch das recht ans Herz legen — das es nicht so gehn kann wie man will und jetzt will. Daß man den Menschen nach und nach zum Stück stimmen muß, das man ihnen vorspielen will, und daß sie dann nur erst Ohren vor haben — es fogar vor nothwendig halten, daß man ihnen vorspielt oder dudelt — wenns nur klingt. Bleib mir in der Figur ich red nicht von deiner Musik, sondern überhaupt vom Gang der Welt. Alle die Großen die du siehst mußtens so machen — und das macht einem seggen — Red mir auch nicht mehr von Lectür — denn die macht hier gar nichts. Wo kann das Stärke geben Liebe — eher biegt es einen noch unter, laß dir es ausreden — und geh in dich, arbeite laß und immer gearbeitet, und laß sich Fertigkeit von selbst gründen. — Sollst in deinem Wesen und Existenz bleiben, das macht dein Individuum aus, nur beherzige obiges — Von Slav red mir nicht, man ist nirgends Slav. Wo muß man nicht nach Stunden arbeiten — ist nicht eins ob du hackst oder gräbst — mußt ja doch immer arbeiten, muß ichs, tausende und der Größte am meisten. Hast du andere Ausichten wo du besser zu treffen glaubst, gehe, der ist nirgends Slav der die andern überfieht. Wenn die Menschen bedächten wie wenig gute Stunden man im Leben zählt. Von meiner jetzigen Arbeit mag dir Goethe sagen. Wie stehst du mit ihm ietzo? Komm zu mir alle Tage, je eher, je lieber.

* So für wir: Durchbruch der Mundart.

II. An Schumann.

(GIESSEN im Herbst 1774.)

Da steh ich dir wieder auf meinem Hügel, werf Blicke in die weite Welt und Menschen Herzen, werd vom Geist getrieben, hab göttliche und satanische Eingebungen, wie sie Dichter, Fanatiker und Narren haben. Laß! ich bin wieder ich, wälz vom Herzen was ich Trübes gehört habe und denke des Liebs alles, das auch nicht mangelte im Wellen Meer, das mir seither um die Ohren sauste. Sauß denn fort, Menschheit! dein Freund ist in Ruh.

Glaub mir, Lieber! mir ist heimlich und still wohl. Möchte dirs so seyn, wäre uns beiden geholfen. Das fiel alles wie Blei von mir, als ich in mein Heiligthum kam, meiner mediceischen Göttin den warmen Kuß auf die Lippen drückte. Nun bin ich ja wieder, sey mir auch wieder gewogen, holde Göttin, sieh deinen Freund liebeich an, und ihr alle Lieben, die ich im Geiste hier vor mir habe, hinmale und hinstelle. Du wirst mich für einen Narren halten mit meinem Geschwätze. Thus! aber wisse, da ist einem immer am Wohlsten, wenn die kalte Vernunft schläft, und ich auf Wolken der Phantasie daher reite. Deßwegen bin ich auch so tolerant gegen Kaiser, der nur im Vorbeigehen der ganze große Mensch ist.

Halt, mein Genius! laß dir nichts Trübes einfallen, bloß Höll und Himmel und nur bleib stark!

Ich wollte mit dir reden, und rede mit mir. Toll Alles! Schreib mir, wie dir ist? Was du machst? Was du denkst? Schreib Bogen und ich will deinen Geist messen. Danke, daß ich dich liebe, lieben werde. Amen! Amen!

K.

Du siehst, daß heute nichts mit mir zu machen ist.

III. An Schumann.

(FRANKFURT um Neujahr 1775.)

Lieb ist mirs von dir zu hören. Mir gehts gut. Liebes und Trübes mitunter. Lauf Schlittschuh* wie ein geflügelter Gott. Trinke Wein, lese meine Griechen und was mit ihnen. Mach Gedichten und Zeug; hab vier gute Tage gehabt, als ich hier ankam, da ward ein Stück, heißt leidendes Weib, worin ihr mich finden werdet, und Menschengefühl. Nun wirds zu Leipzig seyn, bist du karg sollst du was** haben. Gut, daß dirs wohl geht. Lieber, genieß was dir vorkommt, brauch deine Kraft zu deiner Bestimmung, denk, daß durch das Alles ist. Du übersiehst Taufende, wohl dir, das ist weit genug gebracht. Mach nur Gebrauch davon und auch denen***, die um dich sind, zu seiner Zeit findet sich Alles. Hätten die Hallischen Theologen was mit von deinem Geist,

* Gewiß im Orig. Schlittschuh.

** Vermutlich: eins, nämlich ein Exemplar.

*** Deren? d. i. bediene dich deiner Umgebung zu deinem Fortkommen?

gings dort gewiß gut, denn ich denk ich red über die und habs vernommen*. Den Voltin** sollst du haben, hab jetzt nur zwei Bände, weil Wagner*** die andern hier eingeschlossen. Schreib mir bald und viel. Was du thust, leb vergnügt. Das wirst du, sobald du mit deinen jetzigen Umständen vergnügt bist, das doch von uns abhängt. Adieu Lieber! K.

* Die Hallischen Theologen sind Authæus und Kißner. Der Sinn der letzten Worte muß sein. zu den tausenden, die du überhiehst, gehören, mein ich, auch die, und ich habe mich davon überzeugt.

** Voltaire?

*** Im Druck steht Wegner. Der geheimnisvolle Aufenthalt Wagners in Höchst dauerte offenbar noch fort.

IV. An Schumann.

(GIESSEN) Februar 1775.

Wider Pflicht hast du gehandelt, mich so lange auf einen Brief warten zu lassen, und billig sollte ich dich vier Wochen zählen lassen, eher — so lies denn nur.

Was das soll von übler Laune reden in deiner jetzigen Verfassung, versteh' ich nicht. Was willst du? Kommt in der Welt nicht alles darauf an, daß wir uns zu Fressen schaffen, und können wir mehr, noch einigen andern Geschöpfen. Das kannst du nun. Jeder Weg dazu zu gelangen ist gleichviel. Der so, jener so. Überall Liebs und Trübs, Dornen und Rosen, und mehr Elend als Freude. Unbehaglichkeit über unsern Zustand, Unzufriedenheit über unsre Kräfte, ist Überspannung, Eitelkeit und dergleichen, ich sprech dich frei von jedem. So folg mir und sey gutes Muths, brauch deine Kräfte zu deinem auferlegten Geschäft, dann hast du mehr gethan, als tausend von den Großen, die du siehst und sehen wirst, nichts thun.

Mit mir siehst widrig aus. Ich bin in der fatalsten Situation, die seyn kann. Ich mag nichts detailliren, dulden will ich, so lang meine Kraft aufrecht bleibt. Mich zerreißen Leidenschaften, die dir unbekannt sind, und Lieber, es ist dein Glück. Daß ich heute mit geradem Sinn an dich schreiben kann, hätt ich mit Recht für die größte Lüge gehalten. Es ging arg mit mir, und ist noch, denn die Sache ändert sich nicht. Jeden Andern müßte es niederhauen, und daß ich steh, weiß ich nicht, wem ichs zuschreiben kann und soll. Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und Alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben, und mich nachstürzen. Doch laß es, ich weiß auch dies verlöscht, und dann lach ich. Bruder, glaubte ich meine Ehre nicht gekränkt, wäre Alles gut. Denk nicht nach, sorg nicht. Von hier kommts nicht. Ich könnte frei athmen, wenn ich nur wollte. Das ist eben unser Aller Unglück. Über diesen Brief muß ich lachen, abscheulich weise, und so Kneipen im Herzen.

Hier hast du zwei Gedichte, ein Liedel, das du singen magst — und ein — ich kanns nicht nennen*. Ich denke, du verstehst, und trifft den Ton.

* Wol ein Gedicht in regellosen Rhythmen.

Du sollst auch Otto und das leidende Weib haben, und so sey brav und lieb mich.

Schreib bald.

K.

Das Frankfurter Gedenkbuch enthält unter der Ueberschrift «Klinger an seinen Jugendfreund Schumann in Mainz» außer den vorstehenden noch zwei Briefe, die offenbar von Kayser sind. Bei dem einen wird dies durch das Datum außer Zweifel gestellt; bei dem andern verrät es sich durch die Verwandtschaft des Tones und Inhaltes, sowie durch das lateinisch geschriebene Adieu, das sich bei Klinger niemals findet. Dieser andere ist der frühere: er ist kurz vor Kayfers Abgang nach Zürich in Frankfurt geschrieben. Ich lasse beide hier folgen, damit der Leser selbst urteilen könne.

(FRANKFURT um Neujahr 1775.)

Dein Andenken ist mir sehr lieb. Wars doch endlich einmal Zeit etwas zu hören! Grüßen hätte ich Dich in acht Tagen einmal lassen, wenn Du nicht geschrieben hättest.

Nun so sey denn Dein, und suche Dich zu substituiren; leb so wie Du just gedenkst gut zu machen. Ich bin gar wunderbarlich; Kopf voll von Philosophie, jetzt zur Zeit — all das, was Du nicht begreifst, und davon ich — ich bin.

Wir waren beyfammen die Feiertage recht gut, nur gings türkisch her.

Denkst Du noch daran? Das mußtest Du nun all auch erfahren, und mitmachen; es kommt nicht mehr und soll auch nicht mehr kommen. Ich gehe freilich weg und bald — bis dahin schreib ich noch einmal.

Adieu.

K.

ZÜRICH, den 7. Mai 1775.

Schumann, ehrlicher lieber Junge, Du treibst es doch gut? Ich freue mich Deiner, wenn dies so ist. Geh denn auch Deinen Gang die Welt so durch, wie Du nach Maaß der Kräfte, des Geistes in Dir fühlst. Bei Deinen Glaubensgenossen* ist mirs hier gar wohl. Lieber! es ist genug für uns in der Welt! Weh uns, wenn wir das leugnen. Denkt (?) den großen Erdboden Gottes, brauchen wir Geschöpfe mehr als ein Plätzchen, worauf wir uns herumtummeln und vergnügt seyn können?

Du denkst doch meiner allezeit im Guten? Laß mich doch von Dir hören — sag mir, daß Du gutes Volk hast, mit denen Du leben kannst; daß Dirs wohl gehet — daß Du mich liebst!

Adieu.

K.

* Schumann war reformierter Confession.

V. An Kayfer*.

(K.) Zwey Barden und Ritter, Namens F. M. Klinger und (M.) J. M. Miller, *p. l.* in Gießen sich aufhaltende an den Mannvesten, ehrfamen, und, laut seines Porträts sehr Ehrwürdigen Herrn Herrn Philipfen Kayfer Muficus, bald im Olymp, bald unter niedern Würmern fein Wefen habend, (K.) auch sehr edlen und zärtlichen Freund der uns nah am Herzen liegt, und das wir aus Ritterproben wissen und gemerkt haben.

(M.) Die ungeheure Hundstagshitze erlaubt Uns nicht, wie wir wol anfangs willens waren, unfre weltberühmte poetische Ader schlagen zu lassen und (K.) Euch in dem Epistels Ton zu antworten der uns so wohl behagte. Angefangen haben wir zwar und das mit zimmlicher Lauge und Bitterkeit, da aber nun das Exordium fertig ist, und (M.) wir die Vorige und einige vorhergegangene Nächte auf der bewußten Schulzischen Pferdedecke sehr viel ausgestanden haben, so . . . (K.) he bey dem Teufel ihr Volks lermt nicht! Kayfer ich bitt dich wie viel Uhr ist! wir sind zum Schmauß gebeten und wakere Ritter veräumen ungern wo die Taffel so ausfiehet (ein Tisch mit drei Flaschen gezeichnet. M.) Das Auditorium ist für Gießen wirklich viel zu groß, und die Pferde nach Marburg haben wir auf Morgen auch nicht bekommen können — die verhenkerte Pfeife ist schon wieder aus — (K.) Komm Junge laß dich an deinem lieben Starrkopf kriegen und dir ein Mäulgen geben. Ritter Miller ist ein herzlichster Junge. Ganz für uns der mich liebt, der dich liebt — dich herwünscht. Wir haben viel von dir gesprochen, und eben dein Portrait verkehrt gestellt weils zweymal herunter fiel, darob wir sehr erschrakten. Du stehst doch gut? (M.) Es ist auch kein Geringes, neben Klinger, Stolbergs, Göthe und Haugwitz zu paradiren. Aber Klingers Pyrrhus wird die Welt erstaunen machen, und wenn Kayfer noch viel solche Lieder macht, so mags der Satan mit ihm aufnehmen! — (K.) Das Platt muß druknen, denn mehr. Schmidten haben wir einmal tüchtig abgeoffen. Ich sag dir Schaz in Gießen hab ich so herrliche Tage noch nicht gelebt als mit dem lieben Miller. Wir sind schon länger als 8 Tage beyfammen leben wie die Götter. Du mußt — halt doch — Dank für die Epistel. Komm und friß den Kohl der Pudel düngt gut. (M.) Wer das Scheiden erfunden hat, war ein rothhaariger krausköpfiger Junge, der den Kindern Nüsse stahl, wenn sie damit spielen wolten. Denk Dir einmal, liebster Klinger, über Morgen — Mich deucht, ich höre den verdammten Postillion schon blasen. Was ich Euch eigentlich sagen wolte, liebster Kayfer, ist weiter nichts als das: daß Klinger ein gar herrlicher Kerl ist, der sich fogleich in die Seele einnistelt, und daß ich Euch auch herzlich gut bin, wenn Ihrs mir nur auch so wärt! — (K.) Bonnen Blut hat ein schönes roth. Dort schlich sich eben ein Mädchen durchs Gärtchen ich küßt ihr unsichtbar die Hand und die Frösche fürcht ich gewaltig. Es ist noch nicht lange daß sie mich aus einem Bach iagten was sehr angenehm war, ich auch meinen ritterlichen leib badete, Miller mich durchs Gefträuch glänzen sah und auch schleichen. Eine Erle ist ein schöner Baum, besonders wenn ihrer drey

* Von Klinger und Miller abwechselnd geschrieben, was durch (K.) und (M.) bemerklich gemacht wird.

beyfammen stehn und wieder drey. Auch das Abendroth vom hohen Berg. Und bey der Nacht die Trümmer eines Schlosses zu besuchen, an dem Quell im Buchhain Wein zu trinken. Gestern schikten wir einen Ritter zum Diterich nach Wezlar er kam marode zurück. (M.) Und die Johanniswürmer, die ich damals auf dem Hut hatte, waren doch auch nicht übel. Aber, so ein Freyheitsgefang, wie der Fritz gemacht hat, muß einen doch recht müde machen. Sollt ich aber ewig drauf schlafen, ich würd ihn doch machen, wenn ich könnte. Und die Donna Viola — so neben der Quelle sie kennen zu lernen, wo die Namen in die Buchen eingeschnitten sind — ja, Kayfer, das war ein herrlicher Abend, wo man Euch wol auch hätte dabey brauchen können. Ihr trinkt doch auch Wein? Je nun, dann isfts schon gut, und wir sind wieder Freunde. Profit, liebster Klinger! Aufs Wohl des Offenbacher Mädchens und der 3 Erlen am Bach bey der Amtmanns Mühle! (K.) Dum dal ra la ra. Ich weiß lieber Junge lieber Wurm du wirfst dich um Miller winden mit Kopf und Schwanz. Die Lehre vom Contract ist sehr schwer überhaupt die Pandecten. Stell mir die Nativität. Miller hat mir guten Zunder geschenkt. Stollbergs Gefäng ist ein Götter Gefäng. Du mußt Millers Lieder schön componiren und schiken. Wir haben deine Gefundtheit in Wezlar getrunken. Ich bin lezthin ausgepiffen worden. Dum dal-ra. (M.) Ja du allmächtige Freundschaft — Stopf mir doch auch eine Pfeiffe! — wer dich Einmal fest ans Herz gedrückt hat, dem isfts immer wohl bei Sonnenschein und Regen — Möcht wol ewig bei dem guten Klinger leben, und mich dann einmal auf ein Jahrhundert lang von Kayfer besuchen lassen; Aber so ehrenvest, wie sein Portrait, dürft er mir nicht ansehen — Lustig eingefchenkt! Der Mond geht schon auf, und die Eulen singen — Narr, warum läßt du dich auspfeifen? schlag sie um die Ohren, und gib mir Feuer, nicht vom Ulmerzunder, nur vom gelben. *Vivat* Münden! (K.) Diesen Mittag hatten wir Sauerfleisch es schmeckte nicht so gut als es roch. Deinet schrieb mir gestern. Der Wein ging noch. Der Saalat welcher geschößt hat taugt nicht zum Essen. Man zieht Samen. Wezlar hat eine schöne Gegend. Lavater ist ein herrlicher Mensch. Was hält Du davon daß michs eben ietzt piffert? Deine Lieder finden erstaunenden Beifall. Der Almanach ist ein kleines Büchelchen. Meine Papierfcher rostet. [M.] Aber der Bourbon* stinkt gewaltig, jag ihn naus! Siehst du Klinger, wenn wir so einmal in der Schweiz zusammen leben könnten, all auf Einem Berge, und du uns dann Trauerspiele vorläßest, und Kayfer uns ein Stücklein vorspielte — Meinst du wol? Aber mit dem ewigen Planmachen geht Zeit und Papier verloren. Lustig umgewendet! [K.] Der Pudel schläft gar zu gut liebster Miller und ich möcht den armen Narrn nicht ärgern. Kätchen ist ein braunes Dinglin. Und Lischen hat das Blaue ihrer Augen vom reinsten Aether gestohlen. Lieber Miller wenn wir doch ewig so zusammen wären, so angeschlossen wie wir iezo sind ich wollt dich für Kält und Hize schützen. Den großen Mann Lavater möcht ich wohl einmal sehen und mich an seiner Sonne wärmen wenn ich auch noch so weit von ihm säße, wie ich höre folls eine große Wollust seyn um so einen Menschen zu existiren.

* So für Barbon.

Diefen Morgen waren viele Prinzen hier. Es regnete stark, wir schwitzten. Mit den stinkenden Gossen ifts ein garftig Ding. Die Lehre *de Servitutibus* ift ein nährifch Ding, hat mich manche Stunde gekoft. [M.] Hört lieber Kayfer, der Schmid ift ein Erzfehuf, hat uns geftern keinen Wein gegeben, und wir waren doch fo durftig. Der arme Schleyermacher ritt geftern auf meinem Pferd nach Wezlar, und brachte einen Wolf mit, der die gantze Nacht durch bellte, daß kein Menfch fchlafen konnte. Nun will er auch ein Gypshändler werden. Eure Kompositionen hab ich noch nicht gefehen, aber fie find gewiß gut, darauf wolt ich fchwören. Ich lieb Euch fchon herzlich, denn Klinger fagt mir, daß Ihr wehrt feyd, und was Klinger fagt, ift wahr, ja gewißlich wahr. Lavater ift freylich fo ein Mann, den unfer einer auch kennen möchte; aber laßt mich nur erft nach Schwaben kommen. Hui, und ich bin in der Schweiz. Nun müffen wir wol bald zum Schmauß, Klinger zieh die Hofen an! [K.] Miller wer wird fo nakend da fitzen die Magd komt. Die Phyfiognomik mögt ich wohl fehen. Die Praxis *Juridica* foll viel Geld bringen wer was drin gethan hat. Wie viel Blut ließt du dir abzapfen, eh du die Epiftel fchrießt? Jüngft bekomme ich die *Sainte Conception* von einem Mädchen gefchenkt. Ein altes Haus foll gut auf einer Landfchaft ftehen wenns ein braver Kerl zeichnet. Um ein häßlich Maidel ifts ein garftig Ding, um fchlechten Wein gar herbes ding. Ich liebe dich. [M.] Bin *ut supra* Euer guter Freund Miller.

GIESSEN den 28 Juli 1775.

VI. An Deinet, den Herausgeber der Frankfurter gelehrten Anzeigen, darin abgedruckt im Auguft 1775.

Auf Begehren wird folgender Brief vom Verfaffer des leidenden Weibes eingerückt: Brief an Hrn. * * *. Ich habe die von Ihnen mir überfchickte, und auf meinen Karakter gemachte Pasquil erhalten. Ich hielte es, als ich den Titel anfah, für eine Witzeley über mein Drama, und fing ganz gelaffen zu lefen an. Aber wie fehr erftaunt ich, als ich fah, daß ein feindlicher Menfch unter diefem Deckmantel meinen moralifchen Charakter und mein Herz auf die unfreundlichfte und unedelste Art durch Lügen vor der Welt zu fchänden fuchte. Ich dachte gewiß nicht, daß fich unter meinen Lesern einer mit fo unreinem Herzen an mein Stück fetzen, und mir fo afscheulichen Zweck und Empfindungen beilegen würde. Ein Menfch muß von fehr böfem Herzen und verdorbnen Gefinnungen feyn, der da Böfes findet wo keins ift. Hätt er mein Drama nach aller Strenge beurtheilt, wohl! dazu erkaufte fich jeder ein Recht, der fein Geld dafür ausgiebt zu fagen, ob es ihm gefalle oder nicht. Hätte er muthwillig darüber gewitzelt, auch gut! ich bin der erfte nicht. Aber nein! er wollte mir geradezu dasjenige rauben, was von jeher mein Troft war: Rechtschaffenheit, Gefühl für Wahrheit, Gutes und Edles. Es fchreyt Rache. Sie haben Recht, und fchlagen mir zugleich zwei Wege vor: Entweder ich foll bei der Obrigkeit zu Befrafung der Schandfchrift einkommen, da der Verleger (der fich ge-

nannt hat) fogleich feinen Namen entdecken müßte; oder ihn öffentlich an Pranger ſtellen. Ich verlange keins von beiden. Erſtes zu thun hab ich kein Vermögen und bin nicht gegenwärtig. Auch möchte ich nicht gern des Menſchen Beſchimpfung und Unglück ſehen, da ihn ohnedieß Schande brandmarkt und ſein Gewiſſen ihn ſchreckt, wenn er denkt was er gethan hat. Was das zweite anlangt, ſo finde ich's nicht nöthig. Meine Feinde haben ſich einmal auf meine Unkoſten gekitzelt, und die Freude mag ich ihnen wohl gönnen, da dieſe Leute ihrer ſo wenig haben, wenn das ja Freude ſeyn ſoll. Was würde ich auch bey denſelben gewinnen, da ſie nothwendig Partheygänger ihres Anführers ſind? Ehrliebende Leſer müſſen aus der Piece ſehen, weſſen Geiſtes Kind der Paſquillant iſt, oder ich müßte den Menſchen ſehr wenig zutrauen. Bey meinen Freunden hab ich's gar nicht nöthig. Sie alle kennen mein Herz, wiſſen, daß ich von jeher die Wahrheit mit heißem Verlangen geſucht habe, kennen mein Gefühl, das deutlich und wahr iſt. Und da ich bloß in derer Liebe und Theilnehmung meinen Troſt, Beruhigung und Daſeyn fühle — Ihr meine Lieben! was würdet Ihr von mir denken, vergäß ich mich ſoweit, wiche ſoweit von unſern Grundſätzen, mich mit einem ſolchen Menſchen öffentlich abzugeben, weil er mich durch Lügen geläſtert hat, da ihr alle das Gegentheil zu wohl wißt. Alſo ich laſſe ihn ſeinen Gang gehen wie jeden; verſichert, daß wenn er mich kannte, er würde und müßte anders von mir denken und ſeine Lügen zurücknehmen. Ich werde ſeinem Namen nicht weiter nachforſchen. Vielleicht daß er mich einſtens näher ſieht, ohne daß ich an ihm meinem Feind weiß, und dann muß es ihn gereuen mich geläſtert zu haben; oder er iſt ein Böſewicht, das ich nicht gern von einem Menſchen ſagen mag. Sagt meine Lieben, was für ein Herz, was für Gefühl muß ſolch ein Menſch haben, der einem ſo gräßlich zu ſchaden ſucht, ohne daß man ihn beleidigt hat? Böſer Humor, Schadenfreude, innere Bosheit, widrige unmenſchliche Empfindungen nur allein können einen dazu reizen.

Dieſe Leute ſehen gewöhnlich jeden nach ihrem innern Spiegel an, der ihnen ihre garſtige Seele jeden Augenblick vormahlt. — Wie ſoll ich anders von einem Menſchen denken, welcher eines jungen Menſchen, der mit ihm und der ganzen Welt in Frieden lebt und nichts vom Glück erhalten hat, guten Ruf und dadurch ſein künftigs Glück in ſeiner Vaterſtadt durch Lügen zu zerſtören ſucht? Weiß Gott, es iſt ſchändlich! Ich wünſche ſolcher Art Leute nichts als alle Genügsamkeit, Geiſtesruhe, innere Zufriedenheit, damit ſie andre ihres Pfads ruhig wandeln laſſen mögten, die ſie nicht einmal auf dem ihrigen geſtört haben.

Was ich über den Zweck meines Drama ſagen will, iſt dieſes: Ich wollte den Werth der Unſchuld, das Heiligthum des Orts eines andern, meinen Leſern durch Beiſpiel und Handlung, nicht durch Geſchwätz anſchaulich machen. Ich wollte, daß ſie das fühlen ſollten, und dieſe Lehre daraus ziehen: wie ſehr ſich Verluſt deſſelben und Beſchimpfung deſſelben durch Reue und Strafe räche. Konnt ich das nicht, ſo iſt mein Unvermögen ſchuld und keine böſe Abſicht. Dieſe konnte mir nur der beilegen, der mich ließt mit dem Vorſatz eine Paſquille auf mich zu ſchreiben. Hätt ich dieſer heiligen Begriffe, die mir ſo nah am

Herzen liegen, gespottet, die Verbrecher mit ihrem Laster triumphirend und über die Tugend spottend von der Bühne weggehen lassen, so hätt ich an ihrem Verbrechen Theil genommen und verdient, daß jeder einen Stein aufhübe und nach mir würfe. Da aber mein Zweck so augenscheinlich im Stücke liegt, und dasselbe mit Reue der Verbrecher anfängt und mit ihrer Strafe endet . . . was red' ich. Lese mit reinem Herzen, lieber Leser! — weiter wünsch ich nichts. Was Louis spricht, rechtfertigt sich aus seinem Charakter. Wie soll ein Mensch, der mit solchem niederträchtigen Vorhaben umgeht, anders reden? Seine erste Erscheinung verspricht schon das ärgste, und er beweist's in der Folge, was er ist.

Was mich kränkte, und was die bitterste häßlichste Lüge ist, die je einem Menschen nachgesagt worden, ist der Vorwurf: ich habe Unschuld verführen wollen. Gott sey mein Zeuge! dessen Gegenwart ich bei dieser Betheuerung innig fühle, meine Seele ist rein solcher Schandthat, ist rein solches Vorhabens, und war's immer. Wie konte der Unglückliche solches hinschreiben? Er frage den, der mich genau kennt, was für Gefinnungen ich für das alles hege. Wär ich mir eines solchen Vergehens bewußt, ich möchte nicht mehr seyn. Aber Trost mir! mein eignes Bewußtseyn, mein innerer Richter ruft mir zu: «Du bist unschuldig!» und wohl mir! ich kann allenthalben ohne Furcht, ohne Erröthen durchgehen. Es sind einige, ganz niederträchtiges kleines Gemüth verrathende Stellen in dieser Pasquill, daß ich sie gar nicht rügen mag. Es würde mich nur lächerlich machen, wenn ich mich auf so was einließe.

Und nun, mein Herr! hab ich weiter nichts zu sagen. Er gehe hin in Frieden, und lasse mich ruhig. Ich habe weiter nichts mit ihm zu reden. Ist ihm das nicht genug, so verdient er des Blicks nicht! ferner keine Sylbe. Leben Sie wohl! Klinger.

VII. An Boie.

(GIESSEN) 5 Dec. 75.

Lieber!

Ich hab Sie nach Ihrem versprechen hier erwartet, Sie kamen nicht. Ich hof nun Ihre Umstände die Sie mir schrieben, und die mich sehr kränkten, haben sich zu Ihrem besten (wie es kommen mußte) geändert. Mein Leben hier ist immer noch das vorige, einsam und gut. Den Herbst brachte ich wieder bey meinem besten Goethe zu und seh den Ostern mit Verlangen entgegen.

Ich hab etwas von Ihrem Musæo gehört das unter Ihrer Aufsicht herauskommen soll, und frage ob Sie dramatische Sachen dazu brauchen können?

Ich will Ihnen eins meiner liebsten Stücken Scenenweiß dazu geben, und hiermit folgt eine Scene, die **unverändert** abgedruckt werden müßte. So sollen ihrer viele nach und nach folgen, und vielleicht auch andre Arbeiten. Schreiben Sie mir nur was Sie mit Ihren Arbeiten für einen **Akkord** getroffen haben. Ich denk wegen des Pirrhus werden Sie keinen Anstand haben, und für die Arbeit steh ich, das Sie sehen können, da ich meinen Namen dazu gab.

Schreiben Sie mir gleich Ihre Gefinnungen und sollte es nicht zu Ihrem Zweck taugen, so lassen Sies niemand wissen — bey Ihnen hats nichts zu sagen da Sie mein Freund sind. Übrigens biete ich meine Arbeiten nicht gern an, am wenigsten meinen Pirrus. Die Ursach warum ich dieses Stück so will drucken lassen ist: daß ich sehen möchte was es vorläufig für Effect aufs Puplicum machte. Lieben Sie mich wie ich Sie.

Ihr Freund

Klinger.

Schreiben Sie bald, wollten Sie noch was dazu haben, so sagen Sie. Behalten Sie es, so lassen Sies ins nächste Stück drucken.

VIII. An Boie.

13 Jenner 76.

Mein lieber Boie!

Ich war gewiß nicht ungehalten daß Sie mir nicht gleich antworteten. Ich erfuhr Ihre Beförderung* vorher schon, und freute mich innig, daß Sie zu einer sichern Ruhe kommen sollten. Ich nehm den größten Antheil daran — wiewohl wird Ihnen feyn aus dem garstigen Leben von Hofmeisterey heraus zu feyn! Denken Sie meiner immerfort und lieben Sie mich! Ich glaub daß ichs verdiene. Ich will mich gedulden und meine Erlösung erwarten. Mir ist alles academische Leben verhaßt. Nach Göttingen mag ich gar nicht. Was soll ich dort? Pfingsten hätt ich Sie dort besucht, da Sie aber weggehn, so mags bleiben.

Ich schick Ihnen hier noch eine Scene, die hinten an die vorige gedruckt werden soll. Ich bin gewiß Sie werden nach Durchlesung derselben keine Bedenken tragen. Und so machts nach meiner Idee auch noch was aus.

Der Pirrus gibt ein Stük von ungefähr 12—14 gedruckten Bogen, und da ich diese Art von Stücken erst spät herausgeben werde, so war ich und bin ich noch willens ungefähr 10 Scenen in Ihrem Musæo vorläufig drucken zu lassen. Ich werd immer solche wählen, die eine Art von Ganzes ausmachen und einen Blick in Charakter der auftretenden Personen geben. Ich bin sicher, daß ich und mein Stück dabey gewinn. Und glauben Sie nicht daß ich just die besten schick, ich hab an Pirrus alles mit gleicher Wärme geschrieben, und hiedurch wird also niemand getäuscht. Es kommt nur auf Sie an, ob Sie ferner annehmen wollen. Wollen Sie nicht, so thun Sie mir den Gefallen und drucken dieses und **vorgehendes** im Merz mit. Dann geben Sie mir fernere Nachricht. Auch wünscht ich daß Sie mir das Stük wenns gedruckt wird etwa 14 Tag vor Ostern schikten, weil ich um selbige Zeit zu Goethe und dann zu meiner lieben Jenny reis. Sollte das nicht feyn können, will ich in meinem Hause meine Adresse geben, daß mirs nachgeschickt wird. Also lieber Boie diese zwey Stücken kommen gewiß zusammen.

* Seine Anstellung in Hanover.

In Ihrer Anmerkung find ich wahres. Schreiben Sie sie scheute nicht das Blut der Freunde, das von floß. Von muß bleiben wegen der Kürze. Abfodern anstatt fodern mögen Sie meinerwegen sagen, e mögen Sie auch vor einem *Consonans in presenti* schreiben. Daß sie richtig interpunctirt haben, dank ich Ihnen. Wenn ich eine Sache einmal lebendig vor mir habe, wie diese Scenen, schreib ich flüchtig weg und kümmere mich nicht, das nun wohl nicht recht ist. Weygand hat mir kein Avis geschickt, weil wir alle von ihm weg sind.

Die Stelle, die Sie nicht lesen konnten, heißt: Gefaßt hatte Sie ihn wie eine Mutter.

Ich bitte, schreiben Sie mir bald wieder! Mein ganzer Namen ist hier zu lesen, lautend

Friedrich Maximilian Klinger.

Adieu lieber Boie!

Das Porte machte 6 Groschen.

Ich francire nicht, weil ich glaube, Weygand muß die Correspondenz bezahlen. Sollt ich mich betrügen, so rechnen Sie mir diesen und vorigen Brief an.

Piehl kenn ich nicht. Höpfner und seine Liebe grüßen wieder. Grüße von mir an alle die meiner denken und mich kennen, deren wenige seyn werden.

Schreiben Sie mir doch wenn Claudius hierher kommt. Und Klopstock!!!



IX. An Agnes Klinger.

(GIESSEN 17. Februar 1776.)

Hier Liebchen! hast du ein Briefchen voll Dank und Liebe! Frag Liebchen mein Catrinchen warum mirs nicht schreibt, ich wollt ihm dan auch schreiben. Für das P. dank ich sehr, und auch für die ausgerichtete Komission. Schik mir auf den Freytag mit dem Wagen, (er geht glaub ich Donnerstag Morgens ab) 4 Duzend Knöpfe. Ich will sie euch bezahlen wenn ich komm, oder das Geld gleich schiken, biß dahin mögt ich sie aber gewiß haben. Von der Größe wie du einen schiktest find sie mir recht.

Ja Stella! Stella! das ist freylich ein Stük wobey das Herz einem helle schlägt. Ich hatt sie in Frankfurt schon und gab dirs nicht aus Nachlässigkeit. Goethe fragte mich ob ich dirs gegeben hätte und ich log. Nicht Liebchen das war garstig? Zürn mir nicht. Deine Briefe sind mir lieb, und der Schwester ihre wären mir auch lieb. Treib sie nur daß sie mir schreibt, ich will ihr dann gewiß schön schreiben und dir auch.

Oftern meine Treue! bleib ich nicht bey euch, kann nicht. Dafür komm ich aber auch 8 Tag früher als ich versprach. Bitt euch meine Besten! seydzufrieden mit mir, und verargt mir nicht, was ich nicht ändern kann.

Bald kriegst du und Schwester ein Drama gedruckt von mir, und hier schenk ich euch ein Liedchen das ihr aber niemand dörfst abschreiben lassen. Wenn dus versteht ist mirs lieb.

Geist der Liebe füllet mich,
 Lieb und bange wunderbar.
 Liebe, fühle Seligkeit,
 Trübe, fühle Bangigkeit.

Hab ein Herz das glühet, fängt
 Alles was am Himmel hängt,
 Was aus reicher Erden dringt,
 Aus den grünen Büschen singt.

All das tönet laut in mir,
 Reißt mich von der Erde schier,
 Geist voll Feuer wallet schon
 In der Liebes Region,

Schlägt die Schwingen flug! flug! flug!
 Feuer, Kraft zum nahen Flug!
 Himmel, Erde, Tag und Nacht
 Sonne, Sterne, Mondes Pracht —

In mir Spiegel fein und blank,
 Der es aufnimmt rein und blank.
 Kraft mir strahlte und Gefühl
 Wenn der Körper ganz zerfiel.

Liebe führt in Busch und Wald,
 In das Thal — Gefang erschallt,
 Trink den Himmel rein in mich,
 Geist und Herz erweitert sich.

Rähtst du an wens ist? Ich küß euch alle mit Liebe. Grüß die S* viel mahl. Den Brief an Kayser gieb gleich auf die Post und bestell die andern nach der Adresse. Küß die Mutter und Kathrinchen. Adieu!

Heut war mein Geburtstag und ich hab gar schöne Manschetten bekommen. Von wem? Nein Liebchen, das sagt man nicht.

Die Schatten sind für Kathrinchen.

* Sara Henriette, eine Schwester Schumanns, genannt Sariette.

X. An Kayser.

(GIESSEN) 2ten Pfingsttag (27 Mai 1776).

Brav Bruder! daß du gleich wieder schreibst. Ich hab die Tag über so ganz in meiner Welt und den gesammelten Lieben die sich vor mich stellen, gelebt, und dein Brief stimmte mich vollends gut. Wenn es aus dem Herzen so der Hand raus geschwind gieng und wie ich wollte, würd ich dir tausend

Dinge mehr schreiben. Aber es hält mir wirklich hart biß ich die Feder nehmen kann, wenn ich so denk daß das all nichts ist, und daß ich den Buchstaben nicht Geist, nicht Herz einhauchen kann, daß sie vor dir hell brennten. Ich schäme mich deßhalb und mach mir oft Vorwürfe daß du so alles an mir thust und mir liebs und guts schreibst, und ich doch so mangel an Erkenntlichkeit. Die Welten Schaz in denen ich so oft leb und die ich ganz machen muß daß sie mich schlafen lassen, und meine Trägheit auf der andern Seite — das ist das garstige. Du ganz guter rechtest nicht mit dir* — ach und du thust wohl wenn du nur denkst was vor Leidenschaften auf und absteigen in diesem wilden Herzen und wies so oft wirbelt in denen wirren Sinnen — die Poesie ist warrlich eine Wohlthat für mich und große Entschädigung, daß ich all das hinschmeißen kann**.

Ich denk das Paquet mit Arria ist an dich gelangt, eh du das kriegst. Und sieh ich Efel, ich Efel! legte keine Zeile bey. Da trabte mein Rieß Grifaldo vor meinen Augen! o weh! Schaz und bin ich nicht auch ohne dich und ihn! Ebenso weit, eben so hoffnungslos und nicht absehend wies werde. Gestern schrieb mir Goethes liebe Mutter, von welcher ich manchmal noch was von Goethe erfahr, und ich kann nicht lassen dir in wenigen Zeilen zu sagen, was das Weib schreibt. Hier ihre eigne Worte! ich denk es hat Eindruck auf dich aufs neue, so viel 100mal dus auch magst gehört haben. Nur ein Stückchen des Briefs:

«Der Doctor ist Vergnügt und Wohl in seinem Weimar, hat gleich
«vor der Stadt einen herrlichen Garten welcher dem Hertzog gehört bezogen,
«Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zu-
«geschickt. Der Poet sitzt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar
«muß Vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort seyn, alles bleibt dort, nun
«wenns dem Völklein wohl ist, so gesegnes ihnen Gott. — Nun lieber Freund
«leben Sie wohl, so wohl sichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer
«das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten
«Orte zu Idealisiren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßt es doch
«mit dem sey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Feen Stadt
«zu machen wäre. Darinnen habe ich zum wenigsten eine große Stärke,
«Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihren
«blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es seyn, von Versen bin ich
«keine Liebhaberin, das hat freylich seine Ursachen, der politische Kannen-
«gießer*** hatte den nemlichen Haß gegen die Lateinische Sprache. Grüßen
«Sie Schleiern. von uns und sagen Ihm, er würde künftige Messe Ihnen
«doch nicht allein hieher Reißen lassen, und dann versteht sich das andre
«von selbst, daß wir Ihn und Sie bey uns sehen, manch Stündchen vergnügt
«verschwazen, allerley schöne Geschichten erzählen u. s. w. — Ich laß noch
viele aus, was meine Autorschaft betrifft u. dgl. Ich dacht ich würde dir einen
Gefallen mit thun und du wirfst geheim halten. Du glaubst nicht was das für
ein Weib ist, und was ich an ihr hab. Wie manche Stunde habe ich vertraut

* Der Sinn verlangt mir.

** Auf «kann» folgen mit andrer Tinte und offenbar v. Kayfers Hand die Worte: Und so gut!

*** Der Held des Holbergischen Lustspiels.

bey ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen gehört — ich kann dir darüber weiter nicht schreiben. Ich muß dir doch auch von mir reden. Meine Finanzen stehen ietzt dum. Ich bleib höchstens noch 16. Wochen hier und dann absolvir ich meine Studia. So nennen sies wenn man die Wissenschaften nun aufgeladen hat und hingeht Geld vor saure Müh und Schweiß einzuernden. Ich weiß nicht wie das mit mir steht, ich laß mein Gewissen schweigen. Ich schrieb das gestern an Goethe und sagte ferner: Meine Absolution wäre nun hier bald zu Ende. In was für einem Menstruo ich nun ferner solte solvirt werden, wüßte ich nicht. Ob die Ingredienzien, bitter, sauer, herb, salzig, süß oder angenehm wären, wollt ich erwarten. Wenigstens sollten sie mich in Frankf. nicht in Tiegel kriegen. Und das schwör ich dir auch! Ich hof es soll in W. geschehen, doch kann ich noch nichts zuverlässiges sagen. Ich laß das all werden vom wilden Ungefähr, und baue in mir fort, und reiß hinauf der Sonne an, Sturz oder Gipfel. Ach lieber! wann du einmal mich ietzt sehen solltest! und ich dich! Ich kann dir nicht zeigen wie ich so ganz anders worden bin an Körper und Geist. Durch Leibes Uebungen gestärkt und alles einen sichern Umriß hat — und all meine Stärke gewiß ist. Ich bin im Fechten stark geworden, und ärgere mich oft daß du nicht diese Dinge, die so große Wirkung auf uns junge Kerls machen, treiben kannst. Wie einem dies viele Stunden werth macht. Es hat mich demohngeachtet nicht viel gekostet. Ernst lernt alles mit und wir fechten mit dem Fechtmeister noch täglich. Wenn man so seinen Degen zu führen weiß und sein Pistol und Gewähr und sein Roß gouverniren u. f. w. ia was will das — ich wollte ich wär bey dir einmal und ewig. Ich hof daß das in W. geschehen soll, wenns an einem Ort in der Welt geschieht. Treib selbst drauf biß ich dort bin. Aus Lenzens Worten schließ ich viel. Ich muß mich ganz passiv verhalten und das kann ich mit meinem Glauben an Goethe und mich. Daß ich dir jüngst so viel Drek schrieb davor konnt ich weiter nichts — man wird manchmal so vom Ärger über die Hummlen die an der Blume Natur sich veründigen, hingerissen, daß man wild hinfährt und dann nichts als Reue überbleibt. Ich verdenk dir deine Wirthschaft weiter auch nicht mit den Leuten, nur Lieber, muß ich dich warnen was nöthig ist. Dein Herz ist viel zu lieb und ahndet nichts übel von Leuten die einen doch nur mißbrauchen. Ich weiß nicht, ich geb überhaupt nicht viel vor den Menschen und folche Leute rodiren einen immer mehr. Das sey das letzte Wort! Meinst du denn nicht daß du vor mir begrieffen stehst in all deinem Werth, deinen Nüancen, in den Dingen wo du von uns abgehst und mußt. Das laß dir immer gesagt seyn. Wirft du mir die Dinge schiken die du von Lenzen herausgegeben hast? — Lenz als Strephon wird dich freuen. Die Freunde machen den Philosophen, hast dus gelesen?

Gewisse andre Kerls, wenn sie sich nur mahlten wie sie sind, es wär noch besser mit ihnen» Erklär mir!

Lenzens Schrift unterschreib ich*. Ich bin Wieland längst gut und müßte ein Schurke seyn, da er Goethen so liebt.

* Offenbar die «Vertheidigung W(ieland)s gegen die Wolken», die Lenz verfaßt hatte, um sie diesen beschwichtigend nachzuschicken: vgl. J. v. SIVERS, I. M. R. Lenz (Riga 1879) S. 77 ff. So

Für Lotte dank ich dir recht sehr. Ich wünschte einmal die Physiognomie zu haben. Glaubst du daß ich noch keine Zeile gelesen hab davon und doch den großen Glauben an das Ding überhaupt hab. Schaz kann ich dafür, wenn ich das Zeug nicht schaffen konnte das du wolltest, und würd ich nicht alles thun, Dich zu befriedigen. Hat dir Riese das Geld fürs *S. de la nature* geschickt? Meinen Leuten gehts wie immer arm und hinderlich.

Dieser Brief kann Mittwochs erst gehen, weil dann die Post erst geht. Dann vielleicht noch was.

29. May.

Hab eine Wallfahrt mit E. nach Wezlar gethan und bin wieder hier. Ich wollte du hettest das Bild dieser Gegenden mitgenommen und so unter Lottens Vater, Geschwister und Freunde. Es ist gut da und ich bin gut. Adel! und meld mir vieles! hat dir Lenz weiter nichts von mir geschrieben.

K.

wol die Verteidigung als die Wolken unterdrückte er, nachdem er Wieland persönlich nahe getreten war. Klingers Worte beweisen nicht, daß er die Schrift, die nie verfaßt worden ist, kante; er hatte nur durch Kayser gehört, daß sie im Werke wäre.

XI. An Schleiermacher.

Mitwoch (12 Juni 1776)

Lieber Bruder. Ich bin seit dem Montag Abend hier und mir ist unendlich wohl, unendlich weh, unendlich reich, unendlich arm, denn ich hab nicht Worte auszusprechen wie und wann. Ich will dir der Reihe nach meine Begebenheiten erzählen. Auf der Reise bin ich gewürzt worden und erst geschunden durch tausend *fatalia* und der Postwagen drohte meinen Rippen fürchterlich — mich drückte grimmes Weh. In Eifennach kriegte ich den Vorschmack des Sächsischen Frauenzimmers — und zettelte große Romanen an. — Montag Abend noch umarmte ich Goethe und er mich mit aller Liebe. Hier sah ich und seh täglich daß wirklich über Goethe sich so wenig sagen läßt als man eigentlich über den Sohn Gottes sagen sollte, wenn man ihn glaubt. Und so will ich auch schweigen. Er stikt in politischen Geschäften und hat diesem Land genützt und thut Sachen — wie soll man ihn nennen? Und hier sag ich dir zugleich daß alles anders ist als wirs uns imaginirten und daß von allem nichts wahr ist was gesprochen wird, daß du kein Wort glauben mußt, und nur hören. Goethe ist geliebt durchaus und des Lands Heil und der Herzog ein vortrefflicher Mensch. Von all den Nachrichten die wir aus der Schweiz und sonst wo herkriegten ist kein Buchstabe wahres drin. Gestern war ich bei Wieland dem herrlichen großen, den ganzen Tag. Glaub mir daß nach Goethe kein größre existirt, das sag ich dir ohne Überspannung. Er ist ein erschreckliche große gute Mensch, ganz für unser Herz und Geist. Und wir haben uns keinen Strich seines Charakters imaginirt und auch nicht imaginiren können. Aber weh dem Menschen der um

RINGER, Klinger.

ihn war, an seinem Herzen lag, mit seinem Geiste redete, ihn begriff, und ihn noch verkennt! Ich weiß du glaubst mir und wenn du das nicht thust, so bist du unglücklich. Hier ist Balsam auf alle Wunden wo man nur hinblickt — und besonders bei diesem Menschen, der ganz Liebe, Größe, Demuth und Bescheidenheit. Steinige den Menschen dessen Zunge die Götter hier lästert. Wieland will mich nicht mehr fortlassen und Goethe spricht von bleiben. Bis den Sonntag kann ich dir mein Herzens Bruder, über diesen Punkt vielleicht ausführlich reden. Den Herzog werd ich bald sprechen, er hatte durch meine Arria eine gute Idee von mir, und da alle Leute mit mir zufrieden sind — O Bruder! Bruder! — Um deiner Steken Gälchen willen wünscht ich dich her. Hier ist die ganze Statue von Ganymed, das höchste was des Künstlers unbegreifliches Herz geboren. Die Gruppe von Laocoon. Die Statue von Antinous. Der Vaticanische Apollo und vieles. Auch herrliche Büsten die du nicht kennst. Wieland hat vieles, der Herzog alles und auch Goethe. Unter diesen Göttern zu wandeln! — o hätt ich dich hier liebster Junge! — Ich erzählte Wielanden viel von dir und deinen Rösschen. Über diesen Punkt mehreres, denn das wird dir behagen, könnt ich dir nur zuhauchen wie das hier ist. — Auch hab ich noch einen großen Menschen kennen lernen den Präsidenten von Kalb, der ein Bruder von Goethe ist. Wir aßen gestern Buder Brod zusamen alle vier, und tranken Wein in Goethes Garten. Lenz wohnt unter mir im Posthauß und ist der alte der in ewiger Dämmerung herumgeht und dume Streiche macht, wo er brav dafür geschoren wird. Wenn du mir schreibst so adressir noch an Goethe, biß ich mein ander Logis beziehe, denn ich werde in Pension treten bey einem Wirth wo es wohlfeiler zu leben ist. Dein Prinz ist noch hier. Vor einigen Tagen war der Herzog, dein Prinz, die beyden Herzoginen mit all dem Adel in Goethes Garten und hielten ein Vogel Schießen. — Die schwarze West und Hosens laß gleich machen — und mit den übrigen Dingen werd ich dir bald schreiben, wies zu halten sey. Ich bitt dich um alles lern was, laß dich von nichts in der Welt drücken und schlage dich durch die Dinge die einen quälen. Sie wollen mich hier heilen und zu Ruhe bringen, und das wünscht ich dir auch. Schreib an Kayfern und zieh ihm hier aus, und bestell beykommende Briefe. Grüß den Höpf. und sein Weib. Mir ist's gut und ich lieg an deiner Brust — und bis mein wie ich dein bin in alle Ewigkeit.

(Am Rande.) Zieh alles an Kayf. aus denn ich schrieb ihm fast nichts.

Die Dinge von Goethe und Wieland, dem Herzog reib den Leuten unter die Nase und sag ich würde mich hier vielleicht lang aufhalten. Weiter nichts. Lies im Couvert.

(Ohne Unterschrift. Das Couvert fehlt.)

XII. An Kayfer.

Mittwoch. WEIMAR. (12 Juni 1776)

Lieber Bruder! hier bin ich seit zwey Tagen unter den großen Himmels Göttern und kann dir fast nichts reden, so reich, so arm, so voll, so leer bin

ich an Worten — an Gefühl. Ich pakte auf einmal zusammen und machte mich fort, und bin jetzt hier gehalten. Was soll ich dir sagen, von Goethe, von Wieland? Am Montag kam ich hier an — lag an Goethes Hals und er umfaßte mich innig mit aller Liebe. «Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm. «Toller Junge! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst du denken wie ich ihn überraschte. Was von Goethe ist zu sagen, ich wollte eher Sonn und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch den ich nach Goethe gesehen hab, den du nie imaginiren kannst als von Angesicht zu Angesicht. GröÙe, Liebe, Güte, Bescheidenheit — Steinige den Kerl der ihn verkennt wenn er ihn gesehen, an seiner Brust gelegen hat, sein Geist umfaßte und ihn begrieff. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Goethe ist Legations-Rath mit 2000 *. Auch hab ich einen großen Menschen am Präsidenten von Kalb gefunden — Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortreflich und wird ihn bald sehen. Glaub von allem nichts was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort dran. Es geht alles den großen, simplen Gang und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben daß wirs nicht begreifen — und Wieland! glaub nicht daß ich überspannt bin — ich häng an dem Menschen so stark daß ichs nie möglich hielt an einem Menschen so zu hängen, er will mich nicht mehr fortlassen. Weiß viel von dir und liebt dich. — Laß dich von nichts drücken und quälen — sie werden mich hier ruhig machen. Wo ich hinseh ist Heilbalsam für meinen Geist und Herz — Adieu!

Kl.

Auf der Rückseite des Blattes schreibt Lenz:

Entschuldige mich doch guter Kaiser, bey unfrem theuren Lavater, daß ich durch Ehrmann viel erfreuliches gehört, daß ich in einer Seelenlage bin, in der ich ihm lange nichts werde schreiben können, wo michs aber immer stärken und aufmuntern wird, von andern gute Nachrichten von seinem Befinden zu hören. Ich danke ihm tausendmal für alle Proben seiner Güte gegen mich, die sichtbaren und unsichtbaren, bitte nochmals sobald es möglich seyn wird um das ihm bewußte Päckgen dessen Adresse er nur an Goethe macht (weil ich aufs Land gehe) und mir zur Stärkung ein Paar Worte von sich und seinem Befinden beylegt. Gleicherweise empfiel mich Pfenningern. Und behalt auch du mich lieb

L.

* Der ganze Satz ist mit andrer Tinte ausgestrichen und nur unvollständig zu erkennen.

XIII. An seine Mutter und Schwestern.

Mitwoch WEIMAR. (12 Juni 1776)

Meine Lieben! meine besten! Hier bin ich seit Montag in großem Wohlfeyn und werde sobald nicht wegkommen. Goethe liebt mich wie immer und

noch stärker. Am Präsidenten von Kalb der ein Bruder von Goethe ist hab ich einen Freund gefunden, und Wieland der der größte Mensch nach Goethe ist, liebt mich und will mich nicht mehr fortlassen. Den Herzog werd ich bald, vielleicht heute noch sprechen. Alles will mir wohl und mir wohl thun und bald hof ich euch meine lieben mehreres zu sagen. Nur schweiget immer und laßt nichts auskommen was ich euch schreib biß ichs Euch heiße. Mir wirds gut gehen. Und wär mir ganz wohl wenn mich Kummer und Angst wegen ihr meine gute Mutter, nicht quälten. Ich bitt sie halt sie drauf und wend sie alles an gesund zu werden, denn wollen wir sehen die übrigen Lasten von ihrem Herzen abzuwenden. Ich hab eher nicht Ruhe biß ihr zusammen seyd. Den Brief an mich, schlägt an lieben Ernst ein, weil der meine Adresse weiß. Und du liebe Agnes mache mir die Binden bald. Goethe grüßt euch alle und fragte gleich nach euch. Sobald geh ich nicht von hier. Der Präsident von Kalb wird mir heute ein wohlfeiler Logis sagen, denn ich bin in der Post, hab aber beständig außer Haus geessen. Hier sind die Götter der Erden beyfammen und ist ein wahres Götter Leben. Über vier Wochen werd ich gegenwärtig nicht hier bleiben.

~~~~~

#### XIV. An Schleiermacher.

(16 Juni 1776)

Bruder Herz! Deinen zukenden Brief hab ich kriegt. Ich erwartete wohl so was und war noch auf ärgeres gewappnet. Es konnte freylich in den ersten Tagen nicht anders seyn, und die leere Stunden, derer wir beyde leyder Gottes! so viel mehr als andre unschuldige und schuldige Menschen haben, wollen doch neue Fülle haben. Geht mirs doch selbst so in meiner Klauf hier. Denn weil die Menschen gut sind, liegt man ihnen nicht schwer, wie sie einem nicht, und da würkt ieder für sich und in sich, und alles würkt hier. Und Bruder, das wär ia eben eine von den großen Weltgeister Eigenschaften, in seinem Herzen die unendliche Morgenröthe zu haben, den ewigen Sang und Klang rein und treu, daß man nur brauchte anzuschlagen, um Antwort zu hören die fortfährt. Und noch all das dazu was ich in meinem Grifaldo sagte und sagen wollte. Doch ist das all garstig Gerede ietzt für dich, denn ich weiß wohl daß an wem es zukt, und in disharmonirender Bewegung ist, an dem ist und bleibts, biß er anfängt sich und seinem Herzen treu zu werden, als dann umfängt ihn Fülle, und er tritt außer sich umd (soll heißen: und um) sich, bekleidet mit dem seeligen Licht. Nur bitte ich dich schraube dich nicht auf und überspanne dich nicht, und nichts um dich, drück dich und andre nicht, und schieß am Ende alle Pfeile auf mich, weil du weißt daß ichs allein und gut aufnehm. Wüthe und fluche gegen mich — werf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müste der Mensch was haben wohin er gösse und schütte. Das hatt ich all an Göethe, und ohne daß ich Goethe bin, so bin ich deinem Herzen nah und also der einzige der dir zum Scheibenschießen taugen kann und es mit Freuden

thut. Mir ist leid daß du dich um die Leute so um dich herum kümmerst und ärgerst, sie können keinen Strahl deines Lichts auffangen, folglich fährt ihnen ieder grell ins Aug und sie müßen doch zeigen daß ihnen das wehe thut; und das wär iust das was uns lachen geben müßte, was mirs so oft gab, und was dirs noch tausendmal geben wird. Aus Kayfers Brief kannst du viel gelernt haben — der schwimmt immer noch fort ohne in dieser reichen Schöpfung ein Bretchen kriegen zu können, woran er sich hielte, daß doch so leicht zu kriegen wär.

Ich kann dir nicht sagen wie gut und treu die Menschen aus Goethes Cirkel, der groß ist, hier sind. Gestern Abend war ich in Goethes Garten, und laß auf einem Rasen Siz in meinem Homer. Da kam ein Schwarm Prinzen und Herrn. Baron v. Knebel spürte mich auf, kam zu mir und machte auf die herrlichste Art Bekandtschaft mit mir, daß ich mich ihm eben so gleich überliefern mußte. Er führte drauf Prinz Constantin zu mir der ein Engel ist wie sein Bruder der Herzog. Ich retirir mich so viel als möglich, resignir so viel als möglich, leb in der Grisaldischen Demuth und Liebe die mir nun eigner ist als du glaubst und das erwirbt mir viele Seelen. Auch liebt man meine Schriften sehr hier. Goethes Liebe für mich ist unendlich reich und groß. Und verflucht seyen alle Augenblicke des Zweifels und Wankens. Mein Schicksaal quälte und drängte ihn seit er hier ist, und er gestund mir daß ich ganze Tag vor seinem Geiste gestanden. Aber es kann alles nicht anders seyn, und blickst du tief, so wird dirs kein Räzel seyn. Das aber all sind Dinge die aufs Papier nicht taugen. Mit Goethe stehts fest wie Felsen und geht alles den großen simplen Gang den's geht wo er ist. Außerhalb ist und kann keine Ahndung seyn. Laß dich nicht irren. Du bist eine seiner liebsten Erscheinungen und hast dich tief in sein Herz geprägt mit all deinen herrlichen Gaben, mit all deiner edlen Bescheidenheit. Lenz ist aufs Land gezogen. Der arme Junge ist und lebt in Dämern und Druk. Über seinen garstigen Strephon hab ich ihn nicht wenig geplagt — und sie haben ihn geplagt eh ich kam. Wieland ist immer der große, simple Mensch. Ich könnte die Scheißkerls all zusammenbinden und in nächsten Abgrund schleudern — aber er achtet ihrer nicht, auch sind sie alle zu klein — und ferne her zieht sich langsam ihr Verderben zusammen und weh ihnen dann! — An den garstigen Miller schreib ein Zettelchen durch seinen Vetter, daß mich sein Brief nicht getroffen und daß ich in W. auf Besuch wer weiß wie lange wär. — Wenn mich Wieland sieht erfreut er sich und meine Gestalt thut ihm wohl. Immer ist sein Wort: Schade daß Ihr mit diesem Körper nicht adelich gebohren seyd, Ihr hättet großes Fortun gemacht. Ihr seyd für iede civil Bedienung zu groß! Militair wär seine Idee. Er meint ich sollte Lieutenant unter den Preußen werden. Das sind nur aber alles Zukungen. Goethe hat mit mir über alles ein für allemal geredt. Ja wenn ich mich nicht zu schwach fühlte, und Worte Gottes aus meiner Zunge flößen, wollt ich versuchen dir diesen Wieland hinzumahlen von dem kein Mensch ie eine Idee, einen Strich so dachte wie er ist — doch mag ich nicht stümpern, und wär auch Schande.

Vielleicht erfreut dich wenn ich dir etwas von meinen Liebes Avantüren in Eifennach erzehl, und das wär mir schon genug dir einen Bogen voll zu klekfen.

Ich fuhr zu Eifennach ein gegen zwey Uhr — sah in der Ferne eine Gestalt aus dem Fenster auf mich blicken die mich aus dem müden Schlummer herauszog. Ich kam näher und erstaunte, und war voll Freude daß sie in dem Posthaus war wo wir iust abstiegen. Sie verlorh mich nicht aus den Augen, und was ich that, ziehst du von selbst heraus. Es war eine von jenen lokenden Figuren in deren Armen es einem so erschrocklich wohl wird. Ich trank meinen Caffee, stieg herab — sah in Garten — sah sie dort — was war natürlicher als drauf loßzugehn. Ich thats und fand daß ich Eindruck gemacht hatte. Sie war im Posthaus zu Besuch und heißt *Emilie de F* — — Es gab des Zeugs viel. Ich wollte meiner Sache noch gewisser seyn gieng aus auf einen öffentlichen Spaziergang, kam wieder sah dem Fenster oben heraus und sie unten. Und nun möchte ich schreiben können — Von der Straße herab kam eine der liebenswürdigsten schönsten Figuren die man nur in Momenten der heißen Einbildung hin dramatisirt. Sie hatte zwey unbedeutende Figuren umschlungen und tratt auf in all der Natur, und diese mußte ihren Glanz erhöhen. Als sie mich erblickte — stund sie still — nahm ihre Lorgnete sah scharf nach mir; mein Blick antwortete. Sie machte mir eine tiefe Verbeugung. Schon war meine Emilie ergrimmt, deren Worten zu einer Freundin über diese Begebenheit ich all hören konnte. «So Fräulein! (sagte sie schnippig) diese gieng ein Haus weiter blieb stehen, sah nach mir, winkte und schlug mir bedeutungsvoll mit dem Fächer zu, woraus ich so viel nahm, ich sollte auf ienen Spaziergang kommen, wo ich vorhin erst war. Sie trieb das Spiel so lang ich sie sehen konnte zu meinem und aller Sehenden Erstaunen. Nun hatt ich bey Emilie was ich wollte. Sie gieng in Garten ich ihr nach. Und da entfaltete sie sich, da kamen alle Mängel der vorbeystehenden Fräulein ans Licht. Da geschahen tausend Fragen an mich die ich kalt und dum beantwortete. Ich mußte bleiben weil mirs würklich in ihrer Gegenwart wohl war und weil ihre Augen erschrecklich viel hatten und sagten. Das dauerte biß sieben, sie umflochte meinen Huth mit Rosen, gab mir einen Kuß, und ich fuhr weg. In der andern Straße fand ich mein Fräulein mit andern an einem Fenster, mit dem Fächer drohend und winkend und dabey süß lachend. Ich hab nie mehr Reiz und Natur in einer Gestalt gesehen. — So weit wird dichs ennüeyren. Aber ietzt kommt der Haupt Spaß. Vorigen Donnerstag kam ein Brief an mich von unbekandter Hand, der war von *Emilie de Fischer*. Ihr ganzes Herz mutternakt. Sie schreibt mir wie sie so glücklich gewesen wär ein Portrait gefunden zu haben, daß ich unglücklich für mich im Garten bey ihr verlohren hätte. Sie möchte wohl den süßen Gegenstand dieses lieben Gemähldes näher kennen, sie hätte mirs gleich nach geschickt, wenn sie nicht gefürchtet hätte es litte Schaden. Mein Geschmak sey sehr gut — und die Damen erkundigten (sie) sich — sie wollte es aufheben zur Retour, wo ich lang bey ihr bleiben müßte und was das Weiber Geschwätz mehr ist. — Ich weiß kein Wort von Gemähld und hab keins, und hab keins verlohren, so schrieb ich, ich hätte wohl mehr verlohren als ein Portrait, sie möchte mirs einsweilen verwahrt schicken u. f. f. Nun wollen wir sehen, das Ding macht uns allen Spaß, und der Brief ist vortreflich. Den Erfolg von allem sollst du erfahren.

Schik mir doch gleich die schwarze Hofen und West wenn sie fertig werden

innerhalb kurzer Zeit. Wenn Geld von Hamburg kommt so meld mirs gleich ich will dir dan sagen wies vertheilt werden muß. Den in Frankf. müssen 6 L. abgelegt werden. An Rieß 2 Carol. an Diehl 4 Louisd. und Höpfner muß Geld haben. Wenn ich hier weg geh weiß ich noch nicht. Nach Gießen wohl nie mehr, aber gewiß nach Frankf. Denn es muß alles reifen eh man erndet.

(Ohne Unterschrift.)

## XV. An denselben.

(23 Juni 1776)

Lieber Bruder! Ich war Zeit über in einem unendlichen großen und vornehmen Schwall von Leben — Ich zog mich seit Samstag zurück in etwas um nicht ganz zu verläuern. War den langen Tag unter den Prinzen, aß und ritt mit ihnen, tollte und was so ist — und hätt ich nicht den seeligen Gedanken gefaßt mich manchmal einige Tage zu Haus gehalten wär ich erstlich crepirt vor langer Weile und zweitens ihnen so gemein worden wie einer den sie täglich sehen. Dein Prinz ist ein herrliche Mensch der ganz in unser Leben und Denken paßt und wir haben Zeug zusammen abgehandelt, so wie wir gewöhnlich wenns uns recht säuwohl ist. Ich bin nicht vermögend dir ein Bild von dem all zu geben! Wie gut man mit den Leuten ist und wie einen auf der andern Seite wieder so viele Verhältnisse drücken, aber ich hab mir vom ersten Moment vorgenommen sie zu respectiren und so that ichs bißher. Überhaupt ist eine große Schule für mich. Deiner Prinzessin oder nunmehrige Herzogin hab ich einigemahl nah gestanden, aber nicht mit ihr gesprochen, wohl aber mit der verwittweten die viel großes hat.

Ich bin ohne Zweck und Ziel wie vom ersten Beginn und laß alles gehen und machen. Seit gestern hab ich mein Logis auf die herrlichste Art verändert. Ich war Zeit über in der Post und nun wohn ich in einem schönen neugebauten Hause, wo ich zwey angenehme, ganz moderne, und hübsch aufgeputzte Zimmer einhab. Dabey die herrlichste Aussicht, erst in eine öffentliche Promenade und weiter in Gärten, Feld und Berge. Keine 50 Schritt von mir wohnt die Herzogin Mutter, an deren Wohnung ein surrrender Wasserfall seit ab in Garten raucht, und mich in Schlaf und poetische Träume plätschert. Ich muß dich wohl mit solchem Zeug ietzt unterhalten, weil ich dir schreiben will und muß, und in dieser Stunde doch zu nichts Drang hab. Die Gegenden hier sind sehr vortreflich und sind alle mein. Diefurt und Denstätt wo meine Hauptniederlage sind und Goethes Garten liegen ganz wonnevoll.

Mich freut daß dirs in etwas besser ist, wie ich aus deinem letzten Brief las. Bißig und wild über Drek laß ich dir hingehen. Schepplers Geschwätz hat mich ennüyrirt und noch mehr, da ich gezwungen bin ihm zu antworten. Hast du noch nichts von Hamburg kriegt

(der Rest des Blattes abgeschnitten)

## XVI. An Agnes Klinger.

(23 Juni 1776)

Liebe Agnes! Ich bin wohl und gesund weiter kann ich dir ietzt von mir nichts sagen. Ich bin gestern in ein neu Logis gezogen das sehr hübsch ist, und wo ich zwey sehr angenehme Zimmer in habe. Zeit über war ich in einem großen Gebrauß von Leben mit dem Prinz Constantin und Prinz von Darmstad und dem Herzog und den Edelleuten. Wir aßen und ritten zusamen beym Prinz Constantin kann ich essen wenn ich will. Darüber mußt du aber nicht reden und niemand nichts von sagen weil daraus gar verfluchtes Gered entsteht, das abfolut vermieden werden muß und durch uns gar nicht heraus kommen darf. Ist die Mutter gesund? Schreib mir das! Die Binden brauch ich sehr nothwendig beredt dich mit Ernsten der hat mir ohndieß was zu schicken, und mach daß ichs bald krieg.

Die Frau Räthin grüß von mir, ich würd ihr bald wieder schreiben und sag es gieng gar herrlich hier, und deßwegen könnte ich ihr eben nicht schreiben. Grüß wer gegrüßt seyn will im übrigen. Ich werd ietzt öfters schreiben wenigstens so oft als ich kann. Von meinem Kommen kann ich noch nichts bestimmtes sagen. Du mußt dich gedulden und ihr alle, und ich am meisten. In der Welt kann man nicht machen was man will, auch der Mächtigste nicht. Wenn ihr nur gesund und stark bleibt bin ich zufrieden, und dann kann ich auch erst des Lebens genießen. Ich wollt ich hätt meine Hemden all hier, doch laßt das nur, und besorg mir nur schnell die Halsbinden. Ich küsse Euch alle tausendmal

M.

Ich hab Authæus von hier aus geschrieben, weiß aber nicht ob ihn mein Brief wird gefunden haben.

## XVII. An Schleiermacher.

Sonntag im Juni 76. (30 Juni)

Lieber Bruder! Heut hab ich einmal wieder einen ruhigen Tag den ich dir ganz schenken kann. Die Woche über lag ich meistens beym Prinzen wo wir die Zeit mit Reiten und Baden und dergleichen vertrieben. Wir haben ein eingeschloßnes Bad, denn im Fluß ist anders nicht fortzukommen. Es gibt hundert närrische Scenen hier und fallen einem so tausend Nebel von den Augen weg — z.E. Am Dienstag staken wir Prinz Constant. und Prinz von Darmstad und Camerherr Wedel und ich zusamen nakend im Fluß und trieben des Teufels Lermen. Mit Prinzen baden und seyn das wär doch neidenswerth! und wohl ifts wie allenthalben. Aber wie einem das so gleich ist, und wie gut einem die Lektion zu statten kommt, das ist der Spaß. Prinzens Pferde ist das herrlichste für mich und sein großer junger Schimmel springt manchen Graben mit mir über. — So viel muß ich dir sagen daß ich von allen fürstlichen Perfohnen geachtet und geliebt bin. Und auch von den Fürstinnen iemehr ich mich von ihnen entfernt

halte, daß die Haupt Sache ist. Alles sieht auf mich und redt von mir, und iemehr ich mich zurückhalt desto mehr wirds. Die regierende Herzogin meint ich sey menschenföu weil ich ihr iüngst ohne mein Wissen nicht Stand hielt. Und in all der Resignation und Bescheidenheit kriegt man doch Neider genug — aber die Sache ist sich wenige zu machen. Überhaupt gehört erschreckliche Feinheit und Klugheit in meine Lage, und so viel hab ich doch biß her erhalten in dem großen Leben worin ich war daß sich niemand über mich beschwert, im Gegentheil — Also immer die Schule durch geritten und Menschen Wesen sehen und verdauen.

‡ Ich hab dir lang über einen Hauptpunkt geschwiegen den ich dir nun auf das Herz bind und der bey unserer Liebe nicht über deine Zunge darf. Ich wollt ich hätt des Feuers viel in dieser Stunde dies hinzuschreiben wie ich vom göttlichen Gedanken entzündet bin. Nim diesen großen Spruch und geh davon aus: *Aut Cæsar, aut nihil*. Ich geh unter Soldaten es wird gearbeitet für mich, und wird mir eine große Bahn eröffnet. Ich fühlte längst daß dies der einzige Stand in unsern Zeiten ist, für einen Menschen der Herz und Kopf hat. Hier allein ist Zweck, und großer Zweck Fortun zu machen oder des Lebens Ende auf herrliche Weise. Ich fühl daß ich dazu gemacht bin mit diesem Herzen, diesem Körper. Wenn du von Subordination sprichst, so sag ich dir daß ich als Officier weniger geschoren bin unter meinem General, als in Civil Bedienung da ieder Schuft mich schinden kann, und mehr von mir fordert als ich zu leisten schuldig bin, und ich nicht murren darf. Und dabey noch nicht viel weiter komm. Als Soldat studir ich mein Metier wart auf den entscheidenden Tag wo ich alles werden kann wenn ich Kopf gezeigt habe, zeige Herz und Muth und brav bin. Doch schreib ich dies all bloß der Schwachen wegen und nicht deintwegen, der du tief fühlen mußst das Gewicht dieses Standes für allen Hundsfütereien.

Wie das all in Gang kommen ist muß ich dir detailliren. Die Herzogin Mutter nahm mich in Achtung das erstemal da sie mich sah das im Augenblick war, da ich ihr mit Prinz Constantin und dem P. v. D. zu Pferd begegnete, das lang ist. Sie sah mich Zeit über oft und sprach immer mit mir. Redete mit iederman von mir, denn mit Wieland, gab ihr großes Interesse für mich an Tag, und da machte es sich. Sie hat an ihren Onkel geschrieben und noch an einen General, daß ich mögte unter die Preußen als Lieutenant kommen. Gehts da nicht, wie vielleicht zu vermuthen steht, wirds wohl unter Russen gehn, daß mir lieber wäre, weil man besser bezahlt wird, der Ausländer mehr gilt, und eher Krieg zu hofen ist. Dabey werden wir nun den P. v. D. nöthig haben der nicht fehlen wird. Und dann haben wir noch kayserliche Dinften übrig. Ich bin mit Leib und Seel dabey, studire Taktik und lern exerciren beym Preußischen Capitain von Knebel. —

Verfchweig das meinen armen Leuten. Ich kann mir nicht anders helfen; Civil Bedienung kann ich nicht leicht kriegen, und krieg ich sie auch, wird mirs lange Jahren so knapp zugeschnitten daß ich kaum werde leben können. Dir befehl ich die Elenden an, ich weiß du wirst thun was du kannst, sie zu unterstützen. Wenns auf'm Punkt ist, wollen wirs Ihnen mit Zuker eingeben, denn sie werden schwerrlich Sinn von haben. Sie können mich schrecklich quälen,

und werdens solang ihre Umstände so sind. Aber ich hof viel von dir, wenn du willst ist dein Glük gemacht und dann hängt von dir ab sie zu unterstützen das dich wenig kosten kann. Du siehst mein unendliches Vertrauen auf dich. Jezt bitt ich dich schinde mich nicht über mein Vorhaben. Ich wär verdammt genug wenns nicht gieng, und hätte dirs verschweigen können, wenn ich dich nicht liebte. Das all vom Zeichen bißher schreib Kayfern mit Bedeutung vom Schweigen. Er ist würdig zu wissen, und ich denke er wird so wenig Memme seyn als du, das ich von Euch beyden gewiß bin. Wär heut der Tag der Ehre oder des Tods, mir wärs feelig. Du mußt noch das bedenken, daß dies der einzige Stand ist, wobey man Force des Geistes und Stärke des Charakters behalten kann, und am wenigsten Resigniren muß, das doch für uns der Haupt Umstand ist. Ich hofe dich noch biß dahin zu sehen, und du wirst und sollst noch des Krieges Feuer auf meinen brennenden Lippen küssen, das mich seit vielen Jahren nur innerlich und verbissen, geheim für euch allen brennte. Wären die Unglücklichen nicht wer gliche mir? O du mein Bruder! daß wir so kalt schieden — und ich in den kalten Reife Nächten nach dir sah, und jezt in meinen Zimmern dich such — hier endet eine Thräne — was des Menschen Herzen ist! Was unsre Gefühle! o du mein Bruder!

### XVIII. An denselben.

6 Juli.

Lieber Bruder! Ich muß dir doch schreiben obschon du mir nur den einen wilden Zettel herfschicktest. Ich bitt dich, faß dich zusammen und laß mich sehen wie du treibst. Mein Leben hier ist immer gut und fangt sehr an unter einander wild und zerstreut zu gehn. Ich kann dem Papier wenig vertrauen, und was ich dir melde verschweig, du weißt wie geschäftig die Kerls sind mit Tretschon, und man könnte mich auch Eitelkeit beschuldigen. Ich will dir hier viel herrliche Seelen und Welt Geister nennen, die ich Zeit her kennen lernte. Am Mittwoch ward ich vom Prinz Constantin nach Diefurt zur Tafel gebiet. Was das ein Mensch ist kann ich dir nicht fagen, wie wir über all das gute wenig Worte haben. Er drückte und herzte mich und hat mich so lieb als ich ihn. Dasselbst ist der Baron von Knebel, ein Mensch mit dem ich ganz existirn kann und der sich lebendig für mich interessirt. Nach der Tafel giengen wir zu einem Adelichen der in der Nachbarschaft ein großes Rittergut mit Dörfern hat, Herr von Linker, einer von den treuesten Kerls die mir vorgekommen und bey dem ich meine Niederlage beschloß. Sein Weib ist eine von den Weibern die man gleich liebt. Jung und schön wie ein Engel, ganz reine unverdorbene Natur. Wir aßen da zu Nacht, tranken Bunsch und bekrenzten das Weib. Ich kam nach 12 nach Hauß. Donnerstag bey Goethe. Freytag bei Linker, und heute wieder nach Diefurt, wo der ganze Hof war und wo ich eben herkam. Von den Hofdamen und Hof Weibern red ich nicht, den die meid ich wie Feuer. Der Herzog ließ mich rufen — ich kam hinaus und da saßen wir und rauchten Ta-

bak und waren gleich. Es war da der Prinz von Darmstad, der ein herrlicher Mensch ist, und hier wird, der mit ganzer Seel an Goethe hängt. Wir wurden sehr enig zusammen. Ich sprach viel von dir mit ihm, und er liebt und schätzt dich sehr, und hat viel vor mit dir, wie ich an ihm hörte. Er wird dich stark hervorziehn — Die Kerls in D. haßt er alle und besonders die Pfaffen wo wir ein schön Stückchen *in genere* mit einander abthaten. Er hat mich sehr gebeten ihn in D. zu besuchen, ich werd ihn hier noch oft sehen. Auch deinen Vater lobte er sehr, daß kannst du ihm schreiben mit meinem Gruß. Ferner traf ich an — (ich nenn nur was mich interessirt) den Baron von Einsiedel, einer der liebsten Menschen hier. Baron von Wedel, ein braver Mensch und barisch und gut. Ober Stallmeister v. Stein etc. Wir dämpften da zusammen daß es krachte — und die Herzogin beyde giengen im Garten allein mit den großen Damen. Vom Herzog red ich nicht mehr, wer kann von ihm reden? Die zwey nächste Tage sind nun schon wieder bestimmt. Morgen, als Sonntag, geh ich mit Tags Anbruch zu v. Linkern und seinem herrlichen Weibchen. Da tref ich Einsiedel, und wird kommen Prinz etc. Montags speiß ich bey dem Prinzen und da will ich sehen daß ich dir darzwischen noch was hinschmeiß. Nur bitt ich dich Briefe solchen Inhalts wie diesen gleich zu verbrennen, und mit diesem mach den Anfang, das halt mir treu. Du siehst wie herzlich ich dir alles deponir, weil du mir so ganz nah am Herzen liegst, und ich dir hinwiederum. Wenn du meine Existenz gut erhalten willst, lieber Engel, so halt fest an deinem herrlichen Sinn, und deinem edlen Herzen und laß alles gehn und bau fort an dir. Da ich ferne von dir bin seh ich erst wie stark ich an dich gebunden bin, und in dem tommlenden Leben stehst du mit aller Liebe und Treue vor mir, und ich rede von niemanden lieber als von dir. Die Gegenden hier sind herrlich und besonders einige Gärten am Wasser die pure Natur sind — auf Bergen. Auch hab ich Kraußen kennen lernen der gut ist und hübsches Talent hat. Er versprach mir eine Zeichnung, die du haben sollst. — Mit dem Erb Prinz redete ich auch von Merk, er schätzt ihn sehr und sprach von dem bekandten Fall, worüber ich ihm frey erklärte daß dies der größte Punkt seines Lebens wäre, wovon er auch überzeugt ist. Wenn ich dir nur den guten Ton beschreiben könnte der unter diesen Leuten herrscht!

Wenn Höpfner nach mir fragt so grüß ihn. Und wenn er wissen will, so sag, mir wär sehr gut. Man achtete und liebte mich — ich hätte viele herrliche Menschen hier gefunden wär alle Tag in zerstreutem Leben und so fort — der Herzog wär mir gut und so fort — Ich würde vielleicht noch einen Monat hier bleiben — und dann an einen andern Ort vielleicht nach Frankfurt ziehen. Ich studirte zum Amüßfemen die Taktik, würde aber nicht Soldat werden. Und leg ihm ans Herz daß ich hier nichts sinhete (suchete? der Sinn verlangt: finde) weil ich nichts suchte. Adieu Bruder! ich geh zu Bett! Schreib doch Kaifern von mir und zieh ihm was aus. Die schwarze Weste und Hofen erwart ich. Das Schicksaal meiner Leute in F. peinigt mich sehr. Schreib doch als hin und hör was sie treiben. Dieser Brief kann erst den 8 gehn. Vertilg ihn!

9 J.

Ich wollt dir noch gern einiges schreiben, aber gestern kam ich nach Mitter-

nacht nach Haus und bin eben aufgestiegen daß (lies: da) ich fort muß. Das ist ein arger Taumel. Ich muß dir doch noch melden daß Emilie — ein Portrait in Miniatur mit einem ganz weiblichen Brief gefendet hat.

---

### XIX. An denselben.

(Von Schleiermachers Hand auf einem Zettel)

d. 11 Jul. 76.

Mit einem herzbraven Mann, dem Prof. Musæus will ich nächsten Woche eine weite Tour zu Fuß nach Gotha, Erfurt und Eisenach machen etc.

Auszug.

---

### XX. An denselben.

d. 7 Juli\* 76.

Du wirst meinen letzten Brief jetzt schon haben, und ich warte täglich auf die Befolgung desselben. Ich hoffe du wirst meine Zwillinge wie ich verlangte gleich zusammen gemacht und hieher geschickt haben. Ich bin in verliebten Zuckungen, das schönste Mädchen in Weimar in die ich mich seit 8 Tagen verliebt habe, macht die Kamilla. Du siehst also, daß du nicht schwind genug feyn kannst. O mein Carolinchen ist ein wildes liebes Ding! Ich traf sie im Mondschein auf dem Spaziergang vor meinem Hause an, und jetzt bin ich oben so fast täglich dort und schinde mich mit ihr herum. Denn unser ganzes Zusammenfeyn ist Brusquerie, Schinderey, Nekkerey, Muthwillen und Teufelej, wo bey die Mutter, die uns an Ausgelassenheit alle übertrifft, den *grand maître* macht. Ich wollte du könntest eine Scene mit anfehn wenn ich in ausgelassnem Humor bin, du könntest dich dem Boden auf und abwälzen, wenn dich ihre Schönheit und der Glanz ihrer Augen nicht alles vergessen machte. Mein Roman mit Emilie geht immer noch fort, und ist von meiner Seite zur Erklärung gekommen. Ich werde bald in Gotha ein Rencontre mit ihr haben. So nuz ich die gute Momente des Lebens mit so weniger Passion als möglich.

---

Ich hab zwei Briefe von dir kriegt seit 8 Tagen, halt mich aber nur beym letzten auf. Mich freut unendlich lieber Bruder, daß du ganz hellen Sinn, und reines volles Herz für mein Beginnen hast, und das große dieses Standes nun klar erkennst, das ich vor langen Jahren that, ohne dirs in meinem Daseyn, lebendig machen zu können. Ausgemacht ist noch nichts, aber geschrieben ist. Du

---

\* Irrthümlich für August.

glaubst nicht wie schwer es ist gleich als Lieutenant unter Truppen zu kommen, ohne Adel, ohne Summen von Gold. Das sey also Glück und Hazard heimgestellt, und der Edlen Seele die sich treu dafür interressirt. Was geschieht, weißt du immer zuerst.

Noch eine Idee muß ich dir allein vertrauen und die wird dich überraschen. Man sollte immer den Stand wählen zu dem man die größte Talente hat, und hat man die zu was muß einen weder Vorurtheil noch sonst was in der Welt abhalten können. Ich weiß noch einen Stand worin ich groß werden könnte, vielleicht Garrik würde, wo ich Glück machen könnte — alles befriedigen könnte und das wäre als Acteur, an einem Ort wo man in Ehr und Achtung steht, wo man gilt, an einem Hofe meyn ich. Aber hier nicht — außerhalb. Es wird an einem deutschen Hof eine Gesellschaft zusammengeführt, und mir könnte es nicht fehlen der erste Acteur zu werden und zu seyn. Es ist eine Idee zwischen mir und Wieland, die dann nur eintritt wenns auf keine Weise möglich ist unter Soldaten zu kommen, das immer noch so gewiß nicht ist. Denk mir rein und ohne Vorurtheil über das Ding, und denk was das heißt großer Akteur seyn, und bleiben können was man ist — Ich nehme deinen Brief vor.

Alle Mspt behalt noch, außer Pirrhus. Auch alle Briefe halt verschlossen und versiegelt, ich brauch sie nicht. Nur schick mir die Zwillinge, die Hofen und West und Binden von Agnes.

Der Prinz Constantin war sehr krank, ist etwas besser. Das machte mir viel Kummer. Gestern traf ich ihn etwas besser, und mir wirds auch deshalb viel leichter.

In Piehls Auktion soll nichts von mir, laß nur noch alles beysammen. — Das Lied von Goethe magst du immer behalten. Die Offenbah. kann ich von Goethe nicht wiederkriegen weil sie vermuthlich verschleudert ist. — Was Kayser macht begreif ich nicht, ich hab länger als einen Monat nichts von ihm gehört. Ich fürcht dem Jungen ist weh.

Krause hat mir versprochen eine Gruppe aus den Zwillingen vom Theater aus zu zeichnen — die kann dein werden.

Ich werd von einem lieben Jungen gestört und kann dir jetzt weiter nichts sagen als daß ich alles erwart wie ichs verlang und dich tausendmal umarm

von Kalb ist Präsident.

## XXI. An denselben.

19 August 76.

Lieber Bruder! bin immer noch in Unbestimmtheit — wäre völlig ohne einen Engel der mir gute Stunden macht, der mich versteht, in dessen Seele ich alles lesen kann. Und so gut mir? Ich treib mich in unendlichem Wirrwarr herum und flüchte da und dorthin vor mir, dem Schrecklichsten. Doch

mangle ich nie an Muth und Treue gegen mich und dich. Ein herrliches Project ist auf dem Weg und da gebe der Zufall gedeyen! Ich will die Campagne nach Amerika als Officier machen. Es wird geschrieben werden und bey der ersten Recroutirung gieng ich mit. Stell dir vor Junge, welch eine Welt! welch eine neue große Welt! Auf Amerikanischen Boden zu stehen mit dem Muth, dem Blick, der Zuverlässigkeit! Hilf ewiger Himmell! es schlägt in mir wie tausend Flammen und ich meine ich brennte und stürzte zusammen! O mir diesen Tag! Sieh Bruder wie herrlich das nun all wäre und das romantische poetische, wie's der Krieg überhaupt ist — und so fern, wo alles so neu, so bedeutend — und ich ahnde ich komme wieder. V. Lindau war bey der ersten Bataille mit dabey — ich ahnde ich komme mit größrem Herzen — neuer (? ein Wort ausgelassen) wieder. Auf alle Fälle bin ich Soldat, werde Soldat — dafür sorg ich nicht, es wird zu sehr gesorgt. Und laß mich auch bleiben — was denn weiter? — ist dieses ungestüme Herz denn nicht all der Qualen loß und wo ists besser als verschüttet liegen — um so fern zu Asche — O Bruder! Bruder! wir kommen wieder zusammen und liegen umschlungen Hals an Hals — wir hatten der Seeligkeiten viel — werden ihrer mehr haben. Tröste die Armen in F. so sehr du kannst — nur sag ihnen noch nichts — Sieh wie du machst und schreib mir von ihnen — Ich brauch Geld — verkauf meine Sachen — mach Anstalten — aber wenn ich denk wie wenig herauskommen wird — du kannst handeln wie du willst — Ich seh in ein paar Augen — beym Teufel! ich will lieber in Treffen vor den Canonen stehen — laß! laß! mir ist wohl! Schreib!

K.

Sag nun H. ich würde Soldat und Lieutenant unter fremden Truppen — wenns möglich wäre — das nicht leicht fehlen könnte, so bist du des Fragens loß —

## XXII. An denselben.

4 Sept.

Lieber Bruder! Ich hab dir glaub ich lang nicht geschrieben. Doch wirst du mir's vergeben. Ich hab in zu vieler Zerstreuung gelebt die mir zu nöthig ist. Ich bin übrigens immer noch so hier, wie ich hier war, und ist noch weiter keine Antwort angelangt — Vorige Woche half ich eine Comödie aufführen wo ich einen Major machte. Du glaubst nicht wie mir in der preussischen Uniform war und wie gut sie mir stunde. Tags drauf reißte ich nach Gotha, und bin erst seit vorgestern wieder hier. Gothern kann ich nicht feind seyn, es ist wirklich ein sehr guter braver Mensch der einen lieb hat. Künftige Woche zu End werd ich wieder hinreißen und mich dort einige Zeit aufhalten, weil hier jemand wegreißt die ich nicht missen kann. Ich schreibe eine Comödie der Wirrwarr die bald zu End ist — und wo du einen HE. Wild, Blasius und La Feu sehr lieb kriegen wirst. Ich hab die tollsten Originalen zusammengetrieben. Und das tiefste tragische Gefühl wechselt immer mit Lachen und Wiehern.

Ich bins Willens nach Hamburg zu schiken. Schröder hat mir 2 Exempl. und kein Geld geschickt. Das Geld will ich aber gleich fordern, denn mir gebrichts unendlich. Schröder bitt mich sehr um ein neues Trauerspiel und wenn ich also für meinen Wirrwarr 20 K. ziehen könnte — wär das ja gut. Den ganzen Tag zieh ich von einer Dame zur andern. Bald soupée bald Dejeunee — o Himmel was macht Unbestimmtheit aus dem Menschen! — Ich habe eine Dame kennen lernen die alle meine Glückseligkeit hier ausmacht. Ich meine ich hätt dir schon geschrieben davon. Und was ist schreiben. Mit den Adlichen Fräuleins und Weiber vertrag ich mich gut. Ich hab keine Worte lieber Junge für dich. Schreib nach F. mir giengs wohl. Und schik die Sachen wie du versprachst. Auch sey so gut und schik augenblicks meine übrige 4 Unterhemde. Meine Wafche reißt zusammen.

K.

### XXIII. An denselben.

WEIMAR 12 Sep. 76.

Lieber Bruder! Ich hab dir vielleicht lang nicht geschrieben, doch wirft du michs nicht entgelten lassen. Ich bin so herumgezogen überhaupt, und die Damen kosten einen so viel Zeit, und dann hab ich ein Drama geschrieben das toll ist und dich amüfieren wird, und das noch nicht fertig ist, und womit ich 20 Louisd. verdienen will, weil Schröder gern was haben will. Es kommt noch auf einige Scenen an — denn kannst du comisch und tragisch mit einer bittren Sauce zusammen verschlucken. — Ich wollte diese Woche schon nach Gotha, weil aber Morgen Nacht Redoute ist, und ich vieler Urfachen wegen dabey seyn muß, um mich hauptsächlich in einem paar schwarzen Augen und in einem paar blauen herumzudrehen so wars nicht möglich. Ich werde also nach geendigter Redoute erst mich aufs Pferd schwingen und 6 Meilen reiten. In Gotha will ich mich einige Zeit aufhalten den Prinzen näher kennen lernen und viele Damen, die ich erst kurz gesprochen hab. Ich komm dir den Augenblick mit einem Troup Fräuleins, vom Lande hier an, wo wir uns herrlich befanden. Ich warte dir doch mit hübschen Neuigkeiten auf, aber es kann ietzt anders nicht seyn, wenn du doch Briefe haben willst, als daß du solches Zeug lesen mußt. — Gestern war ich bey Herzogin Amalie, die mir große Hofnung machte das bald etwas kommen wird, für mich. Die Zwillinge werden im Oktober von uns aufgeführt. — Meine morgende Masque liegt vor mir, und will mich phantastisch machen. Schlaf wohl, morgen früh mehr.

13 ejusd.

Heut ist's wie gestern, und gestern wie heut nur daß in einigen Stunden Redoute ist. Ich bin toll (verschrieben: totoll) und unausstehlich und kränke manch gute Seele dadurch. Mein Humor ist gallen bitter, sey froh daß ich weg von dir bin, denn die Qual wär etwas groß, und sie können nur Weibs Leute ertragen. — Ich wollte dir gern was schreiben, aber aus der Feder kann ich nichts drücken, und aus dem Herzen darf ich nichts schreiben außer meine Liebe zu dir, die du

kennst. All die Situationen die ich durchgeh, sollst du mündlich hören, aber schriftlich ist unmöglich. Ich erinne mich daß du unlängst schriebst, ich antwortete auf deine Briefe nicht was du wissen wolltest — so sag ich, lieber plag mich nicht mit Wissen, ich weiß nichts, als das es ist wies war, und daß ich deine Fragen vergesse, und daß sie ja auch so viel nicht bedeuten. Um deine St. Reuterey kümme ich mich einmal jetzt gar nichts, da ich nichts anseh, nichts les, nichts thu. Von Kayf. hab ich lang nichts gehört hab ihm aber auch gar nicht geschrieben. Du thust wohl wenn du den Leuten beybringst daß ich niemand schreiben könnte. Grüß meine Mutter und Schwestern. Adieu Bruder! Die Nacht wollen wir tanzen und morgen reiten. Adieu! K.

#### XXIV. An meine Mutter und Schwestern.

WEIMAR. 25 Sep. 76.

Meine lieben! Verzeiht mein wenig Schreibe. Ihr erfüllt mein Herz Tag und Nacht mit Liebe und Sorge für Euch. Ich kann diesen Winter schwerrlich zu Euch kommen, vergebt mir! Ich muß suchen was ich für Euch, für mich thun kann. Kommende Woche reiß ich von hier weg nach Dessau, wo ich mich vielleicht biß zu weiterer Bestimmung aufhalt. In Weimar kann ich auf keine Weise mehr bleiben. Goethes Liebe ist groß, aber die Umstände sind gegen uns. Mein Schicksal wird immer gut ausfallen, was auch sey. Halt Euch aufrecht, und denkt daß ich in Euch leb, wie Ihr in mir. Gott weiß, ich würde mit meinem Blut das eure erkaufen. Ihr seyd mir gegenwärtig, und ich lasse nicht ab biß ich Euch geholfen hab, und diese Hoffnung, dieser Muth allein unterstützt mich. Nur laßt ihn Euch auch nicht manglen. — Ihr klagt vielleicht daß ich nicht zu Euch zurückkehr! Aber bedenkt doch was ich Euch, was ich mir dort nützen würde. In der weiten, entfernten Welt allein findt sich Arbeit und Fortkommen. Seyd getrost und stark, und laßt michs dadurch auch seyn. Sorgt für Eure Gesundheit, und liebe Angnes arbeit was du kannst, und auch du liebe Kathrin, ihr glaubt nicht wie lieb ihr mir seyd. Um alles bitt ich Euch lebt friedlich und ruhig. Beste, liebste Mutter! ich seh Sie wieder, seh sie gewiß wieder, und hoffentlich besser. Ich küsse Sie und meine Schwestern — liebt mich, ich bin ewig Euer K

Diesen Brief an S. Wenn ihr mir schreiben wollt, so schickt alles an S. Grüßt die Frau Rätin und sagt ich reiß von Weimar weg. Die Binden nebst Strümpfe sind angelangt und ich danke.

#### XXV. An Schleiermacher.

WEIMAR 25 Sep. 76.

Lieber Bruder! Dies ist gegenwärtig der letzte Brief aus Weimar. Ich reiß kommende Woche nach Leipzig, von dar nach Dessau, wo ich mich biß

zu weiterer Entscheidung aufhalten werd. An allem diesem ist einer der ersten Menschen schuld, ein Schweizer, Namens Kaufmann, über den ich dir weiter nichts schreiben kann, und den du wohl auch nicht kennst. Er war im Begriff hieher zu reisen und fand mich in Gotha. Unser Zusammenkommen war einzig, wie der Mensch selbst. Dank dem Himmel daß noch solche große und starke Seelen existiren. In Leipzig werd ich mit meinem neuen und alten Drama so viel zusammenkriegen daß ich einige Zeit leben kann. Und ich hof mit dem Militair soll sich nun bald entscheiden. Es ist überhaupt nothwendig daß ich hier weg geh, und würgen kann ich weiter nichts, und was geſchehn kann, geschieht auch wenn ich abwesend bin. Und ohne dies nehm ich immer und ewig hier keine Civil Dinſte. Streu iezo nur aus, ich wär in Deffau und lebte dort. — Vielleicht daß ich durch den Fürst dort etwas würk, das ich dir allein vertrau. Meine Adresse ist An Klinger bei HE. Kauffmann im Philantropin zu Deffau. Denk dir aber keinen von uns als Lehrer, das verbitt ich mir. Ich erwart meine Sachen von dir noch, und dann schik meine Hemde hierher oder nach Deffau nebst Petrarch, Homer, Lucian. Das andre verkauf all und bezahl den Dieh (lies Diehl) und Riefe. Auch meine Portofeuille will ich haben. Meinen Koffre verkauf auch. Seh wie du H. quittirſt. Adieu Bruder! ich koch an meinem Schikfaal.

K.

Die Binden und alles ist angelangt ich danke.

(Adresse: Herrn Schleiermacher in Gießen. Das Siegel zeigt einen dem Käfig entfliegenden Vogel mit dem Motto: *la liberté fait mon bonheur.*)

## XXVI. An denselben.

LEIPZIG. (October 1776)

Lieber Bruder!

Verkauf nichts von meinen Sachen, das bitt ich dich, biß auf weitere Ordres. Ich bin seit 3 Tagen hier und hab mich auf Rücksicht meiner Mutter bey Seilern als theatral. Dichter engagirt. Ich krieg 500 Thl. schwer Geld, frey Tisch und Logis, und kann meiner Mutter jährlich 200 geben, die sie in einem Monath empfängt. Es macht mir unendliche Freude für sie das thun zu können. In 12 Tagen gehn wir nach Dresden. Simſon kriegſt du. Adresse bey HE. Seilern Directeur der Schaubühne in Dresden. Adieu!

K.

Bald mehr und schreib schnell und dies an Kayſer.

(Adr.: Schleiermacher. Siegel: der Namenszug.)

## XXVII. An denselben.

LEIPZIG. (October 1776)

Überſchike dir hier Exemplaria des Grifaldos. Morgen reiß ich nach Dresden.

RIEGER, Klinger.

- 1) Für meine Schwestern.
- 2) Für D. Diehl mit der Nachricht daß in 14 Tagen das Geld komme.
- 3) Für Riese mit der nemlichen Nachricht.
- 4) Für Kehr.
- 5) Für Kaißern.

Adieu!

K.

## XXVIII. An denselben.

DRESDEN.

Liebster Bruder! Ich bin hier an einem Ort wo die Menschen äußerst stumpf und niedergeduckt sind von oben biß unten. Desto herrlicher aber sind die Gegenden die einen biß zu Thränen, dann bis zu Staunen und Frohloken bringen. Über diese Herrlichkeiten all bin ich unvermögend zu reden. Ich fahr herum zwischen Felsen, klimm und klettre und reiß alles an und in mich das ich von Himmel und Erde an und in mich bringen kann. — Von der Bilder Gallerie das mein Ort der Zuflucht ist kann ich kaum reden. Tausend Schöpfungen, tausend Welten. Es ist eine der größten in Deutschland. Die Rembrands, Corregios, Titians und seine Venus im Original, die Rubens, Raphaels, Vandyks u. s. w. und alle — Gott im Himmel wo war ich, was war ich in diesen großen Momenten. Und so auch keine Sylbe weiter darüber — Mir gehts gut so ungebunden und frey als ich bin. Man kommt all meinen kleinsten Wünschen zuvor, meine Situation ist äußerst behaglich. Seiler ist ein edler, guter, braver Mensch von Herz und Sinn. Seine Frau die größte Schauspielerin in Deutschland und dabey ein Weib wie Solina, der ich eine Krone aufs Haupt setzte, Völker unter ihren Scepter gäbe, wenn ich Kronen auszutheilen hätte. So viel Achtung hatt ich noch für kein Weib. Ihre Seele verstand ich und fand ich im ersten Augenblick und so Amen über all das Gute und trefliche das um mich ist, und heißen Dank. Bruder mir ist wohl, könnt ich das von dir glauben, und versichert seyn, würde meine Existenz noch gestärkter seyn, denn du weißt wie ich an Euch lieben hänge, und für allen an dir. Ich bitt dich innigst lieber Junge, für mein, für dein Heil, hüthe dich daß du nicht dahinfährst in taubem Sinn. Schone deine Kraft, vertobe, verschwende nichts. Hauche alle Empörungen deines Herzens und deines Geistes durch den Crayon oder durch Darstellung in Worten aus. Es wird herrlich und gut seyn wie dein Individuum, das man dann erkennen wird. Und laß alles, oder viel, oder nichts an mich gelangen, wie du auch magst. Denn so ferne ich auch von dir bin, so hör und merk ich dich, geh und fühl mit dir wie gegenwärtig. Auch bitt ich dich, laß dein Vertrauen immer gegen mich wachsen, und meide allen Schein des Verdachts gegen mich, du kennst meine Art zu handeln. Und schreib mir so oft als du's nöthig hast, dein Herz in meinen Busen zu schütten. Wir sehen uns wieder, sehen uns bald wieder. Anders kann ich dir noch nicht reden. Kayser

macht meinem Herzen viel Weh. Er ist dahin gefahren durch Präension und Eitelkeit, ich kann kaum zu ihm reden; denn ich fürchte sehr, er ist nicht durch Schreiberey zurückzubringen. Kannst du nicht rein mit ihm zusammenseyn, sind eure Communications Punkten zu unsicher und ungewiß, so laß ihn lieber; denn so reibt ihr bloß an einander, und dabey kommt nichts heraus, als Weh für mich. Ich will ihn nun allein gehen lassen eine Zeitlang.

Jezt bitt ich dich schik mir gleich mit der Post meinen Koffer, nebst Büchern, Portraits von Goethe alt und neu, und andre Bilder und was brauchbar für mich seyn mag. Die unbedeutende Bücher derer viel da sind laß zurück. Sonst schik alles! Das griegische Lexicon und englische (das neue nemlich) nicht zu vergessen. Alte Kleider brauch ich nicht. Auch meine Portraits wenn du welche gezeichnet hast, nicht zu vergessen. Und mein Portrait von Goethe? wie da?

Kommendé Woche wird hier ein neues Stük von mir aufgeführt Sturm und Drang. Es wird einen Schmauß für deinen starren, wilden Sinn geben.

Was machen die Unglücklichen in Frankf.? Schreib Ihnen doch gleich, sie mögten mir vergeben daß ich die versprochene 40 Louisd'or noch nicht geschickt. Sie kriegten sie nächstens, und eher schrieb ich Ihnen nicht, aber ihre Hofnung sey unbetrogen.

Leb wohl, lieber herzlicher Bruder! lieg an meiner Brust, wie ich an deiner, und laß den Sturm über unsere Häupter sausen, wir liegen geschützt zusammen.

Addio!

Dein Bruder.

## XXIX. An denselben.

DRESDEN.

Hier gleich Antwort auf deinen liebevollen, zuckenden, kläglichen Brief. In allem gleich lieb, da du wahr und treu bist, und treu manifestirst, wie's in deinem schwärmerischen, poeh nicht ganz fixirten Herzen und Sinn vorgeht. Alle Liebe und Küsse zum Dank für deine Offenheit, und daß sie noch so ist, wie am Tage des Bundes! Ich will doch einen kleinen Spazierritt mit dir machen, und sehen, was dann zu sagen wäre über das all.

Daß du körperliche Übel hast, thut mir weh. Sind sie aber nicht so gar arg, so hats immer einen kleinen Nutzen, da es dich aus den wilden Regionen herabzieht, und du dich in deine Fuß Zehn hineinschrauben mußt. Fluchst du mir über diesen Gedanken? Hier meinen Segen, ich bin heute großmüthig. Aber Junge im Ernst, ich wollte du hörtest einmal auf Ball zu spielen und Irrgänge zu gehen, und giengst den ordentlichen Weg, und arbeitetest mir etwas. Hüthe dich für deinem Bruder, er ist ein strenger Richter. Und könnte über dich herkommen wie ein Dieb in der Nacht, und Rechenchaft fordern über dies und iens. Die Idee einer künftigen Zusammenkunft zwischen uns, spannt mein ganzes Wefen. Was werd ich dir nicht zu sagen haben von all meinen traurigen,

wilden, curiosen und liebevollen Situationen. Von all den Connectionen, wie dies, wie iens gegangen. Denn du mußt wissen daß mein ieziges Engagement nicht nothwendig war. Bloß die Liebe zur Kunst, und meiner Mutter etwas zu geben, rief mich hin. Der Himmel weiß auch wo ich anders wäre und gut wäre. Alles war Zufall, ich fuchte nichts, ich ward gefucht von hier und da. — Kommenden Sommer komm ich dir nah, wenn du nach Göttingen gehst, so viel kann ich dir vertrauen, mehr aber nicht, wegen Urfachen. Sobald es aber einmal gewiß ist, wo wir den Sommer zubringen, so geb ich dir Nachricht. Im Merz sind wir wieder in Leipzig.

Vielleicht daß ich dir mit dem Geld an meine Mutter Sturm und Drang schik. Das liebste und wunderbarste was aus meinem Herzen geflossen ist. Auch hab ich das 1. Weib umgearbeitet für unfre Bühne, daß ich mir die größte Wirkung versprech. — Ich wollte du könntest mich in Leipzig besuchen. Kost und Logis versprech ich dir, wie auch Rük Reisse Geld doch bis dahin wird sich fügen. Wenigstens sag ich dir meine Wünsche und was ich thun kann, sie zu befriedigen.

Ich hatte acht Stüke vom Merkur als ich abreiste, die gab ich weg — weil ich die andre nicht wußte, wohin man mir sie schiken sollte, und weil die 8 zu nichts dinten. — Mich drückt hier nichts als das allzu gut Eßen und Trinken; ich leb zu gut für mich. Der Landwein ist recht gut.

An dem alten Lippert hab ich einen Mann kennen lernen den ich wie meinen Vater lieb. Der wahrste, jovialste, liebste und treueste und wärmste alte Mann den du dir idealisirn kannst. Ich küß ihn mit Liebe eines Sohns. Und ein Mann von erstaunenden Kenntnissen, der einer der merkwürdigsten Menschen von Kunst und Charakter ist. Das laß dir genug seyn. Ich wollt du könntest sehen bey ihm, was ich seh.

Wenn ich dir sage mein lieber, meide allen Schein des Verdachts gegen mich — so will ich weiter nichts sagen, als du möchtest nie an meiner Treue, an meiner Liebe zweifeln, ich möchte reden, oder schweigen, handeln, oder nicht handeln, weiter nichts, das glaub.

Ich schließ hier einen Brief an HE. Höpfner bey. Und so bald er von Frankfurth aus die 2 Carol. erhalten hat, weil ich ihn gegenwärtig noch nicht ganz bezahlen kann, so schikst du mir denn meine Sachen. Den Koffer nebst den juristischen Büchern schikst du nach Frankfurth. Ich will haben all die französische, englische, italienische Bücher. All die griegische gute Autores als Theocrit, Lucian, Anacreon, Hesiod. Auch die gute lateinische Autores als Tacitus, Ovid, Virgil, Horaz — Curtius und was dergleichen das taugt. Das Portrait von mir von Goethe miß ich ungern, besonders da du dirs so gut copiren kannst.

Meinen Leuten schreib gleich. Ich hätte ihren Brief kriegt und bey meiner Ehr, sie sollten in kurzem das Geld kriegen. Ich bäte sie um Gottes willen mir und meinem hiefigen Freund nichts zur Last zu legen. Und wenn Sie mir wieder schrieben, so bät ich sie das Wort Theater Dichter auszulassen auf der Adresse, ich könnte das nicht leiden. Grüß sie herzlich.

Daß du dich über Höpf. ärgerst ist dum. Wie können diese Menschen

anders feyn? — Er kennt mich schlecht, wenn er glaubt ich würde Comœdiant. Mich erwarten vielleicht außer Landes noch andere Carrierr, und ich koch ia nur immer an der Essenz meiner Substanz noch. Die Institutionen sag, würd ich ungern missen, theils als ein Geschenk von ihm — ich will ihm das schreiben und sag ihm nichts darüber, thu sie nur weg.

Meine Brief Portef. und Papiere schickst du doch auch mit. Und ein paar Schrittschuh nicht zu vergessen. Wie fällt deiner Schwester ein an mich zu denken. Gieb ihr immer das P. und diese Zeilen. Hat der Prinz v. D. von mir zu deinem Vater gesprochen? Sag mir das!

Bruder wir leben und sind unfer. Ich bin bey dir. Schreib und wüthe und tobe gegen mich aus. Nur red mir nicht von Schurken, weil Sie dich und mich ankneipen. Addios.

Ich verbiet dir HE. Höpfner die Inst. zu zeigen wenn ers nicht mit Gewalt will.

### XXX. An denselben.

DRESDEN. (Januar) 77.

Wie ifts Junge? wenn ich dir nun sage daß wir in 4 Monath zusammenkommen? Hab ich dein Herz noch ganz so muß dir das eine Lebens Post feyn. Die Sach ist so. Der Churfürst von Mannheim der eine National Bühne errichtet, hat unfre Troupe engagirt, und wir reißen gleich nach der Leipziger Messe dahin ab, um die vatterländische Bühne auf teutscherem Boden zu einer Vollkommenheit zu bringen. Ich komm mit. Wo bist du willens diesen Sommer zu feyn? Schreib mir das! und wie und wann und alles haarklein. Der Himmel weiß wie ich nach dir lechze guter Junge Ernst! Mit Feuer Ströhmern braußt mein Genius in Sturm und Drang.

Setz dich und schreibe flugs diese Nachricht an meine Mutter, und das denn ihre Ruhe gegründet feyn würde. Sag ihr ich schäme mich zu schreiben, da ich noch nicht Wort gehalten. Ich bäte sie ums Himmels willen mir nichts zur Last zu legen, ich litte erschrecklich dabey. Und sicher sollte sie fein daß sie das versprochene Geld kriegte. Die Lage meiner Freunde sey gedrängt gewesen, wär aber nun gut und sie sollten hoffen und glauben an mich, als an den der sein Leben hingäbe für sie. Schreib das. Und dann meld alles an meine übrige Bekannten.

All meine Bagage schafft du die Meß nach Frankfurth, und schickst nichts hierher. In 4 Monath hohl ichs ab. Kannst du nach Leipzig kommen?

An Kayfern schreibst du auch.

Wie auch an Schepplern gelegentlich und die Menschen Kinder.

### An Pſycharion.

Nach dir hin Pſycharion!  
 Wo ich bin, wo ich lebe,  
 Treibt der Geiſt und jagt das Herz.  
 Ach daß einen Augenblick nur,  
 Mein Auge dich ſähe.  
 Wär ich ſeelig, was wär ich nicht?  
 Alle Wünſche vergebens.  
 Ich liege hier und ſchmachte.  
 Schreibe nur Geiſt!  
 Bange nur Herz!  
 Deine Hülle ſinkt.  
 Alles vergänglich —  
 Die Liebe nicht.

Wer dieſe Pſyche iſt Bruder ſollſt du ſehen und lernen. Addio.  
 Schreib mir ein Schauſpiel zum Vorſtellen.

### XXXI. An den Buchhändler Reich in Leipzig.

DRESDEN den 6 März 77.

Hochedelgebohrener  
 Hochgeehrter Herr!

Ich bin gegenwärtig genöthigt Ew. Hoch Edl. zu melden, daß nicht Lenz, ſondern Ich Verfaſſer der Soldaten bin. Gewiſſe Verhältniſſe forderten damals das Verſchweigen meines Namens die jetzt wegfallen. Ich bitte Sie dieſe Nachricht ſobald als möglich bekandt zu machen und weiter nichts zu ſagen, als man wiſſe mit Zuverlässigkeit, daß man Hr. Lenz fälfchlich für den Verfaſſer gehalten habe, und daß ich es ſey. Könnten Sies in Meßcataloge ſetzen laſſen unter meinem Namen, wär noch beſſer. Ich hoffe dies von Ihrer Güte.

Noch wollt ich anfragen und Sie bitten: ob Sie nicht eine neue Comödie (die Seiler in Leipzig geben wird) von mir, auf dieſe Meſſe noch verlegen wollten. Sollte dies geſchehen können, ſo haben Sie die Gewogenheit mir dero Entſchließung wiſſen zu laſſen. Im Fall nicht, ſo habe die Ehre mit Ihnen im Verlauf von 14 Tagen mündlich hierüber zu ſprechen. Vor einigen Wochen war Kaufmann hier bei mir, der wie Sie wiſſen, wieder nach Rußland reift.

Ew. Hoch Edl.

Ergebenſter Diener  
 F. M. Klinger.

## XXXII. An Schleiermacher.

LEIPZIG d. 17 Merz 77.

Liebster Bruder! Weiß der Himmel was das ist, daß ich kein freundlich Wort von dir höre. Bist du aufgebracht über mich und willst mir vergelten? Ich kenne nichts ungerechters. Meine Situation ist drang und Leidensvoll und wars, seitdem ich dich verließ von allen Seiten, an allen Orten. Auch glaub ich, bist du mir noch Antwort schuldig auf einen Brief von langem her. Wo bist du? Wo gehst du hin? Von dem allen bin ich unberichtet, und das ist höchst unfreundlich. Kannst du der Freundschaft Vorwurf hören? — In 7 Wochen find wir am Rhein. Wo du?

Pak alles in meinen Coffre zusammen und laß ihn in Gießen, biß ich von Mannheim aus Geld schik und ihn hohlen laß. Das ist gegenwärtig alles das ich sagen kann, denn mir (ist ausgelassen) weh — Adieu! K.

---

 XXXIII. An denselben.

LEIPZIG d. 3 April 76 (v. Schl. corrigirt 77).

Hier bin ich schon seit 14 Tagen, mein Bester! und wartete ieden Augenblick auf Antwort von Briefen die ich an dich geschrieben habe. Wenigstens auf einen den ich vor ohngefähr 4 Wochen aus Dresden an dich schrieb. Aus deinem Brief sollte ich glauben, du habest ihn nicht erhalten. Es sey denn auch! Hab ich doch diesen! Aber Bester! wie lange konntest du schweigen? Wie oft war mirs unbegreiflich, da ich dich kannte, wußte daß du mich immer noch liebtest — Aber ich fühle daß nichts den ewigen Bund gestöhrt hat, der uns biß an den letzten Moment des Lebens bindet. — Von mir zu reden wäre viel. Ich lebe so hin, bald in Drang und Sturm, bald im gelinden Säuslen, unter Musik, Comödie und Spiel, Mufen und etc. In 4 Wochen reißen wir von hier ab nach Mannheim mit Extra Post. Seiler seine Frau und ich, und ich glaub daß mir in ienen Landen besser werden wird, wie in dem höchst cultivirten Sachsen. Dem Volke manglen Nerven. Am Dienstag führten sie hier Sturm und Drang von mir auf, und eröffneten damit die Bühne. Es ist meine Lieblings Arbeit. — und da saßen sie nun, konnten nicht fassen und begreifen, und doch schüttelte sie das Ding mächtig zusammen. Von Mannheim aus schik ich dir das Mpt nach Göttingen nebst den Zwillingen. Laß mich Antwort kriegen hier nach, und dann laß mich gleich Briefe kriegen von Göttingen, hier oder in Frankf. wo ich durchreiß. Sag mir auch wo Claudius hingeht. Und dann nimm dich in Göttingen Reids an, der wirklich eine brave Seele ist. Vielleicht daß ich dich dort einmal überrasch, oder du mich in Mannheim. Wie hast du gemacht mit H. hast du ihn bezahlt? Ist Diehl und Riese böse auf mich? Sag ihnen daß ich sie bey meinem Ankommen augenblicks bezahlen werde. Gieb meiner Mutter allen Trost über mich.

Einen Plan muß ich dir vertrauen. Ich glaub ich schrieb dir noch aus W. von dem großen, mächtigen Menschen, der auf alles Einfluß hat in D.; was gut und groß ist, und Kauffmann heißt. Derselbe besuchte mich in Dresden wieder mit einem Russischen Grafen, einem Neffen des Fürsten Janitschew, der das Kriegs Wesen in Rußland unter sich hat. Kaufmann reißt iezo hin — und du siehst also wohl ab, was geschehen könnte. Auch reiß ich von hier noch nach Dessau, wo ich bey dem Fürsten, bereitete, gütige Aufnahme zu warten hab etc. Das glaubst du nicht Junge wie curios ich stehe und bin. Mich ärgert daß die Leute glauben können, ich gieng aufs Theater, da ich mir doch alle Wege zum künftigen Glük versperren würde, das mich doch in gewissen Fällen noch treffen könnte. Mein Leben mit Seiler ist, lieb, gut und geehrt, das glaub. Ein Mann nach unser beyder Herzen. — Von Lippert hab ich nichts, als eine Glas PASTE von Psyche, die er mir in Psychens Gegenwart, ohne was von der Connexion zu wissen, schenkte. Und ihr eine Venus, die aus dem Bad steigt. Meinen nächsten Brief siegle ich mit. — Ich bitt dich Junge, schaff dir ein reines, gutes Mädchen zum Genuße wie ich, dann wird dich vieles weniger scheeren. Ich bring so manche Nacht hin, und bin denn immer glücklich. Grüß alles, und bereite Scheppler, etc. auf meine Ankunft. Mehr iezo nichts, als daß ich dein bin. K.

Ich denk diefer Brief soll dir zukommen.

Du könntest mich mit einigen Schattenrissen von mir wie auch einer solchen kleinen Zeichnung von meinem Portrait erfreuen.

#### XXXIV. An denselben.

WOLFENBÜTTEL d. 15 April 77.

Lieber Junge! ich habe mit meinem Freund Seiler eine schnelle Reise gemacht und komm Morgen oder über Morgen nach Göttingen mit Extra Post, doch nur auf einen Augenblick. Unsere Reise erfordert Flügel und hatte sie auch biß dato. Zeig an dem Post Hauß dein Logis an, daß ich dich gleich finde, und verschweige so wohl meine Reise als meine Ankunft äußerst sorgfältig, da das nöthig ist, und laß dich bey meiner Ankunft nichts gegen mich und meinen Freund merken. Ich soll eben Lessing sehen — addio! K.

(Adr.: An SCHLEIERMACHER. Siegel: Halbfigur einer Psyche.)

#### XXXV. An den Maler Müller.

DÜSSELDORF 18 Juli 77.

Mein lieber Bruder!

Hier bin ich seit 3 Tagen und mir ist oft wohl worden. Der Kammer-rath ist ein lieber, guter, braver Mensch von reinem Sinn und Herz, und in seiner

lieben Familie lebt sich ganz glücklich, wenn man ohne zerknirshtes Herz lebt, wie nun mein Fall nicht ist. Doch ist das wahrer Balsam und Forthelf. Heinse der vor einiger Zeit mit ihm nach Cöln ging, ist mir erstaunend lieb geworden von Seiten des Geistes und Herzens. Von seiner wirklichen wahren poetischen Phantasie zu reden, wär eben so als wollt ich von deinem Pinsel reden, und deinem Aug, das ihm die Seele gibt. Noch muß ich dir sagen, daß Seiler durch die lieben Jacobis viel Zuwachs seiner Existenz kriegt hat. Mad. Falmern ist alles was du fühlst und sagst. Von dir ist oft die Rede und man erwartet dich mit aller Ungeduld. Deinen Auftrag hab ich nicht vergessen. — Bruder wenns möglich wäre daß du kämst Zeit wir noch in Cölln wären, du thätest mir viel. Ich wär dann Willens bey dir in Düßeldorf bis den November zu bleiben. Wenigstens Antwort hierüber, wenn du mich liebst. Ich war noch nicht 24 Stunden hier kam Diana Juno mit Seilern und kommen Morgen wieder. Gruß und Liebe von Kammerrath Jacobi Familie, Mad. Falmer Heinse und deinem Bruder

Kl.

Was macht Biehl\*? Grüß ihn von mir.

---

\* So oder Biel schreibt K. regelmäßig für Beil.

## XXXVI. An Schleiermacher.

FRANKFURTH im August 77.

Heut lieber Bruder! komm ich hier im Schwanen an, woraus ich dir schreib, was ich vermag und was ich kann. Zeither lebte ich, anfangs hier, dann in Mainz, Cölln und Düßeldorf bey Jacobi's und Heinse. Jezt bleib ich mit Seilern biß zum November hier. — — — Deinen lieben, guten Brief hab ich vor lang in Cölln kriegt. Freylich guter Bruder, ist's schlim daß du nun in Göttingen sitzt und ich hier. Doch frage erst, ob nicht einer so schlimm für sein Individuum sizet wie der andre; allerdings lägen wir am besten zusammen, doch darüber quäl ich mich ungern. — Wenn ich dir mit einem Federstrich die ganze Stimmung meiner Seele hinwerfen könnte, nebst dem argen und guten meines ieizigen und vorigen Sommer Situation — so wär mir vielleicht wohl und dir. Doch das ist nun nicht möglich. Und das Labyrinth, wilde und wirre meiner Empfindungen zu detailliren, wär sich in einen Streit der Augenblicke einlassen. Ich leb wie ewig, und ieder von Prometheus wahren Söhnen im innern Krieg der Kräfte und Thätigkeit mit den Grenzen die die Menschen den halb Göttern gelegt haben, und das zu ihrer Behaglichkeit, weil sie sonst ewig ecrasirt würden. Bruder! der Menschen Sache sind zwey: Schaffen und Zersthören, und wer keins von beyden zur vollen Befriedigung seines Gefühls (so hoch es gehen mag) treiben kann, der lebt wie ich. Das all zeichnet tiefe Furchen auf das Gesicht deines Freundes etc. — — Was ich über dich sagen soll, weiß ich nun nicht mehr, da mir von dir nichts als deine Liebe geblieben ist, und ich dein ganzes zeitheriges Wesen nicht recht ahnden kann. So viel weiß ich daß dir die Um-

ständen einen leichteren Weg præparirt haben als vielen — Soviel ist gewiß, daß ich keinen fürchterlichen Augenblick kenn als einen Menschen zu zeugen, und man sollte das wohl überlegen eh man einem Wesen die Existenz gäbe, mit der man «als wahrer Mensch» so viel zu kämpfen hat. Aber so wie die Götter in allen Dingen bloß ihren Spott mit uns getrieben haben, so auch hier, sie verbinden den (3 oder 4 Zeilen abgechnitten\*) Luft oben behalten. So spricht Dios der Göttersohn, der sich dir einst offenbaren wird. Das dies dir allein alle geschrieben ist, ist klar. Es sind die ersten Zeilen seit viele Monath, und ich hof, sie sind dir deshalb um mehreres werth. Addio. Bey Seiler an Klinger. Dein treuer Bruder.

Grüß Rayd!

(Adr. Herrn SCHLEIERMACHER der Rechten befließen in Göttingen. Siegel: die Pfyche.)

---

\* Das fehlende ist ein Opfer der Decenz geworden. Es ergibt sich aus folgender Stelle des Verbannten Göttersohns (S. 10): «glaubst du wohl, daß ein gescheidter Kerl einem andern Wesen die Existenz geben würde, über welche er so sehr zu klagen hat. O sie alle würden vielmehr mit sich das menschliche Geschlecht austerben lassen, hätt ich ihnen nicht den verfluchten Streich gespielt, und das Zeugungswerk mit so viel Anmuth, Reiz und Kizel verbunden, daß sie in demselben Moment ihr peinliches Daseyn vergessen, es fürs höchste Gefühl des menschlichen Lebens halten, und in dieser Sinnesverirrung mir immer neues Spielzeug daherrafen».

## XXXVII. An Gotter.

FRANKFURTH 5 Sept. 77.

Mein lieber Gotter! Ich schik dir hier einige Bogen Mspt, und bitte dich dieselben gleich an Ettinger zum Druk zu geben ohne daß er meinen Namen drukt noch nennt. Auch muß es ohne Drukort geschehen, und noch auf diese Messe. Die Suite davon ist bereits auch fertig, ich will aber erst die Gesichter hierüber sehen etc. Schreib mir hierüber gleich eine Zeile Antwort. Mit Dauer kannst du mir gefälligst einige Exemplare zuschikken. — Ich hör du warst lange in Hamburg, wo ich glaube daß man sich besser befindet als in Gotha. Siehst du den Commissions Rath Schmid so entbiethe ihm meinen Gruß und schreib mir was du weißt. Adieu!

F. M. Klinger.

(Nachschrift. Hand von Agnes Klinger.)

Nun ist die Reihe einmal an mir zu klagen, auf einen Arm langen Brief von mir keine Antwort; bald sollte ich glauben Hamburg hätte unser Andenken bey Ihnen verwißt. — Ist es wohl so? — Nein ich weiß das besser, und hoffe Sie werden uns bald durch einen Brief überzeugen, daß Sie noch unser Gotter find. Adio.

## XXXVIII. An Müller.

(FRANKFURT 1777)\*.

Lieber Bruder! Ich habe immer auf einen Brief von dir vergebens gewartet, hätte dir auch gern wegen hundertley Dingen gern geschrieben, wenn mir der Ort deines Aufenthalts bekannt gewesen wäre. Heute endlich kamm ein Brief von dir an Seilern an, der die freudige Nachricht enthält du würdest bald anher kommen. Ich wünsch es um meines Herzens willen, um an deiner Brust ausweinen zu können. Meine Lage ist hier von Seiten meiner Mutter erschrecklich. Ich lebe einsam und meistens in fatalem Humor, den ich unsern Seiler so wenig empfinden lasse als möglich. Und wir haben auch seit deinem letzten Hierfeyn ohne alle Spannung gegen einander gelebt. Ueberhaupt Bruder wird mir wohl seyn wenn du da bist, ich hab viel mit dir zu reden. Es gehn Geschwäze und dergleichen von mir, das ich am Ende keinem wehren kann. Ich dachte anfangs Biehl seye mißvergnügt über mich, und habe dir falsch berichtet, weil er mich nicht begrieff. Ich rechtfertige mich nie vor einem Menschen über so was, drum schrieb ich weiter nichts. Ich weis nicht was ich drum geben hätte, wenn ihn Seiler hätt engagiren können, weil ich dadurch einen jungen Kerl um mich gekriegt hätte. Seiler ist munter und gut sobald's ihm der Druk von der Führung seiner Sache halbweg erträglich macht.

Noch fällt mir ein -- was hast du gehört, oder was hast du gegen Einen über den du herwillst? Sollte Großmann oder einer -- schreib mir doch dies. Ich begreif das nicht, und überhaupt das Ende deines Briefs ist mir unbegreiflich -- wenn etwas gegen Seiler geschieht, warum sagst du mir nichts. Du weißt daß er mir am Herzen liegt, so sehr als einem, und mein Schicksaal biß hierher an ihn gebunden war und noch ist.

Noch muß ich dir sagen. Kauffmann schrieb mir ob ich nach Rußland wollte als Hofmeister. Es ist ein schrecklicher Gedanke Hofmeister. Ich sagte an Seilers noch nichts und warte auf dich um mit dir zu reden.

Einigemale war ich bey Felicitas, so coquet als möglich.

Laß mich gleich eine Zeile von dir lesen und schreib mir wenn du kannst. Lieb mich wie ich dich, so wartet doch eine Stunde der vollen Freude auf mich.

Dein Bruder

Klinger.

Du kannst leicht denken was ich in den bedrohenden Neuerungen all gelitten habe. Hellmutts haben nun zweijährigen Contrakt. -- Ich wollt daß mich nichts an die Erde fesselte, und auf die Erde geworfen wäre vom Mond herab.

(Adresse: Herrn Herrn Müller, Mahler in Manheim, im Stern wohnhaft.)

---

\* Dieser Brief trägt bei Holtei das Datum »Mainz . . . ?« In keiner der beiden von mir benutzten Abschriften findet es sich, und es kann nicht richtig sein, weil die Worte »meine Lage ist hier von Seiten meiner Mutter erschrecklich« voraussetzen, daß der Schreiber sich in Frankfurt befindet. Und zwar stammt der Brief aus dem zweiten Frankfurter Aufenthalte des Jares 77, wie aus folgender Stelle eines Briefes von Agnes Klinger hervorgeht. »(soeben erhielt ich einen Brief von unserm Max, wodurch ich leicht errathen, daß seine Gedanken nach Rußland stehen. Jez lebt er in Cöllen und kommt in 5 Wochen mit Seiler zu uns. Vielleicht daß ich ihn da zum letztenmal sehen.« Kaufmanns Anerbieten war also während des ersten Aufenthaltes in Frankfurt noch nicht gemacht.

## XXXIX. An denselben.

Nachschrift zu einem Briefe Seylers\*.

Ich wollte dich fragen ob du mir bey Schwan nicht Vorschuß auf einen Roman, wovon Biel gesehen hat, schaffen wolltest. Wenn's nur 6 Carol. wären für meine Mutter, für Güte des Werks steh ich so weit du meiner Reputation glauben magst. Auf die Oftern soll's gedruckt werden. Eine Zeile hierüber. Adieu.

Kl.

\* Dieser lautet folgender Maßen (Holtei 300 Briefe I. 1. S. 29):

FRANKFURT d. Mittwoch 77.

Nur Wenig Worte bester Müller, daß ich Sie herzlich liebe und mich sehne Sie bald zu sehen. Ihr Warmer freundschaftlicher Brief hat mir viel Freude gemacht, und Sie wissen wie Sehr ich Freude nöthig habe; ich sitze hier und kämpfe gegen Tod, Teufel und Hölle; einer von die Pursche wird mich doch unter die Füße kriegen. Bis dahin aber geht es uns erträglich, und ich weiß daff freut Sie. In Zeit von 14 Tagen adressire ich (schick: Ihnen) meinen Sohn, der nach Strasburg geht; es ist ein guter junger Mensch, aus dem etwas werden wird; ich empfehl ihn Ihrer Freundschaft Kommen Sie bald zu uns — Juno grüßt Sie.

Der Ihrige

A. Seyler.

## XL. An denselben.

(FRANKFURT 1777.)

Lieber Bruder! Biel liegt noch und kann nicht von der Stelle. Er ist in allem Betracht so unglücklich als es ein Mensch seyn kann — ich ertrag es kaum und kann dirs auch nicht fagen noch beschreiben.

Von Bahrd folgendes. Ich kenn den Kerl und lieber bester, nimm mir nicht verkehrt, ich glaub du ließt dich vom Kerl blenden. Sieh ich komm zu ihm (leergelassener Raum in der Abschrift um unleserliches anzudeuten; man erwartet etwa: und bring die Sprache) auf eine Rechtfertigung Biehls wovon du mir geschrieben hättest. Er sagte er wüßte nichts, als daß er etwa versprochen hätte, einen Aufsatz in sein Blatt von dir zu nehmen, der weder Ihm noch seiner Zeitung nachtheilig wäre. Das war schon nichts und doch ließ ichs so damit. Bat ihn alsdann zu Biehl zu kommen. Er versprach es, kommt nicht; Montag Morgen früh schik ich hin ob er kommen wollte, damit sichs gegen einander erklärte oder nicht oder ob ich zu ihm kommen sollte zum zweiten male. Er läßt antworten, nach Tisch komm ich und bleibt aus. Was ist das nun? Er ist fort und Biehl muß sich retten. Er läßt einen hitzigen Gegenbericht drucken und erzählt darin den Verlauf der Sache. Es muß seyn, Bruder! wenn

du Biehls Lage wüßtest das Herz würde dir zerreißen und wie das wohl all kommen mußte. Du weißt doch auch daß Bahrd bloß Comœdie mit Biehl spielte, er erzählte mirs selbst und nun laß dem Ding den Lauf. Es kann doch eigentlich keiner hier reden als der Interessent selbst.

Vom Roman will ich dir aus Mainz gleich schicken. Ich bin derangirt durch all das. Auch möchte ich an Schwan meinen Stilpo der fürs Theater Seilers gearbeitet ist nach Neu Jahr verkaufen. Hör was er geben will. Fürs Werk steh ich. Helf mir hier und lade mir auf wo du willst. Ich bedarf deiner Liebe und Freundschaft von Herzen aus. Ich wollte daß ich dich herzaubern könnte. Gegengruß von allen. Adieu Bruder! Kl.

Andere Woche kommt Seilers Sohn und Ariel mit einem braven Jungen seinem Freund.

(Adresse: Herrn Mahler Müller in Manheim.)

Zur Erläuterung dient folgender Brief von Beil an Müller (nach einer Abschrift, die ich Jegor von Sivers verdanke; abgedruckt in Holteis 300 Briefen): Frankfurt d. Mittwoch 77. Da siehst du mich nun liebster Müller wieder aufm Marfch, da der Kerl droben aufm Schloß ein Erznarr und Hundsfott ist. Sieh lang mach ich's Ding nicht dirs der langen Reih nach zu erzählen; so viel aber mußt du immer doch wissen, daß ich in einer jeden Lage und neuem Posten stets der ehrliche Kerl bin und dein Freund zu bleiben wünsche. Bahrdt, ihn zu characterisiren ist überflüssig, und wie er's mit mir gemacht faßt seinen völligen Character in sich. Der Fuchs trug mir anfänglich die ganze Oberwache an, mich so drin herumzusehen und ihm Rapport abzuftatten. Da ich's Gebäude auf schwanken und zerbrechlichen Stützen aufgestellt fand, setzt ich mich gleich nach Tisch, wie ich ohngefähr 8 Tage da gewesen, nieder ihm zu sagen, daß weder Er noch sein ganzes Geschmeiß Kerls wären, auf ihren Achseln ein so ungeheures Product tragen, geschweige ganz lenken zu können. Der Schwächling fand sich übermachtet, und wir fanden für gut uns zu sagen, daß wir nicht für einander da seyn könnten — und siehe wir scheiden. Du weißt Klopstock sucht mich, und ich schreib ihm ietzo, vielleicht zum Hamburger Theater, vielleicht als Deklamateur glaube ich weil er mich bestimmt wissen (*sic*). Von Hamburg, wie ich ietzt höre, geht Brockmann und Schütze, seine besten Acteurs ab. Unterdeß geh ich auf Hanau und Darmstadt, und so weiter fort und nähere mich den vaterländischen Grenzen. Dich bitte ich zuvor noch, meine Briefe Klingern zuzusenden, der sie mir einhändigen will. Inzwischen bleibst du stets mein herzlich guter Müller, und ich bin stolz darauf dich kennen und handeln gesehen zu haben. Bleib mein, ich bin dein.

J. D. Beil.

Noch ein bischen von Klinger und uns. Sieh ich denke, nach der jetzigen Lage, in der Klinger sich befindet, muß ern guter Kerl immer für uns bleiben. Er steckt darin so wie ich — das ist genug. Ich bin überzeugt ietzt, daß er mir zuvor ohnmöglich hat helfen können. In einem folgenden Briefe erklär ich mich weitläufiger gegen dich. Laß ihn, ich

bitte dich, beßer, laß ihn so gut wenigstens bei dir seyn, wie ich zuverlässig weis, daß ich bey dir stehe, laß ihn um Gottes willen bey dir es auch seyn. Sey gegrüßt und geküßt von uns, wir lieben dich brüderlich, wie fern wir auch stets feyn mögen, Guter, lieber Müller.

## XII. An Heinfe.

(MAINZ im December 1777.)

Lieber Bruder Rost! Längst hätt ich dir geschrieben wenn mich der Teufel nicht immer am Schopf hätte und mich zusammenreiten wollte — biß man ihn dann unter sich bringt auf eine Zeitlang, da hört verdammtes Ringen und Kämpfen dazu. Heut bin ich einmal heitren Sinnes in sofern, kann dir am Ende aber doch weiter nichts sagen als daß ich dich lieb habe mit all den edlen, braven Seelen dort. Das sag ihnen lieber Bruder — und sag ihnen, wie mannichfaltiger Trost mir dies sey nächst dem Gedanken daß sie meiner mit Theilnehmung gedächten.

Zeither hab ich meine Verstands Kräfte in etwas mit dem edlen Schachspiel geübt, und bin *honneur au l'esprit* ziemlich weit avancirt. Die beste Madle Falmer hat mir ein gleiches von dir erzelt, wie aber dein Muth dabey gesunken wäre, nebst deinen Worten, die dir zimmlich ähnlich sahen. Ich sag dir nun das die Helden Griechenlands sich auch mit diesem königlichen Spiel belustigten wie Vater Homer in der Odyf. uns sagt. Ich denk das soll tiefer Sporn in die Seite deines Herzens feyn — Komm her und laß uns Lanzen brechen. Seiler und Donna erinnern dich an dein Versprechen uns in Mainz zu besuchen, und ich ruffe dir zu Komm!

Schaf mir doch Lenzens Brief an den besten Fritz. Erwinnere ihn daß er mir ihn versprochen hat. Versichere ihn daß ich keinen Gebrauch davon machen werde, der Lenzen schaden könne — ich meine man kann sich auf mein Wort verlassen.

Seiler, Donna und ich grüßen und küssen Friz, Gorg, den Herrn Grafen\* und dich, Und grüßen die Frau Kammerräthin, Mad. Schwestern und erinnern sie des Löwens, der immer gegen sich wüthet und sonst niemand schadet noch schaden möchte.

Schreib gleich und schik den Brief und komm!

Mainz.

K

Heinfes Antwort, Düsseldorf im December 1777: nach Mainz zu kommen sei ihm für jezt nicht möglich. Den Brief von Lenz schickt er. Den meisten Raum nimmt eine Polemik gegen das Schachspiel ein, das er weit unter das Billard stellt. «Bedenk das einmahl und untersuch es mit

\* Vermuthlich der Graf von Nesselrode, der Ende October mit Heinfen auf dem Lande war: F. Jacobi an Wieland 29 Oct. in J.s ausgew. Briefw.

der fürtreflichen Donna und dem fcharffinnigen Seiler — hernach fchreib mir Euer Urtheil.» Er will darüber etwas im Merkur drucken laffen. «Fritz und Georg und der Graf und ich grüßen und küffen die reizende Medea, ihren edlen Unjafon, und dich, und Betty und die Schwestern grüßen euch freundlichft und umarmen die fchöne Medea Orfina.» Klinger foll fich das neueste vom Merkur anfchaffen und fehen, wie H. darin «den dummen Teufel von Lemgo ausgepiffen\*». Du Löwe follteft dir auch fo etwas in der gelehrten Welt auffuchen, das du zaufen und raufen und bemaufchellen könnteft, wenn dir der Appetit dazu ankäme, damit du dich nicht immer felbft mit deinen Klauen aus übermäßiger Kraft und Stärke hinter die Ohren schlagen müßteft, worüber dann deiner Donna die hellen Thränen in die klaren Äuglein treten. Was macht dein Götterfohn? Wenn ich dir noch etwas auftragen darf, fo wirf dich Löwe dem Herzen voll Freude zu Gefallen, dem füßen Madonnenmunde, und dem Auge voll Liebe von Natur, aber ich muß dir doch fagen, meiner fchönen Böhmin zu Füßen, und behauch ihr, als ob du küffen wollteft, in Demuth die zarte Hand, und fag ihr, was ich ihr noch nicht habe fagen können, über fie als Emilia, und als Kallipyga im Tanze\*\*. Erklär ihr aber, hörft du! das fremde Wort fein ordentlich!»

\* Er meint feine Recenfion von Mauvillons Ueberfetzung des Arioft 4, 145 des Merk. v. 1777.

\*\* Emilia Galotti war eine Rolle der Mad. Fiala, die auch im Ballet figurirte: Theater-Journ.

## XLII. An denfelben.

(MAINZ im December 1777)

Das ift brav von dir mein lieber Bruder, daß du mir fogleich antworteft und meine Bitte beforgetft.

Vor allen Dingen die Urfach warum du nicht zu uns kommft und wenn du kommft! Dies beantworte in deutlichen Worten und nach dem Wunfch meines Herzens, wenns anders in deiner Gewalt fteht, ihn zu befriedigen.

Vom Schachfpiel haft du gefchrieben wie ichs dachte und erwartete. Was das anbelangt, daß du mir fo heldenmüthige Drohungen entgegenwirft fo höre! Ich fordere dich heraus im Grimm, kommft du nicht bald, fo zwing ich dich (oder ich genieße meines Siegs) fchriftlich mit mir eine Lanze zu brechen, und dann wollen wir fehen, wie der Herr feine Untergebenen zu brauchen weiß. Der Stof der Unterhaltung für Ehre und Geift die Manichfaltigkeit des Spiels ift beydes reicher und größer als du merken willft. Wie viel tauſend Veränderungen glaubft du daß das Spiel hat? Multiplicire die Felder immer unter fich und gegen einander fo wirft du eine ungeheure Zahl kriegen. Die Willkührlichkeit zu leugnen ift ungerecht. Ich ſpiel nie ohne zwey Plans nächft den falſchen Attaquen und hab ichs mit einem Kriegsheld zu thun fo ruinirt er mein Project auf den Augenblick durch jeden Zug, und ich habe zu thun und zu ſchaffen wieder meinem Plan aufzuhelfen zu cachiren etc. Welche Manichfaltig-

- keit und große Willkürlichkeit, wenn ichs trotz allen Gegen Manœvres dahin bringe wohin ichs wollte? Auswendig lernen ist platterdings unmöglich, da ieder Zug eine neue Deffension, neue Attaquen und oft neues Project hervorbringt *vid:* die Multiplication!

Was heißt endlich das ein mittelmäßiger Kopf kann gut spielen und außerdem keinen Hund aus dem Offen lokken? Also ein großer General der keine Verfe machen könnte wär ein mittelmäßiger Kopff, weil er außer seinem Kriegshandwerk nichts weiter verstünde? und derjenige der den höchsten Grad von Aufmerksamkeit, Berechnung der Möglichkeit und Unmöglichkeit zur Durchsetzung eines Projects und der dazu gehörigen Fälle besitzt, kann auch jedes andre Ding fassen, das diesen Grad der Aufmerksamkeit erfordert, und dieser Grad geht weit. Wer sagt dir daß die Bauren in Spörken (so für Ströbeke) nicht mehr als Bauren in Spörken wären, wenn sie diese Attention und Fleiß auf etwas anders gewendet hätten! Nun die Parallele! Ich hab die dümste Klötze Billard spielen sehen die dich und deine Meister übertreffen und kein dummer Kerl hats weit im Schach gebracht! Das Billard erfordert hauptsächlich Übung und es ist dann damit wie mit dem Exerciren der Soldaten und dem Schießen eines Schützens. Aber was erfordert das Schach nicht alles? Daß man etwas gescheideres thun könne geb ich zu; Aber wo ist der Kerl der immer etwas gescheides thut und thun kann? Ich kenne ihn nicht und möchte ihn nicht kennen, noch weniger in seiner Gesellschaft seyn. Mich deucht Bruder, du bist mit dem Schach zu hitzig gewesen und hast dir anfangs den Kopf angestoßen daß dir die Geduld ausgieng. Es gieng mir auch so. Ich verfluchte es hundertmal und fieng doch von neuem an, biß mirs ganz helle ward. Noch eins: ich kenne bis dato kein Weib die es weit im Schach Spiel gebracht hätte, ich will nicht sagen bringen könnte. Du wirft mir mit Herz, Phantasie und dergleichen antworten, aber das ist hier nicht anzuwenden. Sehen, Vorsehen, Berechnen, zu rechter Zeit Wagen, hier Verliehren um dort mit mehrm Profit weiter zu kommen, das ist die Sache. Ich gehe den Krieg im Merkur mit dir an.

Den Merkur hab ich noch nicht kriegen können. Ich hatte längst Luft den Krieg anzufangen hab aber noch keinen gefunden ders auf Leben und Tod angehn kann.

Den ersten Wisch vom Götter Sohn hab ich drukken lassen um zu probiren, wie mans verdaut. Laß dirs im Buchladen hohlen. Was dasteht vom Wandel des Genies auf Erden hat mit den einst unter uns verabredeten Ideen keine Ähnlichkeit, sondern lag schon im Göttersohn und auf ganz andre Art. Also kein Eingrif in deine Idee, wie du selbst gemerkt hast und merken wirst. Der Stilpo ist zu aller Befriedigung da und vielleicht zu der deinigen hab Zeither die Geschichte des neuen Orpheus geschrieben die du zur Zeit lesen sollst. Ist aber nicht musikalisch, hat auch keine Euridice. Wird aber doch von den Weibern zerrissen und das darum weil er die Weiber erhitzt und doch das nicht hat was ihnen gnüge ist — warum ers nicht hat und wie das ist sollst du einst sehen.

Der Böhmin hab ich alles gesagt und erklärt. Der Löwe grüßt und küßt sanftmüthig und liebevoll alles was ihn grüßt und seiner denkt. Dank insbesondere dem lieben Friz für die Mittheilung des Briefs.

Lies gleich den Götterlohn und sag mir was man sagt und was du sagst.

Addio.

Küsse von Donna und Don nebst Erwartung daß du kommst — wie auch an alle die Lieben.

Heinsens Antwort, one Datum, beginnt: «Großer König der Thiere, Schüttle deine Mähne nicht, und brülle! und sey einmal wieder Amor im Schooße deiner Pfyche. Bin mit auf einem Zug durch Westfalen gewesen, und haben meine Wenigkeit andre Sächelchen aufgehalten, sonst würde eher zu Diensten gestanden seyn». Folgt ausführliche, sehr launige und beißende Polemik in Sachen des Schachs und Billards, darin von persönlichen Beziehungen nur folgendes vorkommt. Das Schachspiel ist nichts als Aufmerksamkeit. Eine Schildwache ist besser dran als ein Schachspieler, sie kann sich doch umsehen usw.: «was kannst du denn aber bey deinem geviertelten Dinge, wenn du nicht einer zu gütigen Madam Seyler gegenüber dich hingepflanzt hast?» — — «Der Hauptzug beim schönen Geschlecht ist Schwäche. Der Hauptzug der Schwäche, zum Exempel beym Hofgesindel, lauern, aufpassen, i. e. Aufmerksamkeit. Das Schachspiel ist weiter nichts als eine Aufmerksamkeit, folglich könnten Mesdames Seyler und Fiala immer und ewig den Philidor» — berühmten französischen Musiker und Schachspieler — «zu Boden spielen, wenns der Narr nicht so gut auswendig gelernt hätte, daß er's allezeit gewinnen müßte, wenn er anfieng. Aber sieh! die Angebeteten halten aus Instinkt sich für zu edel, ein solch Gefindel zu kommandieren.»

### XLIII. An denselben.

MAINZ im Jenner 78.

Lieber Bruder! Deine beyde Briefe hab ich erhalten. Der erste hat mir trotz aller Perisfrage, die auf mein Haupt hineinwettert' und blitze, unendliche Freude gemacht, und doppelte Freude, da sich meine Brust mit neuer Kraft stählte, — Trotz sey deinem Wiz und Humor von der Göttin Steiffinn und Wahrheit gebothen! Ich weiche keinen Schritt und kann keinen Schritt weichen, weil ich's zu tief überzeugt bin. Soviel seh ich aber, daß wir durch Briefe die Sache nicht abthun. Geduld also! biß, wir uns zusammen finden, und das soll, wie ich hoffe in Frankfurth geschehen, wo wir die Messe find. Hau also in mich hinein so viel du willst, und gieb meinem Selbst Seiten Streiche wie dirs beliebt, ich werde dir meine Rache mit Feuer und Schrekken in Schos gießen. Amen!

Der arme Wieland! Da muß der Churfürst von Bayern sterben und seiner Tour *de vanitat* ein Todtengerippe in Weg stellen, daß seine ganze eitle Maschine erbebe! Sein Unglück geht mir nah, denn es ist wirklich Unglück, wenn man so viele Leerheit mitbringt, und nun mit hungriger Nase und Ohren herum-schnuselt, und so ein garstiger Zufall einem ins Rauchfaß schießt —

Er ist hier durchpaffirt — aber Rossemundens Schicksal muß ihm zu sehr am Herzen gelegen haben, seine Einbildung muß zu hoch gespannt gewesen seyn, als daß er sich hätte erinnern sollen, daß Leute in Mainz seyen etc. Wohl bekomms ihm! Wie das nun gehn wird, ob er warten wird, biß Trauer und Krieg wegen der Succession und all die Balgereyen vorbei sind, weiß man noch nicht. Ich glaub wohl, er schlägt sich dort Hütten auf, um auf der *Retour de tristesse et des larmes* nicht ausgelacht zu werden.

Großmann *le Juif* hat schon, wie ich vernehme, Subscription auf Bürgers Gedichte übernommen, was ich aber anderwärts kann, will ich thun. Mich kannst du einweilen auf deine Liste zeichnen, das ist aber freylich nicht viel.

Heute werd ich zum erstenmal mit beflügelten Füßen dem gewaltigen Rhein trozen. Es ist ein großes Stück hineingefrohren, sollte des Herrn Willen seyn, daß ich in gewaltigem Übermaas der Freude mein Grab fände, so bitte den Gott der Flüßten, daß er mich in den Schos einer Najade sinken lasse —

Hier ist der Götter Sohn. Bitt dich auch schön um Rolands Spieß.

Grüße und Küsse von mir —

Von Seiler und Donna herzige Liebe an alle die Edlen und Guten —

Klinger.

#### XLIV. An Müller.

MAINZ 78.

Lieber Bruder!

Wenn ich dir so mit einem Sturm in deinen Geist und Herz hauchen könnte so würd ich glücklich seyn diesen Augenblick — ob ich's schon bin und nicht bin — und weiß der Himmel! nie werde seyn, und dadurch vielleicht doch glücklich bin. Wo unfer Herz hinlangen kann, warum können wir nicht hinlangen? Verstehe mich recht hier mein bester! sonst kriegt dein Sinn das Weib zu pakken, und ich wittre doch abwärts in diesem Gedanken, obschon die Nerven voll sind von ihr. Mein Herz schwoll gestern dem Rhein hinab und es stund iemand gegen über mit dem ich hinab gangen\* dort wäre in Fluthen und Tiefen. Mir ist wohl im Schatten meiner Sonne — — diese Empfindung kränzt an Wahnwitz laß mich schnauffen.

Seiler trug mir auf dich wegen des Wechsels zu fragen. Dein Degen ist funden. Ich meine du müßtest morgen kommen; daß ich deine dikke Brust einweilen hätte daran zu faugen wies Kind an der Mutter. Juno sagt mir von dir, und ich nichts von ihr. Adieu Bruder! schreib mir, schik mir, bring mir mit.

Kl.

(Adr. Herrn Müller Mahler

Manheim)

\* Holteis Druck: gezogen für gangen.

## XLV. An Schleiermacher.

MAINZ 26 Feb. 78.

Lieber Bruder! Ohnerachtet deines Schweigens zweifle ich keinen Augenblick an deiner Liebe, und ich bin überzeugt du eben so wenig an der meinigen. Ich wollt' ich könnte dir einen Strich von all dem Drang, von all den Kämpfen hinwerfen, in denen ich biß her gelebt, und ietzt schreklicher, wilder, glücklicher und unglücklicher als ie lebe. Und ich muß fort! fort! Dies wollt' ich dir melden, damit du wüßtest wo ich sey. Ich reiße nach der Schweiz, wenn du mir etwas zu sagen hast, so addressire nach Emdingen bey Hofrath Schloffer, wo mein erster Aufenthalt ist. Wirft du gefragt ob ich noch bey Seilers sey, so sage ia. Ich wäre gereist um Freunde zu sehen. Ich kann dir schriftlich nie mehr deutlich werden, deßwegen unterlaß ich alles schreiben. Mein Herz wiederhohlt nicht gerne, es (sey zu ergänzen) Freud oder Trauer.

Grüß den Rayd —

Dein Bruder

Klinger.

## XLVI. An denselben.

EMDINGEN d. 28 April. 78.

Lieber Bruder! Meine Schwester schreibt mir von einem endlichen Brief, den du an mich abgeschickt hättest und den ich in einigen Tagen erhalten werde. Vorige Woche schrieb ich um Erkundigung nach dir an deine Schwester, weil ich gar nichts von dir hören konnte. Du würdest mir mein Nichtschreiben nicht angerechnet haben, wenn du nur etwas von den teuflischen gewaltsamen und herrlichen Lagen gewußt hättest, worin ich mich seit anderthalb Jahre befand. Schreib mir noch hierher und ausführlich. Ich leb hier das Früh Jahr gut mit Reiten und arbeiten. Zu Ende Mays geh ich mit Schloffern nach der Schweiz und im Juni nach Paris — und von da Bruder, werd ich dir das übrige schreiben, daß dich freuen und vielleicht betrüben wird. Lezteres aber wird hoff ich durch die Idee wie nothwendig es ist, vertilgt werden. Mein Project oder vielmehr die gewisse Sache geht bloß auf mich und die Befriedigung meines Herzens und es ist einmal Zeit, widerstehen darf ich nicht mehr. Der Himmel führe dich gut! Muth und Herz sey mein Theil, ich habe einen großen Kampf vor, und nur durch Kämpfen erringen wir Tod oder Ehre und beides liegt weit für mich, so laß uns also eilen.

Künftige Herbstmesse wirst du zwey Theile von einer comisch tragischen Geschichte Orpheus finden — ich geb sie hin um meine Reise zu bezahlen *inter nos dictū*. Noch ist's möglich daß ich dich noch einmal seh wenn ich aus Frankreich nach Holland gehe; aber in Göttingen müßtest du nicht seyn. Kayfern werd ich 6 Stunden von Zürich, wo ich einer Verfälschung der Schweizer beywohne im Wald finden. Grüß Rayd, und sey meiner Liebe gewiß, wie ich der deinigen. Der Himmel weiß, wie oft ich deiner denk! O Bruder sey stark!

Bloß dadurch erlangen wir das Ziel und dadurch kann ich sagen, bin ich ein Mann worden der so was unternimt, den Menschen es abzutrozen *to drive my first slaps — conduct and courage to advance!* K. Wenn du was gearbeitet hättest und wolltest mich mit erfreuen?

(Adr. Herrn Schleiermacher in Göttingen.)

## XLVII. An denselben.

EHINGEN an der Donau d. 29. Juli 78.

Besten Bruder! Noch ein Wort zu dir bevor ich dem Feind vor's Gesicht trete. Von dir hab ich seit langem, unendlich langem kein Wort gehört. Weiß auch nicht ob dir mein Brief zu Gesicht kommen ist, der dir melden sollte daß ich schon seit mehr dann 3 Monath Kayserlicher Lieutenant unter einem *Corps des Volontaires de l'Empire* bin. Den 1 August marschiren wir nach Böhmen ins Staabs Quartier wo wir mit zur Bedekung des Kayfers bestimmt sind. Ich bin ganz Soldat, denke und empfinde nichts andres. Hab einen mächtigen Freund an dem General Feldzeugmeister und Minister von Ried, der mir ein schönes Pferd geschenkt hat. Sehn wir uns wieder so müssen's die Preussische Kuglen gut mit mir meynen, dann es wird hart hergehen gottlob! — Ich weiß nicht wie du über mich denkst oder empfindest. Du bist meinem Herzen unvergeßlich und wirfst bleiben. Laß sehen was nun das Schikfaal mit mir vorhat. So determinirt und gerichtet wie ich bin muß mirs wohl gehen, wie's falle. Bruder! was hab ich alles durchgangen und was steht mir bevor! Alle meine Geister sind lebendig. Dies sind meine letzte Worte biß ins Winterquartier. Von der Armee aus kann ich nicht schreiben, noch weniger Briefe annehmen, weil nichts uneröffnet passiret, und weil du vielleicht nicht behutsam seyn könntest, und mich in Unschuld zu Red und Antwort bringen könntest. Ich wache und bin für Kayser, für Krieg und Streit. Adieu! K.

(Adr. Herrn Schleiermacher der Rechten befießnen in Göttingen.)

## XLVIII. An Kayser.

Bei BAADEN d. 24 Oct. 78.

Nicht Vergessen wars mein l. Kayser, daß ich dir diese Campagne durch nicht schrieb, es ist die Folge unfres Lebens. Heute sind wir hier, morgen da, in beständiger Strapaz, und wissen nie auf den andern Tag wo wir seyn werden. Ich wünschte daß du ahnden könntest, was ich die kurze Zeit über gesehen und erfahren hab. Es scheint daß wir izeo die Winter Quartier beziehen — die sind aber so, daß ich lieber wünschte, die Kälte litt es daß wir draußen stünden. Schon 14 Tag lieg ich mit meinem Bedienten, einem Bauer und seiner Familie

in einer kleinen Stube, und so werden wirs die 6 Monathe durch hier herum haben. Unfre Art zu lagern war diese Campagne durch im Wald unter freyem Himmel, denn wir stunden auf den äußersten Vorposten der Laudonischen Armee, die wir noch mit ausmachen, nur mit dem Unterschied daß wir izeo cantonirn. Auch machten wir den Sachsen eine Visite, da sie uns eben weder wünschten noch erwarteten. Ich gäb trotz all dem was ich nun erst weiß, dieses Leben für keins in der Welt; aber für unser einen gehört unerhörter Willen und Trieb dazu. — Beziehen wir die Winter Quartiere wirklich, so weiß ich, daß ich deinen Brief erlebe, den du gleich nach Empfang dieses schreiben mußt, und mir viel von dir und deiner jezigen Lage erzählen. Ganz der deinige

Lt K.

Haft du Orpheus eine tragisch-comische Geschichte gelesen? ich schriebs bei Schloßern, und daraus wirst du sehen, wie wohl mir bey ihm gewesen seyn muß.

— — — K.

*Lieutenant des Volontaires de l'Empire  
au service de LL. maj. Imp. et Roy.*

*en Bohémie  
a l'Armée de Laudon  
au corps du General de Sauer*

(Siegel: die Psyche.)

~~~~~

XLIX. An Schleiermacher.

Postirungs Quartier CULM. d. 22 Nov. 78.

Liebster Bruder! Du wirst einige meiner Zettels erhalten haben, ob ich gleich vergebens auf Nachricht und Antwort, an der mir gleichwohl so viel gelegen war, von dir wartete. Du siehst, ich hab deiner nicht vergessen, so wenig im Gebrauß des Kriegs, als auf dem sonstigen weichen Sopha in den Armen der Schönen. Kann ich ein gleiches von dir denken, so wird mich eine schnelle Antwort davon benachrichtigen. Und diese Antwort muß zugleich eine treue Darstellung deines Herzens und deiner Lage seyn. Was beginnst du? Was treibst du? Was denkst du ferner zu treiben? — Was gäb ich nicht drum dir in deinen Armen zu vertrauen, was seitdem wir uns vor Jahren trennten mit mir vorgieng! Daß du nur einen Strich ahnden könntest! — Ich sieng an glücklich zu werden, aber von dem Augenblick erst, als ich alles in Muth der Seele, in eignen Gang und Führen setzte. Glücklich so weit als möglich! Meine Geschichte würde mich dir lieb machen, und du wirts als ein Bruder nehmen, wenn ich sage, dir Winke geben, die du durch tausend Knirfchen erfahren wirst. Eine Campagne hab ich mit allem Genuß überstanden — Mit Entzücken seh ich der kommenden entgegen. Ein später Friede führe mich in deine Arme, wenns der tägliche Tod erlaubt. — O Bruder manchmal muß ich mit Verdruß denken, auch du habest mich verkandt, durch Vorfälle verkandt, die wenn du sie durchgesehen hättest, mich deinem Herzen werther machten. — Ich bitte

dich treibs so weit du kannst und erinnere dich deines Bundes. Wirft du deinen Bruder aufnehmen, wenn eine unglückliche Kugel mich unfähig machen sollte, das zu seyn, was ich mit so vielem Stolz und Enthousiasmus bin? Doch ist das nicht so gemeint — sondern ich wünschte nur daß du all deine Kräfte anstrengen möchtest die in dir liegen und die ich kenne. Vergiß meine Zurückgelassenen nicht, wenn du in die Gegend kommst oder bist. Sie bedürfen Trost meiner Freunde, und machen meinen Gang trüb. — Das war die erste Stunde in der ich dir fast schreiben konnte. Entweder campirten wir unter freyem Himmel, oder waren im Marſch. Wir hatten und haben die Freude immer die ersten am Feind zu seyn, deßwegen ist der Winter so wenig ruhig für uns als der Sommer. Dieses Leben kann keiner von Euch ahnden — es ist ein Leben wo man auf alles renonciren muß, was Genuß des Lebens heißt — aber das Ding im Menschen wogegen selbst der Teufel ein Schaf ist, giebt einem Erstattung die ich gleichwohl mit des Soldans Serraille, und meinem ehemals so weichen Bett und Sopha nicht vertauschte. — Hast du die erste Theile des Orpheus eine tragisch-comische Geschichte nicht gelesen? Gieb mir deine Idee drüber und was man sonst sagt. Der dritte und der tollste ist unter der Presse! Auch wenn du sonst was merkwürdiges weißt — denn hierher kommt kein Laut — Vornehmlich aber von dir bester Bruder! denn da es ietzt ruhig scheint, so kann ich auf Erhaltung deiner Antwort desto sicherer zählen.

Ganz der deinige

Lieutenant K.

In Mainz recomandir ich dir Mollitor Canonicus*.

Adresse.

Lieutenant des Volontaires de l'Empire au service de LL. Maj. Imp. et Roy. en Bohemie à l'Armée de Laudan par Aussig à Culm.

(Adr.: à Monsieur Monsieur Schleiermacher Candidat en Droit supposé à Darmstadt.)

* Bei Eröffnung der reorganisierten Mainzer Universität 1784 war ein Karl Nikolaus Molitor Professor der technologischen Physik und Chemie: N. MÖLLER, die 7 letzten Kurfürsten v. M. S. 412. Auf dem Titel seiner Schrift »Weikard der Emphyriker« Mainz 1791 tritt derselbe Mann auf als M. D., Kurmainz. Hofgerichtsath und öffentl. ordentl. Professor der Chymie und Arzneymittellehre. Bei solcher Vielseitigkeit könnte er am Ende auch Canonicus gewesen sein.

~~~~~

L. An Kayser.

PRAG den 23ten April 79.

Dir lieber Bruder, fühl ich mich herzlich verbunden von allem Nachricht zu ertheilen, was Einfluß auf mein Geschik hat. All meine heiß geträumte, stark gefühlte Projecte sind verstorben, es ist Friede. Wir haben schon seit 14 Tagen den Kordon verlassen, die Feindseligkeiten hören seit 6 Wochen auf, und mein erster kriegerischer Lauf ist zu Ende. Indessen ist und bleibt meine Bestimmung

Soldat! Wer diese dem Ehrgeitz schmeichlende Slavery einmal in all ihrer Härte und Anmuth gefühlt hat, spielt in jedem andern Stand eine beschwerliche Rolle.

Noch mehr! zum drittenmal scheint das Glük uns, nach so langer Abwesenheit zusammenführen wollen. Nach Endigung zu einem Geschäfts hier reiß ich zum General, von da zu Schlosser meine Genesung abzuwarten, weil ich seit einiger Zeit am empfindlichsten leide. Dann müßte es mit Zauberey zugehen, daß wir uns nicht sehen sollten! — Oft hab ich mir eine Zeile von dir gewünscht in meinem wilden Leben; aber wenig gesehen! Wo Krieg ist bin ich!

Addio!

Kl.

Lt.

## LI. Mein lieber Schleiermacher!

Nach einer sehr lustigen Campagne in Böhmen, und ebenfalls lustigen Aufenthalt von 2 Monathen in der Schweiz, bin ich bey meinem Freund Schlosser wieder auf einige Monathe eingekehrt, von da ich gleich wieder in Dienste trete. Daß ich meine Bestimmung gefunden habe, wirst du glauben. Ich hoffe du auch. Ich schrieb durch deine Schwester im Feld einen Brief an dich, da ich aber keine Antwort erhielt, so hatt ich auf dich keine Hofnung mehr. — Wenn du in Göttingen *Franc Macon* geworden bist, so gieb mirs zu verstehen, daß du dann schon weißt, wie! Ich freue mich auf Nachricht von dir. Immer noch dein Bruder, und unvergeffen der angenehmen Scenen, die wir in wilder Un- erfahrenheit, saußten. Die Welt hat mich nicht zahmer gemacht; aber klüger.

Klinger

Lieutnt.

EMEDINGEN d. 28t Nov. 79.

(Adr. *A Monsieur Monsieur Schleiermacher le fils Candidat des Droits à Darmstadt.* Siegel: ein Wappen mit kriegerischen Emblemen.)

## LII. An Agnes Klinger.

..... jeden Stand erwerben, und wieviel (ergänze: mehr) du, wenn du all deine Gabe und Fleiß, zum besten der Familie anwendest. Und die Ehre, die du durch das im Stillen fühlst, ist kostbarer als alle andre.

Sieh! du machst mich durch dein Schreiben zum Prediger; aber ich halte es für Pflicht die Wahrheit zu sagen, von Narrheit zurückzuführen!

Kannst du unabhängig nichts verdienen, und kannst zu deinem und der Mutter besten, in Dienst treten, so hab ich nichts dergegen. Aber als Magd geb ich nie zu. Das wäre Tollheit.

Du bist bestimmt deine Mutter, Schwester Bruder und dich so glücklich zu machen, als du kannst, und das thust du, wenn du thust, was du kannst.

Von Authäus hör ich ia gar nichts mehr!

Sieh meine liebe Schwester! das ist alles, was ich dir zu sagen habe, und da ich dein gutes Herz, deine kindliche und freundliche Gefinnungen kenne, so hof ich, es ist dir genug. Mich solls freuen, wenn du mir zu Zeiten schreibst, was du denkst; aber arbeiten ist mehr, als alles, so hab ichs gefunden, fürnämlich für Weiber.

Grüß die beste Mutter und liebe Schwester!

EMD. 28 Nov. 79.

K.

Ltn.

### LIII. An Schleiermacher.

EMEDINGEN d. 10 Jenn. 79 (soll heißen 80)

Es ist noch nicht lange, daß ich dir mein lieber, einen Brief durch meine Schwester zuschickte, ohne eine Antwort von dir zu kriegen. Ich denke dem Ding weiter nicht nach, und zähle mehr auf dein Herz, als deine Feder.

Voriez einen Vorschlag, den ich deiner Freundschaft anempfehl, und der dir gegen alle Menschen geheim seyn muß.

Daß ich nach dem Krieg reduzirt worden, wirst du wissen; aber noch nicht, daß vor einem Monath durch den Tod des General Feldzeugmeisters und Ministers von Ried alle meine Hofnung hinstarb, ietzt gleich wiederum in Kayf. Dienste zu kommen. Doch muß ich, und will ich dienen.

Wenn es möglich wär, daß du den Erb Prinzen an mich erinnertest, vielleicht könnte mir diefer in Diensten nach Amerika, oder wo es sey helfen. Erinnere ihn, daß ich zu feiner Zeit in Weimar war, daß ich indessen als Lieut. den letzten Krieg mitgemacht hätte, stell ihm meine jezige Lage vor, und höre ob er etwas für mich thun will oder kann. Könnt ich in heffischen Dienst kommen, so wär mirs um unfre Verbindung willen lieb. — Du wirst wissen, was du thun kannst. Solltest du nicht mit ihm reden können, so rathe mir, ob ich an ihn schreiben soll, bevor aber müßtest du wissen, ob er etwas thun könnte; oder möchte. Da ich keinen Zweifel in deinen guten Willen setze, so vertrau ich's deiner Lage und deinem Wissen, denn in jedem andern Fall würde mir dies Anbieten erschrecklich fallen.

Möchtest du nie meine Erfahrungen machen! Adieu!

L Klinger.

bey Hn Hofrath Schloffer  
Noch einmal laß dies Geheim seyn!

### LIV. An Schleiermacher.

EMEDINGEN d. 21 Febr. 80.

Ich gestehe, lieber Bruder, nachdem ich so lang vergeblich auf deinen Brief in einer solchen Sachen wartete so gab ich dich auf. Ich kann also sagen,

daß mir dein Brief überraschend war, daß er mich freute, als hätt' ich dich neu gefunden.

Vorerst! — Hier ist ein Concept zu einem Brief an ErbPrinzen. Sieh zu obs nach der Etiquette bestehen kann. Füge Adresse, Unterschrift, Titel, und was du Dienliches erachtest hinzu, und schik ihn zurück. Wenn der Erb Prinz will, so kann er. Wenn er mir nur Adressen nach Paris oder wo es ist, giebt, im Fall er mich nicht gerade zu employiren kann. Stell ihm alles mit Wärme vor. Erinre ihn an meine Figur zum Soldaten, wie ich sonst keine andre Empfindung hätte. Ob ich dir oder grade an ihn den Brief schiken soll, mußt du deutlich sagen! wie auch, ob ich wohl thäte im Fall einer Hofnung ihm meine persönliche Aufwartung zu machen. Es war eine Zeit, da er's von mir forderte, ietzt bin ich aber ein bittender. Dein Rittmeister kann nichts. Ich kenne Wien. Wenn ich warten könnte, hofst ich durch den Kayser selbst Dienste zu kriegen. Jezt sind aber durch den Frieden alle Stellen über-voll, und der Mann auf den ich mich ganz verließ, todt! Freylich wärs, so lang's Friede wär, hübsch im Dienst von Hessen; aber da mach ich mir keine Hofnung, weil an kleinen Höfen dies eine Ressource vor Innländer ist! Und dann muß ichs an größern Plätzen versuchen, das tükische Ding von Glük habhaft zu werden. Also stimme immer nach Frankreich oder wo — bey dem Himmel! es gilt gleich, wenn ich nur wieder aus dieser Schlassucht komme. Bruder, ich war ein Ballon, mit dem Glük und Zufall spielte, seitdem wir uns trennten. — Meine Börse besteht mit dem, was ich zu fordern habe aus 400 f. Du siehst also, daß ich alles habe um eine Reise zu machen. Ich hatte bißher nie Mangel. Für dein Anerbieten dank ich herzlich.

Ich danke deiner Schwester für den Gruß, und erwiedre es treulich. Im Lager hab ich weder von dir noch ihr ein Schreiben erhalten.

Von Orpheus kommen heraus der 4. 5. 6. und 7te Thl. Dieses Buch hat ein großes Verdienst, indem mirs mit 70 Carolins bezahlt wurde. Was sagt man davon? ich hab noch kein Wort drüber gehört und glaubte auch nicht, daß jemand wüßte es sey von mir.

Den Stilpo laß ich nie drucken. Es war bloß fürs Theater. Nach Prag hab ich eine Komödie gegeben der Derwisch.

M. B. ☿ ☿ ☿ ☐ *la Modestie* in Zürich. Gehört die Götting ☐ unter Braunschweigs Directorium, so sind wir von einer Observanz.

Ist der ErbPrinz Macon so sag mirs auch.

Will er was thun, so wär das Gelegenheit daß wir uns sehen könnten. Adieu leb wohl! Was bist du? Was hast du für Hofnungen zu werden? Vergiß mich nicht, und schreib bald!

K

Ist in Darmstad ☐?

Lt.

Auch der Landgraf hat ein Dragoner Regiment in Kayserl Diensten, wenn der Erb Prinz gut mit ihm steht.

Anlage.

Durchlauchtigster Erb Prinz!

Das graufamste Schikfaal, das nur immer einen hofnungsvollen Soldaten befallen kann, hat mich betroffen. Als Lieutenant unter einem kayserlichen

*Corps des Volontaires* hab ich auf den Vorposten den letzten Krieg gedient. Nach der für mich nur gar zu schnellen Endigung des selben hat' ich das Unglück mit dem Corps reduziert zu werden. Noch mehr, der Minister und General Feldzeugmeister, der mich unter dieses Corps mit dem Versprechen mich in sein Regiment zu nehmen anstellte, ist gestorben, und mit ihm alle meine Hoffnungen während des Friedens in Kayserliche Dienste zu gelangen. Nur im Soldaten Stand hab ich mich glücklich, hab ich meine Bestimmung gefühlt. Ich wage Ew. Durchlaucht zu erinnern, wie ich ehemals in Weimar, die hohe Gnade hatte von Ihrer Durchlaucht der verwittweten Herzogin, Seiner Durchlaucht dem Herzog an Hoch dieselben empfohlen zu werden. Voll Vertrauen auf Ihr Erhabenes edel fühlendes Herz wag ichs, Ew. Durchlaucht um Ihre kräftige Vorsprache, um Empfehlungen zu bitten, um wieder in Diensten zu gelangen. Jeder Welttheil, jedes Reich ist mir gleich, sobald ich dienen, und den für mich ganz glüklichen Weg wieder betreten kann, wozu mir Ihre Vorsprache allein helfen kann.

Ich werde es für das höchste Glük und die höchste Gnade halten, wenn E. Durchl. mir erlauben, Ihnen meine unterthänigste Aufwartung machen zu dürfen.

Es würde mein ewiges Bemühen und Streben seyn, durch Bravour und Conduite zu beweisen, daß Ew. Durchlaucht keinem Unwürdigen Dero hohe Gnade geschenkt haben.

## LV. An denselben.

(EMMENDINGEN, Frühjahr 1780)

Ich bin mit Schloßern nach dem Rhein geritten, wo ich deinen Brief erhielt, und solchen gleich beantworte. Mich wundert, daß du immer noch mit deiner Familie im Krieg lebst. Ich glaub immer es sollte in dir liegen, aus ihnen zu machen was du willst, so bald du Fraze, Fraze seyn ließeßt, da es doch unmöglich ist, daß sie in die deinige entriren können, noch dürfen. Übrigens glaub mir, daß die Menschen in der ganzen Welt nicht anders sind als bey dir. — Du hast ietzt einen hübschen Weg vor dir, Fleiß und Behandlung der Menschen, die dir nüzlich seyn können, müssen dich gewiß weit bringen. Läßt du die Menschen fühlen, du fühlst dich über sie, findest sie als Esel, so werden sie dir so ungeheure Hindernisse in Weg werfen, daß es dir schwer halten wird, Geduld und Athem beyzubehalten. Und am Ende ifs doch herrlich über sie hinaus zu steigen, ohne sies merken zu lassen. All dieses Zeug von schlechtem Werth der Menschen, Trotz auf seinen eignen, hat mich unendlich viel gekostet. Wie viel Unruhe hätt ich mir nicht erspart! Wie viele Hoffnungen real gemacht, hätt ich vor 4 Jahren das Ding angesehen, wie michs Erfahrung einsehen machte! Ich wünschte dir sie nie zu machen, ich hab dir das schon anderwärts gesagt. Nenne nun dies kahles, kaltes Râsonnement, nenn es Schandifiren, es ist und bleibt so, und als Bruder fühl ich mich verpflichtet dir das zu sagen, weil es der Felsen ist, gegen den ich umsonst rannte, und der

mich und alle edle Kerls zerfchmettern muß, wenn sie die Menschheit zu sich hinauffchenn wollen, das nicht einmal statt finden soll. Und so Amen über ein Ding, wo reiner Verstand alles fagt.

Das Concept erwarte ich also zurück, wie ich dirs schikte, mit Titulatur, Anmerkung. Ich werde alles französisch an den Erb P. schicken, und M B drunter, um zu sehen, ob das wirklich ein Band unter den Menschen macht. Ein Recomandations Schreiben vom Prinzen ist mir genug. Will er mich sprechen, so wird ers fagen, außer dem werd ich ihn weder in D. noch F. aufsuchen. Ist keins von beyden zu erhalten, so zieh ich im Früh Jahr von neuem in die Welt, und überlaß mich meinem Degen, der mich doch hoffentlich einmal von der schändlichen Autorfchaft befreien wird, mich wieder auf einen Weg führen wird, den ich mit so viel Freude Gegenwart und Enthousiasmus betratt, wo mir so viele übrige Schuppen von den Augen getrommelt worden. Kein Leben gleicht diesem glänzenden Elend, wo wir all unser Sinnen, Verstand, Bravour und Empfindungen unter den Wink des Befehlshabers gefangen geben müssen, und doch nachdem ich's geschmeckt, alles bittre geschmeckt habe, was menschliches untergeordnetes Verhältniß, im strengsten, strengsten Verstand, zu fühlen geben kann, tritt ich mit der größten Freude wiederum ein, um mit Krafft und List durchzuschleichen, wo ich mit unbemerkbarem Klopfen und Ungeduld den Augenblick, der so spät, vielleicht nie kommt erwarte, beydes zu zeigen, um meine Haut theurer zu machen. Freude und Jovialität, ihr kostbaren Kleinode, die ich nach so herbem Kampf errungen, als die einzige Würze des Lebens gefunden habe verlaßt mich nie! — Glaub mir es war kein größrer Donnerfchlag für mich zu denken als das Wort Friede, daß mich auf einmal von allen Hofnungen loß schnitt. Meine theure Equipage Pferde, Bedienter, das auf Jahre angefchafft war, der Pfad wo ich Ruhm oder todt fuchte, alles gieng auf einen Tag hin. Ich war so arm wie vor, und der herrlichsten Hofnung beraubt, in jungen, kühnen, kräftigen Jahren zu erreichen, was in späteren um so schwerer wird. Mein Glück ist izeo eine reduzirte Uniform, mein Portepée, der Abschied in der Tasche, und Friede im ganzen Lande! und doch behalt ich Muth, und klage nur selten meinem Kopfkissen, wenn Stiche ins Herz mich an Verlust meiner besten Jahren erinnern. — Genossen hab ich was sich genießen läßt. Schwam an schäumenden glühenden Bufen, aus einer Umarmung in die andre, fühlte alles, was Wollust zu genießen geben kann; aber keiner dieser Augenblicke gleicht dem, als mich der Feld Zeugmeister zu meiner Charge rief, wo ich im Tumult meiner Sinnen, das mich heute noch freut, einen Stoß Mßten dem Feuer übergab, in der Hof(nung) nie wieder nach Sodom zurückzukehren. Nimm aus diesem Brief was du kannst. Nur bitt ich dich, vertobe deine Kräfte nicht umsonst, fühle Wollust des Lebens, und nuze die Menschen, bleib ein ehrlicher Kerl, und steck dir das höchste Ziel. O der schiefen, trübsägigten Weisheit, wirft du fagen; aber ließ Facta in der Welt, geh in die Welt, und du wirft finden, wie falsch, wie nichtig all unser Treiben in den 4 Wänden ist, wie ganz Wahn. Kannst du mir etwas über deine Entdekungen der M. schreiben so soll mirs lieb seyn. Adieu lieber Bruder! Vergieb dies Radotage!

Klinger Lt.

Unter allen Gelehrten, Genies hab ich außer Schl. keinen braven Kerl gefunden. Weg von diesem Mißthauen, wo jeder nur seine Eitelkeit treiben macht. Ich hasse sie, ich verabscheue sie, und verschreie sie.

(Adr. à Monsieur Monsieur le Secretair Schleiermacher à Darmstadt. Siegel: Kreis in 4 Felder geteilt, 2 gegenüberstehende mit erhöhten Puncten ausgefüllt, die 2 andern enthalten 3 Schlangen und einen Löwenkopf; die Mitte des Kreises nimmt ein Schild mit einer Glocke ein [Anspielung auf den Namen Klinger, der so viel wie Glöckner bedeutet]; umgeben ist der Kreis von militärischen Emblemen).

## LVI. An denselben.

EMEDINGEN d. 17t April 80.

Gestern I. Bruder! kam ich hierher von einer Reise von 14 Tagen, die ich in die *Franche Comté* Ober und Nieder Elsaß machte zurück. Ich war beym Prinz Frederic Eugen von Württemberg der außerordentliche Gnade für mich hat, und der mir nun in Russische Dienste hielt. Seine Prinzessin ist an den Großfürsten vermählt. Daß sag ich dir aber unterm Siegel des tiefsten Geheimnisses. Doch kanns kommen, daß ich an deinen Erbprinzen schreibe. Des Prinz von Württemberg erstes Project war mich unter Wurmser Husaren zu bringen. Ich war deßwegen beym Feld Marschal Lieut. Wurmser. Da das aber wegen den Supernumerairen Officiers nicht seyn kann, so wird das andre gehn, und der Prinz läßt mich nicht sinken, das weiß ich zu gewiß. Du siehst also, mein Schikfaal ist seiner Entscheidung täglich nah. Und auf diese Weise seh ich dich gewiß.

Sag mir wie hängt das mit deiner Gesundheit zusammen?

Noch eins — du hast mir neulich ein brüderliches Anerbieten gethan — Kannst du was wenn ich dir sichere Affignation gebe auf meinen Buchhändler in Basel der mir 40 Louisd'or zahlen muß? Und wieviel? Wenig nutzt nichts. Und wenn? Ich bin täglich bereit zu reisen. Die Reise die ich zu thun habe ist lang und die Equipage ist kostbar — ich werde auch damit nicht langen, wenn ich vom Verleger alles bekomme. Es müßte dich aber im geringsten nicht geniren, noch schwer fallen. Zahlen kann ich wieder, ich sey in Peterburg oder wo sonst. Ich kenne deine Lage und Umständen nicht. Folglich schreib mir ohne Vorbehalt, sowie ich die Frage thu. Leb wohl und sey ein Mann und schreib schneller, wie sonst! Diesen Brief meiner Schwester! mach noch eine Couverte drüber!

K.

## LVII. An Jakob Sarafin.

MONTBELIARD d. 30. Aug. 80.

Überzeugt, mein Schikfaal werde Sie interessiren, schreib ich Ihnen, daß meine Ausichten auf Rußland ausnehmend schmeichelhaft und glücklich sind.

Ich werde gewiß meinen Weg dort bald und geschwind machen. Den 1ten Sept. reiß ich von Basel nach Petersburg ab. Doch war dies nicht die Absicht meines Briefs, sondern Ihnen für Ihre Freundschaft zu danken, für all die glückliche Stunden, die ich in Ihrer lieben Familie gelebt habe; so nehmen Sie meinen herzlichsten, biedern Dank, und glauben Sie, daß mirs unvergeßlich seyn wird. Wollen Sie noch zuletzt die Gewogenheit haben, an Madame Sarasin meine Empfehlungen zu bestellen, und Sie zu versichern, daß ich Ihr freundschaftlich Betragen mit dem innigsten Dank zurückfühle. Leben Sie wohl und glücklich.  
Klinger.



## A n h a n g.

Briefe Philipp Christoph Kayfers an Schleiermacher.

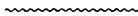
### LVIII.

Herzlicher Freund, das bist du! 2ter Klinger das scheinst du! mein auch mein Freund! seys immer seys mit dem Wort vor immer. Ich lieb dich Amen Verfigle es mit einem Kuß den du Klingern gibst Amen!

Laß dir das genug seyn! Ich kann nicht schreiben. O ich bitt dich sehnlich schaff mir Klingers Portrait und das gleich. Es mag gehen wie's will. Und schaff deins, oder deinen Schatten. Laß mich nicht viel drum reden. O wie dank ich dir doch für deine liebe Mühe? Wie mit dem Pirrus? — Ich schweig —

O nimm meine Briefe und beantwort sie statt Klingern. Denn mit dem ist nichts rechts anzufangen.

O schaff die Portraits — und sag was soll ich thun dir zu zeigen wie ich über dich mich freue! Du bist mein ich dein Freund. K.



### LIX.

(Herbst 1775)

Lieber Schleiermacher! ich sehe in jeder Zeile deines Briefleins den gefühlvollen Jüngling — ich danke dir für deine Liebe um Klingers willen. Lieb uns ferner, und du fährst wohl. Was Klinger verschuldet wird er gut thun, hat wohl schon gethan — also sey zufrieden, und wärme dich an seiner Götter Kraft. Ich danke dir nochmals mit Hitze für das Portrait. Mach jezt die Schatten und zeichne brav und lerne täglich die Menschen mehr fühlen und — lieben. So wills Lavater! Ich wünsche sehr dich zu sehen. Unferm lieben todten Jungen\*

---

\* Dem im Juli in der Lahn ertrunkenen Freunde Klingers und, wie man hier sieht, Kayfers. Im Gießener Wochenblatt von 1775 wird als beerdigt angezeigt: den 12 Jul. Herr Johann Elias Wesner, Stud. theol. allhier, von Worms.

siehst du nicht gleich das ahnde ich — wie siehst du denn? Grabe dir Gold und Silberfreuden aus den Kiefeln dieser Welt, laß dich keine Mühe reuen zerzissen muß man sich, aber an den Dornen wächst wieder Balsam zum Heilen. Laß dir die Labyrinth worin wir verstrickt zapelten ein warnendes Beyspiel seyn. Forch dein Genie, und laß dir das Anschauen des größten Sterblichen (denn in dieser beglückten Epoque bist du jezt) ein Anspuken gegen die gehässige Mittelmäßigkeit seyn. Ich sage dir, als ich so auffäzzig gegen Welt und Menschen war, brechen wolte, war ich nichts. War selbst dem Teufel unerträglich! Jemehr ich mich in die Haushaltung Gottes bequeme (fühl das nur, denn sind wir ja doch in dem Europa, in dem Deutschland, auf dem Koth hingeworfen) jemehr quoll aus mir. Ich sage dir auch, daß wir selten selten in den argen Situationen was seyn konten. Nimm Werthern, den man so leicht zum Dekmantel seiner eigenen Narredeyungen macht — seh ihn den Helden recht an, und dir werden die Schuppen und Spanische Wände wegschwinden — denn, der brach jußt nicht so mit der Welt, wie ihr alle wähnt. Und ich fühle daß Tausende, daß millionen lieben, und noch keine Ader Werthers sind.

Also sey brav. Ich halte dich für einen sehr guten Knaben, der mir unter der Zucht des weißen Hofmeisters auf dem freylich sehr übelkultivirten Gieser Haberfeld zum deutschen Mann emporsteigt. Schreib mir. Deine Briefe hauchen dich ganz, und da lernt man sich wohl kennen; ob du wohl nicht recht beystimft in dies Liedel. Doch dünkt michs so. Was du mit den Männern auf schwarz und weiß wilst weiß ich nicht. Mein Gesicht etc. ifts nicht werth, u. dergl. stürzwerthe Lügen, will ich nicht mehr hören. Affen sind weißer als ihr, wenn ihr so was sagt. Klinger wenn du wieder in Giesen bist, seze den Tag an dem du schreibst in Brief, damit ich merke wie lang deine Briefe laufen. Küß mir Goethen. Gefegnet sey euer Aus- und Eingang bey ihm! Lebt wohl und denkt an mich fernen Asterschweizer.

ging ab den

K.

### Für Klingern.

Über die Stelle einer Vorrede: *Sed vicit latini sermonis virtus ac dubitationem omnem sustulit honestatis ratio*\*.

Ein Mädchen wie die Lilien  
An jeder Anmuth reich,  
Laß komische Erzählungen  
Und Jean Astruk zugleich.

Fragt nicht ob sie Latein verstand,  
Welch Mädchen das nicht weiß  
Gibt unfer schreibend Vaterland  
Gewiß dem Tode Preiß.

---

\* *Joh. Astruc, de morbis venereis II. IX. Ed. II Lut. Paris. 1740. Praef. p. XI: der Autor gibt an warum er das Buch lateinisch und nicht französisch geschrieben habe.*

Hier gehts wie nach des Welfchen Wahn  
 Der Schweden Policy,  
 Wir schmieden unfre Steine an  
 Die Hunde läßt man frey.

Schleyermacher muß Goëthen die Hand für mich küssen.

Ein Brief eines andren von Strasb. sagt uns den Augenblick daß Lenz schon  
 abgerißt sey. Wohin? aber nicht.

Obige Strophen sind nicht die einzige Leistung, womit sich Kayfer  
 an der Mobilmachung der Genies gegen Wieland beteiligte. Unter den  
 Gedichten, die Schleiermacher von ihm hatte, findet sich auch ein «Ver-  
 such eines Monologs», worin ein Professor sich über eine neue Theorie  
 des Schönen den Kopf zerbricht und sie endlich nach Anleitung von Wie-  
 lands Werken «aus dem Grundfatz der Onanie» zu schreiben beschließt.

## LX.

Der Nahme dieses Schatten (52) steht Ew. Edlen zu Dinften wenn die-  
 selben mir erst dero Bemerkungen Zweifel und sonstiges werden drüber gesagt  
 haben. Nur auf dero Art und ohne Widerspruch — Möchte draus sehen wie  
 dieselben physiognomisiren — und gebe mich zu allen Gegenerwiederungen  
 bereit! —

Ich suche jizzo Spuren von Goëthe und Merck in der 1772 Frankfurter  
 Zeitung auf. Wo wolt ich die Kerls nicht suchen! — Befonders da ich seit  
 dem ich von ihnen weiß auch so rasend von ihrem Teufel befeßen bin.

## LXI.

Bruder Ernsten!

Ich sende dir hierbey eine Klopstockische Ode die ich einmal wieder vor  
 nicht gar langer Zeit gemacht habe. Du wirst dich mit mir vereinigen um  
 Deutschland zu der Acquisition Glück zu wünschen die seine Poefey in der  
 Person dieser erhabenen Ode gemacht hat. Wenn Klinger Gedult hat und auf-  
 gelegt ist dieß anzuhören, so lief es ihm vor. Ich wolte dir auch von Herzen  
 gern die **Vignette** procuriren wenn ich nur wüßte wie? da ich mit Geßnern  
 nichts treibe als wenn ich ihn im Concert oder auf der Promenade treffe, und  
 da mit ihm über das Schöne in den Wissenschaften über Grazie und dergl.  
 sehr vernünftig discuire. Laß mich mit dem all ungeschoren! Viele andere arme  
 Sünder haben das auch nicht, und unsere liebe Mutter Natur nährt sie doch.  
 Vielleicht denk ich auch über das Wesen sehr verschieden mit dir. Geßner hat  
 wie Goëthe sagt ein treffliches Auge und ist der größte malerische Dichter. Das

mag all gut seyn. Komm hieher und du wirft Geffners schwache Copeyen all in ihrer Herrlichkeit, Urquell sehen. Das kanst du zwar auch dort! All seine sonningten Gesträuche die das **Beste** an ihm sind hast du im Ländchen Gosen wie im Kartoffel Land, wenn nur ein Gestrauch da ist und eine allmächtige Sonne! Und setzt er dir nicht überall Figuren hinein die einem scheiffen machen. Die ewig jämmerlich griechische Abstractionen sind. Glaubst du wohl daß dieser Mensch die Wahrheit der Physiognomik negirt? Und doch zeichnet er Figuren! — Heute hab ich auch das unerbetene Glück gehabt mit dem berühmten philosophischen Hirzel in Unterredung zu kommen. (Vieleicht kennt du ihn auch aus seinen moralischen Vignetten) der mir denn gleich (obzwar in *Musicalibus*) ein paar solche Gemeinprüche an Hals warf, daß mir Himmelangstundbang wurde. —

Halte, ufern großen Bruder in Ehren und Zaum und küß ihn daß ich ihm sehr sehr gut sey. Dieß gleich an Kehr nach Frft. Ich muß viel viel hören. Bin stets um euch und treibs zimlich. Ich verlang auch viel Geschreibs! —

Ging ab d. 21. Hornung (1776).

### Mein Vaterland.

Mein Vaterland ist überall!  
Im grünen Wald, am Wasserfall  
Auf einer schönen Wiesenflur,  
Auf jedem Plätzchen der Natur.

Ein jeder guter schlichter Sinn  
Find ich den Bruder Mensch darinn  
Ist mir ohn alle Feerey  
Mein Landsmann, bey dem bin ich frey!

Wenn mir das Schickfal noch besichert  
Ein Weibchen das mein Herz verehrt  
Dann ist an ihrer treuen Hand  
Um sie! mein einzig Vaterland.

---

### LXII.

Lieber Ernst ich solte dir einmal wieder ein Wort sagen und dir auch danken für deinen lezten so verständlichen Brief. Werthers Uniform versteh ich jezt ganz wenn ich sie hab so komm und schau sie! —

Ich denke von Geffnern soll das lezte Wort zwischen uns gewesen seyn. Ich versteh nicht wie du an den Kerl kommst. Was Lavater über die Anti-physiognomisten sagt. Ließ sein ganzes Werk da ist auf jedem Blatt Wiederlegung. Diderot ist längst gestochen gewesen. In welchen Band er komt weiß noch niemand.

Nicht dich Mensch allein sondern den Hund beneid ich an Klingers Seite zu gehn.

Sag ihm ich trüge mich mit großen Dingen und Projecten, die ihm nichts schaden solten, denn ich bleib sein. Ihr werdet euch wundern einmal solch eine Phrase in meinen Briefen zu finden. Ja! ich bin wohl einer der Stillen im Lande. Küß ihn drück ihn, drück ihn, küß ihn! Schreib mir. oder —

An Ernst.

LXIII.

An die Darmstädter.

(Frühjar 1776)

Jungens! ihr vergeßt mich. Thuts nicht ihr veründigt euch. Behaltet mich lieb!

LXIV.

(12 Juli 1776)

Ernst! ich dank dir für alles. Klingers Reise frappirte mich, nun es ist gut daß er dort ist und das all in sich zieht. Ich hab ihm dorthin geschrieben, weiß aber nicht ob er die wichtige und viele Briefe hat die ich unter der Zeit des treibens nach Gießen sendete. Hast du ihm alles geschickt was einlief es ist nöthig? Was kann ich dir Junge weiter sagen als daß du dirs wohl mußt feyn lassen und daß dir's wohl feyn kan. O ich kan nichts schreiben, aber an deiner Seele mußt du's fühlen wie mans macht, bin ich doch auch geschieden und mir ist in vielen Herrlichkeiten die ihr nicht kennt wohl. Es ist nötig und würdig zu suchen! Laß doch all die Kerls aus dem Gedächtniß die uns nicht verstehen, es ist dir viel besser dabey.

Lavater kennt Kl. aus Physiognomie und mir auf der edlen Seite. Diderot und la Mettrie will ich dir senden. Vom letzten steht schon ein Umriss im ersten Band der Physiog. Ade! 12 Juli K.

Adr. Herrn Schleyermacher bey H. Prof. Höpfner  
nach

Gießen.

LXV.

(2 August 76)

Lieber Ernst quäle dich nit quäle mich nit. Ich hab Agnes Klingern einen Brief für dich gesendet. Hast du ihn jezt. Mir ist's wie immer. Viel in mir viel um mich und bin doch ein Thor. Es wird alles anders. Seyd ruhig so wird euch geholfen sagt Goethe.

RÜGER, Klinger.

Wieland hat mir einen lieben Brief geschrieben der mich viel hilft. Sag doch Klingern wenn Lavater das Wort **kalt** brauchte, so verstünd **ers** anders als wir. Er soll seine Physiognomik lesen er soll Goethe fragen wie ers meynt, ich könt es nicht erklären.

Vergeß das nit lieber Bube.

Hier ist la Mettrie. Das einzige Portrait so mann von ihm hat, so wie er sich selbst malen ließ. Mit Messfremden schick ich dir Lenzens flüchtige Aufsätze für Klingern und für dich. Von Helvetius hat man kein Bild, so viel ich aus Lavaters Bilderfammlng weiß. Diderot solt du auch haben.

Mit dem Strom der Zeit möcht ich mich wol auch zu dir arbeiten. Jezt siechts freylich wunderlich drein, so zerfliebt zertrennt von dem heiligen Geist vom Teufel von der Natur (und von wem wir all getrieben sind!) getrieben herum zu weben und zu treiben. Laß das doch all und jeder in seinem Maas begnüge sich. Es wird uns allen noch gut werden sagt Goethe.

Ade.

K.

Z. 2 Aug. 76.

Ich sehe und höre viel auf Seen und Bergen und Ebenen der Mutter-schweiz und wills noch mehr. Es läßt sich weiter nichts sagen.

## LXVI.

10 Aug. (1776)

Lieber Bruder ich habe deinen Brief eben erhalten als ich von einer großen majestätischen Bergreise rückkam. Ich habe dich und alles gefühlt. Ich schäze den edlen Enthusiasmus der so heftig aus dir lodert. Nur lieber nur etwas ruhiger und nicht idealisirt. Ich weiß wie schätzbar das idealisiren zu feiner Zeit ist, nur laß uns es nicht übertreiben, denn es ist am Tag daß jeder dabey gescheitert ist. Ich rede das zu dir, weil ich wünsche dich ruhiger, stiller zu wissen. Über Klingern sag ich dir wenig; es ist nit noth. Wenn du wüßtest wie ich von Jugend auf dem Militair anhing, wenn du die Schweiz kentest, wo alles Soldat ist, wo Manövers und Exercitien und Trommlen immer gehen, wenn du meine Briefe an Klingern schon längst drüber wüßtest wenn du wüßtest daß ich übers Jahr hier unter das Liebhaber Corps gehe, das sich alle Woche übt — Genug hab keine Sorge ich denk ganz anders als du glaubst. Ich schrieb vor 3 Wochen an Kl.: ich gehe auf Zwecke in der Musik aus. Erreich ich die nicht so werd ich Soldat. Da ist der einzige unausbleibliche große Zweck wo's nit fehlt. Sorg also vor keine Sophismen. Ich kenne sie nicht. Sorg aber Lieber vor dich, vor wahre Einsicht all der Dinge. Du sagtest noch kürzl. du hättest Kl. den Kopf gewaschen, er solte Civilbedienng nehmen. Ich wolte nichts drüber sagen; aber ich sah draus daß du nicht wüßtest daß er nicht darzu taugt, daß er nicht Jura genug versteht etc. Also idealisire nicht so, daß du aus Freundschaft deine Menschen zu allem fähig glaubst, sondern harre warte

ab, sehe ein — und dann encouragire wenn einer (wie jezt Kl.) auf dem rechten Fleck ist. Ich bitte dich noch mir zu sagen ob Kl. das Geld von Riefe in Empfang genommen hat, und dann stille zu seyn und abzuwarten ohne Furcht und Zittern.

## LXVII.

(1 Nov. 76)

Der Schatten ist eines Manns der ein guter Mann seyn mag. Lavater fragte mich bey dem ersten Blick obs eine Frau wäre? «Ich weiß nicht.» Er sagt es war was schwaches da und dort. Viel gutes. Eine gute Nase, guter Übergang zum Mund. — Was das gute bedeutet weiß ich nicht. Er ist nicht immer im Humor es einem zu sagen. Und ich mag nicht in ihn dringen, wenn er nicht anbeißt wie ein Fisch. Guter Köder, gut Anbeisen. Solt's etwa gar dein Vater seyn Junge? — \*

Aber ehemals schicktest du fünf Schatten: Brav, und ein Wort.

1) Herr Miller. Ist nicht Poet das sieht man, aber ein Staatsmann sey's Sekretair oder Rath das sieht man auch. Geschmakvoll sind die Züge, er mag auch an Geschmakvollen Dingen sein Wesen haben. Ich sehe den fühlenden ordnenden hineingesteckten doch nicht ganz verfunkenen Canzelisten.

2) Ein herrlich Weib, herrliche Dame! Nicht dran satt zu werden! — Und jußt weil sie so herrlich ist was solls reden? Wer's nicht fühlt gehe im Frieden, kein Gefühlvoller, Menschenkenner und Seher ist er nicht.

3) Eine viel ringere, viel weniger prätendirende, ältere oder jüngere als 2. Der reine Stirnbogen in 2 hier vergrößert, nicht die Festigkeit, nicht der Zoll den man 1 hinbringt. Sie mag gut seyn. Mag viel Bescheidenheit und Güte mit sich tragen.

4) Viel Frauengeficht und Blick. Edles Dastehen, dem Physiognomisten stoßen die viele runde Linien auf die sich da finden. Die kleine Ecke über dem Aug macht wieder vieles gut. Weiter weis ich nichts; denn ich weiß wohl Eindruck zu scheiden aber nicht wissenschaftliches genug um alle Linien zu bestimmen.

5) Ein Mädel das ich schon aus Ulm hatte. Ich begreif immer nicht warum's kein Bube seyn solte. Als Mädel nicht vor mich; als Bube nicht mein Bube. —

Sag mir die Nahmen jezt. Solten die Damen Wezlarer seyn? Bey No. 3 ahnde ich so was als wär's nicht. Ist sie's aus Ulm die ich ahnde so hat mich mein Aug in der Natur und mein Schatten betrogen. Doch bleibts wahr was ich sagte.

D. 1 Nov. Ich liebe dich Bruder mit deinen schrecklichen Abentheuren. Sey stark und männlich und ersinke mir nicht. Es wird dir besser seyn hoff ich und du wirst auf künftige Fälle gelernt haben daß man um so ein Ding

---

\* Von Schleiermachers Hand mit Bleistift zugefetzt: (ist H<sup>r</sup>.) Das wird Höpfner heißen.

nicht stirbt, obgleich dein Gefühl edel und gut war und ich mit sympathisir. Wie viel Leben haben wir denn zu versterben?

Klingern hat das Schicksal einen Thau zugeworfen. Ich wunderte schüttelte mich und so — fand ich doch gut. Es wird nicht sein letztes Engagement seyn.

Ich schiffe jetzt neu und glücklich eigner Fracht. Auf meinem Mast seh ich mich oft nach dir um. O ahndete ich einen Hafen zur freundlichen Unterredung mit dir. Zu sehen dein Angesicht ist mein Wunsch. Leb wohl.

Wenns deine Umstände erlauben thue das meinem physisch politischen Menschen und frankir die Briefe — und so ich wechselseitig eben so.

K.

### LXVIII.

(Der in LXIX erwänte Zettel?)

Auch bitt ich dich ein vor allemal mit aller Liebe wenn du was von einem Brief eines gewissen Fueßly weißt, der über Klopstock etc. handelt, sende mir ihn augenblicklich zu. Wo nicht so schreib an Kl. deswegen. Sag ihm ich bäte ihn um der Götterwillen, ich wolte ihm eine Copie davon machen, wenn seine Hand sich nit die Mühe nehmen wolte, nur solt er mir ihn senden, sonst würd ich einmal wild genug über solche unfreundliche Behandlung da ich so oft schon deswegen gebeten habe.

= Sag mir doch ob ihr den hören Ruf nicht aufgetrieben habt, von dem ich so oft schrieb sagte etc. und nicht Antwort erhielt? Rede!

### LXXI.

D. 15 Dezember 76 — oder am 20 Jan. 77. Morgens 8.

Ich finde da einen Zettel den ich gleich auf Empfang deines Pakets schrieb, das mir wirklich lieb war wie deine Erscheinung die mir just so zur Zeit kam dass ich etwas brauchte. Dass du dich aufratest lieber Junge! — und treib dich denn fort die Wüste durch und stehl dem Gott das Manna wenn er keins senden will. Mir ist so wohl als mirs in meinen Umständen manchmal seyn kann und auch weh über vielerley. Ich wolte Klinger wär bey mir oder bey dir. Ich ahnde seinen harten Stand in Dreßden. Grüß ihn doch und sag ihm auch ich hielte dass er mir nicht schreibe und meine letztern Briefe so unlieb aufnahme für nichts als eine poetische Grille deren er schon mehrere gehabt hätte. Wenn er glaubt mein Herz zu ihm könnte in der theilung leben so versteht er's nicht und hats nie verstanden und Gott sey ihm gnädig. Ich will das nun gehen lassen und die Schmerzen verbeißen und meinen Göttern trauen biss es anderst wird.

O gieb dem Nasenstüber der Ähnlichkeit in der Frau Professor Böhmin mit Lavatern fande. Lavater ist zwar auch weich und oft weiblich aber doch — Schaff mir auch noch die Nahmen der übrigen Schatten. Seit Neujahr leb ich auf dem Eis und liege mit heftiger Begierd dem Lernen ob. Es ist mir schon

ein großes Stück Gefühl dabey aufgegangen. Und ich hatte wahre Sehnfucht als das Thauwetter und die italienischen Poetenwinden drohten die Bahn weg zu nehmen. Seit gestern gehts wieder — und freue dich mit mir und daß es lang währe an diesem bösen Eisplatz im Süden.

Ich muß zu den Waffen in Pfenningers Hauff auf dem Vorplatz. Ich treibs bald 3 Monate, und fange an muthwillig drinn zu werden. Nimm vorlieb mit diesem späten Schreiben. Adieu. Schreib mir bald was, und was du von Klingern weißt. K.

= Weißt du was von dem Stück das Klinger dem Wiener Acteur Müller verkauft hat.

## LXX.

(2 August 77.)

Dein Zustand jammert mich aus deinem Brief den ich erhalten habe, so wie den vorigen schon längst. Was thust du auch an dem Scheißort — und was wärst du, und was wär alle Krafft der Seele und Natur wenn du nicht die paar Lumpen Jahre ausdauern woltest so lang das Ding etwa währen mag. Ich mag darüber nicht reden, greiff in dich. Schreiben kann ich fast nicht, ich hab und hatte dich nicht vergessen aber ich leb und lebte in mir und der Schweiz. Lenz war hier, der mir von dir sagte, ich bin auf eine höchst glückliche Art die herrlichsten Gegenden der innern Schweizerkantons durchstrichen. Ich wolte dir und Klingern gern etwas von der Haushaltung der Natur an diesen Plätzen sagen wenn das das Papier trüge. Wir sind biff ins Wallis über die greulichen Eißberge gedrungen! Auch hörte ich von Klingern daß er bey dir war. Was ich über diesen meinen ersten und einzigen Jungen fühle ist unbefschreibbar; er nährt mein liebend Herz nicht, und streift in Regionen die ich (ergänze: nicht) kenne und die er mir auch nicht kennen macht. Ich muß das so gehen lassen leidend und ruhig. Sein Portrait folgt hier, mann hat ihn so in Weimar gemahlt. Eigentlich ist die ausgeführte Zeichnung in Lavaters Hand, und er hat beliebt nur in der Schwinde den Umriss davon in sein Buch machen zu lassen. Goethe *en face* solst du haben und Spinoza wenn ich sie auftreib. Doch hast du von Goethe das beste was noch gemacht ist. Davor verlang ich von dir daß du mir in Göttingen oder Hamburg suchst aufzutreiben: Allmanach oder Taschenbuch für die Brüder Freymäurer der vereinigten Logen auf das Jahr 1776 und 1777 in kl. 8. Hamburg. — Schik mir das wo möglich noch vor der Messe versiegelt und mit Gelegenheit unter Adresse: an Kayser in Zürich durch seinen Vatter wohnhaft hinter der Hauptwache in Frft. — Schreib mir über das gewiß und umständlich obs zu finden ist. Adieu. Zürich d. 2 Augst. 77. K.

Adr. Herrn Schleyermacher bey HE. Wagnermeister Bruns nach Göttingen in der Posttraffe.

## LXXI.

An Ernst.

Ich fühle deinen Zustand Lieber, und wohl mir und dir daß du das so hinwerfen kontest.

Harre nun wenn du Sinn vor das Harren haßt. Wisse was unfer einer gethan hat und noch thun muß — durch das wir gros worden sind, und nicht durch Zeichen und Wunder und Messias Erscheinungen — —

Wisse auch daß du nie wirst gewürdigt werden Mittltreiter zu heißen, wenn du nicht nach deinem Maas duldest und ausdauerst. Das sag ich dir der deinige aus dem Geschlechte und Saamen Klingers. — Daß er dir das auch wird gesagt haben, das weiß ich — und gewiß noch mehr, aber das kann ich nicht weil ich 100 Stund von dir bin. Was also über dein Maas und Verhältniß geht, davor bist du Mann und nicht Weib — davor haßt du dich ausgesteuert und gerüstet mit dem Gold und Prachtgewand mit dem scharfen Speer und der ganzen Rüstung, an das glaube und so siege oder unterliege. Du wirst auch wissen was dich in die Zahl der Überwindenden setzen wird. Nur laß nie die Sonne aus den Augen so lang du sie noch am Himmel stehen siehst, und denn vergesse nie Seitenblicke nach uns. So weiß ich wirst du gut fahren!

Ließ dieß mit Andacht und versteh mich wohl wie ich dich verstund! Ich habe vor dich keinen andern Wunsch als dich einmal zu sehen, und wie du da an mir einen Kerl finden wirst, der das all so tief in sich versteckt hat, was da aus dir sprudelt, und dabey so mit Muße und Behaglichkeit der Welt lebt. Wie lang das dauert obs fort hält? etc. Davon rede ich wenns Zeit ist, und spare mich jezt auf! So mach du's! Jezt mit Liebe und Freundschaft Adieu, Ich küsse dich.

K.



## Verzeichnis der Briefe.

|                                                                     | Seite |
|---------------------------------------------------------------------|-------|
| I. An Kayfer (Gießen im Sommer 1774) . . . . .                      | 371   |
| II. » Schumann (Gießen im Herbst 1774) . . . . .                    | 372   |
| III. » » (Frankfurt um Neujaar 1775) . . . . .                      | 372   |
| IV. » » (Gießen) Februar 1775 . . . . .                             | 373   |
| V. » Kayfer Gießen 28 Juli 1775 . . . . .                           | 375   |
| VI. » Deinet für die Frankf. gel. Anz. August 1775 . . . . .        | 377   |
| VII. » Boie (Gießen) 5 Dec. 1775 . . . . .                          | 379   |
| VIII. » » (Gießen) 13 Jan. 1776 . . . . .                           | 380   |
| IX. » Agnes Klinger (Gießen 17 Febr. 1776) . . . . .                | 381   |
| X. » Kayfer (Gießen 27 Mai 1776) . . . . .                          | 382   |
| XI. » Schleiermacher (Weimar 12 Juni 1776) . . . . .                | 385   |
| XII. » Kayfer (Weimar 12 Juni 1776) . . . . .                       | 386   |
| XIII. » feine Mutter und Schwestern (Weimar 12 Juni 1776) . . . . . | 387   |
| XIV. » Schleiermacher (Weimar 16 Juni 1776) . . . . .               | 388   |
| XV. » » (Weimar 23 Juni 1776) . . . . .                             | 391   |
| XVI. » Agnes Klinger (Weimar 23 Juni 1776) . . . . .                | 392   |
| XVII. » Schleiermacher (Weimar 30 Juni 1776) . . . . .              | 392   |
| XVIII. » » (Weimar 6 Juli 1776) . . . . .                           | 394   |
| XIX. » » (Weimar 11 Juli 1776) . . . . .                            | 396   |
| XX. » » (Weimar) 7 August 1776 . . . . .                            | 396   |
| XXI. » » (Weimar) 19 August 1776 . . . . .                          | 397   |
| XXII. » » (Weimar) 4 Sept. 1776 . . . . .                           | 398   |
| XXIII. » » Weimar 12 Sept. 1776 . . . . .                           | 399   |
| XXIV. » feine Mutter und Schwestern Weimar 25 Sept. 1776 . . . . .  | 400   |
| XXV. » Schleiermacher Weimar 25 Sept. 1776 . . . . .                | 400   |
| XXVI. » » Leipzig (October 1776) . . . . .                          | 401   |
| XXVII. » » Leipzig (October 1776) . . . . .                         | 401   |
| XXVIII. » » Dresden . . . . .                                       | 402   |
| XXIX. » » Dresden . . . . .                                         | 403   |
| XXX. » » Dresden (Januar) 1777 . . . . .                            | 405   |
| XXXI. » Reich Dresden 6 März 1777 . . . . .                         | 406   |
| XXXII. » Schleiermacher Leipzig 17 März 1777 . . . . .              | 407   |
| XXXIII. » » Leipzig 3 April 1777 . . . . .                          | 407   |
| XXXIV. » » Wolfenbüttel 15 April 1777 . . . . .                     | 408   |

|                                                                        | Seite |
|------------------------------------------------------------------------|-------|
| XXXV. An den Maler Müller Düffeldorf 18 Juli 1777 . . . . .            | 408   |
| XXXVI. » Schleiermacher Frankfurt Augußt 1777 . . . . .                | 409   |
| XXXVII. » Gotter Frankfurt 5 Sept. 1777 . . . . .                      | 410   |
| XXXVIII. » Müller (Frankfurt 1777) . . . . .                           | 411   |
| XXXIX. » » Frankfurt 1777 . . . . .                                    | 412   |
| XL. » » (Frankfurt 1777) . . . . .                                     | 412   |
| XLI. » Heinße (Mainz December 1777) . . . . .                          | 414   |
| XLII. » » (Mainz December 1777) . . . . .                              | 415   |
| XLIII. » » Mainz im Jenner 1778 . . . . .                              | 417   |
| XLIV. » Müller Mainz 1778 . . . . .                                    | 418   |
| XLV. » Schleiermacher Mainz 26 Feb. 1778 . . . . .                     | 419   |
| XLVI. » » Emedingen 28 April 1778 . . . . .                            | 419   |
| XLVII. » » Ehingen an der Donau 29 Juli 1778 . . . . .                 | 420   |
| XLVIII. » Kayfer Bei Baaden 24 Oct. 1778 . . . . .                     | 420   |
| XLIX. » Schleiermacher Postirungs Quartier Culm 22 Nov. 1778 . . . . . | 421   |
| L. » Kayfer Prag 23 April 1779 . . . . .                               | 422   |
| LI. » Schleiermacher Emedingen 28 Nov. 1779 . . . . .                  | 423   |
| LII. » Agnes Klinger Emedingen 28 Nov. 1779 . . . . .                  | 423   |
| LIII. » Schleiermacher Emedingen 10 Jenn. 1779 (80) . . . . .          | 424   |
| LIV. » » Emedingen 21 Febr. 1780 . . . . .                             | 424   |
| LV. » » (Emmendingen im Frühjar 1780) . . . . .                        | 426   |
| LVI. » » Emedingen 17 April 1780 . . . . .                             | 428   |
| LVII. » Jakob Sarafin Montbeliard 30 Aug. 1780 . . . . .               | 428   |

## A n h a n g.

|                                                              |     |
|--------------------------------------------------------------|-----|
| LVIII.—LXXI. Phil. Chrßt. Kayfer an Schleiermacher . . . . . | 429 |
|--------------------------------------------------------------|-----|

## Berichtigung.

S. 71 Z. 8 v. u. lies nicht gekränkt für gekränkt.





